Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v.383

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

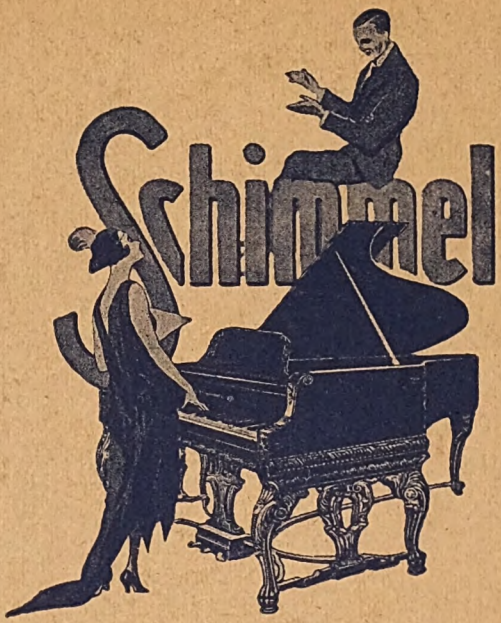
38. Jahrg. / Mai 1924 / 9. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Auslands-Ausgabe mit Export-Anzeiger

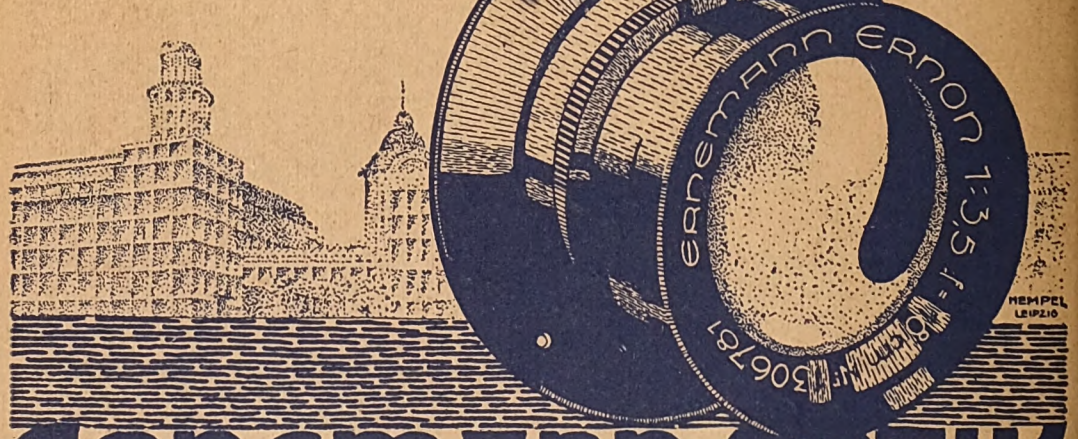
Digitized by Google



Hofpianofabrik

Gegründet 1885

LEIPZIG



ERNEMANN-OPTIK

ERNON 1:3,5

die unübertroffene Optik für schnellste Momentaufnahmen von höchster Brillanz u. gestochener Schärfe.

Prospekte kostenfrei. ERNEMANN-WERKE A.-G. DRESDEN 216.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

053
VE
v.383

Velhagen & Klasings Monatshefte
38. Jahrg. / Mai 1924 / 9. Heft

Der Apfel der Elisabeth Hoff

Roman von Wilhelm Hegeler

Fortsetzung

So war die Vergangenheit verriegelt, und die schmerzlichen, beunruhigenden Erinnerungen waren wohlverwahrt. ‚O besser noch!' dachte Elisabeth. Die Vergangenheit, dieser eine dunkle Bezirk ihres Lebens, an den sie die ganzen Jahre nur mit Scheu, mit Verwirrung und Scham hatte denken können, war nun erhellt und gelüftet, und es war kein Grund zur Furcht mehr vorhanden. Der Mensch, der in ihrer Mädchenzeit einmal die Rolle des Unruhestifters und Störenfrieds gespielt hatte, des sprengenden Schicksals beinah, war zurückgekehrt, war ihr treuer, ergebener und lenksamer Freund geworden. Seine blinde Unbeherrschtheit war gesänftigt in Verehrung, die ihre Grenzen kennt. Und sollte, was dem Scherz, der verhüllten Andeutung verziehn werden konnte, je im Ernst wieder hervorbrechen: sie fürchtete sich nicht, denn sie fühlte sich als die Überlegene. Ja, was er einst ihr nicht geworden war, das wollte sie ihm sein: Lenkerin seines Schicksals.

Aber eines Tages zerbrach seine Leidenschaft diese Riegel, und es offenbarte sich, daß er noch immer der gleiche geblieben war. Seine Sänftigung, seine Beherrschtheit war nur Schein, war wie eine schwankende Lavadecke, welche die Glut von einst wohl hatte verschütten, aber nicht hatte auslöschen können. Ein einziger unglücklicher Augenblick, und das begrabene Feuer flammte wieder auf. Ja, es war Elisabeth, als hätte sie selbst diese trügerische Decke zerstört, indem sie im sorglosen Gefühl der Sicherheit den gefährlichen Bezirken allzunah kam.

Ryseck war an diesem Nachmittag zu ihr gekommen, nachdem er am Morgen eine Autofahrt an die Seen gemacht hatte. Er brachte ihr einen großen Strauß dunkler Rosen mit, die, in einer Vase ausgebreitet, wie eine magisch glühende Sonne das Zimmer durchflammten. Aber mehr noch als diese Treibhauspracht freute sie die Handvoll zierlicher Feldblüten, die er an Wiesenrainen für sie gepflückt hatte.

Die Farben seines Gesichts waren frischer als sonst, eine jungenhafte Ausgelassenheit sprudelte aus seinem Wesen, während er ihr von seiner landwirtschaftlichen Unterhaltung mit einer alten Bauersfrau erzählte. Und als er dann von seinem stillen Hinträumen inmitten der blühenden Wiesen und frisch begrünten Felder sprach, schien aus seinen Augen, seinen Worten das sanfte Licht dieser einkehrstillen Stunden zu strömen.

Er war der Großstadt so überdrüssig, der überhellen, überheißen, bei den künstlichen Erregungen des Spiels vergeudeten Nächte. Er war nach Europa gekommen, weil er Durst hatte nach seinen verschütteten Quellen, weil er sich selbst wiederfinden wollte. Er hatte Sehnsucht nach der Heimat. Das kleine Blankenburg war ja das ursprüngliche Ziel seiner Reise gewesen. Er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, daß er es so ganz vergessen hatte. Er schlug Elisabeth vor, sie sollte mitsamt den Kindern ihn dorthin begleiten. Sie ging darauf ein, wie auf einen reizenden, aber kaum auszuführenden Plan. Aber als sie im nächsten Augenblick bedachte, daß wenige Stationen von Blankenburg entfernt ihre Schwester wohnte, schienen ihr die Hindernisse nicht mehr unüberwindbar.

Das Gespräch kam auf den gemeinsam dort verlebten Sommer, auf ihre Spaziergänge, ihre Picknicks im Walde, ihre Fahrten in tannenbekränzten Leiterwagen. Die Namen alter

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

588672

Digitized by Google

Bekannter fielen; von einigen hatte Elisabeth auch später noch gehört und wußte, was aus ihnen geworden war. Aber während sie einen nach dem andern aus dem fröhlichen Kreise erwähnten, blieb doch ein einziger Name ungenannt. Wohl drängte er sich ihnen manchmal auf die Zunge, aber sie stockten jedesmal, und in der kleinen Stille, die dann entstand, irrten ihre Blicke schuldbewußt voneinander ab.

Aber es nutzte nichts, daß sie den Namen dieses Einen verschwiegen. Auch ungenannt meldete er sich, kam, fortgescheucht, desto aufdringlicher wieder und saß mitten unter ihnen in dem hellen Zimmer, durch dessen geöffnetes Fenster der Kirschbaum seine weißen Blütenfinger streckte, an dem zierlichen Teetisch, wo auf Messing und Silber die Sonne blitzte und der Tee rauchte in den japanischen Tassen ... saß da, ein ungebetener, bleicher, höhnischer Gast.

Länger und länger dehnte sich das Schweigen aus, und die leichte, fröhliche Beschwingtheit ihrer Herzen gerann zu frostiger, grübelnder Beklommenheit, unter der es schwül zuckte von verhaltenen Spannungen.

Nach einer Weile sagte Ryseck in verändertem Ton, er hätte für den Abend zwei Opernplätze genommen. Elisabeth erwiderte, sie könnte leider nicht mitkommen, da ihr Mann ihr etwas diktieren wollte.

„Kann er sich dazu nicht eine Tippmamsell nehmen?"

„Warum? Ich bin ja froh, wenn ich ihm helfen kann."

„Eine schöne Hilfe, die jede untergeordnete Person leisten kann."

„Das wissen Sie ja nicht. Sie sollten meinem Mann lieber dankbar sein, daß er mir so oft erlaubt, ihn allein zu lassen."

„Ich bin ihm auch dankbar. Ich ... bewundere ihn geradezu."

„Was heißt das?" fragte sie gereizt.

„Ich ließe Sie nicht so oft allein ausgehn ... mit einem Freund."

„Lieber Herr Ryseck, mein Mann kennt mich. Aber Sie kennen mich offenbar recht wenig."

„Kennen! Man kennt sich ja selbst nicht. Wie sollte man da einen andern kennen? Noch dazu eine Frau!"

„Wenn Sie in diesem Ton fortfahren, werde ich wohl zum letztenmal mit Ihnen ausgegangen sein. Sie dürfen meine Freundschaft nicht auf eine zu harte Probe stellen."

„Soll das eine Verabschiedung sein?"

„Was es sein soll, hängt ganz von Ihrem Benehmen ab. Nun seien Sie mal vernünftig und fassen den ungebärdigen Jungen tüchtig bei den Ohren."

„Ich kann nicht!" erwiderte er plötzlich ausbrechend. „Ich will's auch nicht mehr. So lange man neben Ihnen hertrabt wie ein getreuer Pudel, ist alles schön und gut. Aber ich bin keine Hundenatur. Auch meine Freundschaft darf man nicht auf eine zu harte Probe stellen."

Angst, Traurigkeit rannen plötzlich wie durch zersprungene Wände in Elisabeths Herz. Aber dann faßte sie sich wieder und streckte ihm mit einem Lächeln die Hand entgegen.

„Hören Sie — ich habe meinen Mann, den ich lieb habe, ich habe meine Kinder, und doch fühle ich mich nicht reich genug, daß der Verlust unserer Freundschaft mir nicht weh täte. Und Sie — sind Sie mit menschlichen Beziehungen so über die Maßen gesegnet, um unsere Freundschaft leichtsinnig aufs Spiel zu setzen?"

„Es gibt keine Freundschaft zwischen Mann und Frau! Ich bin gestern die halbe Nacht durch den Tiergarten gelaufen. Die Bäume rauschten — die Kastanienbäume — erinnern Sie sich an unsere Kastanienbäume? — hoben ihre weißen Blüten wie Liebesfackeln aus dem Dunkel. Neben dem Mond stand jener einsame große Stern. Die Luft war so weich, so weich ... wie damals! Erinnern Sie sich, Elisabeth?"

„Ich erinnere mich nicht," versetzte sie hart. „Für mich gibt's keine Vergangenheit."

„O wirklich? Welch eine Blasphemie! Ich sage Ihnen, es gibt nichts als Vergangenheit und Zukunft. Die beiden sind verkettet durch ein unlösbares Band. Was ist die Zeit? Das Maß unseres Gefühls. Ein Jahr, zehn Jahre bedeuten nichts — bedeuten gestern, wenn unser Gefühl es so will. Elisabeth —"

„Das alles mag sein. Aber ich — ich will nicht. Ich will an die Vergangenheit nicht erinnert sein. Verstehn Sie! Ich will nicht!"

Er atmete tief, als söge er wollüstig diese von Erregung bebende Stimme in sich ein. Die Leidenschaft hatte alle Schatten seiner Züge vertieft, das ganze Blut schien aus dem blassen Gesicht in die Lippen zusammengeströmt. Seine Haltung war die eines hingegebenen Glückes und verriet doch lauernde Gespanntheit, und das funkelnde Schwarz seiner Augen strahlte eine wilde Herausforderung aus.

„Sagen Sie noch einmal: ich will nicht!" flüsterte er.

„Warum?"

„Es klingt so berauschend. Es gibt keinen süßeren Kampfruf als dies steile Ich will nicht! einer Frau."

Als hätte eine plumpe Hand alle lieblichen Bilder der Zukunft ausgelöscht, wurde es

Digitized by Google

einen Augenblick dunkel in Elisabeth. Aber rasch blickte sie wieder auf und sah Ryseck gelassen an: „Also, wenn Sie nicht anders wollen, dann erinnern Sie mich. Sprechen Sie von der Vergangenheit! — Ich höre."

„Sie haben eine Art ..." murmelte er.

„Wie denn? Ich sage Ihnen, daß ich nicht erinnert sein möchte. Das fassen Sie als eine Lockung auf. Ich tue Ihnen den Willen. Nun scheinen Sie beleidigt. Ist es nicht so?"

„Wahr! Wahr! Aber eine Frau lügt nie abgründischer, als wenn sie die Wahrheit sagt."

‚Könnte ich ihm doch die Wahrheit sagen!' durchfuhr es sie. ‚Könnte ich ihm sagen, daß ich ihm alles Glück, alle Liebe ... meiner Schwester wünsche.' Und sie suchte nach klug und zart andeutenden Worten.

Währenddem hing sein Blick an dem unter den letzten Löckchen halb beschatteten Stückchen ihres Halses, an der weichen Rundung ihrer Wangen. Es war noch etwas anderes als Begierde, was dieser Anblick erregte. Es war die Vorstellung einer unsagbar süßen, einer fast unentdeckten Unschuld, die in ihm erweckt wurde und die das Gefühl seiner eigenen Zerrissenheit noch steigerte. Aber unbewußt gegen diese Empfindung sich wehrend, erhob er die alte Anklage gegen sie, pochte auf das Recht des unbefriedigten Gläubigers, in dieser Verwechslung des herrischen Mannes, der in seinem leidenschaftlichen Verlangen zugleich sein Recht sieht.

„Die Vergangenheit scheint sich doch nicht so leicht wegeskamotieren zu lassen, Frau Hoff. Wir werden wohl von ihr sprechen müssen, ob wir wollen oder nicht. Die Vergangenheit will es. — Gestern war alles mit so unsinniger Gewalt wieder lebendig in mir. Und heute — eben drängte sich sein Name uns ja auf die Zunge. Wir wollten schon von ihm sprechen, auch Sie wollten es, von ihm, dem dritten im Bunde. Hellborn! Er ist tot. Ein Brief an ihn kam zurück: Adressat verstorben. Aber auch tot, lebt er noch. Wie die ganze Vergangenheit. Sprechen wir doch von ihm! Wie gesagt, ich schrieb mal an ihn. Auch an den Gastwirt Schmundt habe ich geschrieben und ebensowenig eine Antwort bekommen. Haben Sie später je wieder etwas von Hellborn gehört?"

„Ich hörte nur, daß sein Adoptivvater —"

„Sein Adoptivvater? Der alte Herr von Hellborn war sein richtiger Vater. Wußten Sie das nicht? Ja, glauben Sie, ein so hochmütiger und eigensinniger Aristokrat wie dieser Rittergutsbesitzer hätte den Jungen aus purer Menschenliebe zu sich genommen? Er war sein Sohn, aus einem Verhältnis mit einer Schauspielerin oder Kunstreiterin. Der Gastwirt Schmundt war nur Atrappe. Aber was haben Sie gehört?"

„Als ich längst fort war, schrieb mir eine Bekannte, der Herr von Hellborn hätte sich mit seinem Sohn überworfen."

„So? Überworfen! Dann wird der arme Teufel von Einäugigem ihm als Erbe nicht gepaßt haben. Wie mag sein Leben geendet haben? Vielleicht ist er in die Schmundtschen Ursprünge wieder zurückgesunken ... und es schien ihm eine so glänzende Zukunft zu blühn. — Also ihm selbst sind Sie nie wieder begegnet?"

„Nie!"

„Haben auch nichts weiter von ihm gehört?"

„Nichts! Nichts! Nur was ich Ihnen erzählt habe."

„Er hat nie an Sie geschrieben?"

„Nie! Was sollte er mir auch schreiben?"

„Gott, allerhand. Er hat Ihnen auch nichts zurückgeschickt?"

„Nein! Ich habe ihm auch nichts gegeben, was er mir hätte zurückschicken können."

Rysecks Blicke glitten wie mit unsichtbar krallenden Fingern über sie hin. Jede seiner Fragen griff an ihr Herz, ließ es in leiser Spannung erzittern. Sie kam sich vor wie unter einem Verhör.

„Merkwürdig!" murmelte er. „Sie erinnern sich doch auch genau? Sie müssen Ihr Gedächtnis anstrengen. So leichten Kaufes kommen wir von der Vergangenheit nicht los."

„Ich erinnere mich genau. Ich habe nie im Briefwechsel mit ihm gestanden. Ich habe ihm nie etwas gegeben, was ich hätte zurückverlangen können, was ihm auch nur den Schein eines Rechtes auf mich gegeben hätte. Niemals habe ich ihm die geringste Hoffnung gemacht."

„So wenig wie mir!" höhnten Rysecks zerwühlte Lippen.

„Jawohl, so wenig wie Ihnen!" warf sie ihm entgegen. Ihre Augen sprühten ihn an. „Wollen Sie behaupten, daß ich Ihnen je ein Wort gesagt habe —"

„Es zählen nicht nur die Worte, die man sagt, auch die man anhört," unterbrach er sie. „Aber lassen wir das einstweilen. Gehen wir Schritt für Schritt vor! Wir wollen doch das Dunkel erhellen. Sie erinnern sich doch an die Ballnacht?"

„Gewiß erinnere ich mich. Es war ja gar kein Ball, sondern eine Sonnwendfeier."

„Jawohl. Der Tanz war eigentlich Nebensache. Für Sie improvisiert. Wir tanzten in dem dunklen Saal, den nur der Schein des Feuers beleuchtete, wir drei —"

„Es tanzten noch andere Paare außer uns."

Digitized by Google

„Aber wir beide tanzten nur mit Ihnen. Der, welcher wartete, zählte die Runden. Und dann bat ich Sie, mit ins Freie zu kommen."

„Sie wollten mir den Sternhimmel erklären."

„Den Sternhimmel, jawohl. Wir schlüpften hinaus, trennten uns im Menschengewühl. Am Eingang der Kastanienallee fanden wir uns wieder. Erinnern Sie sich an die Kastanien? Wie ihre vielarmigen Leuchter strahlten? Wir liefen die Anhöhe hinauf. Und da oben auf der Steinbank habe ich Ihnen den Sternhimmel erklären dürfen, den Himmel, an dem über dem Mond nur ein einziger Stern strahlte. — Ich gab ihm Ihren Namen. — Elisabeth, erinnern Sie sich, daß ich Ihnen damals von Liebe sprach?"

„Ich sagte, Sie sollten schweigen."

„Aber dann ließen Sie sich von mir küssen."

„Das ist nicht wahr. Im Gegenteil, ich riß mich los. Ich sprang auf."

„Ja, Sie sprangen auf, weil Sie sich erschrocken hatten. Denn hinter einem Baumstumpf hatten Sie sein Gesicht gesehn."

„Wessen Gesicht?" fragte sie verwirrt. „Sie sagten doch, ich hätte mich getäuscht. Es wäre gar nicht Hellborn gewesen. Nur ein Schatten."

„Sie hatten sich nicht getäuscht. Ihn hatten Sie gesehn, der uns nachgeschlichen war und uns belauerte. Haben Sie es auch später nie geahnt?"

„Ich weiß nicht," murmelte sie bleich und verwirrt. „Vielleicht habe ich es geahnt. Aber nicht damals. Damals war ich erschrocken, am meisten über Sie. Sie werden sich erinnern, wie ich hinunterlief zu meiner Mutter."

„Ja, ja," sagte er höhnisch. „Sie hatten es plötzlich sehr eilig. Ich dachte bei mir: ‚Jetzt, wo uns beide das Feuer verbrennt, bringt sie sich in Sicherheit.' — Aber, Elisabeth, seien Sie doch ehrlich: war es denn an jenem Abende zum erstenmal, daß ich ... von dem einsam strahlenden Stern sprach? Herrschte nicht zwischen uns ein so warmes —"

„Gewiß, Sie waren mir nicht gleichgültig. Ich war sehr stolz auf Ihre Freundschaft. Aber was Sie sonst sagten, nahm ich nicht ernst. Sie wußten doch, daß ich verlobt war."

„Und gerade an dem Tage — nein, schon einen Tag früher war das Bild Ihres Verlobten von Ihrem Schreibtisch verschwunden."

„Ich habe es nicht fortgenommen!"

„Nein, ich. Aber Sie ließen es, wo ich es hingestellt hatte, in der Ecke zwischen den Familienbildern. War es nicht so?"

Unbeweglich sah sie ihn an. Sie vermochte es nicht zu leugnen. Sie hatte an ein Versehn des Mädchens geglaubt. Aber in der Verwirrung und Unsicherheit ihres Gefühls hatte sie es als ein Schicksalszeichen genommen.

„Und erinnern Sie sich, daß Sie an demselben Tag auch Ihren Ring abgelegt hatten?"

„Das war ein Zufall! Ich schwöre Ihnen. Ich hatte mich am Finger geritzt."

„Zufall oder Schicksal. Es kommt ja nur auf die Folgen an. Und er — Hellborn — wollte ein Bild von Ihnen bekommen haben."

„Von mir? Ich habe ihm nie eins gegeben. Ein Bild?"

„Ein kleines rundes Bild. Nur Ihr Kopf, aus einer größeren Photographie herausgeschnitten."

„Mein Gott, es kann sein," murmelte sie. „Ich ahnte ja nicht. Er bettelte so darum —"

„Sehn Sie! Ja ... dieses Bildes wegen habe ich ihn gehaßt. Denn wir waren damals schon Todfeinde, unter der Maske der Freundschaft natürlich. Todfeinde, wie nur Freunde es werden können, wenn sie Nebenbuhler geworden sind. Und in der Nacht nach der Feier kam's zur Entladung. Wir zechten zusammen und beschimpften uns. Ich haßte ihn, weil er uns heimtückisch aufgelauert hatte, er mich, weil ich Sie entführt hatte. An Ihren Bräutigam dachten wir nicht. Der war ja in Afrika. Wir sahen nur uns beide, und daß einer von uns zu viel war. Da beschlossen wir — entrüsten Sie sich nur! — unser Glück aufs Spiel zu setzen."

Ihre Augen sprühten hell auf.

„Was taten Sie?"

„Wir haben um Sie gewürfelt. Warum soll man nicht um die Liebe würfeln? Die Liebe ist ja selbst nur ein Glücksspiel. Der Gewinner sollte sich weiter um Sie bewerben, der Verlierer zurücktreten. Drei Würfe sollten entscheiden. Er fing an, und ich, nach dem dritten Wurf sah ich ... noch drehte der verdammte Würfel sich um sich selbst, als wollte er mich verhöhnen, aber ich sah, daß ich vielleicht mit einem Auge verlieren sollte, da —" Ryseck sprang auf, streckte die Arme aus, machte eine Bewegung des Hebens — „habe ich den Tisch genommen und auf den Boden gehauen, daß alles, was drauf lag, in Scherben ging. Er packte mich an die Kehle. Daß wir uns losließen, nach Haus liefen und die Pistolen holten, das war in unserer wahnsinnigen Wut noch ein Überrest von Konventionellem, der mir hinterher kaum begreiflich erschien. Am liebsten hätten wir uns auf der Stelle erwürgt. — Im Walde haben wir dann aufeinander losgeschossen. Er behauptete nachträglich, ich hätte auf ihn ge-

Digitized by Google

zielt. Aber das ist nicht wahr. Ich habe so wenig gezielt wie er. Es war nur ein Zufall, ein splitternder Ast, der sein Auge durchbohrte. — So ist das alles gewesen."

Er warf sich zurück und, zitternd wie unter dem frischen Eindruck von etwas eben Geschehenem, bedeckte er mit seiner Hand sein Gesicht. Aber der heftigen Erregung folgte sofort eine tiefe Erschöpfung. ‚O ich Narr,' dachte er, ‚ihr das alles zu erzählen! Welch ein Wahnsinn, auf ein Recht in der Liebe zu pochen? Nichts, nichts von allem hat sie gehört als das eine, daß ich um sie gewürfelt habe. Und jetzt verabscheut sie mich wegen meiner Roheit.'

Aber welche Empfindungen Elisabeth auch durchwogt hatten, in diesem Augenblick erfüllte sie nur die eine: aufrichtig sein zu müssen. So bis zum letzten aufrichtig, wie er es gewesen. Aber wenn sie sich schuldig sprach und zugab, sie hätte das alles gewußt, so bezichtigte sie sich zu Unrecht. Wenn sie es leugnete, so log sie. Wie war es gewesen? Alle Lichtkraft ihrer Erinnerung richtete sich auf den Augenblick, als die Nachricht von dem Unfall sie erreicht hatte. Sie sieht im Geist das Gesicht des Verwundeten ... die blutige Höhle, wo eben noch ein Auge geglänzt hatte. Aber dem ersten Grauen folgt das Mitleid mit dem Täter. Wie muß ihm zumut sein, der diesen furchtbaren Eindruck von seinem Gewissen nie wieder los wird! Und da — wirklich schon da oder erst später? — ist der Gedanke gegen sie angesprungen, sie könnte die Ursache dieses Streites sein. Sie hat ihn sich so erklärt, daß Ryseck, erregt über ihre Flucht, seinen Zorn an dem andern hat auslassen müssen. Nur um ihn haben ihre Gedanken gekreist.

„Nie habe ich Hellborn Hoffnungen gemacht. Er war für mich irgendein Leutnant. Ein Sammelbegriff. Der gewöhnliche Umgang. Ich aber hatte das Außerordentliche kennen gelernt. Ich war freundlich zu ihm, weil er Ihr Freund war. Er machte mir Liebeserklärungen. Aber das taten sie alle. Ich merkte, daß Sie eifersüchtig aufeinander waren. Aber vor allem sah ich doch Ihre Freundschaft. Ich glaubte, das Band zwischen Ihnen sei stärker als das Gefühl zu mir. Anfangs leitete mich der Gedanke, Sie zu verlieren, wenn ich ihn zurückstieß. Sie schwärmten ja so von ihm! Später war auch Eitelkeit mit im Spiel. Wenn Sie mich allzusehr duckten, dann spielte ich ihn aus, und Sie wurden klein. Aber die letzten Tage war ich in solcher Bedrängnis, so verwirrt — ich fühlte die Gefahr und konnte doch nicht zurück. Als ich mit Ihnen den Spaziergang machte, ahnte ich, was kommen würde, aber als es dann wirklich kam, ergriff mich die Angst. Ich lief fort. Aber in der Nacht, als ich allein war, dachte ich, wenn er nur mit mir gespielt hat, bin ich tief unglücklich. Wären Sie am nächsten Morgen gekommen, wer weiß ... Aber Sie kamen nicht. Statt dessen erfuhr ich von dem schrecklichen Unglück. Und dann der letzte Tag. Der kurze Abschied. Sie so verstört. Ihre Erklärung: ein Streit beim Jeu. Kein Wort weiter."

„Ich hatte ihm Schweigen versprochen. Ich hatte ihm auch versprochen, Deutschland zu verlassen. Er benahm sich ja wie ein Unsinniger. Er wollte meinen Versicherungen, daß ein splitternder Ast ihn getroffen hatte, nicht glauben. Er behauptete immer wieder, ich hätte absichtlich auf ihn gezielt. Und ich — ich war einfach zusammengebrochen. Ich kam mir vor wie ein Mörder. Schlimmer beinah. Denn eine Zukunft vernichten, ist ja fast schlimmer als ein Leben zerstören. — Ja, das war meine Schuld: nicht, wie ich damals glaubte, der unglückliche Zufall, der ihm das Auge kostete, sondern daß ich nicht trotz allem an Ihnen festgehalten habe, an dem Menschen, der mir bestimmt war. — Aber das weiß ich, hätte Ihre Hand sich an dem Morgen ein einziges Mal nach mir ausgestreckt, ich hätte mein Glück erkannt. Aber Ihre Hand lag so kalt und unbeweglich in Ihrem Schoß ... und sie trug den Ring. Ich sah nur den Ring. — Elisabeth" — seine Stimme sank zu einem kaum hörbaren Flüstern hinab — „ist dieser Ring wirklich unlöslich?"

„Unlöslich!" gab sie ebenso leise zurück.

Schweigen entstand, ein langes, trostloses und wie totes Schweigen, das den Raum um die beiden von der nahen, sonnigen und tönereichen Außenwelt abgründig schied und selbst die Kleinigkeiten, wie die Neige des Tees in den Tassen, die Kuchenkrümeln auf den Tellern, das erloschene Stückchen Zigarette zu Übermittlern einer Traurigkeit machte, die sich wie graue Asche auf ihre Herzen legte.

Endlich erhob Ryseck sein Gesicht, und das skeptische Lächeln, das es sonst trug, voll aromatischer Bitterkeit, war zur Hefe eines gramvollen Hohnes geworden.

„Ich bin schon der rechte Narr des Schicksals. So nah dem Glück und wagte nicht zuzugreifen — aus Feigheit des Gewissens."

Elisabeth richtete sich auf: „Ich bin glücklich, daß ich Ihnen alles gesagt habe. Ich wollte es meinem Mann beichten und habe es nicht gekonnt. Vielleicht war es so bestimmt, daß es zwischen uns bleiben sollte. — Aber ich muß Ihnen noch etwas sagen."

Sie ergriff seine Hand. Nie hatte ihr Auge heller und reiner geblitzt als jetzt, während

Digitized by Google

sie rasch mit den Wimpern die störenden Tropfen entfernte.

„Ich fühle mich nicht vom Schicksal genarrt. Ich bin ihm dankbar, daß es mich davor bewahrt hat, dem wehe zu tun, dem ich zuerst mein Herz gegeben habe und dem es noch immer gehört. Ihnen aber möchte ich alles sein, was ich sein kann: die beste Freundin, der an Ihrem Glück ebensoviel liegt wie an meinem eigenen."

„Ich habe kein Talent zum Glück."

„Aber vielleicht habe ich ein bißchen. Man kann für andere ja immer besser sorgen als für sich selbst. Wollen Sie mir vertrauen?"

Sie lächelte. Das süße verwirrende Lächeln von einst, voll Schalk und Geheimnis, und doch nicht das sich selbst rätselhafte Mädchenlächeln von einst, sondern das sein Geheimnis umspielende Lächeln der wissenden Frau. So nahe war sie ihm in diesem Augenblick, daß er ihren Atem wie eine Liebkosung zu fühlen glaubte.

„Seien Sie mein guter Genius!" murmelte er verwirrt.

⁂ ⁂ ⁂

Nie war Elisabeth mit Ryseck einen Abend ausgegangen, ohne am nächsten Tag zu versuchen, ihren Mann durch verdoppelte Fürsorge und Zärtlichkeit für die Stunden der Einsamkeit zu entschädigen. Aber sie merkte bald, daß er sie gar nicht entbehrte, daß er im Gegenteil froh war, wenn sie ihn allein ließ. Sein seltsames Benehmen machte ihr Sorge. Er, sonst so gütig und gerecht, war in der letzten Zeit gegen die Kinder von einer Reizbarkeit, daß diese sich scheu vor ihm zurückzogen. Was ging in ihm vor? War er krank? Wollte er ihr durch sein Verhalten zu verstehn geben, daß er ihren Verkehr mit Ryseck nicht wünschte? Aber auf alle ihre Fragen gab er nur die Antwort: seine Arbeit! Er hatte eine sehr wichtige Arbeit vor, die seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Er war nicht krank. Er fühlte sich im Gegenteil in besserer Stimmung als je. Nur gestört wollte er nicht sein.

Elisabeth nahm sich vor, ihn in Ruhe zu lassen. Aber was war das für eine Ehe? Kaum daß sie bei den Mahlzeiten einige Worte miteinander wechselten. Abends ging er später als sie zu Bett, stand morgens vor ihr auf. Ein Fremder, der gezwungenermaßen ihr Schlafzimmer teilte, konnte nicht zurückhaltender sein.

Trotz ihrem Vorsatz ließ sie sich eines Tages von ihrer Erregung überwältigen. Sie bat ihn unter Tränen, ihr zu sagen, was er gegen sie hätte. Er gab dieselbe Antwort wie stets. Fügte einige knappe, begütigende Worte hinzu: sie möge nur Geduld haben. Wenn seine Arbeit erst beendet sei, würde alles so werden wie früher. Aber seine Haltung dabei war von einer unangreifbaren Ferne, sein Gesicht so kalt, in seinen Augen lag ein fast feindseliger Ausdruck — Elisabeth fühlte sich tiefer verletzt, als wenn er sie noch so rauh angefahren hätte.

Es stand aber so mit Hoff. Die Inkubationszeit, deren Dauer schwankte, war fast schon vorüber. Wenn er auch noch keine direkten Anzeichen der Krankheit feststellen konnte, so fühlte er doch die geheimnisvolle Wirkung der Keime schon in seinem Körper. Er sagte sich, daß es eigentlich seine Pflicht sei, schon jetzt das Krankenhaus aufzusuchen. Aber das hieß, auf die Vollendung seiner Arbeit verzichten. Er hoffte, durch seine Willenskraft die Wirkung des Giftstoffes hintanhalten zu können. Aber — und das war seine furchtbare Sorge — barg er nicht jetzt schon Ansteckungsgefahr in sich? Darum verursachte die Nähe seiner Frau und seiner Kinder ihm solche Pein.

Eines Nachts wachte Elisabeth auf und fand das Bett ihres Mannes leer. Sie sah nach der Uhr. Es war gegen drei. Einen Augenblick lag sie noch unschlüssig. Dann erhob sie sich. Es ging doch nicht an, daß Roland sich durch diese sinnlose Nachtarbeit ruinierte.

Leise öffnete sie die Tür seines Arbeitszimmers. Es war dunkel. Über der Stuhllehne hing sein Anzug. Er selbst lag halb entkleidet auf der Chaiselongue.

Ein solcher Zorn ergriff sie, daß sie ihn wachrütteln wollte. Aber sie dachte an den Abend, da er ihrer werbenden Zärtlichkeit so kalt begegnet war. Sie wollte sich nicht Mißverständnissen aussetzen. ‚Wie eine ansteckende Kranke meidet er mich ...' dachte sie.

Sie blieb sitzen, bis der Morgen heraufdämmerte, in sich zusammengekauert, frierend und noch kälter aus ihrem Inneren durchfröstelt. Ihr Frauenleben war zu Ende. Sie hatte das Gefühl, ihr Haar wäre ergraut und ihr Körper verwelkt.

Am nächsten Morgen erklärte Hoff ihr kurz, er möchte von nun an in seinem Arbeitszimmer ein Nachtlager aufgeschlagen haben. Er fürchte, durch sein spätes Zubettgehen ihren Schlaf zu stören.

„Du störst mich wahrhaftig weniger als durch solche Maßnahmen."

„Aber mir ist es so bequemer. Ich habe meine Gründe."

„Wie du willst."

Das waren die letzten Worte, welche die beiden allein miteinander wechselten. Denn am nächsten Tag wiederholte Ryseck seine Bitte, Elisabeth und die Kinder möchten ihn

Digitized by Google

auf der Fahrt nach Blankenburg begleiten. Elisabeth willigte ein und fragte, ob es ihm recht wäre, wenn sie auch Margret dorthin bestellte? „Wenn's Ihnen Freude macht, freut's auch mich," erwiderte er lächelnd.

Auch Hoff gab seine Zustimmung. In sein versteintes Gesicht kam sogar etwas wie ein Schimmer von Freude, als er diesen Plan hörte.

Noch am selben Abend schrieb Elisabeth an die Schwester und bat sie dringend, nach Blankenburg zu kommen.

Am Abend vor der Abreise sprach Ryseck noch einmal im Hause vor. Er traf nur den Professor, der auf dem Balkon Luft schöpfte. Es hatte am Nachmittag ein Gewitter gegeben. Noch blitzte es in der Ferne.

Die beiden sprachen vom Wetter. Ryseck beobachtete Hoff. Der Mann sah mitgenommen aus. Überarbeitet offenbar.

„Immer noch so fleißig?" fragte er.

Hoff nickte nur.

„Da wird das neue Serum wohl bald auf den Markt kommen?"

„Es handelt sich um eine rein theoretische Arbeit."

„Schade. Ich dachte schon, man könnte mit Ihnen ein Geschäft machen."

„Mit dem, was ich schreibe, wird kaum ein Geschäft zu machen sein. Vielleicht später einmal. Aber ich werde es wohl nicht mehr erleben."

„Wäre nicht mein Fall, so eine Art Arbeit! Ich will Erfolg sehn."

„Erfolg — wer erlebt den Erfolg seiner Arbeit? Die wenigsten. Wir leben alle von der Vergangenheit und arbeiten für die Zukunft."

„Versteh ich nicht recht."

„Verstehen Sie nicht? Unsere ganze Zivilisation, alles, was wir haben, das meiste, was wir sind, beruht auf der Arbeit derer, die vor uns waren. Wir genießen ihre Früchte. Da ist es nicht mehr als recht, daß wir selbst für die arbeiten, die nach uns kommen."

„Ich denke, die Leute vor uns haben vor allem mal an sich gedacht," erwiderte Ryseck. „Sie haben ihr Glück erstrebt, ihre Freuden gesucht, ihre Dummheiten gemacht und sind sich dabei als ein Gipfel und eine Vollendung vorgekommen. Wären wir alle nur Lasttiere am Wagen der Zukunft, das Leben wäre so grau wie der Pfad, auf dem des Müllers Esel traben."

„Lasttiere am Wagen der Zukunft — ein unerfreuliches Bild. Und doch, recht verstanden, kann man sich nichts Besseres wünschen."

„Lieber Herr Hoff, vergessen Sie nur nicht, daß zwischen gestern und morgen das Heute liegt und versäumen Sie über Ihren Enkeln nicht Ihre Frau und Ihre Kinder. Wenn ich eine schöne, junge Frau hätte wie Sie —"

„Was täten Sie dann?"

„Ich wüßte jedenfalls, was ich täte, und fragte nicht erst."

Während ein Blitz das Dunkel einen Augenblick erhellte, sah Ryseck, wie des Professors Augen in quälenden Zweifeln auf ihn gerichtet waren.

„Ich brauche mir wegen der Fahrt doch keine Sorgen zu machen?" sagte er plötzlich. „Sie sind sich Ihrer Verantwortung bewußt?"

„Keine Gefahr!" lachte Ryseck. „In ein paar Tagen sind wir wieder zurück."

„In ein paar Tagen kann viel geschehn."

‚Ahnte der Mann, was er sich selbst kaum anvertraute,' dachte Ryseck plötzlich. ‚Wollte er Dämmerungen ins helle Licht des Bewußtseins beschwören?'

„Was sollte in diesen Tagen wohl geschehn?"

„Am liebsten führe ich mit," sagte Hoff versonnen. „Von allem sich losmachen, das Morgen vergessen, dem Heute leben ..." er holte tief Atem — „ach ja, das wäre schön. Aber —" unter einem neuen Blitz zuckte er zusammen, und seine Hand fuhr in jähem Schmerz von der Stirn über den Kopf. „Dies elende Gewitter macht einen ganz nervös. Da hat man manchmal so kuriose Gedanken. Aber warum gleich das Schlimmste fürchten?" Und die Hand, die sich eben noch auf das Hinterhaupt preßte, Ryseck entgegenstreckend, sagte er in seltsamer Bewegung: „Sie denken vielleicht, meine Frau wäre mir gleichgültig, weil ich sie so oft allein lasse? Aber manchmal ist eine Trennung notwendig. Und nicht wahr, Sie nehmen sich ihrer an als ein Freund?"

„Well, ich werde tun, was ich kann," erwiderte Ryseck, dem dieser Gefühlsausbruch nicht recht verständlich war, etwas kühl.

Eine Weile noch saßen die beiden Männer, von der Dunkelheit eingesponnen und von ihren verworrenen Gedanken. Dann und wann flammte ein Blitz auf und riß ein fahles Stück Landschaft aus dem Dunkel: wie das bleiche Gesicht des Todes erschien's dem Professor. Ryseck aber, der, von heißen Wünschen und Hoffnungen belebt, in diesem Augenblick den Tod als unwirkliches Phantom verlachte, sah in das dunkle Morgen wie in eine grell aufflammende Gegenwart.

Als nach einiger Zeit Elisabeth zurückkam, verließ Hoff sofort den Balkon und ging in sein Arbeitszimmer.

⁂ ⁂ ⁂

In früher Morgenstunde saß Elisabeth mit den schwatzenden Kindern am Frühstückstisch.

Digitized by Google

Ralf drängte seine Schwester zur Eile, die Mutter verbot das Hasten.

„Doch! Doch!“ versicherte Ralf. „Es ist die höchste Zeit. Gleich wird's sechs schlagen.“

„So pünktlich wird Herr Ryseck wohl nicht kommen.“

„Doch! Er hat mir gestern noch gesagt, bei Verabredungen mit dir ist er immer pünktlich.“

Als sollten seine Worte bestätigt werden, brummte nach kurzer Zeit draußen die Huppe. Die Kinder stürzten hinaus. Elisabeth folgte ihnen. Auf dem Gange begegnete sie ihrem Manne, der eben jetzt sein Zimmer verließ. Er hatte ungewöhnlich langsam Toilette gemacht.

Einige Minuten waren ausgefüllt mit Begrüßen, Hin- und Herlaufen, Mäntelanziehn. Elisabeth trat auf ihren Mann zu, und alle Vorwürfe ihres Herzens zurückdrängend, suchte sie mit einem Blick voll Innigkeit die starre Fremdheit seiner Augen zu erweichen.

„Leb wohl, Lieber! Laß es dir gut gehn! Denke freundlich an mich!“

Sie hatte seine Hände ergriffen, ihr Kopf neigte sich ihm entgegen, ihr Mund, eine stumme, fast ängstliche Zärtlichkeit aushauchend, suchte den seinen, ihr ganzer Körper war eine Bewegung des Anschmiegens, die jedoch zerbrach an dem kaum spürbaren, aber unüberwindlichen Gegendruck, womit er sie von sich fern hielt. Die Lippen schließend, näherte er sie rasch ihren Schläfen, berührte kaum die letzten Haarspitzen und stand in sich zurückgewichen, während das gequälte Lächeln den Zwang, den er sich angetan hatte, mehr verriet als verbarg.

Schon ratterte der Motor, die Maschine schnellte vorwärts. Die Kinder ließen die Taschentücher flattern, ihr helles Gekreisch vereinigte sich mit der Stimme des Dienstmädchens. Ein Hündchen sprang kläffend dem Wagen nach. Ein Wirbel von Bewegung hatte alle erfaßt, außer dem einen, nach dem Elisabeth sich noch ein letztes Mal umwandte. Flehend und antwortheischend umfing sie die standbildhafte Gestalt, aber ihr Blick glitt ab von den spiegelnden Brillengläsern, und ihr dürstendes Herz verbrannte sich, wie an einem verdorrten Brunnen, an diesen Zügen, die kein innerer Quell belebte. Da sank sie auf ihren Sitz zurück und überließ sich ihren bitteren Gefühlen.

Nach einer Weile erwachte sie aus dem Halbschlummer, worin der brausende Luftstrom sie eingelullt hatte. Braune, glänzende Äcker umgaben sie, von zitterndem Sonnenblust überrieselte Kornfelder, Wiesen voll Schlüsselblumen, gelb flammende Rapsbreiten; aus der Ferne leuchtete der rote Rock einer Bäuerin. In der Luft war ein Singen und Klingen und eine solche Fülle von lichtem Blau, daß ihr Blick, den eben noch Trauer und Bitterkeit umdunkelt hatten, wie in süßer Blendung ertrank.

„Haben Sie ein wenig geruht?“ fragte Ryseck.

„Ich glaube beinah, ich habe geschlafen.“

Sie beugte sich vor und gab ihrer kleinen Tochter einen herzhaften Kuß.

Als sie eine wehende Locke unter ihren Schleier zurückschieben wollte, bat er: „Lassen Sie doch!“ und fügte leiser hinzu: „Sie sind so schön!“

Schön — jung — geliebt — es war, als wenn alles in der weiten Runde sich wiegte im Rhythmus dieser drei Worte. Mit tröstlicher, jubelnder Beglückung, in die zugleich etwas wie eine leise Drohung klang, stieg in ihr das Gefühl auf, daß der Freund sie nicht zurückstoßen würde wie eine ansteckende Kranke. Einen Augenblick überließ sie sich der Vorstellung, wie sie sich zu ihm hinunterbeugte, fühlte die gewaltsame Umpressung seiner Arme und den heißen saugenden Druck seiner Lippen auf ihren. Es glich einem sekundenkurzen, schwindelnden Fall, aus dem sie sogleich erschrocken wieder emportaumelte.

Sie gab sich anderen Träumereien hin. Heute abend würden sie Margret treffen. Sie sah die Schwester vor sich, ihr verjüngtes Ebenbild, so schlank, so behend, so morgenfrisch, wie sie einst gewesen war. Die beiden mußten einander gefallen. Vielleicht würde anfangs eine gewisse Fremdheit zwischen ihnen bestehn. Sie kannte Margrets Art, die jede wärmere Regung so gern unter kühler Spottlust verbarg. Ryseck aber würde vielleicht anfangs in der Schwester die störende Dritte sehen. Elisabeth erlebte im voraus das erste, etwas gezwungene Beisammensein zu dreien, wenn Ryseck über die Schwester weg das Wort an sie richtete. Dann mußte sie die Vermittlerin spielen, mußte eine Gelegenheit finden, um die Schwester aus sich herauszulocken und wirken zu lassen. Würde es leicht sein oder schwer? Wenn nun Margret sich absichtlich zurückhielt, indem sie bei Elisabeth ein wärmeres Interesse für Ryseck voraussetzte und ihr nicht Grund zur Eifersucht geben wollte? Margret aber in den Plan einweihen, das hieß, sie von vornherein aufsässig machen, zum hochmütigen Rührmichnichtan. Ach, wie viel Verwirrungen, wie viel Überraschungen konnte es noch geben und was für Listen mußte sie vielleicht aufwenden, ehe ihr das Spiel gelang! Denn daß es gelingen würde, davon war sie fest überzeugt. Der Augenblick würde kommen, wo Ryseck den Blick von ihr abwandte zur Schwester hin, wo die scherzenden Worte über sie wegflat-

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

terten, wo sie die dritte sein würde, die ausgeschaltet war in dem heißer werdenden Spiel zu zweien ... Dieser Augenblick wird kommen, und sie fühlt schon im voraus die spannende Erwartung, das Glück und den leisen, eifersüchtigen Schmerz dieser Minute. Und ein anderer Augenblick wird ihm folgen, ein Augenblick des verräterischen Schweigens. Ein Blick ist gewechselt, ein Wort gefallen, und plötzlich wird es still ... so still, daß man meint, der eigene Herzschlag müsse vom andern gehört werden. Aber kein Herz wird so heftig pochen wie das ihre, und sie weiß nicht, bedeutet es Freude oder Schmerz, dies stürmische Hämmern, das sie im voraus empfindet.

Aber was kann sie Besseres wünschen, als daß der Freund und die Schwester sich finden! Und ihre Phantasie setzt das Spiel fort, indem sie sich ausmalt, wie die beiden zu irgendeiner Stunde sie allein lassen und sich fortstehlen, ein bißchen verlegen und schuldbewußt. Ryseck wird die Sache sehr fein, wie er glaubt, einfädeln, wird einen klug ausgedachten und ach, so lächerlich durchsichtigen Vorwand finden, und sein verliebtes Gesicht wird seine erkünstelte Harmlosigkeit Lügen strafen, während er zugleich überzeugt ist, ein Meister der Verstellungskunst zu sein. Margret aber — nichts, nicht das geringste wird ihr anzumerken sein, und sie wird doch wissen, daß die Schwester alles durchschaut hat ... Sie gehen. „In fünf Minuten sind wir wieder da," sagen sie. Aber sie sind in einer Stimmung, wo das Herz die Stelle der Uhr vertritt. Fünf Minuten — das bedeutet für die beiden den Beginn einer neuen Zeitrechnung. Sie schlendern langsam, schweigsam zu irgendeinem einsamen Fleck, lagern sich, und nach einer kurzen, bänglichen Stille wird Ryseck zu sprechen beginnen, und alle zärtlichen, heißen, überschwenglichen Worte, die sein Herz für Elisabeth aufgesammelt hat, werden nun den Weg zu Margrets Herzen finden. Glückliche Schwester! Glückliche Schwester! ...

„Mama, setz' doch die Brille auf. Die Sonne blendet dich gewiß. Dir tränen ja die Augen," unterbrach die kleine Tochter ihre Träumereien.

Von nun an sorgten die Kinder dafür, daß die Unterhaltung im Gang blieb. Unaufhörlich erregten nie gesehene oder nur aus Bilderbüchern bekannte Dinge ihre Aufmerksamkeit.

Gegen Mittag machten sie an einer Waldlichtung halt, und Ryseck erklärte, jetzt würde gefrühstückt, auf Wild-West-Art. Von dem Koch eines amerikanischen Bekannten hatte er sich eine Anzahl erlesener Leckerbissen zubereiten lassen. Der Chauffeur trug einen kleinen Kochherd herbei, sowie ein Picknickset, das Nickelkasserollen, Pfannen, Teller, Eßbestecke, Servietten, alles Zubehör einer Mahlzeit enthielt. Die Kinder sammelten Holz und Tannenzapfen. Bald prasselte unter dem Ofen ein lustiges Feuer. Ryseck aber, in Hemdärmeln, öffnete mit wichtiger Miene Glasgefäße und Büchsen, mengte, rührte und arrangierte mit den geschickten Händen eines Kochs in den Schüsseln geheimnisvoll köstliche Dinge, während er zugleich ein Stück Fleisch auf der Pfanne briet.

Auf Elisabeths Frage, von wem er diese Künste gelernt hätte, erzählte er von seinem alten chinesischen Koch, der in dem kleinen Bungalow, den er anfangs unweit San Franziskos bewohnte, sein Leben geteilt hatte, als sein williger Diener und sein eigensinniger Tyrann.

„Nie in meinem Leben bin ich besser versorgt worden als von dem würdigen Wing und seinem Kusin. Der Kusin war irgendein Chinesenjunge, der als Entgelt für den Kochunterricht, den er bekam, die gröberen Hausarbeiten verrichten mußte. Die Lehrjungen wechselten oft, aber sie waren alle die Kusins des alten Wing. Das Kochen betrieb er mit solcher Kunstfertigkeit, daß ich ihm oft, wenn ich nichts Besseres zu tun hatte, zugesehn habe. Sechs Jahre war er mein einziger Hausgenosse und zeigte jeden Tag dieselbe heiter würdige Miene. Nur einmal machte er ein betrübtes Gesicht. Da hatte er aus China die Nachricht erhalten, daß sein einziges Söhnchen gestorben sei. Ich gab ihm Urlaub und nach einiger Zeit kehrte er würdig heiter zurück. Er hatte sich die Gewißheit verschafft, daß seine Frau ihm einen neuen Sprößling bescheren würde. Er wäre noch heute mein Diener, wenn er nicht die schlechte Gewohnheit besessen hätte, die lebenden Hummer in kaltem Wasser aufzusetzen. Ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß das eine grausame, unerträgliche Behandlung sei. Als ich ihn eines Tages dabei überraschte, zauste ich ihn etwas unsanft an seinem Zopf. Das hielt er wieder für eine grausame, unerträgliche Behandlung, und deswegen haben wir uns getrennt. — Aber nun zu Tisch, meine Herrschaften! Hoffentlich mache ich meinem alten Lehrmeister keine Unehre."

„Aber nun müssen Sie die Herrlichkeiten, die Sie vorsetzen, auch erklären."

„Das Rote ist ein Oyster Cocktail mit Worchestershire Sauce. Wenn's den Kindern zu gepfeffert ist, werden ihnen die gebacknen Abalonen um so besser schmecken. Dies sind reife Oliven, die ißt man während der ganzen Mahlzeit. Danach gibt's einen Ananassalat mit Quarkkäse und eingemachten Pflau-

Digitized by Google

men. Wenn man noch ein bißchen Mayonnaise drübertut und oben darauf gehackte Walnüsse streut, dann läßt sich so eine Schnitte bei einigem guten Willen schon hinunterschlucken. Was aber da in der Pfanne brät, ist ein Tenderloin Steak, auf Deutsch gesagt, ein Rinderfilet. Den Reis dazu habe ich leider nicht auf Chinesenart kochen können, denn dann hätte er den ganzen Tag auf langsamem Feuer dünsten müssen. Das Getränk aber ist, Gott sei Dank, deutscher Rheinwein. Wären wir in Amerika, so müßten wir uns mit Tee begnügen oder mit einem noch scheußlicheren Gesöff, das sich Near-Beer, nahes Bier nennt."

Er schenkte den Silberbecher voll und reichte ihn Elisabeth, die ihn lächelnd leerte. Als er ihn wieder gefüllt hatte, suchte sein Mund die Stelle, die ihre Lippen berührt hatten.

Das prasselnde Feuer verglühte leise. Der Chauffeur hatte sich mit dem Geschirr entfernt, um es in einer nahen Quelle zu reinigen. Die Kinder suchten im Walde Beeren. Die beiden waren allein. Elisabeth mit dem Rücken gegen den glatten Stamm einer Fichte gelehnt und zu ihren Füßen hingestreckt Ryseck. Nichts störte die köstliche Waldstille, die doch kein totes Schweigen war, sondern leises Getön und spielende Bewegung: sanftes Rauschen hoher Fichtenkronen, summende Bienen, schwebende Wolken und in ihrer Nähe ein Schmetterling, der seine Flügel ausbreitete wie ein Künstler sein Meisterwerk, um sommerselig weiterzuflattern.

Wie lind, wie gut! Ganz überließ Elisabeth sich dem Glück dieser Stunde. Zu Hause hatte sie in dem auf sie gerichteten Blick des Freundes immer das dunkel brennende Begehren gefühlt, hatte sich in Furcht und Scham verschlossen, hier aber sah sie in den verträumten Augen, die über sie hinglitten zu den Blumen, den Bäumen, den Wolken und stets wieder zu ihr zurückkehrten, nur wunschlose Zärtlichkeit, das gleiche Glück, das auch sie empfand, und sie ließ es offnen Herzens in sich einströmen, mit dem Gefühl so voll Unschuld und Sicherheit, daß es nur diese eine kurze Stunde währte, daß morgen alles vorüber sei, und mit der ganz leisen Sehnsucht doch, daß es immer dauern möge.

Sie sprachen kein Wort, nur manchmal wenn ihre Augen sich begegneten, lächelten sie einander zu. Da klang ganz sammetweich und dunkel der Ruf eines Kuckucks in die Stille. Elisabeth wandte rasch den Kopf zur Seite, in lächelndem Hinhorchen, lautlos mit den Lippen die Rufe mitzählend, indes ihre Finger, wie schlanke Taktstöcke, einer nach dem andern emporschnellten.

„Nun habe ich doch vergessen, wie viele es waren," sagte sie, als der Vogel dann schwieg.

In Rysecks Augen lag ein tiefes Erstaunen.

„Beinah möchte ich glauben, ich hätte geträumt. Nicht Sie saßen eben hier, sondern die andere Elisabeth, die Elisabeth von damals. So ganz und gar waren Sie das junge Mädchen, daß ich vor mir selbst erschrak, als wäre auch ich nicht mehr, der ich bin. Wir müssen schon einmal hier gesessen haben, damals — an ganz der gleichen Stelle. Erinnern Sie sich?"

Während ihr Geist sich öffnete, kamen Bilder angeschwebt, blaß, schemenhaft zuerst, dann rasch immer farbiger: eine Gesellschaft im Wagen, junges Volk in dem einen, im andern die Eltern ... ein Kreis sich lagernder Menschen im Wald, ihr zu Füßen der Freund, sie fühlt seine dunklen Augen, die schmeichelnd werbenden, weichen Augen. War es damals, daß sie zuerst seine Liebe geahnt hatte? Und die Bilder folgten einander, immer runder und gefüllter: sie sieht die Gestalten ihrer Freunde, ihrer Freundinnen, Teile einer Unterhaltung werden wieder laut, man spricht vom Glück, drängt über die Jugend hinaus in die Zukunft, schwelgt in Plänen und Hoffnungen ... aber plötzlich wenden alle, auch sie, sich der feinen Gestalt eines Greises zu, der das Wort ergriffen hat ... sie erinnert sich nicht mehr seiner Worte, nicht einmal des Sinnes seiner Rede, aber das Gefühl, das sie hinterlassen hat, wird wieder lebendig in ihr, das staunende und leicht betroffene Gefühl, das übermütig zweifeln möchte und doch vor der Wahrheit sich beugen muß. Was mag er nur gesagt haben? Sie kommt nicht darauf.

„Erinnern Sie sich?" unterbrach Ryseck ihre Gedanken. „Es war ganz der gleiche helle Sommertag wie heute, und es war die gleiche Waldlichtung wie diese. Fingerhut blühte und Anemonen. Schmetterlinge gaukelten, und ein Sommerwölkchen schwebte im tiefen Blau, so zart hingehaucht und fein an Gestalt, als wär's ein Schatten von Ihnen. Wir beide schwiegen, die andern aber sprachen vom Glück. Erinnern Sie sich, wie sie sich stritten, bis man einen alten Herrn fragte, der sagte: das Glück sieht ganz anders aus, als ihr junges Volk euch träumt, es gleicht durchaus nicht der Göttin mit dem goldenen Füllhorn, auf rollender Kugel. Es kommt, wenn man's am wenigsten ruft. Es ist der Einklang des Menschen mit sich selbst. An einem Sommertag im Wald zu liegen, die Bäume rauschen zu hören, in den Himmel zu sehn ... eine Stunde wie diese: das ist das

Digitized by Google

Glück. — Ich glaube, daß die Erinnerung an solch eine Stunde das Heimweh drüben in mir erzeugt hat, daß sie mich zurückgerufen hat nach Deutschland, zu Ihnen. Wie nichts sich vergißt, nichts sich verliert! Es sinkt nur unsichtbar in die Tiefe, aber auf dem Grunde wirkt es fort, und die Stunde kommt, wo wir einsehn, daß wir so handeln mußten, wie wir handelten. Alles kommt wieder, und die zerrissenen Fäden werden von neuem verknüpft. Ganz wie eben rief auch damals der Kuckuck, und ganz wie jetzt erhoben Sie auch damals die Hand und sagten, Sie wollten zählen, wie viel Jahre der Vogel mir gäbe. Aber ich sagte, nein, uns beiden sollte sein Rufen gelten und es sollte die Jahre unseres Zusammenseins bedeuten. Sie begannen zu zählen und lächelten, als die Finger nicht ausreichten, und ich war so glücklich über Ihr Lächeln. Damals habe ich zum erstenmal gefühlt, daß ich Sie liebte, und ... war damals nicht auch in Ihnen ein gutes Gefühl für mich?"

Sie antwortete nicht und hätte nicht antworten können, auch wenn sie gewollt hätte. Keine Regung ihres Gesichts verriet das innere Leben darunter, das so ruhig und so bewegt war wie ein von unterirdischen Quellen gespeister Brunnen. Sie wußte nicht, wollte nicht wissen, was die sonnenwarme, sonnenhelle Süßigkeit bedeutete, die in sie einströmte, sacht und schnell und so tief und überquellend, daß sie das Gefühl ihrer Körperhaftigkeit verlor und wie in einen seligen Traum versank. Erst nach einer kleinen Weile richtete sie den zurückgelehnten Kopf wieder auf und sagte: „Kommen Sie! Wir müssen aufbrechen. Sonst gelangen wir heute nicht mehr an unsern Bestimmungsort und verfehlen vielleicht meine Schwester." —

Sie waren doch noch geblieben. Ryseck versicherte, sie hätten nur noch zwei knappe Stunden Fahrt und würden mit der Dunkelheit bestimmt in Blankenburg eintreffen.

Während er seine kurze Pfeife rauchte, schloß Elisabeth ein wenig die Augen. Es war so schön, ganz still zu liegen, von der Sonne durchwärmt, vom leisen Rauschen der Baumkronen eingewiegt und beglückt von dem Bewußtsein, daß der Freund an ihrer Seite ruhte. Nur manchmal, in langen Zwischenräumen, öffnete sie die Augen, als wenn sie sich überzeugen müßte, daß alles Wirklichkeit sei.

Aber plötzlich sagte er, daß jemand auf sie zukäme. In der Tat tauchte zwischen den kurzen Baumstümpfen der Schonung ein kleines Männchen auf, dem der breite Schlapphut, das dunkle Gewand, das freundliche, etwas stubenblasse Gesicht das Aussehn eines Geistlichen gaben. Zu seinem langschößigen, schwarzen Rock bildete der große Rucksack auf seinen Schultern und der rot und blau karierte Beutel in seiner Rechten einen etwas komischen Gegensatz.

Der alte Herr bahnte sich mit einiger Mühe durch das Brombeergestrüpp den Weg, zog artig seinen Hut und fragte, ob hier etwa ein Feuer brennte?

„Es scheint so," erwiderte Ryseck, oberflächlich seine Mütze berührend. „Ist's vielleicht nicht erlaubt?"

„Das glaube ich eigentlich wohl kaum," erwiderte das Männchen. „Aber offen gestanden geht mich das auch nichts an. Ich wollte mir nur erlauben, um etwas Feuer zu bitten."

Während der Ankömmling seinem altmodischen Strohfutteral die einzige Zigarre entnahm, zog Ryseck einen glimmenden Span aus dem Feuer. War es nun seine oder des alten Herren Schuld — das Feuerscheit und die Zigarre stießen etwas unsanft zusammen, und diese fiel in die Glut.

„Ach Herrjeh," sagte das Männchen und machte ein so betrübtes Gesicht, daß Ryseck sich aufrichtig entschuldigte und ihm eine neue Zigarre anbot, die mit vielen Höflichkeitsphrasen abgelehnt wurde, während doch der sehnsüchtige Blick in das gefüllte Ledercetui bewies, wie gern sie genommen wäre. Ryseck drängte sie ihm auf, worauf der zutrauliche Gast mit einem erleichterten Seufzer den Rucksack hinuntergleiten ließ und sagte, wenn's den Herrschaften nicht unangenehm wäre, möchte er sich hier einen Augenblick verschnaufen. Er hätte mit seiner Tochter im Wald Pilze gesammelt, die nach dem Gewitterregen in ungeahnter Fülle hervorgeschossen wären.

„Esther!" rief er. „Estherchen, komm doch mal her! Hier sind die Herrschaften, denen das Auto gehört."

Er hätte nämlich bereits ihr Auto bewundert und eigentlich den Chauffeur um Feuer bitten wollen. Der gute Mann hätte aber so fest geschlafen, daß er es nicht über das Herz gebracht hätte, ihn zu wecken.

„Die Herrschaften sind gewiß auf einer größeren Autoreise?"

Ryseck nickte nur.

„Ausländer, wenn ich fragen darf? Die Frau Gemahlin hat, so weit ich mich darauf verstehe, einen echt angelsächsischen Typus. You look like an English woman."

„We're Americans," brummte Ryseck.

Amerikaner! Hatte er sich's doch gedacht! Das alte Herrchen besaß drüben auch Verwandte. Aber leider, leider war nach dem Krieg jede Nachricht von ihnen ausgeblieben ... Er hielt es jetzt für an der Zeit, sich

Digitized by Google

vorzustellen, und es erwies sich, daß er der Geistliche des benachbarten Dorfes war. Ryseck murmelte, die Mütze lüftend, etwas Undeutliches. Aber die beflissene Neugierde des Gastes war hartnäckiger als seine brummige Zurückhaltung. Wohl oder übel mußte er sich zu einigen Antworten herbeilassen. Von Zeit zu Zeit rief der Vater nach seiner Tochter, die endlich gemächlich aus dem Walde hervorschlenderte. Schlank, zierlich, im kurzen Röckchen der Siebzehnjährigen, mit einem mächtigen rotbebänderten Strohhut auf dem schwarzen Haar, und in der Hand außer einem Blumenstrauß einen bunten Pilz tragend, glich sie selbst einem niedlichen Pilz.

„Hier, Papa, den habe ich gefunden"

„Um Gottes willen, Kind, das ist ja einer von der allergiftigsten Sorte."

„Schade! Die netten sind immer die giftigen."

Sie gab schüchtern zutraulich Elisabeth und Ryseck die Hand und ließ sich, ihr kurzes Röckchen, so gut es ging, herunterziehend, neben ihrem Vater nieder.

Dieser berichtete ihr, wer die Fremden wären, und erzählte in behaglicher Breite das Mißgeschick mit seiner Zigarre. Dabei machte er Ryseck, in der Annahme offenbar, daß Elisabeth kein Deutsch verstände, darauf aufmerksam, daß seine Frau acht geben müsse, ihre zarten Schuhe nicht am Feuer zu verbrennen.

Elisabeth zog ihren Fuß zurück und sagte lächelnd, seine Tochter sei in derselben Gefahr.

„O mit unsern Oderkähnen ist es nicht so ängstlich. Außerdem haben wir sie tüchtig in den Pfützen eingeweicht, gelt Esther?"

Das junge Mädchen versuchte vergeblich, ihre unförmigen Schuhe unter dem Röckchen zu verbergen. Als sie sah, daß die Augen der Fremden sich unwillkürlich darauf richteten, stieg in ihre bleich getönten Wangen eine feine Röte bis hinauf zu den langen Wimpern, die sie über ihre schwarzen Augen niedergeschlagen hatte.

‚Merkwürdig,' dachte Elisabeth, trotz dem ungestalten Schuhzeug hatte sie doch die Vorstellung, daß darunter ein feiner, ebenmäßiger Fuß sitzen müsse, und sie fühlte, daß Ryseck dieselbe Vorstellung hatte.

Dieser, eben noch bis an die Grenze der Unhöflichkeit zurückhaltend, blickte mit unverhohlenem Wohlgefallen die zierliche Schöne an und meinte lächelnd, sie hätte an dem reichen Pilzvorrat wohl nur einen geringen Anteil, sondern sich lieber mit Blumenpflücken abgegeben. Sie nickte und zeigte ihm unter den Leberblümchen ein kleines Bund Veilchen. Daheim im Garten seien sie schon längst abgeblüht, aber an schattigen Waldstellen gäbe es noch welche. Ob es auch in Amerika Veilchen gäbe?

Während Frage und Antwort hin und her gingen, teilte Esther das Bund Veilchen in zwei und reichte eins Elisabeth, eins Ryseck, das dieser in sein Knopfloch steckte.

Wie nun die Unterhaltung zwischen den beiden immer zutraulicher wurde, und Ryseck, dem jungen Mädchen gegenüber immer mehr Liebenswürdigkeit entfaltend, Elisabeth ganz zu vergessen schien, glitt durch diese ein seltsames Gefühl, nicht Eifersucht, nein ... aber etwas wie ein leises Erschrecken. Sie mußte sich vorstellen, daß das, woran zu denken, was im Ernst zu erwägen, sie immer vermieden hatte, dennoch eintreten könnte: sie ließ sich von ihrem Mann scheiden, begann ein neues Leben mit dem Freund — in diesem Augenblick fühlte sie, daß sie dem nicht gewachsen war. Sie besaß nicht die Schwungkraft, ihr Glück täglich neu zu erkämpfen, nicht die Leichtigkeit, um unter seinen wechselnden Stimmungen nicht zu leiden, um nicht immer fürchten zu müssen, was sich vielleicht nie ereignete.

Es war, als wenn sie unvermutet in einen bisher nicht bekannten Bezirk ihres Innern getreten wäre, wo das in Klarheit und Ordnung sich zeigte, was in den gewohnten Räumen ihres Bewußtseins sich kaum verhüllt angedeutet hatte.

Noch ging die Unterhaltung so fort, als von weitem die Kinder mit lautem Geschrei angelaufen kamen. Einen Augenblick sah Elisabeth eine etwas peinliche Szene und verlegene Erklärungen voraus, wenn sich herausstellte, daß sie gar nicht Rysecks Frau war. Diesem mochte derselbe Gedanke gekommen sein. Während der Pastor seine Freude äußerte, die Kinder begrüßen zu können, sprang er auf und stapfte ihnen eilig entgegen. Er hatte kaum ein paar Worte mit ihnen gesprochen, als sie sich umdrehten und ebenso rasch, wie sie gekommen waren, wieder davonliefen.

„Eine wilde kleine Gesellschaft!" sagte Ryseck. „Nicht zu halten. — Aber nun wollen wir Ihre Zeit auch nicht länger in Anspruch nehmen."

Nachdem er noch versprochen hatte, bei der Rückfahrt im Pfarrhaus anzuhalten, wünschte er den beiden weiter guten Erfolg bei ihrem Pilzsammeln und hatte sie, ehe sie sich's versahen, auf ebenso höfliche wie unwiderstehliche Art verabschiedet.

Als sie fort waren, blinzelte er Elisabeth mit seinem durchtriebensten Lächeln an: „Von Pastors wegen sind Sie nun meine Frau. Was meinen Sie, Kinder und Narren sagen

Digitized by Google

die Wahrheit! — Aber Sie sahen zu reizend aus, mit dem bißchen bösen Gewissen bei diesem Abenteuer."

⁂ ⁂ ⁂

Langsamer fuhr das Auto über das holprige Pflaster des Städtchens. Elisabeth las in der Dämmerung die alten wohlbekannten Namen wieder. In der Tür des „Lindenhauses" stand statt der Hünengestalt des alten ein neuer Wirt. Aber wenn auch kleiner von Statur, stand er doch ebenso selbstherrlich und breitbeinig wie der alte. Das schien der Besitz des Gasthofs mit sich zu bringen. Als das elegante Auto hielt, kam etwas Bewegung in seine ungeschlachten Glieder, er eilte herbei, den Schlag zu öffnen.

Elisabeth fragte gleich nach der Schwester. Das gnädige Fräulein sei noch nicht angekommen. Von einem Brief oder einem Telegramm war dem Wirt nichts bekannt. Ein Zug traf erst wieder am nächsten Morgen ein.

Ryseck versuchte zu trösten. Auf seinen Wunsch versprach der Wirt, an die andern Gasthäuser zu telephonieren, vielleicht war ein Irrtum passiert und Margret anderswo abgestiegen.

Dann führte er die Gäste selbst hinauf. Für Elisabeth und die Kinder war das Staatszimmer eingerichtet. Zwei mächtige Betten standen nebeneinander. Der imitierte Gobelin dahinter zeigte ein ruhendes Liebespaar und einen Amor, der die Fackel löschte. Ein drittes, kleineres Bett stand in einer Ecke. Der Herr sei nebenan untergebracht. Wenn man die Verbindungstür öffnen wollte, brauchte man drüben nur den Riegel zurückzustoßen. Es ginge ganz leicht.

Nachdem Elisabeth sich und die Kinder ein wenig gesäubert hatte, begab sie sich hinunter. In dem „Privatzimmer", das für die Fremden reserviert war, stand der Tisch schon sauber gedeckt. Elisabeth fühlte ein leises Erschrecken, als hinge in der Luft noch etwas anderes als der kaum merkliche Geruch von Wein und Zigarren. In diesem Zimmer hatten Ryseck und Hellborn um sie gewürfelt.

Während das Abendessen zubereitet wurde, trat die kleine Gesellschaft noch einen Augenblick vor die Tür. Neben dem Halbrund uralter Linden breitete sich ein mit zerstampftem Rasen bedeckter Platz aus, auf dem zur Zeit der Jahrmärkte das Karussell und die Schaubuden standen. Dort hatte damals das Sonnwendfeuer gebrannt. Gegenüber lag, als Anbau des Gasthauses, der Tanzsaal. Sie blickte durch die offne Tür. Früher hatte der Bürger-Schützenverein hier seine Bälle abgehalten, heute veranstaltete der Arbeiter-Turnerbund ein Tanzvergnügen darin. Statt der Eichenlaubgirlanden raschelten rote Papierrosen an den Wänden. Aber auf dem Podium saßen noch dieselben drei versoffnen Musikanten und machten die gleiche mißtönende, die Nerven peinigende und erregende Musik. Elisabeth drängte weiter.

Beim Essen zeigte sie sich einsilbig, Ryseck sich desto aufgeräumter. Doch bot er vergeblich seine Liebenswürdigkeit auf. Ihre Verstimmung wollte nicht weichen.

Nach dem Essen nahm Ryseck den Wirt beiseite und fragte ihn, ob er nichts von einem ehemaligen Leutnant von Hellborn gehört hätte. Der Wirt, der sich erst seit kurzem in der Gegend befand, wußte keinen Bescheid. Er hatte nur gehört, daß der verstorbene Rittergutsbesitzer von Hellborn sein Gut Ruprechtsau einem Vetter vermacht hatte. Aber als Ryseck nun weiter fragte, erinnerte er sich, daß man ihm erzählt hatte, ein gewisser Herr Schmundt, Privatförster auf Ruprechtsau, sei ein unehelicher Sohn des verstorbenen Herrn von Hellborn. Was er von diesem Förster wüßte, fragte Ryseck. Allmählich überwand der Wirt seine bäuerliche Ungeschliffenheit und wurde gesprächiger. Der Förster Schmundt war ihm bekannt, wenn auch nur oberflächlich. Er ließ sich selten im Gasthaus sehn, zeigte sich überhaupt kaum im Ort. Er war nicht beliebt, nein, ganz im Gegenteil. Vor ein paar Jahren war er in eine dunkle Geschichte verwickelt gewesen, hatte zwei Arbeiter, Vater und Sohn, beim Holzdiebstahl betroffen und den Alten niedergeschossen. Er war freigesprochen worden, wegen Notwehr. Aber die öffentliche Meinung war gegen ihn. Er ging auch gar zu scharf vor. Allerdings mußte man zugeben, das Holzstehlen stand hier im Schwange wie nicht leicht irgendwo anders. Die Herrschaften würden das ja morgen selbst konstatieren bei ihrem Spaziergang. Im Staatsforst natürlich nur. Den zum Rittergut gehörigen Wald ließ man hübsch in Ruhe. Das war das Verdienst Schmundts. Aber, wie gesagt, ein ungemütlicher Mann. Die Leute hatten einen Spottvers auf ihn gedichtet: „Schlau wie ein Fuchs und grob wie 'ne Sau — Das ist der Förster von Ruprechtsau."

Nachdem die lange Unterhaltung zu Ende war, fragte Elisabeth, die einige Worte gehört hatte, worum es sich handelte. Ryseck wiederholte die Mitteilungen des Wirtes, indem er hinzufügte, daß nach seiner Überzeugung der Förster Schmundt niemand anders als sein ehemaliger Freund sei, der seinen Jugendnamen wieder angenommen hatte.

„Das ist aus ihm geworden. Aus dem strahlenden Leutnant von Hellborn der triste Förster Schmundt! Morgen werde ich weitere

Digitized by Google

Erkundigungen einziehn und ihn dann mal aufsuchen."

Elisabeth erschrak.

„Sie wollen ihn aufsuchen?"

„Ich muß doch sehn, wie's ihm geht."

„Wäre es nicht besser, die Vergangenheit ruhn zu lassen?"

„Es scheint, daß die Vergangenheit selbst ihren natürlichen Abschluß sucht. Sein Schicksal bedrückt mich. Vielleicht kann ich ihm irgendwie helfen."

„Aber wenn er nun noch immer Ihr unversöhnlicher Feind ist?"

„Nach zehn Jahren? Das ist doch eine gewaltige Spanne Zeit."

„Was ist die Zeit?" erwiderte Elisabeth, seine eigenen Worte wiederholend. „Das Maß unseres Gefühls."

„Ich kenne doch meinen Freund Hellborn und seine hypochondrischen Zustände!" versetzte Ryseck lebhaft. „Damals war nichts mit ihm zu machen. In seinem unglücklichen Zustand und als die Leidenschaft zu Ihnen noch so frisch war, hat er vielleicht wirklich geglaubt, was er mir vorwarf. Obgleich, in seinem letzten Kämmerlein, da, wo auch unter Schmerz und Wut die Vernunft sich noch regt, hat er auch damals schon nicht geglaubt, daß ich wirklich auf ihn gezielt habe. Heute ist er längst zur besseren Einsicht gekommen und weiß, daß er mir unrecht getan hat."

„Ich wünschte, Sie hätten recht."

„Ich habe recht! Glauben Sie mir. Ich fühl's, mich hat ein guter Stern hierher geführt. Es war ja damals nicht das erstemal, daß wir uns überworfen hatten. Er ist oft, nicht tage-, aber wochenlang neben mir hergegangen wie ein wütender Stier, als wollte er mich aufspießen, wenn ich ihm nur zu nahe kam. Aber wenn ich ihn dann bei den Hörnern faßte, dann gestand er mir hinterher, daß er mit Schmerzen nur auf ein gutes Wort von mir gewartet hätte. Elisabeth ... vielleicht irre ich mich. Dann habe ich doch immerhin meinen guten Willen gezeigt. Aber die alte Schuld einfach auf mir sitzen lassen, das kann ich nicht. Und ist es nicht auch für Sie ein tröstliches Bewußtsein, wenn dies Zerwürfnis einen versöhnlichen Abschluß findet?"

„Wenn er mir nun aber hier begegnet?"

„Ihnen begegnen?" Ryseck lachte. „Das hieße freilich Öl ins Feuer gießen. Aber ich werde ihn doch nicht hierher bestellen, sondern ihn in seiner Waldklause aufsuchen. Dann spreche ich mit ihm. Inzwischen wird auch Fräulein Margret hoffentlich eingetroffen sein. Vielleicht können wir morgen abend schon weiter fahren."

Mit so viel fröhlicher Zuversicht schilderte er ihr den Verlauf seiner bevorstehenden Begegnung mit Hellborn, wie sie nach der Gewohnheit von früher zuerst einander anfahren würden, hart auf hart, bis dann schließlich, nachdem die Schlacken und Wacken abgesprengt, das alte Gold der Freundschaft wieder aufblitzen würde, daß Elisabeths Bedenken verschwanden. Ja, ihr schien, daß der Freund um dieser Treue willen ihr noch näher gekommen sei.

Nach einer Weile erhob sie sich und sagte, es sei Zeit, schlafen zu gehn für die Kinder und auch für sie selbst. Er stellte ihr vor, sie würde doch noch nicht schlafen können. Er bat mit zärtlichen Worten, diesen ersten Abend des Beisammenseins nicht so zu verkürzen. Aber sie blieb bei ihrer Absicht und vertröstete ihn auf morgen.

Die Kinder lachten und schwatzten beim Ausziehn, während ihnen vor Müdigkeit schon die Augen zufielen. Sie hatten an diesem Tage so viel erlebt, noch wirbelte es in ihren Köpfchen. Aber kaum lagen sie in ihren Betten, als sie auch schon eingeschlafen waren.

Elisabeth schaltete das rote Deckenlicht aus und drehte die Lampe am Toilettentisch an. Langsam begann auch sie sich zu entkleiden. Ihr Kamm glitt durch die weiche Haarwelle, deren geringeltes Ende die kühle Haut ihrer Brust streichelte. Ihre nachdenklich gespannten Züge wurden von einem weichen Lächeln gelöst. „Sie sind so schön! ..." Als hätte der kühle Nachthauch sie ihr zugetragen, liebkoste die Stimme ihr Ohr. Fremd und fragend blickte ihr Gesicht aus dem Spiegel sie an, mit erregt glänzenden Augen. War in ihrem blonden Haar auch nur ein einziges weißes? Waren Runzeln in ihrem Gesicht? Sah ihr Mund danach aus, Ekel einzuflößen?

Ein Schauer von Zorn ließ ihre Hand zittern. Der Kamm entfiel ihr. Sie riß ihr Nachtgewand von den Schultern, daß ihre nackte Schönheit ihr entgegenleuchtete. Sieh mich doch an! Darf ich nicht Liebe verlangen?

Sie drehte das Licht aus. Legte sich nieder.

Dem rauhen Laken, gefüllt mit groben Federn, entströmte trockne Glut. Trotzdem wagte sie kaum, sich zu rühren, um nicht den Schlaf der Kinder zu stören. Die wälzten sich jetzt unruhig in ihren Betten, murmelten manchmal im Traum.

Den Kopf in der weichen Höhlung ihres Armes, blickte Elisabeth in das Dunkel, aus dem dunkle Gedanken ihr entgegenstürzten. Was war mit Margret geschehn? Warum hatte sie nicht geschrieben? Wenn sie verhindert war, hätte sie doch Nachricht geben müssen. Selbst wenn sie krank war, hätte jemand anders für sie schreiben können.

Digitized by Google

Wenn sie auch morgen nicht kam, würde ihre eigene Situation abenteuerlich und zweideutig. Ryseck würde nicht aufhören zu werben, würde sie immer leidenschaftlicher bedrängen.

Und plötzlich stand die Frage wieder da: Scheidung! Ein neues Leben mit dem Freund. Liebte er sie nicht? Liebte sie ihn nicht wieder? Nie würde sie sich von ihren Kindern trennen können. Aber mußte sie das denn? Würde ihr Mann sie ihr nicht lassen?

Aber da sieht sie sich vor ihn hintreten und die Frage stellen, sieht sein erblassendes, schreckentstelltes Gesicht. Nicht anders wird es sein, als wenn sie, seine treue Gefährtin, plötzlich sein Leben bedroht. — Wirklich?

Sie fährt sich über die Stirn. Wischt dies schreckende Bild aus den Augen.

Treue Gefährtin ...? Der man kaum noch das Wort gönnt! Die man behandelt wie eine Aussätzige!

Was ihr beleidigter Stolz sich schweigend hat bieten lassen, erscheint jetzt in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit: diese Trennung der Schlafzimmer, dies Aufhören jeder Zärtlichkeit!

Warum hat sie sich nicht zur Wehr gesetzt? Warum hat sie ihm nicht deutlich erklärt, daß, wenn er ihrer überdrüssig ist, sie darum nicht aufgehört hat, begehrenswert zu sein, nicht aufgehört hat, Liebe zu begehren?

Aber ist es nicht unfaßlicher Wahnsinn, daß ein Mensch, Jahre hindurch treu geliebt, dem andern plötzlich, von heute auf morgen, verhaßt wird, Ekel einflößt? Muß sich nicht etwas anderes dahinter verbergen? Kann es nicht sein, daß Roland ihr Verhältnis zu Ryseck durchschaut, leidenschaftlicher, tiefer genommen hat, als sie selbst es getan, und sich darum zurückzieht? Sie kennt seine Empfindlichkeit, seinen schamhaften Stolz, seine Verschlossenheit. Ach, ein schwacher Schimmer nur von Hoffnung, aber doch nicht unwahrscheinlicher als diese unerklärliche Verwandlung von Liebe in Haß.

Die Stimmen des Tages, die so laut und bitter sich beklagt hatten, klingen nun wieder, noch lauter, noch zorniger, noch erregter. Nicht nur sein Verhalten der letzten Zeit, seinen Mangel an Zärtlichkeit, an wirklicher Teilnahme während ihrer ganzen Ehe wirft sie ihm vor. Aber unter ihrem leidenschaftlichen Toben raunt leise das Mitleid, raunt leise auch eigene Schuld.

Da wird nebenan eine Tür geöffnet und geschlossen. Der Fußboden knarrt von schweren Schritten. Er ist da. Der unruhige Mensch. Der Unruhstifter. Wie seine bloße Gegenwart all ihre Gedanken zu ihm zwingt! Wenn sie nur wüßte, ob er sie wirklich liebt? Nie verläßt sie die Furcht, daß sein leidenschaftliches Werben um sie nur das Verlangen nach einem versagten Gut ist, daß im Augenblick der Erfüllung das Glück in Enttäuschung umschlägt. Seine Nähe versetzt ihr Herz immer in unruhiges Zittern, als wenn das dünnwandige unter seinen jähen Stimmungswechseln zahllose kleine Sprünge erlitte.

Immer hört sie seine ruhelosen Schritte ... die Schritte eines Gefangenen. Nur eine Tür trennt ihn von ihr, und der Riegel läßt sich zurückschieben.

Wie es im Hause und auf der Straße stiller wird, dringt aus dem Tanzsaal dumpfe, nur manchmal von den Tönen der Flöte überschrillte Musik an ihr Ohr.

Scheint es nicht beinah wie Absicht, daß der Zufall sie wieder an diesen Ort geführt hat, wo so schicksalsvolle Dinge sich ereigneten?

Sie sieht sich in dem dunklen hohen Saal, den glühender Dunst erfüllt des draußen lodernden Sonnwendfeuers. Sie sieht ihre Partner wieder, die einander belauernden Freunde, und erinnert sich, wie sie die beiden mit zwei Kerzen verglichen hatte: der, welcher ihren Arm nahm, entzündete sich und strahlte lichterloh, der andere aber erlosch augenblicklich und schwelte in düsterer Eifersucht. Und sie sieht auch sich, fühlt wieder die glücksvolle Erhöhung ihres Selbst, die zitternde Resonanz ihres Innern auf jeden heißen Blick und jedes gewagte Wort bei diesem Spiel zwischen zärtlicher Grausamkeit gegen den einen und kühlem Mitleid mit dem andern ... Nie hätte sie so sein können, wenn sie Ryseck wirklich geliebt hätte. Nein, durchfährt es sie, nie wäre ich so gewesen, wenn ich ihn nicht geliebt hätte. Denn jedes Wort und jeder Blick, des andern Ungeliebten ganze Gegenwart bekam seinen Reiz nur durch den, dessen Folie und Widerpart er war. Ein Spiel hatte sie getrieben, ein schlimmes, gefährliches Spiel — der Ausgang hatte es gelehrt.

Sie stößt die Decke beiseite und richtet sich auf. Die Arme um ihre Knie geschlungen, sitzt sie lange, und in ihrem Innern geht es auf und nieder wie von den beiden Schalen einer Wage: beladen mit Schuld und Nichtbegreifenkönnen ist die eine, indes die andere überquillt vom berauschenden Duft, der dieser Stunde entströmt.

Endlich schläft sie ein, und ihr Geist folgt den verworrenen Traumwegen ihres Blutes. Plötzlich fährt sie auf. Der Riegel hat geknarrt, die Tür sich geöffnet. Ryseck steht in der Öffnung. Aus dem Dunkel leuchtet fahl

Digitized by Google

sein Nachtgewand. Ihre Glieder erstarren in eisigem Schrecken. Sie will schreien. Aber die blassen Lippen erzwingen kaum ein Flüstern: „Die Kinder!“

Sie hat die Arme über der Brust verschränkt, die Hände gegen das Gesicht gepreßt. Sie hat sich verschlossen, sich krampfhaft gefesselt ... und fühlt doch, wenn seine lautlosen Schritte sich genähert haben, wenn seiner heißen Flüsterstimme Werben begonnen hat, werden die Riegel ihrer Arme sich öffnen wie die Riegel der Tür.

Ihr aussetzendes Herz beginnt wieder zu schlagen, dröhnt und dröhnt, schleudert beleidigten Zorn, empörten Widerstand empor. Die Arme sinken. Der fahle Fleck an der Tür hat sich nicht bewegt. Wie ihr Innres sich beruhigt, hört sie nebenan wieder die schweren, unruhigen Schritte, die Schritte des ruhelos Leidenden.

⁂ ⁂ ⁂

Die beiden Eichen, die ehemals das kleine Forsthaus beschirmten, zwei mächtige Patriarchen, aus deren grün bebuschten Schattenhäuptern das Stückchen blauer Himmel da und dort wie milde Augen gelächelt hatte, schienen noch höher und gewaltiger geworden mit der Zeit. Aber ihre zum Teil entlaubten Kronen, die der Blitz, der Frost oder einfach das Alter zerstört hatte, wölbten sich nicht mehr als eine schützende Kuppel über dem niedrigen Dach, sondern ihre riesenhaften Arme, die bald in einer Faust und bald in krallenhaften Fingern endigten, streckten sich drohend und schicksalhaft darüber hin, und jedem Beschauer mußte der Gedanke kommen, daß das Gewicht eines einzigen dieser Äste, wenn der Sturm ihn zerbrach, das Häuschen zerschmettern würde. Und dieses selbst sah aus, als wäre es der immerwährenden Furcht erlegen, zusammengeschrumpft und zu einem Drittel in den Erdboden versunken. Unter der dunklen Hülle von Efeu, welche die nur aus einem Erdgeschoß bestehende Vorderwand und das schräge Dach bis über den First hinaus bekleidete und an den trüben Fensterscheiben nur kleine, kreisförmige Löcher frei ließ, glich es eher einem uralten Grabhügel als einer menschlichen Wohnung. Nachtschattengewächse und Brennesseln wucherten in dem schmalen Vorgärtchen hinter der Ligusterhecke.

Eine ganze Weile blieb Ryseck unschlüssig vor diesem Hause stehn, die hoffnungsfrohe und etwas selbstzufriedene Stimmung, die ihn auf dem langen Wege durch den Wald begleitet hatte, wurde gedämpft und abgekühlt durch die Erwägung, daß das, was er vorhatte, sich vielleicht doch nicht so leicht ausführen ließe, wie er es sich gedacht. Und eine Stimme in ihm fragte, ob es nicht besser wäre, umzukehren und Vergangenes ruhen zu lassen, anstatt zu versuchen, das, was sich wie ein langsam wachsendes Schicksal gestaltet hatte, mit eigenmächtiger Hand umzugestalten. Dazu kam, daß das Haus einen so toten Eindruck machte, als müßten die Menschen, wenn überhaupt welche darin wohnten, es zurzeit wenigstens verlassen haben.

Erst als er sah, daß aus dem niedrigen, von entblätterten Efeustränken umwucherten Schornstein ein wenig Rauch stieg, öffnete er entschlossen das Staketentor. Er zog und riß mehrmals an der Schelle, aber trotz dem lauten Gebimmel, das sie von sich gab, kam niemand, ihm zu öffnen. Da umschritt er das Grundstück und pochte an dem hohen Holztor neben der Scheune. Ein Hund stieß ein wütendes Gebell aus, verstummte dann aber plötzlich. Ryseck glaubte, eine Männerstimme gehört zu haben, und öffnete das Tor. Ein langhaariger Setter kam ihm entgegengeschossen, kehrte aber auf eine Bewegung seines Herrn, der eben damit beschäftigt war, die noch blutige Haut eines Rehbocks über eine Wäscheleine zu hängen, in seine Hütte zurück.

Obwohl die sehnige, aber schon leicht gebückte Gestalt sehr wenig der seines Freundes glich, hatte Ryseck doch sogleich die Gewißheit, daß es niemand anders sein könne. Das hagere, mehr vergilbte als sonnverbrannte Gesicht glich einem jener verwitterten, von Moos und Flechten bedeckten Äste, die einen manchmal im Wald wegen ihrer Menschenähnlichkeit erschrecken, und lag versteckt unter dem Gestrüpp des langen Schnurrbarts, der buschigen Brauen und der grau gesprenkelten, borstigen Haare. Die ganze Haltung des Mannes, der vorgebeugte Kopf auf dem dürren, sehnigen Halse, die auffallend großen, charaktervollen Ohren, besonders aber der Blick des von kleinen Blutäderchen durchlaufenen rechten Auges, an dem linken war das obere Lid über dem unteren vernäht, drückte lauernde Wachsamkeit und zugleich eine Mischung von Qual und Wut aus, wie manchmal Kettenhunde sie bekommen. Was aber Ryseck auf den ersten Blick am meisten betroffen machte, waren die Hände, die, jetzt mit Blut beschmiert, doch immer noch ihre auffallend schmalen Formen zeigten. Indem sie die Erinnerung an die schlanke, mit so viel Eitelkeit gepflegte Gestalt des ehemaligen Leutnants in ihm erweckten, machten sie ihm die grausame Veränderung, die das Leben mit seinem Freunde vorgenommen hatte, am deutlichsten.

„Was 's los?“ warf der Förster knurrend

Digitized by Google

Frühlingsabend. Gemälde von Willy Jüttner

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

hin, ohne die halblange Pfeife aus seinem Mund zu nehmen.

„Das ist los! Ein alter Freund ist da. Hans Ryseck. Kennst du mich nicht mehr?“

Der Förster stemmte die Rechte, welche die geriefte Hirschhornklinge eines langen Taschenmessers hielt, in die Seite, musterte mit zugekniffenem Auge Ryseck eine Weile und sagte: „So? Du bist der Mann im Auto, der gestern einen so verdammten Staub gemacht hat? Na — und?“

Damit wandte er sich wieder seiner Beschäftigung zu.

„Na — und!“ erwiderte Ryseck. „Erlaube mal! Ich komme geradenwegs von drüben, aus San Franzisko, habe den Reisestaub noch auf den Schuhen, du bist der erste alte Freund, den ich aufsuche — und du knurrst mich an: Na — und? Nun wasch dir mal die blutigen Pfoten ab und gib mir die Hand. Du —“ er wollte ihm auf die Schulter klopfen, da aber der Förster sie mit einer nervösen Bewegung des Widerwillens zurückzog, erreichte er nur den Oberarm — „ich habe oft an dich gedacht.“

Da wandte Schmundt sich ihm rasch zu. Sein grell aufblitzender Blick drückte eine höhnische, haßerfüllte Antwort aus, aber sogleich senkte die buschige Braue sich darüber, und er murmelte nur ein undeutliches „Ja — ja.“

In diesem Augenblick kam aus der Hintertür des Hauses eine alte bäuerlich gekleidete Frau, die auf der Schwelle stehen bleibend und den beiden Männern zuschauend, fortfuhr, die dürftigen Reste ihrer grauen Haare zu kämmen. Endlich rief sie mit einer schrillen, klagenden Stimme, die dem Ton einer geborstenen Schelle glich: „Wenn Sie nune nich bald kommen, Herr Schmundt und Ihren Kaffee trinken, ich habe keene Zeit nich mehr, aufs Feuer achtzugeben. Ich muß itze naus aufs Feld. — Hören Sie, Herr Schmundt, itze geh ich, auf'n Rübenacker.“

Dieser nickte nur als Bestätigung, daß er gehört hätte. Ryseck benutzte rasch die Gelegenheit und sagte: „Also folgen wir deiner Hausfrau und begeben wir uns hinein. Ich kenne mich ja noch aus in der alten Bude.“

Überzeugt, daß sein Freund ihm folgen würde, ging er an der Alten vorbei und drückte eine Türklinke zur Rechten des schmalen Ganges auf, die, wie er sich erinnerte, in die gute Stube führte.

Nichts hatte sich hier, wie sein erster Blick feststellte, im Lauf der langen Jahre verändert und dennoch war, wie ein kühl aufsteigender Schauer ihn im nächsten Augenblick spüren ließ, alles unheimlich anders geworden. Dasselbe kurze, breite Sofa mit gebauchter Lehne, dessen verschlissenen Überzug eine gehäkelte Decke verbarg, dieselben Birkenholzstühle um den runden Tisch und an den Wänden, zwischen zahllosen Geweihen, dieselben lächerlichen Öldrucke, kaum ein wenig mehr verdunkelt, dieselbe Petroleumlampe an der niedrigen Decke ... alles wie einst, auch ebenso sauber und ordentlich gehalten — und dennoch glich dieser Raum der grundbehaglichen Stube von früher, in deren Winkeln und Ecken, in deren ganzer Atmosphäre sich der Duft unzähliger Portionen Kaffees und Kuchens, das Lachen ganzer Scharen junger Mädchen und junger Herren und das behagliche Geschwätz des sie begleitenden Alters unvertilgbar eingenistet zu haben schien — dieser Raum glich so wenig jener Stube von einst wie der kalte, schon in Todesstarre übergegangene Leichnam dem Bild des Lebenden. Und etwas Ähnliches mochte die Ursache sein, daß es Ryseck mit einem Schauer befremdlichen Unbehagens überlief: die grünlich fahle, gruftartige Dämmerung, die eisige Kühle und der widerliche Geruch von Moder und Schimmel.

Nirgendwo auch nur das leiseste Zeichen, daß hier ein lebendiger Mensch hauste, der die Spuren seiner kleinen Freuden, seiner Liebhabereien hinterließ. Unverändert war das Zimmer von dem Vorgänger übernommen worden. Und was da stand, sah morsch und verfallen aus, war sich selbst aufzehrendes Leben. ‚Höchste Zeit, daß ich gekommen bin,‘ dachte Ryseck.

Der Förster trat ein. Nachdem er die nassen Hände oberflächlich an einem braunen Taschentuch abgetrocknet hatte, zog er einen der Birkenholzstühle hervor und setzte sich dem Besucher stumm gegenüber. Der Setter kauerte sich zu seinen Füßen nieder.

„Nun,“ begann Ryseck, das kühle Unbehagen mit einem schmunzelnden Händereiben vertreibend, „das hast du dir nicht träumen lassen, daß ich dir noch mal hier gegenüber sitzen würde, in dem alten Kanapee, wo wir so manches liebe Mal gesessen haben. Und mir wär's, weiß Gott, auch nicht im Traum eingefallen, daß du mich hier als Hausherr empfangen würdest. Ich hatte mir eingebildet, du wärest längst verheiratet, und wollte mich schon als Paten für deinen nächsten Sprößling anbieten. Na, nun erzähl' aber mal, wie's dir denn ergangen ist, die ganzen Jahre. Schieß mal los! — Du hast wohl kein Feuer mehr in der Pfeife? Erlaube!“

Er rieb ein Streichholz an und hielt es dem Freund hin.

Nicht nötig! Die Pfeife schmeckt auch kalt. Besser als der Knaster, den man heutzutage raucht.“

Digitized by Google

„Dann brenn dir eine Zigarre an und erlaube, daß ich auch eine rauche. Das war doch in alten Zeiten so. Wenn wir was miteinander abzumachen hatten, dann wurde sich erst ein Glimmstengel zwischen die Zähne gesteckt. Also nimm!“

Aber der Förster schien die hingelegte Zigarre überhaupt nicht zu bemerken. Er hatte seine Gestalt breit auf den Stuhl gepflanzt und saß, leicht gekrümmt, mit der Miene eines stumm lauernden Beobachters Ryseck gegenüber.

„Also fang doch mal an mit dem Erzählen! — Nachdem ich die große Fahrt angetreten hatte, bist auch du auf Reisen gegangen und hast dich dann hier als Förster niedergelassen und lebst nun hier als der gefürchtete und geachtete Herr des Waldes. Ein schönes Renommee hast du dir ja geschaffen! Treu wie Gold und grob wie 'ne Sau — Das ist der Förster von Ruprechtsau ... Mir hat der Wirt schon erzählt, wie's hier mit der Holzdieberei getrieben wird. Ganze Wagen voller Bäume zögen in den Mondscheinnächten durch die Gassen. Aber alle aus dem Staatswald natürlich! In deinen Forst traute sich niemand hinein, aus Angst vor 'ner Schrotladung. Stimmt's? — Und du fühlst dich wohl in deiner Einsamkeit? Sag' doch mal, wie's dir geht. Mensch — mach' doch mal den Mund auf! — Oder — hab' ich dich verletzt? Das wollte ich bei Gott nicht, du! Ich kann mir ja denken, daß es dir nicht zum besten geht. Es sieht ja jetzt überall traurig aus in dem armen Deutschland. — Aber ein Trost bleibt einem doch. Wie die verdammten Feinde auch die Menschen schikanieren und Handel und Wandel ruinieren mögen: der deutschen Erde haben sie nichts anhaben können. Wahrhaftig, mir ist das Herz aufgegangen, wie ich vorhin durch deinen Wald ging. Eine Fichte so prächtig schlank und gesund wie die andere. Da habe ich mir gedacht: ein Mann, der solche Bäume heranzieht, der muß doch trotz allem hoffnungsvoll in die Zukunft sehn.“

Der Förster räusperte sich und fragte: „Bist du Zeitungsschreiber geworden.“

„Nein. Warum?“

„Weil du so feine Phrasen drechselst.“

„Ich bin bei meinem alten Metier geblieben und baue Häuser.“

In diesem Augenblick trat die alte Magd ein mit einem Tablett, auf dem sich ein Stück Brot und eine Tasse voll dampfendem Kaffee befanden.

„Das können Sie einem doch sagen, Herr Schmundt, daß Sie hier Kaffee trinken wollen. Soll ich dem Herrn auch eine Tasse bringen?“

„Nicht nötig!“

„Nun, immerhin — wenn ich einen Schluck Wasser bekommen könnte, wäre ich dir ganz dankbar.“

„Ein Glas Wasser!“ schrie der Förster der offenbar tauben Frau zu. Diese brachte nach einer kleinen Weile das Gewünschte. Ryseck trank zuerst gierig, aber das laue Wasser, von brakigem Geschmack, lief so unerquicklich durch seinen Schlund, daß er das Glas rasch niedersetzte.

Wieder vergingen einige Augenblicke in lähmendem Schweigen. Unbeweglich, wie auf dem Anstand, saß der Förster vor seinem Besucher, der sich in seiner Sofaecke geradezu gefangen vorkam: ein Stück Wild, bewacht von diesem Mann und seinem Hund.

„Also, ich werde dir was sagen,“ begann Ryseck, entschlossen, gradenwegs auf sein Ziel loszugehn. „Ich bin nicht hergekommen, nur um mich nach deinem Befinden zu erkundigen. Wir wollen uns doch nichts vormachen. Es geht dir nicht zum besten. Du hast dir was anderes gewünscht, als ein Untergebener zu sein des Besitzers von Ruprechtsau. Und wenn's mit deinen Wünschen und Plänen schief gegangen ist, so bin ich zum Teil daran schuld. Und rund heraus gesagt — diese Schuld, so weit es möglich ist, wieder gutzumachen, das ist der Zweck meines Besuchs. — Was hast du darauf zu antworten?“

„Was ich darauf zu antworten habe?“ Des Försters Gestalt wuchs langsam aus dem Stuhl heraus, und wie er in seiner ganzen Größe dastand, schleuderte er den langgestreckten Arm in die Richtung der Tür und schrie, während eine Blutwelle sein gelbliches Gesicht dunkel rötete: „Raus! — Scher dich raus! — Das ist meine Antwort.“

„Laß die Tür nur zu,“ erwiderte Ryseck ruhig. „Ich gehe nicht eher, als bis wir uns ausgesprochen haben. Und das geschieht am besten mit Vernunft und Ruhe.“

„Wenn du dich bei den Leuten nach mir erkundigt hast,“ sagte der Förster mit heiserer Stimme, die sich leise, in kurzen Unterbrechungen, seinem vor Wut geschüttelten Körper entrang, „dann werden sie dir auch gesagt haben, daß ich nicht mit mir spaßen lasse.“

„Ich spaße nicht.“

„Danke Gott, wenn ich's für Spaß nehme. Sonst könnte es sein ... nimm dich in acht! Nimm dich in acht!“ Seine Stimme verröchelte in Schauern des Jähzorns und sprang plötzlich in einem höhnischen Gelächter wieder auf. „Sieh einer an, der Herr Ryseck aus Amerika kommt her, um alte Schulden zu bezahlen. 'ne alte Bierschuld an den Wirt. 'ne alte Blutschuld an mich. Was bietest du?“

„Einstweilen habe ich überhaupt noch nichts geboten.“

Digitized by Google

„Aber wie viel? Wie viel Dollar läßt du's dich kosten?"

„Wer spricht von Geld?"

„Was? Willst du mir 'ne andere Genugtuung geben? Holla, das läßt sich hören! Du stellst dich mir noch einmal vor die Pistole? Wenn's so ist — ich bin bereit. Gleich, auf dem alten Platz! Waffen habe ich hier. Und ich sage dir: diesmal soll's ehrlich zugehn."

„Also das vorige Mal ging's nicht ehrlich dabei zu?" fragte Ryseck nach einer kleinen Weile.

„Wenn ich gezielt hätte damals so wie du, dann säßest du nicht hier."

„Also ich habe gezielt? Das behauptetest du ja damals schon. Beileibe nicht nach deinem Kopf. Dazu war ich zu feige. Aber nach einem nahen Ast, damit der dir just ins Auge träfe. Das Kunststück mach' mir mal vor! Und du bist doch ein Schütze. Ich aber habe kaum je eine Pistole in der Hand gehabt. Mensch — du bist ja wahnsinnig, wenn du das wirklich glaubst."

„Ich möchte wissen, wer von uns beiden hier der Wahnsinnige ist: ich oder du, der mir ein zerstörtes Leben mit einer Handvoll Dollar abkaufen will."

„Dein zerstörtes Leben! Ein zerstörtes Auge ist noch kein zerstörtes Leben. Wenn dein Leben zerstört ist, dann ist niemand dran schuld wie du mit deinen Hirngespinsten, die du in dieser lichtscheuen Einsamkeit groß gezüchtet hast. Reiß dich doch los! Geh' wieder unter Menschen und werde selbst ein Mensch! Wie geht's denn zu im Leben? Man tut recht und unrecht, bunt durcheinander, man stößt und wird gestoßen, man strauchelt und steht wieder auf: es ist ein Wahnsinn, aus dem Komplex des Ganzen eine einzelne Tat herauszulösen. Schuld! Ich will dir sagen, wie es mit meiner Schuld bestellt ist. Ich habe oft an dich gedacht. Denn auch ich habe drüben nicht allzu gesellig gelebt und lieber in der Erinnerung mit den alten Freunden verkehrt, als neue zu suchen. Ich habe oft an dich gedacht: wie's ihm wohl gehn mag, dem alten Gesellen? Ob er vielleicht meine Hilfe braucht? Denn ich habe mich allerdings in deiner Schuld gefühlt, wie man's dem Freund gegenüber tut, dem man unglücklicherweise einen schweren Verlust zugefügt hat. Aber eine andere, eine mit Bewußtsein aufgeladene Schuld? — Mein Lieber, warst du denn ein solcher Tugendheld, daß das Recht ganz allein auf deiner Seite stand? Wie lag denn die Sache? Wir haben uns in ein Mädel verliebt und stellten ihr nach, obwohl wir wußten, daß sie sich einem anderen versprochen hatte. Wäre es dir geglückt, sie zu gewinnen, hättest du dir ein Gewissen daraus gemacht, sie zu heiraten? Hättest du nicht seelenruhig eine vergnügte Ehe mit ihr geführt, ohne daß der Gedanke an den andern dein Herz je beschwert hätte? — Es ist uns beiden nicht geglückt. Du hast ein Auge dabei lassen müssen. Aber dein zerstörtes Leben — wenn ein Mensch, der noch die Hälfte des Lebens vor sich hat, überhaupt von solchem Unsinn reden kann — das schreibe nur auf das Konto deines Eigensinns. — So liegt die Sache. Und nun sage ich dir: raus! Komm mit mir raus! Laß deine Gespenster in diesem Moderloch und komm mit unter die Menschen!"

„Was sagtest du vorhin?" fragte der Förster nach langem Schweigen. „Es wäre uns beiden nicht geglückt! Was bedeutet das? Hast du sie denn nicht geheiratet?"

„Ich — die Elisabeth Fritsch? Auf welcher Hemisphäre dieser Erdkugel lebst du eigentlich? Ich drüben habe doch erfahren, daß Elisabeth den Professor Hoff geheiratet hat, ungefähr ein Jahr nach meiner Überfahrt. Und du willst nichts davon gehört haben?"

Der Förster zuckte die Achseln und sagte nach tiefem Atemholen: „Ich wollte nichts mehr davon hören."

Dann ließ er sich wieder auf seinem alten Platz nieder. Zusammengesunken, die Hände in den Hosentaschen, starrte er brütend vor sich hin, während der Hund zu seinen Füßen bekümmert zu ihm emporschaute und leise mit dem Schwanz wedelte. Nach einer Weile des Schweigens ergriff der Förster die Zigarre und begann in hastigen Zügen zu rauchen.

„So geht's," sagte Ryseck, „wenn man sich wie eine Nachteule in seine Höhle zurückzieht und nicht weiß, was in der Welt passiert. Aber nun zu 'ner andern Sache. Der Pfarrer sagte mir, daß dein verstorbener Vater dich adoptiert hat. Er soll dann allerdings gleichzeitig oder später ein Testament gemacht haben, worin er sein Hab und Gut seinem Vetter vermacht hat. Trotzdem verstehe ich nicht, daß du dich mit dieser kümmerlichen Försterstelle begnügst und dich Schmundt nennst, anstatt als der rechtmäßige Herr von Hellborn auf Ruprechtsau zu hausen. Der Pfarrer sagte mir, kein Mensch hätte begriffen, warum du es nicht auf einen Prozeß hättest ankommen lassen. Du mußt doch einen Grund gehabt haben."

„Den Grund — den kann ich dir sagen. Man bildet sich ein, ein Hellborn zu sein, und dann lehrt einen das Schicksal, daß man doch nur ein Schmundt ist."

„Dummes Zeug! Nichts beweist besser, daß du ein echter Hellborn bist, als deine Handlungsweise. So verrückt benimmt sich nur ein Mitglied dieser wegen ihres Eisenschädels

Digitized by Google

und ihrer Rotweinzunge berühmten Familie. Daß dein Vater mal in einem Anfall von schlechter Laune deine Blutsverwandtschaft angezweifelt hat, das genügt dir, um ihm den ganzen Kram vor die Füße zu werfen und auf die Erbschaft zu verzichten. Wahrhaftig, die Amerikaner haben nicht unrecht, wenn sie die Deutschen queer nennen. — Übrigens, erinnere dich, als wir noch gute Freunde waren, sagtest du selbst oft zu mir, du wüßtest, daß bei dir 'ne Schraube los ist, und wenn's not täte, sollte ich dir den Kopf zurechtsetzen. Es scheint, daß ich zu diesem Zweck grade im rechten Augenblick aus Amerika herübergekommen bin. Nun zeige mir vor allem mal deine Dokumente. Die Urkunde deiner Adoption und das Testament."

„Warum?"

„Ich werde dir später sagen, warum."

„Ich sehe den Zweck nicht ein."

„Den wirst du schon einsehn, wenn ich ihn dir erkläre. — Also mach' schon! Ich gehe nicht eher fort, als ich sie gesehn habe, und du weißt, ich kann ebenso halsstarrig sein wie du. Nun los! Nachdem du mal die Friedenspfeife mit mir geraucht hast, hilft dir kein Sträuben. Du bist mir's einfach schuldig."

Während der Förster murmelte, er sähe zwar den Zweck nicht ein, erhob er sich doch gleichzeitig, schloß das Zylinderbüro auf und ließ die hölzerne Rollwand herunterschnurren. Indes er in einem der Schubfächer herumkramte, warf Ryseck einen neugierigen Blick in das Innere. Auf der Tischplatte lagen nur einige Geschäftsbücher und Schreibgeräte. In der dahinter liegenden, etwas erhöhten Nische aber, die von zwei Alabastersäulchen und einer architravähnlichen Querleiste umrahmt, einem Miniaturtempel oder einem Altarschrein glich, stand ein Bild — das Bild Elisabeths, das sie vor vielen Jahren einmal ihrem Verehrer geschenkt hatte. Hatte der Förster den Blick des hinter ihm Stehenden gespürt — er drehte sich plötzlich nach ihm um, und in seinem zugewandten Auge lag so viel Scheu und Leid und ein so feindseliges Drohen zugleich, daß Ryseck ihm rasch den Rücken kehrte. Aber während er sich scheinbar gleichgültig wieder auf dem Sofa niederließ, hatte er von neuem, und noch stärker als zuerst, das Gefühl von unheimlich lauernden Schicksalshänden, die aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers sich nach ihm ausstreckten. Aber dann raffte er seine ganze Aufmerksamkeit zusammen, um die Papiere zu lesen. „Laß sie mir!" sagte er nach einiger Zeit. „Ich bin nicht Jurist genug, um ihre Tragweite zu verstehn. Aber morgen komme ich wieder und werde dir dann meinen Vorschlag machen."

„Was für einen Vorschlag?"

„Wenn du's wissen willst — nach meiner Überzeugung gehörst du als der rechtmäßige Herr auf das Gut und nicht dieser hergelaufene Vetter, der übrigens ein miserabler Landwirt sein soll, wie ich mir habe sagen lassen. Wenn man ihm auf die Bude rückt und ihm mal ein Licht aufsteckt, wie zweifelhaft sein Anrecht auf diesen Besitz ist, dann wird er sich vielleicht bereit finden lassen, uns das Gut zu einem vernünftigen Preis zu überlassen. — Mach' nicht solche ... solch ein Auge! Ich will dir bei Gott nichts schenken. Du läßt den Kaufpreis auf dem Gut stehn. Ein so tüchtiger Landwirt wie du wird die Zinsen schon herauswirtschaften. Abgemacht!"

Aber der Förster schien die ausgestreckte Hand nicht zu sehn.

„Sehr nett von dir. Aber" — er stieß ein rauhes Lachen aus — „deinen Tabak habe gern genommen und meinetwegen auch als Friedenszeichen. Es war immerhin ein Beweis von Freundschaft, daß du gekommen bist. Sonst aber — wer sagt dir, daß ich mich nicht wohl fühle in meiner Haut? Ich möchte nirgendwo und nichts anderes sein, als was ich bin: der Herr in diesem Moderloch, wie du es nennst. Aber wenigstens ist man der Herr! Und wird nicht gestört. Siehst du, das Schicksal wirft einen Menschen so lange herum, bis er seinen rechten Platz gefunden hat. Und mein Platz ist hier."

„Das Schicksal hat manchen Laffen in eine Villa geworfen, der denkt, das wäre sein richtiger Platz, und muß am Ende doch in einer Spelunke krepieren. Dir geht's grade umgekehrt. Mensch, will denn in deinen Eisenschädel gar kein bißchen Vernunft hinein? Wie kann man so viel Sorge und Liebe für einen Wald aufwenden, für Baum und Getier, und mit sich selbst so Schindluder treiben! Wenn du für dich selbst nichts mehr begehrst, so tu's für das Land, für das schöne Gut, das einen tüchtigen Herrn verlangt. — Du mußt es einfach. Gib die Papiere her. Du sollst heute weder ja noch nein sagen. Sollst dir alles gründlich überlegen. Morgen sprechen wir uns wieder. Herrgott, Mensch, sieh mich nicht so grimmig an. Du gehörst wahrhaftig auch zu denen, die noch ihrem hohlen Zahn nachweinen, den man ihnen ausgerissen hat. Denn ... damit du's weißt: die da — die hat auch bei mir in San Franzisko all die Jahre herumgespukt, als hätte sie auf meinem Schreibtisch gestanden. Ein Schatten, ein Phantom für uns beide. Und darum die ganze Feindschaft! Aber nun Schluß damit! Gib mir die Hand!"

Wenn es auch nicht eine freiwillig hinge-

Digitized by Google

streckte, sondern eher mit Gewalt ergriffene Hand war, Ryseck umklammerte sie dennoch wie ein glückbedeutendes Pfand, und was in diesem Augenblick auf seinem Gesicht glänzte, war nicht nur Genugtuung über einen mühsam gewonnenen Sieg, sondern etwas von jener alten unbezwinglichen Herzensgüte, die einst den andern diese Freundschaft als den schönsten Gewinn seiner Jugend hatte empfinden lassen, und deren Abglanz auch jetzt sein feindselig verschlossenes Herz mit verwirrendem Drangsal und widerwilligem Glück durchflutete, daß er, erschüttert, sein Inneres schwanken fühlte — ein Stamm, vom Boden losgerissen und ergriffen von der Flut, die ihn trägt, er weiß nicht, wohin.

So standen die beiden einen Augenblick, von dem schweifwedelnden Hund umkreist. Dann ergriff Ryseck seinen Hut und winkte vergnügt: „Auf morgen! Um dieselbe Zeit."

Während Ryseck an dem Forsthaus vorüberging, blickte Schmundt ihm nach, und der Glanz in seinem Auge war so grell, als könnte er das trübe Glas zerschmelzen. Eine ganze Weile saß er dann, versunken, bewegungslos ... In den Stunden einsamen Grübelns hatte sein zerquältes Herz, zu seiner eigenen Linderung und Heilung, oft den Augenblick heraufbeschworen, der ihm den Feind, den Dieb seines Glücks, in seine Gewalt liefern würde, und wie an dampfendem Gift hatte seine Vorstellung sich vollgesogen an den Vorstellungen einer grausamen Rache. Nun war der Traum Wirklichkeit geworden — diese Wirklichkeit! Er konnte sie noch nicht begreifen. Er war wie von einer Erscheinung geblendet. Er sprach, um sich seiner selbst zu vergewissern, laut, in abgerissenen Worten mit sich. Er blickte seinen Hund an und sagte: „Herr! — Ich wieder der Herr!" Und der Hund nach kurzem, freudigem Bellen sprang an ihm hoch und leckte seine Hand. Da ergriff er, nicht mehr fähig, den ausbrechenden Glücksrausch zu meistern, den einzigen Gefährten seines Lebens, riß ihn an sich und schrie: „Herr! — Nicht mehr Schmundt — ein Hellborn! Ich — der Herr von Hellborn auf Ruprechtsau!" Und er drückte und streichelte den Hund, der ihm die Tränen von den Wangen leckte.

Dann sprang er auf, reckte sich, breitete die Arme aus, blickte um sich: zum erstenmal empfand er das grabähnliche Düster und die kühle Moderluft seiner Behausung. Ihm war, als müßte er die Fenster einschlagen und Luft und Licht und Menschen hereinlassen.

Aber noch einmal trat er an den Schreibtisch und zog die Rollwand hinunter. Den Kopf aufstützend, sah er lange das Bild an, das Idol und die Geißel seiner einsamen Träume, die Zerstörerin seines Lebens, an die er gekettet gewesen, mit der Besessenheit seines Hasses und seiner Liebe.

Ein Schatten! Ein Phantom! Weiter nichts!

Aber dann kam in sein Gesicht ein Stutzen, er fuhr in die Höhe, blickte grübelnd in die Richtung, die sein Freund gegangen war, starrte dann wieder vor sich hin, ganz lauernde Aufmerksamkeit, rief sich das vorüberfahrende Auto ins Gedächtnis zurück, sprang wie ein Hund die Insassen an, beschnüffelte die Frau, die Kinder, immer wieder die Frau ... nein, nicht die leiseste Spur ihrer Erscheinung war ihm geblieben, ein wehender Schleier, weiter nichts ... vertauschte das Bild mit der Gestalt Rysecks, bohrte sein Auge in dessen Züge, glitt hinauf, hinab an dem Körper, zog mit saugendem Blick jeden einzelnen Finger der Hände an sich ... zwei Ringe, ein Diamantring und ein Ring mit einem roten Stein hatten an der Linken gesessen, aber die Rechte hatte keinen getragen, keinen Ehering ... das war noch nicht ein sicheres Zeichen, daß er unverheiratet war ... doch immerhin, man würde sich die Dame mal näher ansehn ... wenn sie einer andern glich ... So war es nicht gemeint! So war es nicht gemeint! — Betrügen ließ er sich nicht. Er reckte seine Faust. „Nimm dich in acht! Nimm dich in acht!" murmelte er.

Nachdem er sich in der Schlafkammer überzeugt hatte, daß sein Drilling geladen war, legte er den Hund an die Kette und verließ das Haus.

Mit langsamen, gemächlichen Schritten ging er durch den Wald, fortwährend um sich witternd und den Kopf auf dürrem Halse wie ein Raubvogel verdrehend, freute sich an den in regelmäßigen Rechtecken aufgeschichteten Lagen frisch geschlagenen Holzes. Werte waren das heutzutage, mit Gold aufzuwiegende Werte, und lagen da, eine Viertelstunde von diesem mit Diebesgesindel erfüllten Nest so sicher wie in Abrahams Schoß. Kein Scheit würde daran fehlen, wenn's zur Auktion kam! Das war der Erfolg seines Renommees. Die Ladung Schrot, mit der er vor ein paar Jahren den Kerl ins Jenseits befördert hatte, trug gute Frucht.

Der Weg führte jetzt durch niedrigen Jungtann. Dahinter lag eine breite Lichtung, an deren entgegengesetztem Rand, da, wo wieder Hochwald stand, Holzfäller bei der Arbeit waren, die gefällten Bäume zu schälen und die entrodeten Stümpfe zu zerspalten. Obwohl er noch niemanden von ihnen gesehn hatte, schienen sie drüben sein Herankommen

Digitized by Google

doch irgendwie gewittert zu haben, denn plötzlich knirschten die Sägen lauter und das Tempo der Axtschläge wurde schneller. Er hatte die Bande gut im Zug!

Windschief, am Boden witternd und den Gruß der Leute scheinbar nicht bemerkend, schritt er vorüber, blieb aber plötzlich vor einem Mann in mittleren Jahren, dessen kalkbespritzte Bluse verriet, daß Waldarbeit nicht seine ursprüngliche Profession war, stehn und schnauzte: „Was stehste da? Warum hauste nich druff?"

„Das geht so leichte nich, Herr Förster. Da muß man gar vielmal pochen. Er hat sich gedreht."

„Und wenn der krumme Hund sich sechsmal gedreht hat, er muß!"

Die Axt des Mannes ergreifend und schwingend, ließ er mit solcher Wut im Gesicht das stumpfe Ende auf den erst halb eingetriebenen Keil niederschmettern, als gälte es, einem verhaßten Feind den Schädel zu zerspalten. Das nasse, harzige Holz stöhnte unter den immer rascheren Schlägen, knirschte, schrie förmlich auf und ächzte endlich dumpf, worauf der Stumpf in zwei Hälften auseinanderfiel.

Ohne Gruß, die Axt hinwerfend, ging der Förster weiter. Am „Lindenhaus" machte er halt. Er war sicher, daß Ryseck hier abgestiegen war, da es als einziges Gasthaus eine Garage besaß. Zur Vorsicht aber trat er in den Hof ein und blieb schnüffelnd vor einem Auto stehn, mit dessen Reinigung ein Mann beschäftigt war.

Während Schmundt das Auto rechts und links betrachtete, fragte der Mann nach seinen Wünschen. „Schon gut!" brummte der Förster und nahm an einem der Holztische, die vor dem Wirtshaus, jenseits der Straße unter den alten Lindenbäumen standen, Platz. Hier saß er dann und wann ein kurzes Stündchen und schaute aus seinem dunklen Winkel den Leuten zu, ein seltner und vom Wirt nicht eben gern gesehener Gast.

Die Kellnerin, eine ältliche Person, mit blonden Haarzotteln im verwaschenen Gesicht, fragte, nachdem sie ihm den Doppelkümmel vorgesetzt, mit der bei den ortseingesessenen Gästen gewohnten Vertrautheit, wo er sich denn so lange herumgetrieben, man hätte ihn ja eine halbe Ewigkeit nicht gesehn.

„Keine Zeit."

„Was heißt, keine Zeit? Mir wäre das zu dumm, von morgens bis abends im Wald herumzulaufen."

„Von morgens und manchmal bis Mitternacht."

„Nun hören Sie, Herr Schmundt, was strapazieren Sie sich so ab? Ich würde mich schön bedanken, meine Knochen zu riskieren für Sachen, die mir nicht gehören. Gönnen Sie den Leuten doch auch mal was. Die wollen doch auch mal bei Ihnen mausen."

„Das werden sie schon bleiben lassen."

„Was Sie sich einbilden! Bleiben Sie nur mal 'ne Nacht hier, da sollen Sie schon sehn, was sie bei Ihnen für eine Holzpolonäse veranstalten."

„Ihr habt da ja so ein feines Auto stehn," lenkte der Förster das Gespräch um.

„Und ob! Ein feines Auto und feine Gäste. Wir machen uns. Ein Amerikaner. Mister Ryseck. Der hat's hier sitzen —" die Kellnerin schlug sich auf die Geldtasche — „aber dicke."

„Und die Frau?"

„Ist nicht seine Frau. Hoff schreibt sie sich. — Nu machen Sie bloß nicht gleich solch ein Gesicht. Was Sie sich denken, ist nicht. Es gibt auch anständige Menschen ... zum Beispiel wir beide."

Die Kellnerin schlug dem Gast lachend auf die Schulter und fragte, das leere Glas ergreifend, ob sie ein neues bringen sollte.

⁂ ⁂ ⁂

Während Ryseck am Vormittag Erkundigungen über seinen Freund einzog, verbrachte Elisabeth Stunden unruhigster Spannung. Was der Wirt von Schmundt berichtet, hatten andere Leute noch bekräftigt. Bei dem gewalttätigen Charakter des Försters befürchtete sie von dem Zusammenkommen der beiden Männer das Schlimmste. Sie hatte Ryseck von neuem gewarnt, hatte ihn gebeten, auf den Besuch zu verzichten. Er hatte über ihre Angst nur gelacht.

Ihre Unruhe wurde noch gesteigert durch das Ausbleiben jeder Nachricht von ihrer Schwester. Eine Depesche war ohne Antwort geblieben, telephonische Verbindung hatte sich nicht herstellen lassen. Was war geschehn?

Sie fühlte, daß eine Entscheidung heranbrängte und konnte zu keinem Entschluß kommen. Am liebsten wäre sie abgereist, um eine Aussprache mit ihrem Mann herbeizuführen. Je länger sie über sein unerklärliches Benehmen nachgrübelte, desto mehr drängte sich ihr die Überzeugung auf, daß ein ihr unbekannter Grund vorliegen müßte. Ihr Wunsch nach Klarheit nahm so überhand, daß sie sich einbildete, er selbst, von der gleichen Unruhe getrieben wie sie, müßte ihr nachgereist sein, müßte plötzlich auftauchen. Sie wußte nicht: wünschte sie sein Kommen, fürchtete sie es?

Die Ereignisse, die sie hatte lenken wollen, waren ihren Händen entglitten, gingen ihren eigenen, wirren Lauf. Das Schlimmste aber war, sie war sich selbst entglitten, sie, vor kurzem noch so klar und in sich beruhigt, kannte sich selbst nicht mehr, war hinabgeris-

Digitized by Google

sen in einen wirren, wildschäumenden Strudel. Eine unerklärliche Angst, das Vorgefühl eines kommenden Unglücks, umschnürte ihr Herz, verdunkelte jeden Gedanken.

Nachmittags ging sie in der brütenden Schattenschwüle des kleinen Wirtsgartens auf und ab. Sie fühlte sich matt und gehetzt. Die Kinder vergnügten sich mit einem Kegelspiel. Der harte Aufprall der Kugel verursachte ihr jedesmal eine dröhnende Erschütterung. Aber sie wollte das Spiel nicht verbieten. Die quälenden Fragen der Kinder waren noch unerträglicher.

Da hörte sie im Hausflur die Stimme der Kellnerin, es wäre Post für sie da. Ihre eben noch unruhigen Glieder wurden bis zur Bewegungslosigkeit schwer. Nun war das Unheil da! Aber die erwartete Unglücksnachricht bestand in nichts als einer harmlosen Postkarte mit der Ansicht irgendeines thüringischen Luftkurortes.

Margret schrieb, die Einladung hätte sie leider zu spät erreicht, gerade während sie mit einigen Bekannten auf einer kleinen Erlungsreise unterwegs wäre. Wenn es sich machen ließe, würde sie noch kommen, sonst möchte Elisabeth sie doch mit Ryseck zusammen besuchen. Die kurzen Zeilen waren in Eile geschrieben, darunter standen die Grüße einiger unbekannter Herren und Damen gekritzelt.

Elisabeths Mund öffnete sich in befreitem Lachen, während ihr zugleich die Tränen in die Augen schossen. Also darum diese ganze entsetzliche Angst! Wie würde Ryseck triumphieren!

Erst einige Augenblicke später kam ihr zum Bewußtsein, daß durch Margrets Ausbleiben ihr ganzer Plan zusammengefallen, jedenfalls ins Unbestimmte verschoben war. Doch statt darüber enttäuscht zu sein, empfand sie nur Glück ... als wenn das Schicksal ihr noch eine Gnadenfrist gegönnt hätte.

Aber im nächsten Augenblick schon stieg hinter dieser Freude neue Angst, neues Erschrecken hervor, und sie fühlte sich in ihrem Innern wie in einem Labyrinth verloren.

Doch blieb ihr zur Besinnung keine Zeit, denn grade kehrte Ryseck zurück. Er zeigte sich über die Karte nicht weiter erstaunt, äußert nur, dergleichen hätte er sich schon gedacht.

Ganz erfüllt von seinem Erlebnis in dem Forsthause, begann er sogleich davon zu erzählen. Jetzt wo alles gut abgelaufen war, machte es ihm Freude, das unheimliche Haus, den unheimlicheren Bewohner darin möglichst eindrucksvoll zu schildern. Die Kinder, auf der Erde an einem Baum kauernd, hörten aus einiger Entfernung zu.

Er beschrieb das Gesicht des Einäugigen, die unwahrscheinlich ausgehöhlten, zugespitzten Züge, denen Menschenhaß und jahrelanges Einspinnen in ein und denselben Gedanken etwas so Heimtückisches und Boshaftes und zugleich ergreifend Leidendes gegeben hatten. Dieser Mensch hatte offenbar all die Jahre hindurch nicht einen wirklich frohen, zufriedenen Augenblick gehabt, und die einzigen Genugtuungen, die er erlebt, hatten darin bestanden, durch irgendeine Grausamkeit an einem ertappten Wild- oder Holzdieb sich für seine Qual zu rächen.

Während er noch erzählte, mit seiner gedämpften, aber jedes Wort so bestimmt formenden Stimme, kam aus dem Dunkel, wo die Kinder kauerten, ein gepreßtes Stöhnen, ein unterdrücktes Winseln der Angst, halblaute, zerrissene Schreie, die gleich darauf in herzbrechendes Schluchzen übergingen.

Elisabeth stürzte hinzu, umschlang ihr Töchterchen und fragte, was geschehn sei. Der kleine Körper bebte an allen Gliedern, immer wieder versuchte das Kind unter strömenden Tränen einige Worte hervorzustoßen, und schrie schließlich: „Er soll nicht kommen! Er soll nicht kommen, der böse Mann!“

„Um Gottes willen, Liebling, es tut dir ja niemand was zuleide. Er ist ja längst wieder gut geworden. Und er wird auch nicht kommen. — Seien Sie bloß still!“ wandte sie sich an Ryseck.

Beide versuchten das kleine Wesen nach Möglichkeit zu beruhigen, das sich erst, als man in dem hell erleuchteten Zimmer am Eßtisch saß, einigermaßen beschwichtigte.

Elisabeth hatte Ryseck noch einmal beschworen, nichts mehr von dem Forsthaus zu erzählen. Er folgte ihrer Bitte nur halb, konnte sich nicht enthalten, in Andeutungen, die er nur von ihr verstanden glaubte, noch diese und jene Einzelheit seines Gespräches zu wiederholen. Besorgt blickte Elisabeth auf die Kleine, und beobachtete, wie deren Gesicht jedesmal einen aufhorchenden und alles verstehenden Ausdruck annahm. Nach dem Essen sprangen die Kinder noch einen Augenblick im Freien umher.

Elisabeth hatte dem Freund versprochen, als Entschädigung für den getrennt verbrachten Tag, mit ihm noch einen Abendspaziergang zu machen. Sie wollte nur die Kinder vorher zu Bett bringen. Aber sobald Susi hörte, daß die Mutter nicht wie am Abend vorher sich gleichzeitig mit ihnen niederlegen wollte, begann sie in krampfhafter Erregung sie anzuflehn, sie möchte sie nicht allein lassen. Sie hätte vorhin den bösen Mann gesehn. Sobald die Mutter fort wäre, würde er kommen.

Digitized by Google

Elisabeth befand sich in peinlicher Verlegenheit. Sie wollte Ryseck nicht enttäuschen, wollte die Kleine auch nicht ihrer Angst überlassen. Sie schellte nach dem Stubenmädchen. Dieses versprach bei den Kindern bis zu deren Einschlafen zu bleiben.

Aber auch jetzt wurde es ihr schwer, sich loszureißen, als wenn des Kindes Erregung ihre eigene, kaum beschwichtigte von neuem aufgewühlt hätte. Aber während in der Tiefe dunkel brauende Gedanken miteinander rangen, zitterte in der Höhe ihrer Seele eine leuchtende, überklare Freudigkeit, etwas wie ein Zwang zur Güte und Fröhlichkeit und Leichtsinn beinah ... jetzt nachdem ihre Angst um die Schwester und um den Freund als nichtiges Hirngespinst sich erwiesen hatte.

Während sie den dunklen Flur zu ebener Erde durchschritt, beobachtete sie Ryseck einige Sekunden, der im Garten auf und ab ging. Sein Gesicht, wenn er allein war, gewöhnlich unruhig umdüstert, strahlte in diesem Augenblick von unverhohlenem Glück, und seine Haltung war so straff, sein Gang so schnellend wie der eines Zwanzigjährigen. Eine heiße Welle unentwirrbarer Gefühle durchrieselte sie bei dieser Feststellung.

„Ich bin so froh, daß Sie froh sind," sagte sie. „Aber Sie haben auch allen Grund. Sie haben heute wirklich eine gute Tat getan."

„Ach, papperlapapp! Das was man so gute Taten nennt, sind grade die echtesten Äußerungen unseres Egoismus. Mich bedrückte das Schicksal des alten Freundes. Diesen Druck habe ich mir vom Halse geschafft. Egoismus, Frau Elisabeth!"

„Nein! Nein! Keine Sophistereien! Wir wollen hübsch beim einfachen Sinn der Worte bleiben. Sophist nennt man den, der nur an sein liebes Ich denkt. Und wen das Wohl und Wehe des andern bekümmert, ist ein Altruist. — Ihre guten Taten sind doch wohl nicht so zahlreich, daß Sie diese nicht rot anstreichen sollten?"

„Sie meinen, auf diese gute Tat dürfte ich mir schon eine kleine Schlechtigkeit leisten?"

„Sophist! Wann hätte ich das gesagt? Im Gegenteil: Ihre Freude sollte Sie anspornen, mehr gute Taten zu tun."

„Noch eine gute Tat? Versuchen wir's!" lachte er übermütig. „Aber ob's nun Altruismus oder sonst was war, jedenfalls freue ich mich, daß ich den alten Jugendkumpan von seinem Menschenhaß losgeeist habe. Sein ganzer Menschenhaß war ja nur unglückliche Liebe zu Ihnen. Sie waren es, die ihn am Leben festhielten, die ihn dem Leben fernhielten. Erst jetzt, wo er weiß, daß ich so wenig der Glückliche bin wie er selbst, sieht er die Welt wieder vernünftig an. — Ach, Elisabeth, ist das nicht ein seltsames Gefühl für Sie, so starke, so unvergeßliche Leidenschaften einzuflößen und dabei selbst so ... so gut im Lot ..."

Sie antwortete nicht, doch als sie fühlte, wie unter seinem dunkel flammenden Blick ihr das Blut in die Wangen stieg, wandte sie sich rasch um und sagte: „Kommen Sie! Sonst wird es für unsern Abendspaziergang zu spät!"

Aber in der Tür blieb sie noch einmal stehn und lauschte zu dem Zimmer der Kinder hinauf. Ob Susi in der kurzen Zwischenzeit wirklich einen unheimlichen Menschen gesehn hatte?

Aber der freie Platz vor ihr und das Stückchen Straße, das sie überblicken konnte, bot im bräunlichen Abenddämmern nur das Bild eines friedlichen Landstädtchens. Auf einer Wagendeichsel saßen eng umschlungen junge Mädchen und sangen. Ein paar junge Burschen, ihre Liebsten im Arm, schlenderten dem Tanzsaal zu. Vor den Türen ihrer Häuser standen behaglich schwatzende Alte. Im Dunkel der Linden vor ihr saß bei Bier und Zigarre ein einzelner Gast. Ein rastender Bauer wahrscheinlich. Wenn man wollte, konnte man vor dessen im Dunkel zerfließender Gestalt sich fürchten. Aber man mußte sie schon ansehn, mit den Augen eines aufgeregten Kindes.

„Wie hübsch!" sagte Ryseck neben ihr. „Das ist das liebe alte Deutschland, wie's mir drüben immer vorgeschwebt hat. Die Mädchen da — wie die Schwalben auf dem Telegraphendraht. Die jungen Pärchen — so verliebt und so sittsam. Und die Alten mit ihren langen Pfeifen — so bedächtig und so bescheiden. Das ist das alte Deutschland noch trotz Krieg und Revolution. Das Deutschland Werthers und Lottens. Man sagt, die Originale stürben aus. Aber hier leben sie noch. Eben erst habe ich ja eins getroffen. Nur hier gibt es noch Menschen, die von Gefühlen regiert werden und nicht vom Geld. Das versteht man nirgendwo anders, am wenigsten in Amerika."

„Aber es gibt doch auch drüben so viel Deutsche."

„Deutsche — aber nicht solche Deutsche. Gewiß gibt es da und dort noch originelle Käuze, Nachkommen der Deutschen, die in den achtundvierziger Jahren ihrer politischen Ideale wegen ausgewandert sind. Aber sie sind so rar, daß sie nicht zählen. Das Gros der Deutschen aber, die ihr Vaterland verlassen haben, tat es aus ganz denselben praktisch ökonomischen Beweggründen wie das der andern Nationen. Sie sind eine tüchtige, strebsame, aber nüchterne Rasse. Nüchtern-

Digitized by Google

David und Goliath. Gemälde von Prof. Arthur Kampf

(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

heit, Frau Elisabeth, ist das Signet Amerikas. Und was uns drüben verblüfft, was uns Bewunderung abzwingt, ist gigantische Nüchternheit, Rausch der Zahlen, Phantastik der Dimensionen, Wirbeltempo. Aber Menschen, die statt für Dollars für ein Gefühl, ein Ideal, eine Narrheit ihr Leben lassen, solche Querköpfe gibt es nur hier. Und ich bin selbst ein solcher Querkopf — das fühle ich, seitdem ich wieder Heimatluft atme. Aber kommen Sie!"

Er reichte ihr den Arm.

Kaum hatten sie sich entfernt, als der einsame Gast, ohne erst sein Bier auszutrinken, die Zigarre neben das Glas legte und sich ebenfalls erhob. Die Büchse hatte er sich über die Schulter gehängt.

Ein schmaler Wiesenpfad, der in einiger Entfernung am Waldrand entlang führte, nötigte die beiden, einzeln zu gehn. Der Verfolger hinter ihnen war vor der Wiese gleich querfeldein in den Wald abgebogen. So konnte er sie im Auge behalten, ohne von ihnen gesehen zu werden.

Ryseck erzählte noch von den Verhältnissen drüben. Elisabeth hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu. Sie dachte immerfort an ihren Mann. Es war ja die größte Torheit, sich einzubilden, er könnte ihr nachgereist sein. Dann hätte er eifersüchtig sein müssen. Und um das zu sein, hätte er sie lieben müssen.

Nach einiger Zeit traten sie in den gelichteten Hochwald ein. Der bis dahin deutlich erkennbare Weg verlor sich im weichen Nadelboden. Ein schwüler Wind strich über sie hin und ließ die Bäume leise rauschen. Da und dort standen noch rosige Wölkchen am Himmel, der sonst ein zartes, überklares Email zeigte, von durchsichtigem blassen Gold und Apfelgrün. Die Stämme leuchteten in einem geheimnisvollen Licht, das ihre Färbung vertiefte: das Graugrün der Schwarztannen, das warme Rot der Fichten, das rostige Grau der Kiefernborken.

Nach einer Weile blickte Elisabeth sich um. Hinter ihr, in ziemlicher Entfernung und kaum erkennbar, glaubte sie jemanden zu sehn, der aber, sobald sie sich umwandte, wie angewurzelt stehn blieb, so daß sie zweifelte, ob sie sich nicht getäuscht hatte.

„Was haben Sie?" fragte Ryseck. „Hören Sie überhaupt zu?"

„Jemand verfolgt uns."

„Warum nicht? Es haben noch andere die kluge Idee, die Abendluft zu genießen."

„Wohin gehen wir eigentlich?"

„Sie werden schon sehn. Folgen Sie mir nur! — Ach, ich bin heute wirklich froh. Sagen Sie, Frau Elisabeth, glauben Sie an die Duplizität der Ereignisse? Ich für mein Teil glaube daran. Ich habe die Überzeugung, daß mir heute noch eine gute Tat gelingt."

Er nahm ihren Arm und begann in leisem zärtlichen Ton: „Darf ich Sie mal etwas fragen, als ein teilnehmender und besorgter Freund? Wie stehen Sie eigentlich zu Ihrem Mann?"

„Das habe ich Ihnen doch schon gesagt."

„Sie haben mir gesagt, daß Sie Ihren Mann lieb haben. Aber — wie steht Ihr Mann zu Ihnen?"

„Seltsame Frage!"

„Nicht so seltsam von einem Menschen, der Sie beide eine ganze Weile beobachtet hat. Ich weiß ja, wie kühl oft das Verhältnis zwischen Eheleuten ist. Aber bei Ihnen ist es noch anders. Ich habe das Gefühl, als wenn Ihr Mann sich geradezu Zwang antun müßte, um Ihre Gegenwart nur zu ertragen. Ist es so? Sagen Sie, Frau Elisabeth!"

„Es wäre mir lieber, wenn wir dies ganze Gespräch abbrächen."

„Wie Sie wollen. Aber da Sie als teilnehmende Freundin meinen Kummer und meine Sorgen angehört haben, ist es da ein so seltsames Verlangen, wenn ich auch die Ihrigen wissen möchte? Ich hätte ja nie gefragt, wenn das alles nicht so auffällig wäre. Elisabeth, wollen Sie mein Vertrauen so wenig erwidern?"

„Ich gebe zu, daß zwischen uns eine vorübergehende Verstimmung besteht."

„Können Sie mir sagen, aus welchem Grund?"

„Ich weiß ihn selbst nicht."

„Sie wissen ihn nicht. Und glauben doch, es handle sich nur um etwas Vorübergehendes. Aber seitdem ich Sie beobachtet habe, ist Ihr Mann sich gleich geblieben. Gesprächig und lebhaft, wenn es sich um Dinge handelte, die ihn interessierten, und kühl gegen Sie. Selbst seine Kinder schienen ihn nicht besonders zu interessieren. Und Sie wissen keinen Grund für sein Verhalten? — Ja, wenn es keinen besonderen Grund gibt, dann wird es doch wohl der aller Durchschnittsehen sein. Und ich kann Ihnen nicht helfen."

Ihr Arm war dem seinen entglitten. Er schien das Gespräch für beendigt zu halten. Gebückt, den Blick zu Boden richtend, ging er neben ihr her, gedankenversunken, während sie fühlte, wie eine immer dichtere und schwerere Traurigkeit ihren eben noch beredten Mund verschloß.

Sie hatte ihren Mann verteidigen, hatte sagen wollen, ihrer beider Verhältnis sei früher ganz anders gewesen. Aber war es denn so? Hatte es in all den Jahren nicht immer wieder ihres ganzen Mutes bedurft, um die leise Enttäuschung, die Leere, die Bit-

Digitized by Google

terkeit, die aufwallende Sehnsucht in ihr zu bekämpfen? War denn wirklich eine plötzliche Wandlung eingetreten? War es nicht vielmehr so, daß das, was sie in der letzten Zeit so befremdete und peinigte, nur der offenbar gewordene Ausbruch eines schon lange bestehenden Zustandes war?

Irgendwo in ihr war eine Stimme, die widersprach, eine Hand, die auf glücklichere Stunden zeigen wollte, aber sie lagen versunken unter der schwerer und müder sich wölkenden Kümmernis.

So ging auch sie schweigend neben ihrem Begleiter, in sich verloren, fast ohne Bewußtsein seiner Nähe, bis ein Gefühl von Enttäuschung sie wieder an ihn erinnerte: mit so bangem Glück hatte sie ihn an diesem Abend erwartet, nun ging er neben ihr, ein ehrlicher, treuer, bekümmerter und ratloser Freund. Und während zugleich mit leiser Enttäuschung ein Gefühl dankbarer Sicherheit sie ergriff, schob sie wieder ihren Arm unter seinen.

Er blieb stehn.

„Ach, Elisabeth, was das Leben so schwer erträglich macht, so unheimlich oft und hassenswert, sind nicht die großen Schrecknisse, sind nicht Krankheit und Tod: das ist die Tatsache, daß es mit so unbarmherziger Gleichgültigkeit sein wertvollstes Gut, sein wertvollstes Menschengut verkümmern läßt. Sie — so leidenschaftlich geliebt von zwei Menschen — Sie geraten an einen dritten, an einen Mann ... o sicher, wenn ich jetzt mit Ihrem Mann spräche, er würde behaupten, Sie bedeuteten ihm unendlich viel. Aber alles, was er an Ihnen schätzt und liebt, das alles könnte ihm jede andere Frau ebenso gut geben. Nein, es waren nicht grade Sie, nicht grade Elisabeth, die er brauchte. Es war ein Zufall, daß er Sie fand. Ich habe Sie begehrt und liebe Sie noch, aber wenn mein Freund Sie errungen hätte, wenn Sie seine Frau geworden wären — ich hätte mich, wenn auch nicht neidlos, doch dem Schicksal gefügt, denn Sie wären ihm die Ergänzung geworden, die den Mann erst zum vollen Menschen macht. Aber daß es dieser dritte sein mußte — nein, ich sehe in diesem Zufallswurf nicht die Hand des weisen Schicksalspielers. Nur eine Sinnlosigkeit, wie alles, was unser Leben bestimmt."

Die Stämme wurden kürzer, standen dichter. Ein tiefer Hohlweg, bewachsen mit Moos und Schachtelhalmen und Schlingkräutern allerart, führte bergan. Die schweren Schleppen der Tannenzweige streiften ihre Gesichter, umhüllten sie halb, schlossen jede Durchsicht zum Himmel ab. Die brennende Hitze des ganzen Tages hatte sich in dem nadligen Gezweig verfangen, und aus dem Boden, wo gelb gefleckte Salamander krochen, stieg ein feuchter Brodem. Schwer und mühsam klommen sie hinan, das Rascheln des Krauts, das feine Knacken der zahllosen dürren Zweige machte jeden ihrer Schritte hörbar und schien ein leises, tappendes Echo zu wecken, wie in stiller Nacht das Nachschleppen eines hinkenden Uhrpendels ... ‚oder war es noch etwas anderes?' dachte Elisabeth. Seltsam, sie bildete sich ein, die Schritte ihres Mannes zu hören, der zu Hause auf und ab ging, auf und ab und ruhelos an sie dachte.

Dann hellte es sich auf, grüßte durch Gezweig mit vielen hellen Augen, und plötzlich standen sie vor einer Lichtung, die ihnen, hinter einem jähen, mit saftigen Haselnuß- und Eschentrieben bestandenen Abhang, den Blick in ein Tal öffnete, in ein weiches, von einem Flüßchen durchschlängeltes Wiesental, auf dessen jenseitiger Höhe, von Hochwald umrahmt, sich das Gemäuer eines alten Schlosses erhob. Wie trübe, im Dunst ertrinkende Funken schimmerten einige Lichter aus den letzten Häusern des Städtchens herauf und wurden überstrahlt vom bleichen Kerzenglanz der blühenden Kastanienbäume, die wie zwei Reihen feierlicher Fackelträger aus der Tiefe zu diesem Höhenvorsprung hinanführten.

Ryseck, beide Arme auf den verwitternden Balken eines größtenteils eingefallenen Geländers stützend, das unbedeckte Haupt weit vorbeugend, schien ganz in den Anblick versunken, und doch fühlte Elisabeth seinen rasch sie überflammenden Blick, als wollte er eine lange berechnete Wirkung feststellen.

War es der rasche Übergang aus schwüler Finsternis in diese kühle und lichte Klarheit, die Überraschung und das plötzliche Wiedererkennen des Ortes: sie war bestürzt, umwittert von Gefahr und fühlte zugleich doch wie hundert ausbrechende Kraftquellen brodelnden Unwillen, heiße Widerstandskraft.

„Erinnern Sie sich?" fragte er leise.

„Wie sollte ich nicht?"

Er kam auf sie zu, die Hände nach ihr ausstreckend. Seine Züge, seine Augen blickten ganz wie einst, in dunklem Schmerz, in verborgener Wildheit.

„Elisabeth — schöne, schöne Elisabeth —" es war der alte Klang, nie wieder seitdem und doch so oft seitdem von ihr wiedergehört — „Elisabeth, um die ich so viel gelitten, um die zu leiden noch ein Glück ist — hören Sie mich an!"

„Erst sollen Sie mich anhören."

Den gepreßten Atem zur Ruhe zwingend, blickte sie zurück, in die vom Tannendickicht überdachte, schwarze Höhlung des Weges, als

Digitized by Google

müßte der Schatten, der sie geängstigt, daraus hervortreten, der Schatten, den ihr aufgestörtes Gewissen zum Bild ihres Mannes geformt hatte. Aber niemand kam.

„Sie werfen meinem Mann Mangel an Zärtlichkeit vor. Sie mögen recht haben. Aber er ist kein Mensch, der sein Herz auf den Händen trägt. Und auch darin haben Sie recht, daß jetzt etwas in ihm vorgeht, was ich nicht verstehe. Aber ich werde es verstehn. Es wird sich aufklären, sobald ich zurück bin. Doch wenn Sie glauben, es sei nur Zufall, was mich ihm verbindet, so irren Sie. Es ist das Gefühl, bei ihm geborgen zu sein. Und das hat mich nie getäuscht. Ich weiß heute so gut wie all die Jahre: er ist der treueste Mensch, der mich und meine Kinder nie verlassen wird, in keiner Not und Gefahr. Und darum werde auch ich ihm treu bleiben. — Aber sagen Sie mir jetzt, ist das bloßer Zufall, daß wir hierher gekommen sind?"

„Es ist kein Zufall."

„Also Absicht und wohl überlegte Berechnung — wie die ganze Reise hierher."

„Was ist Absicht? Es war ein Müssen, kein Wollen. Ich mußte noch einmal mit Ihnen an dieser Stelle zusammen sein. — Aber setzen wir uns doch! Auf unsere alte Bank. Elisabeth, wollen Sie mir diese eine Stunde nicht gönnen? Von deren Hoffnung ich gezehrt habe, so lange in meiner Einsamkeit. Elisabeth, Liebe ist etwas so Seltsames, und unser Herz ist immer noch ein Kinderherz — ein Nichts, die Erfüllung eines kleinen Wunsches kann es oft zufriedenstellen. Erfüllen Sie mir diesen einen kindischen Wunsch."

Sie ließ sich an seiner Seite nieder und wehrte ihm nicht, als er ihre Hand ergriff, von leiser Trauer, vom Vorgefühl des Schmerzes, den sie ihm bereiten würde, weich durchströmt.

Er schwieg lange, in stillem Glück.

„Nicht rühren! Nur Ihre Nähe will ich spüren. Wie eine Pflanze die Tropfen durch die trockne Erde rinnen fühlt, den Lebensstrom, der ihre Wurzeln tränkt. Das brennende, verdorrte Herz, wie es sich labt an diesen kühlen Händen. — Sehen Sie, alles ist mir im Gedächtnis geblieben. Alles. Selbst die einzelne Eiche dort zwischen den Buchen habe ich mir gemerkt. Wenn sie auch größer geworden ist, sie ist doch noch dieselbe. Und alles ist dasselbe — alles wie damals."

„Nur wir nicht!"

„Wir auch. Wir wollen's nur nicht glauben."

„Ich nicht. Sie wissen nicht, was es bedeutet, Kinder zu haben. Von dem Tage an ist das persönliche Leben einer Frau erfüllt. Sie kann nicht wieder entwurzelt werden. Lassen Sie mich mit Ihnen sprechen, ehe wir uns beide wehe tun. Einmal war ich so alt wie Sie, heute bin ich um vieles älter. Und Sie — Sie brauchen einen jungen, starken Menschen —"

Er wandte ihr sein Gesicht zu, mit einem Ausdruck, der sie schweigen machte, voll Schmerz und überlegenem Spott.

„Elisabeth, soll ich Ihnen die Frage von vorhin zurückgeben? War Ihre Reise nicht auch voller Absicht? Kluge Elisabeth, und doch nicht klug genug für den, den Liebe klug macht. Meinen Sie, ich hätte Sie nicht durchschaut und wüßte nicht, was Ihre Unruhe bedeutete, gestern bei unserer Ankunft? Sie meinten es gut, wie jene Frau, die ihren Zeisig mit Rosinen fütterte. Jagen Sie mich morgen fort, aber diese eine Stunde schenken Sie mir ganz und quälen mich nicht mit Ihrer Schwester. — Jagen Sie mich fort übers Wasser und kehren Sie in Ihren Hafen zurück! Ach, törichte und kleine Elisabeth, es gibt noch etwas Köstlicheres als geborgen sein. Das heißt: einen andern Menschen bergen, ihm Jugend sein und neues Leben. Sie sollen Ihre Kinder nicht verlieren. Aber wagen Sie's doch, Ihren Mann zu fragen, ob er nicht ohne Sie und Ihre Kinder leben kann. Aber ... ich will ja nichts. Nur Ihre Hand lassen Sie mir, die kühle Hand auf meinen heißen Augen."

Und sie, so kampfbereit und willensstark, bewehrt mit so viel klugen Worten, war wehrlos doch gegen seine Schwachheit, ließ es geschehn, daß ihre Hand von seinen Lippen berührt wurde in einem kaum fühlbaren Kuß, und als ihre Finger sich auf die Höhlung seines Auges legte und sie die heißen, feuchten Lider fühlte, war es, als schlösse sie eine brennende und blutende Wunde.

„Sehen Sie mich an!" flüsterte er. „Nur ansehn will ich Sie. Meine Augen sollen die Pforte sein, durch die ich Sie in mich aufnehme. Meine Hände wollen Ihre Züge nachformen. Lassen Sie mich Ihre Wangen streicheln. Lassen Sie mich einmal den Duft Ihres Haares trinken. Den süßen, betörenden, heilenden Duft. So werde ich nicht allein sein, wenn ich allein bin. Etwas von Ihnen nehme ich mit mir fort. Schöne, schöne Elisabeth — o sehen Sie!"

Mit einem leisen Schrei des Entzückens streckte er die Hand aus und wies in die Nacht, wo über der dunklen Wölbung des Hochwaldes jetzt die Mondsichel stand. Und über ihr, getrennt von ihrem Schein und doch magisch verbunden mit ihr, schwebte ein kleineres, aber nicht minder strahlendes Licht, ein einsamer großer Stern.

Digitized by Google

„Ist das Berechnung, Elisabeth? Ist das nicht Schicksal, das diese Nacht so gleich der ersten macht? Der Nacht vor zehn Jahren, der Nacht von gestern. Das Wort, das du gestern verschwiegst, sag' es mir heute, du Zauberin, Elisabeth! Wie oft habe ich die Arme nach dir ausgestreckt, und du stießest mich zurück. Und zwangst mich zu dir, indem du mich verstießest. Erlöse mich von dir!"

Sie wollte sprechen, wollte sich losreißen. Aber sein Arm über ihrer Schulter, zuerst so leicht, kaum spürbar, ein Kissen nur über der harten Steinlehne der Bank, drückte schwerer und schwerer, und seine Hand öffnete und schloß sich wie in Krämpfen des Schmerzes, während die andere Hand in kaum fühlbarer Berührung ihr Haar, ihre Schläfen, ihre Wangen, den weichen Umriß ihres Busens streichelte, wie die flehende Hand eines Beters, der mit dem Gnadenbild ringt, um es zu rühren, und doch kaum wagt, es zu berühren. Ein stummer Kampf beider Willen, von kurzem Gestammel unterbrochen, tobte gegeneinander. Immer näher kam sein Mund, sie hörte seine Worte wie eine traumhaft bekannte Musik, sie spürte seinen heißen Atem. Sie stemmte sich an gegen die Gewalt des klammernden Armes und sank in sich zusammen unter den spitz und heiß ihren ganzen Körper durchschießenden Wellen. Jetzt fühlt sie seine Lippen auf ihren Wangen. „Ich will nicht! Ich will nicht!" stöhnt sie, wirft den Kopf zur Seite und ... zerreißt den eisernen Ring seines Arms wie ein dünnes Fädchen: im schwarzen Loch des Waldweges steht schwärzer noch eine Gestalt, und es dämmert der fahle Fleck eines Gesichts.

Sie schreit auf. Erregt prallen Frage und Antwort gegeneinander. Sie zeigt auf den Weg. Er ergreift seinen Stock, stürzt in das Dunkel und kommt nach einem Augenblick wieder.

„Elisabeth, Gespensterseherin! Wer sollte da wohl sein?"

Sie hat sich fest eingebildet, ihr Mann stände dort, wagt aber nicht, es ihm zu sagen.

Sie zuckt zusammen, mit so herrischer Gewalt hat er wieder den Arm um sie geschlungen.

„Wenn ein Strolch uns hier überfällt," flüstert sie.

Er zieht einen Revolver hervor und legt ihn auf den Tisch.

„Gib mir deinen Mund! Laß mich deine Lippen fühlen, deine herrischen, trotzigen, weichen, süßen Lippen!"

Beim ersten heißen Ton seiner Stimme beginnt ihr Blut wieder zu sieden, wie dampfendes Wasser gleich wieder zu kochen beginnt, wenn man es von neuem aufs Feuer setzt. Noch sind ihre Lippen fest verschlossen, noch spricht zu ihr die Vernunft, aber fern, außerhalb ihrer selbst. Dieser andern Stimme ist sie verfallen, den flehenden, zärtlichen und wilden Worten. Er kniet vor ihr, er hat ihre Hüften umschlungen, er wühlt sein Gesicht in ihren Schoß, seine Hände suchen ihr Fleisch. Was er spricht, klingt wie das Rauschen ihres eigenen Blutes, was er begehrt, sind ihre eigenen ungestillten, heischenden, quälenden Wünsche. Sie muß lauschen und lauschen ... während zugleich ein bitteres, wehes Gefühl, Trauer um sich, Haß gegen sich sie umschnürt. Aber der umdunkelte Blick wird grell geweckt, der nach innen gerichtete plötzlich nach außen gerissen: das Gebüsch vor ihr, auf dem das Mondlicht blinkt, hat sich bewegt, aus dem zerteilten Blätterdickicht sieht wie ein Tier aus seiner Höhle ein unwahrscheinlich spitzes, boshaftes Gesicht, sieht sie an und ist, im Augenblick, wo sie es als das des Försters erkennt, von einem Gewehrlauf verdeckt. Sie will einen Schrei aus der Kehle stoßen und bringt nur ein Röcheln hervor. Sie springt auf, ergreift den Freund am Arm, will den Widerstrebenden fortziehn, weist auf das Gebüsch und flüstert: „Da steht er! Da steht er!"

Ohne daß sie ihn halten kann, hat Ryseck den Revolver ergriffen, ist den Abhang hinuntergestürzt. Sie hört das Knacken der Zweige, das Prasseln der Blätter, hört und sieht hinter der atemleeren Stille grell verworrene Vorgänge ... fühlt dann, wie ein Arm ihrem zitternden Körper halt gibt und wie seine Stimme sie beschwört, ihm zu sagen, wen sie gesehn habe.

Sie zieht ihn wortlos mit sich. Sie eilen die Kastanienallee hinunter. Er hat erraten, wen sie gesehn zu haben glaubt, stellt ihr immer wieder die Unmöglichkeit vor. Wie sollte Schmundt auf den Gedanken gekommen sein, sie zu belauern? Sie sind ja als die besten Freunde geschieden, und von ihr weiß er nichts.

Statt aller Antwort umschlingt sie ihn nur noch fester, als müsse sie sein gefährdetes Leben bergen. Aber als sie dann den langen, dämmernden Gang des Gasthofes hinuntergehastet sind und er seine Zimmertür öffnet, reißt sie sich los, flüchtet in ihr Zimmer, dreht den Schlüssel um, stößt den Riegel vor.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

In den Fußtapfen Bret Hartes

Von Herman George Scheffauer

Bret Harte war kaum sechzehn Jahre alt, als er zum erstenmal in das wildbewegte San Franzisko der fünfziger Jahre kam. Er trieb von Neuyork her mit dem abenteuer-, gold- und landhungrigen Menschenstrom ins Land, den der Osten damals nach Kalifornien ergoß.

Harte besaß weder Geld, noch verstand er ein Handwerk. Seine erste Stellung war die eines Boten bei einer Gesellschaft, die den Güterverkehr zwischen Sakramento im Tal und San Franzisko an der Bucht besorgte. Hin und her fuhr er auf den kleinen Raddampfern, die durch den großen Hafen an Hügeln und Tälern vorbeistampften und sich dann durch die Tiefen und Untiefen des gelben Sakramentos hindurchwanden bis zur Stadt desselben Namens. Auf diesen langen Reisen lehnte Harte an der Bordwand, während das kleine Schiff an Meilen und Meilen flachen Landes vorüberrauschte. Marschland war es, eine schlammige grüne Einsamkeit zu beiden Seiten, soweit der Blick reichte. Manchmal schwoll der träge Fluß an und überflutete die hängenden Weiden an seinen Ufern. Dann brachen die Dämme in Sakramento, und das Wasser stand sechs Fuß hoch in der Straße. Zu solchen Zeiten sah die ungeheure Niederung aus wie eine versinkende Steppe, aus der nur noch einzelne Baumgruppen und Trümmer von Häusern herausragten und auf deren Wassern totes, aufgedunsenes Vieh, alle viere in die Luft gestreckt, umhertrieb —eine Welt von trüben, steigenden Fluten, als sollte eine zweite Sündflut zu den Spitzen der höchsten Berge emporwallen. Dampfer, die aus der Fahrrinne des Flusses abirrten, kamen in Gefahr zusammenzustoßen oder gegen schwimmende oder verlassene Häuser anzufahren, die wie Inseln aus der Flut auftauchten. Harte gab dieses Bild des übergetretenen Flusses später in einer seiner dramatischen Erzählungen wieder.

Nach einiger Zeit bekam er eine andere Reiseroute, die ihn weiter nach Osten ins Land hinein und an den Ausläufern der Sierras entlang führte, Wege, die er zu Pferde oder mit der Postkutsche zurücklegte. Von hier an datiert seine erste engere Bekanntschaft mit den Goldgräbern und ihren Lagern und der ganzen wilden, vielgestaltigen Welt, aus der er seine besten Eingebungen erhielt.

Die Wege waren schlecht, im Sommer und Herbst wahre Gräben von Staub, im Winter grundloser Morast. Seitenwege zweigten in die Täler der Vorberge ab, zu den Lagern der Goldgräber. Harte nahm von seinem langsam dahintrottenden Pferd oder aus der schaukelnden Postkutsche heraus das gewaltige Panorama dieser Landschaft in sich auf, die in sanften Wellenlinien von den Ufern des Flusses bis zu den schroffen Klippen der Sierras aufsteigt. Er lernte die fremdartige Schönheit des neuen Landes kennen, seine merkwürdigen Bäume — die stolze Madrona, die Manzanita mit ihren blutroten Beeren, die Busch-Eiche mit ihren scharfen, blanken Blättern, die dornige Chapparal, die süße Mesquite und die falsche, giftige Eichrebe mit ihren blutigroten und bernsteingoldnen Blättern.

Das Rotholz, dieser Patriarch unter den Bäumen der Welt, stand wie ein Wächter in den dunklen, zerrissenen Klüften, als wollte es sie schützen vor dem Einfall der gierigen Goldsucher. Der würzige Duft der rötlichen Zedern, dunklen Tannen und Zuckerkiefern drang wie Weihrauch des neuen Landes in seine Seele. Von den Bäumen hing langes, verworrenes Moos wie Druidenbärte herab. Er lernte den schlauen Coyote kennen, die zänkische Wildkatze, das scheue Kaninchen, den watschelnden Bären und machte Bekanntschaft mit Hochwild und Berglöwen. Der Copa d'oro, die goldene Tasse, wie der kalifornische Mohn genannt wird, wogte an den Abhängen der Berge als ein rotgoldenes Feuer.

Harte tauchte tief hinein in den Strom des abenteuerlichen Lebens, das hin und her floß zwischen Sakramento und den Lagern der Goldgräber.

Er sah das große Schauspiel als Ganzes wie in seinen Einzelheiten; sah es gegen den Hintergrund seiner eigenen wilden, unermeßlichen Weiten und sah es im Gegensatz zu der engen, abgestandenen Zivilisation, die er mit den Rockies und den Sierras hinter sich gelassen hatte.

In den Lagern der Goldgräber, wohin ihn sein Geschäft führte, empfand er den starken Pulsschlag menschlicher Liebe, Hoffnung und Furcht, der die Herzen der Männer bewegte, denen er von weither Botschaft brachte. Er fühlte sich als Bindeglied zwischen der Außenwelt und diesem goldenen Hinterland des Westens. Seine Phantasie wurde erregt und der Same literarischer Werke gesät. Aus den lebhaften, mannigfachen Eindrücken, die er durch die Berührung mit diesem rohen, fieberhaft bewegten Leben und diesem primitiven Menschentum erhielt, formte sein gestaltender Geist bereits seine Szenerien, Charaktere und Handlungen.

„Was würde Dickens aus diesem geschaffen haben? — was Edgar Allan Poe?“ muß er sich gefragt haben, wenn er braungebrannt wie die Haut eines Löwen unter dem strahlenden Himmel über die sommerversengten Hügel ritt.

Er suchte die Lager der Argonauten-Nachfolger heim — nur der wirkliche „Neunund-

Digitized by Google

vierziger" hatte das Recht, sich Argonaut zu nennen — Poker Flat, Table Mountain, Sandy Bar, Big Oak, Angels' Camp, Red Dog, Dutch Flat — rauhe sächsische Worte, die hart aneinander klangen mit den melodischen spanischen Namen früherer Tage. Er kam zu einer Zeit, als noch der erste Ruhm der neunundvierziger Jahre über dem Land lag und in aller Leute Mund war. Er wurde der Sänger der „Argonauten", wie Joaquin Miller etwas später der Sänger des Landes „von Sonne und Meer".

Die wundervolle, von sieben Hügeln umrahmte Bucht San Franziskos regte Hartes romantische Phantasie nicht weniger an, als die weiten wasser- oder sonnenüberfluteten Täler, die Schluchten und Hochebenen des Gebirges mit ihren unruhig bewegten kleinen Ansiedlungen. Die weißen Nebel der See, die vom unendlichen Pacific herüberzogen, den Telegraph Hill in kunstvolle Faltengewänder hüllten und schließlich Stadt und Bucht mit ihren Schleiern zudeckten, waren ihm zauberhafte Erscheinungen. Er war einer der ersten, die den Reiz und die Schönheit der alten Missions-Gebäude entdeckten, die im 18. Jahrhundert von spanischen Priestern erbaut wurden. Er sah den eigenartigen Humor im Zusammenstoß von Orient und Okzident, wie wir ihn in seiner Ballade „The Heathen Chinese" (Der heidnische Chinese) finden. Hier rief wahrlich eine ganze Welt nach ihrem Dichter und Erzähler. Harte war der erste, der ihr in seiner Kunst zum Ausdruck verhalf, in seiner feinen, wenn auch nicht sehr großzügigen Art.

Endlich verließ Harte den Sattel und die Postkutsche und kehrte nach San Franzisko zurück. Er wurde Angestellter in jenem massiven dorischen Gebäude, aus dem noch heute das rohe Gold in Strömen glänzender Münzen herausfließt, der San Franzisko-Münze.

Zu dieser Münze trieb es Rudyard Kipling gleich bei seinem ersten Besuch in den Vereinigten Staaten, sobald er — eben von Allahabad angekommen — seinen Fuß auf den Boden San Franziskos gesetzt hatte. Mit Entzücken und Andacht stand der Dichter der „Jungle-Geschichten" und der „Drei Soldaten" vor der großen granitenen Treppe und schaute ehrerbietig durch seine Brillengläser an dem ernsten öffentlichen Gebäude hinauf, in dem Bret Harte einst gearbeitet hatte. Dann nahm er langsam seinen Hut ab — eine Ehrenbezeugung für den Meister, von dem er so viel für seinen Beruf gelernt hatte.

Aber Harte war bestimmt, in weit feinerem, nicht so greifbarem Golde wie das der Münze zu arbeiten. In kurzer Zeit saß er auf dem Redaktionsstuhl der „Goldenen Era" und der „Overland Monthly", die er 1868 gründen half. Seine Erfahrungen in den Lagern der Goldgräber fingen an, Frucht zu tragen. Hartes erste Geschichte, das berühmte „Luck of Roaring Camp", mußte erst den Panzer puritanischer Vorurteile durchbrechen, ehe es gedruckt werden konnte. Eine prüde junge Dame, später die Führerin des kalifornischen Frauen-Temperenz-Klubs „Pacific Coast Womans Temperance Union", weigerte sich, die Korrekturbogen der jetzt so berühmten Geschichte zu lesen — wegen grober Unsittlichkeit des Inhalts. Eine Zeitlang herrschte darob große Bestürzung sowohl im Büro wie bei den Druckern des Overland Monthly. Es bildeten sich Parteien, die sich heftig in den Haaren lagen, aber Besitzer und Herausgeber der Zeitschrift siegten. Die Geschichte, die eine Frucht von Hartes ureigenster Schreibart war, erblickte in der zweiten Nummer das Licht der Welt. Stil, Milieu und Charaktere — alles brachte den Lesern der damaligen Zeit etwas Neues und Erfrischendes. Die Geschichte wurde sofort als ein Meisterstück erkannt. Ihr Ruhm verbreitete sich schnell über die nähere Umgebung hinaus, und in wenigen Monaten lasen viele Tausende in Neuyork und London „The Luck of Roaring Camp".

Meine ehrwürdige Freundin, Josephine Clifford McCrackin, eine Deutsche, geborene von Ende, Verfasserin von zwei Bänden sehr guter Geschichten aus dem frühen Kalifornien, die bis 1921 in Santa Cruz als Journalistin beschäftigt war, erinnert sich des Falles noch sehr gut. Sie war damals Hartes Assistentin im Büro des Overland Monthly.

„So freundlich, liebenswürdig und nachgiebig Harte auch sein konnte, so zäh und zielbewußt war er, hatte er einmal eine Abneigung gefaßt," sagte Frau McCrackin. Mit derselben Beharrlichkeit, mit der die gute, christliche Dame, die seine Erzählung als unmoralisch verdammt hatte, den armen Harte mit Artikeln über „Mutterschaft", „Frauentum" und „Kindheit" bombardierte, weigerte er sich, einen einzigen von ihnen auch nur anzusehen.

Harte war in jenen Tagen ein schöner, vornehm aussehender Mann, obwohl sein schmales, längliches Gesicht leichte Blatternarben aufzuweisen hatte und sein volles, dunkles Haar bereits grau meliert war. Er trug seine schlanke, aufrechte Figur mit einer ruhigen Eleganz, die auch da Eindruck gemacht haben würde, wo man die Vornehmheit seines Gesichts, seiner Stimme wie seines ganzen Wesens nicht gleich beachtet hätte.

Nachgiebig war er allerdings, viel zu nachgiebig für seine eigenen Interessen. Weil seine Frau, die sich einbildete, von einem Vetter beleidigt zu sein, nicht mit wollte und ihn nicht gehen ließ, versäumte er, an einem Diner teilzunehmen, das seine Verehrer in Chicago für ihn veranstalteten. Man hatte ihm damals einen Scheck von 14 000 Dollar unter seinen Teller gelegt, damit er einen lang gehegten Wunsch erfüllen und die Zeitschrift, den Lakeside Monthly, aufkaufen könnte. „Er schrieb mir nach diesem Vorfall recht melancholische Briefe," berichtete mir seine alte Assistentin.

Es wurde Harte von kalifornischen Patrioten sehr verdacht, daß er das Land ver-

Digitized by Google

ließ, das ihm doch seine reichsten Eingebungen und seine ersten Erfolge gegeben hatte. Unzweifelhaft fühlte er sich in seinem feinen Empfindungsleben durch manches in seiner Umgebung verletzt. Und doch war er in keiner Weise ein Snob — noch war er das, was man unter einem Bohémien versteht, obwohl er unter Freunden oft heftig über die „Philister" herzog. Er war ein Aristokrat mit der ganzen natürlichen Geschmacksverfeinerung eines Aristokraten. Als sein Verleger Harte zu einem Vortrag im Technischen Institut zu überreden suchte, damit er allgemein bekannter würde, rief er zornig: „Was? Ich einen Vortrag halten vor diesem Pack von verdammten Technikern? Niemals!"

Harte bewohnte einige Zimmer in der Commercial Street in San Franzisko. Hier lud er seine engsten Freunde ein. Unter ihnen legte er seine gewohnte Zurückhaltung ab und beteiligte sich in ungezwungener Weise an der Unterhaltung. Besonders gastfreundlich behandelte er die alten Goldgräber, die manchmal hereinkamen. Mit viel Takt und Geduld schmeichelte er ihre Geschichten aus ihnen heraus. Schweigend und aufmerksam hörte er ihnen zu und warf nur hier und da eine kurze Frage dazwischen, um sich über einen wichtigen Punkt klar zu werden. Auf diese Weise erhielt er den Stoff zu einer seiner wirkungsvollsten Geschichten: „Tennessee's Partner". Die Haupthandlung erfuhr er von Chaffee, einem alten, weißhaarigen, verwitterten Argonauten, der 1856 einen Menschen in Second Garotte vorm Lynch-Gericht gerettet hatte. Chaffee bediente sich vor der wütenden Menge fast desselben Einwandes, wie der Kamerad Tennessees in der berühmten Erzählung vor Richter und Geschworenen. Chaffee lebt noch mit seinem wirklichen Kameraden Chamberlain, einem stämmigen, robusten Graubart von über achtzig Jahren in Second Garotte, doch ist es nicht Chamberlain, dessen Hals in Gefahr war. Sie sind die letzten alten Goldgräber, die dort in jenen alten Heldentagen gegraben haben.

Chaffee, in dessen Herzen noch das alte Verlangen der Argonauten brennt, geht noch täglich mit Schaufel und Hacke hinaus und bringt abends seine wenigen Gramm Gold nach Haus.

Vieles von dem romantischen Glanz, mit dem Hartes Genie die Goldsucher und ihre Lager umgibt, erscheint den gröberen, weniger empfänglichen Kalifornern, für die jene alten Tage nur eine wilde Gier, ein tolles Durcheinander war, falsch und fremd. Zweifellos liegt in seinen Werken auch etwas von der bewußten Übertreibung, die bei Dickens so bezaubernd wirkt. Dickens' Wesen und Geist sind deutlich erkennbar.

Aber die Welt begeisterte sich an diesen Werken und glaubte an ihre geschichtliche Echtheit. Seine Erzählungen gaben einem flüchtigen, stürmischen Zeitabschnitt Wesenheit, Form und Farbe, hielten eine seltsame Übergangsperiode fest, während der sich ein riesiger Strom von Abenteurern und Unternehmern in ein noch riesigeres Land ergoß, das bis dahin unter seinen spanischen Regenten in schäferlichem Frieden geschlafen hatte. Während Tausende um ihn her im Herzen der Berge nach Gold wühlten oder in Kuxen spekulierten, die den Reichtum des Ormuz und Inds versprachen, oder Tage und Nächte an den Spieltischen von Sakramento und „Frisco" zubrachten, suchte und fand Harte die Goldader lebendiger Dichtung und läuterte sie im Schmelztiegel seiner Kunst.

Der Hintergrund, den er wählte, die grandiose Landschaft, die er in seinen Geschichten beschrieb, erhielt in Kalifornien eine Art klassischer Authentizität, ähnlich wie das Wessex Thomas Hardys in England. Vor etlichen Jahren verlockte mich der Duft der Tannenwälder, der Blick auf sonnenglänzende Sierren, das Brausen der Bergströme und die alte Glorie der Goldminen, und ich entschloß mich, diese halb märchenhafte Region aufzusuchen. Mein Ziel war jenes Wunder aller Wunder, das weite Becken aus fliederfarbenem Granit, das schäumende Wasserfälle schmücken und phantastisch gestaltete Klippen und zerrissene Gipfel überragen — das berühmte Yosemite-Tal.

Auf dem Rückweg nahm ich mir vor, durch das Land von Bret Hartes Geschichten zu pilgern. Ich verließ San Franzisko auf einem der alten Raddampfer, der noch wie zu Hartes Zeiten die Innengewässer befuhr. Anstatt dem Sakramento nach Norden zu folgen, zweigte ich südlich ab in den San Joaquin, durchschnitt Meilen und Meilen Marschlands, hinter dem die riesigen Weizenfelder des Tales wie die Wüste Sahara leuchteten und ein reicheres Gold in die Welt ergossen, als die Berge im Jahre 49. Im grauen Morgenlicht stieß der Dampfer mit seinem Bug an die hölzerne Brücke von Stockton. Von dort machte ich mich auf den Weg in die Sierren hinein, zuerst mit der regulären Eisenbahn, dann auf einer Kleinspurbahn mit einem Güterzug, der Holz geladen hatte, dann auf schmalen Pfaden und ausgebrannten Fährten. Ich erreichte den See Eleanor, ein flüssiger Smaragd, der aus dem Waldesdunkel aufleuchtete. Hier begann eine lange Wanderung nach dem Hetch-Hetch-Tal zu, das sich endlich als ein riesenhafter Felsgraben vor mir auftat. Ein brausender Wasserfall donnerte an der einen Seite in die Tiefe, die eine einzige schäumende Flut war das ganze Tal entlang, denn es war Schneeschmelze auf den Bergkämmen. Ich stürzte mich in diese Flut. Das Wasser stieg mir bis zum Hals, und mörderische Mückenschwärme umsummten mein unbeschütztes Gesicht. Auf der anderen Seite stieg ich dann die steile, glänzende Wand hinauf, und zwei Tage später befand ich mich im Wunderland des Yosemite, von wo gute Landstraßen in die Außenwelt zurückführten. Hier waren große Hotels, und die elegante Gesellschaft von San Franzisko lief tagsüber in der großartigen

Digitized by Google

Natur herum und tanzte abends in lampionerleuchteten Pavillons.

Von hier aus drang ich in die Gegenden von Tuolomne und Calavaras, in denen die berühmten Geschichten spielen. Die Poststraße, die über Big Oak Flat nach dem Yosemite führt, geht durch Goldminenland, das einst ein wahres Dorado war. Hier befanden sich in größeren oder kleineren Zwischenräumen die ganze, damals noch sehr schlechte Landstraße entlang die Goldgräberlager mit einer Bevölkerung, die nach Tausenden braunverbrannten, bärtigen Bergleuten zählte, wilde, abenteuerlustige Geister aus aller Herren Länder. In jenen Tagen war alles voll überschäumenden Lebens, die Hotels überfüllt, die Läden voller Waren, die „um das Horn (Kap Horn) herum gebracht worden waren". Enorme Preise wurden verlangt nach dem Gewicht von Goldstaub, die Schenken waren zu jeder Stunde gefüllt, das schwere glänzende Gold, das tagsüber mühsam aus der Erde gewaschen oder gegraben wurde, rollte abends an der Roulette oder am schmierigen Kartentisch wieder davon.

Heute erschien das Land zerrissen und verkommen wie durch einen Fluch oder eine Katastrophe in der Natur. Flüsse durchströmten die Täler und Ebenen, deren ganzer Boden kieselbedeckt war, wie ihn die Goldsucher, die das Gestein von den Bergen heruntergewaschen, hinterlassen hatten. Und wo das Land nicht öde und steinig war, war es unfruchtbar und staubig. Die Lager waren Haufen von verwitterten Holzhütten und dachlosen Ruinen, die langsam unter dem Ansturm des Regens und der Überwucherung des Unkrautes zusammenfielen. Die Abhänge der Berge und die Felswände zeigten tiefe Wunden, die Schaufel und Hacke oder Dynamit ihnen ihres Goldes wegen gerissen hatten.

Da waren Berge, die wie mit Riesenschwertern zerhieben schienen. Andere waren fast ganz fortgewaschen, Felsen und alles von den gewaltigen Wassergüssen der Hydranten. Die Abhänge waren voller Höhlen und Löcher, in denen früher im „langen Tom" und in den Schleusenwänden die schäumenden Wasser gesungen hatten, um das Gold von Erde und Gestein zu scheiden. Hier und da sah man kleine schwarze Tunnel im sonnversengten Gesicht der Hügel, das Holzwerk verfault, die schmalen Schienenstränge im Unkraut vergraben.

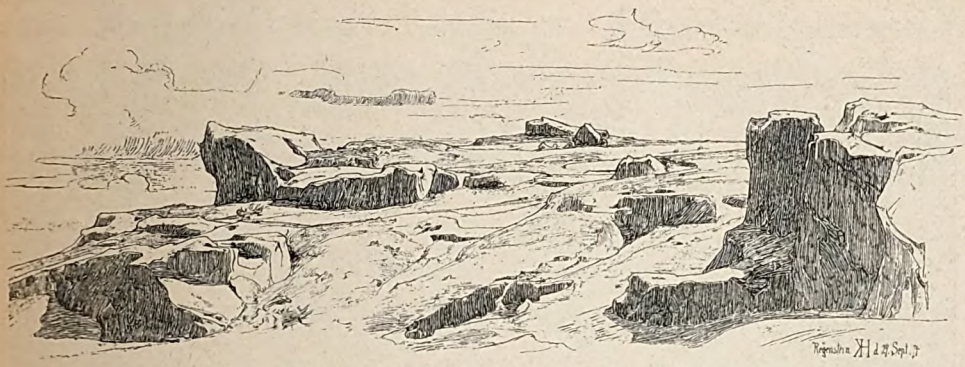
So wie sie von den Goldsuchern vor fünfzig Jahren zerstört worden war, aufgerissen, ausgehöhlt und entstellt glich die Landschaft einer schönen Gegend, die durch Krieg verwüstet war, einem fruchtbaren Land, das Wasser und Feuer vernichtet hatten. Viele der Berghänge lagen schwarz und verwittert von großen Waldbränden. Die dünnen, graden Sparren der toten Kiefern, Fichten und Rotholzbäume zeichneten sich düster und scharf vom Himmel ab. Aber überall suchte die Natur die Schäden der Zerstörung und des Verfalls wieder gutzumachen. Neue Wälder wuchsen heran und begannen die kahlen Stellen zu füllen, und über die Wundenmale der Berge schoben sich allgemach schon ein grüner Teppich von Gras und die grauen Büsche des Chapparal. Bei Big Oak Flat lag der stolze Baum, der einst Wache hielt über das blühende Lager, entwurzelt und tot im Staub. In der Nähe von Second Garotte — Name wie Lager leben heut nur noch in der Erinnerung — stand der berühmte Galgenbaum noch grün und lebensfrisch, doch Stamm und Geäst tief in Staub begraben. An seinem tiefsten Ast, der sich finster und drohend über den Weg hinstreckte, hing manch ein Mörder und Pferdedieb in jenen alten heroischen Tagen.

Diesen Weg entlang rollte einmal am Tag die Postkutsche donnernd von und zum Yosemite-Tal. Dann hörte man in der Ferne eine dumpfes Dröhnen der Erde, sah eine feine gelbe Wolke über den Baumkronen, worauf die rumpelnde, schaukelnde, stoßende Kutsche in Sicht kam, deren vier Pferde in vollem Galopp mit jedem Hufschlag den tiefen Staub aufwirbelten, bis Kutsche und Kutscher mit Fahrgästen und Pferden in großen gelben rollenden Wolken verschwanden. Ein Rummeln, Klirren, ein Schein von Stahlrädern, und das beräderte Geschoß sauste vorbei und verschwand um eine scharfe Ecke herum oder sank in eine Wegniederung hinein.

Die Postkutsche hatte sich seit Hartes Zeit wenig verändert, und die Wege waren vielleicht noch ebenso schlecht wie damals. Der Goldgräber war nirgends mehr zu sehen. Nur einmal traf ich ein Gespenst früherer Tage, einen einsamen, graubärtigen Mann, der zu irgend einem benachbarten Galconda seiner Träume zog. Rucksack, Hacke, Schaufel, Kaffeetopf und Bratpfanne hingen rasselnd von seinem winzigen Pferd herab. Was noch an Bergbau getan wird, geschieht mit Maschinen, die am Fluß in staubigen Holzschuppen rollen und zischen. Häßliche Bauten sind das mit ihren hohen eisernen Schornsteinen, den Haufen schmutziger Schlacken ringsherum und dem fürchterlichen Hämmern und Brüllen der Erzbrecher hinter den zitternden Wänden.

Kalifornien schickt noch immer große Mengen von Gold in die Welt, aber die alte Romantik ist zu einer modernen Industrie geworden. Öl, Früchte, Weizen und bis vor kurzem der Wein des Landes haben sich von weit größerem Wert erwiesen, als alle Bergwerke, und das Gold der Welt strömt durch sie in Kaliforniens Koffer zurück. Jüngere Generationen von Argonauten ziehen noch immer in andere Teile der Welt auf ihrer ewigen Suche nach dem goldenen Vlies. Sie suchen in Australien, im Klondyke und Südafrika. Diese neuen und rauheren Länder mögen ihr Gold bergen, aber keines von ihnen hat bis jetzt einen Mann hervorgebracht, der das edle Metall und die Leidenschaft der Suche nach ihm in etwas Höheres verwandelt hat als beide sind, verwandelt durch den Zauberstab seiner Feder.

Digitized by Google



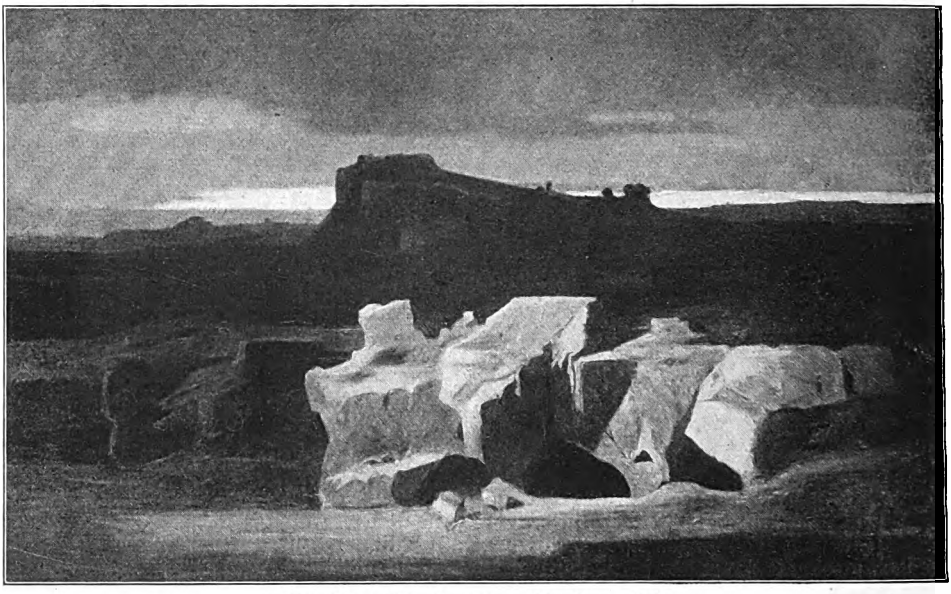
Federstudie vom Regenstein im Harz. 1874

Karl Hagemeister. Von Dr. Franz Servaes

Im Hause seiner Väter, wo er am 12. März 1848 das Licht der Welt erblickte, lebt heute noch Karl Hagemeister in Werder an der Havel. Es ist ein gar sehr bescheidenes Heim, mit niedrigen bäuerlichen Stuben, und darin sitzt der kleine alte Herr mit immer noch lebhaft funkelnden schwarzen Augen, einen dunklen gestrickten Schal statt des Kragens um den Hals geschlungen, und empfängt mit schlichter Würde seine Gäste. Kaffee und Kuchen gibt's als Bewirtung und mancherlei ernste und launige Weisheiten und Erzählungen als geistige Atzung. Hier sitzt vor uns ein Mann, in dem ein gutes Stück neuerer

Hagemeisters Geburts- und Wohnhaus in Werder a. d. H. Gemälde

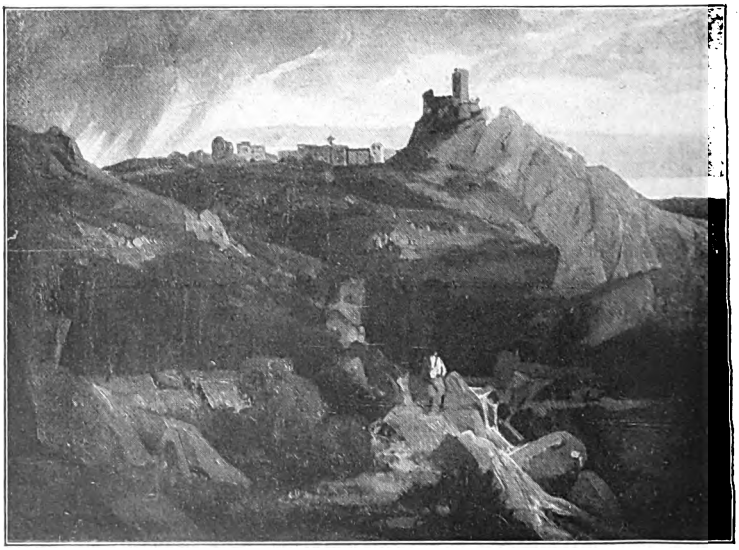
Digitized by Google



Der Regenstein im Harz. Gemälde. 1874

deutscher Kunstgeschichte sich verkörpert, der noch Feuerbach gekannt und mit Leibl, Trübner, Schuch um die Palme gerungen hat und der doch nie etwas getan hat, seinen Namen in den Mund der Leute und seine Bilder in die Salons vornehmer Kunstsammler zu bringen. Dreiviertel Jahrhundert hat er geräuschlos vor sich hingelebt und unentwegt nach neuem malerischem Ausdruck für sein Naturempfinden gerungen. Er ist im ganzen wenig in der Welt herumgekommen, ein Schwielowseer und nichts mehr; kaum im weiteren Sinne ein Märker zu nennen, beileibe aber kein Berliner: trotzdem einer der repräsentativsten großdeutschen Maler unserer Epoche und, in all seiner bescheidenen Einfachheit, sich dieser hohen Stellung wohl bewußt.

Doch er hat warten können. Und nun erlebt er's im hohen Greisenalter, daß die Leute zu ihm kommen und nach seinen Bildern forschen; daß die Nationalgalerie manches von ihm erwirbt und ihm eine große Ehrenausstellung rüstete; und daß es somit der deutschen Welt endlich dämmert, wer „Karl Hagemeister" eigentlich ist. Welch ein „Geschäft" könnte er daraus machen! Und wie unaufhörlich legt man's ihm nahe, daß er's nur ja tun möge! Die Tausender, nein, die Zehntausender könnten ihm in Schwärmen zum Dach hereinflattern! Aber der Alte ist eigensinnig und stolz: er gibt nichts her! Wenigstens nicht an den ersten besten; und auch an Auserwählte nur nach langer, mühevoller Überredung. Hat die Welt so lange ohne ihn auskommen



Olevano. Gemälde. 1876

Digitized by Google

Belgische Küste. Gemälde. 1874. (Sammlung Paul Hans Ohmert, Neubabelsberg)

können, so kann er jetzt ohne die Welt auskommen. Wie heute, so war er auch früher schon: Karl Hagemeister, der Maler. Aber davon hatte man beispielsweise 1906 noch nicht die gelindeste Ahnung, als die Nationalgalerie unter Tschudi ihre große Jahrhundertausstellung machte, die doch eigens dazu bestimmt war, im Schatten gebliebene Malgenies zu entdecken und ans Licht zu rücken. Sie hat das bekanntlich in rühmlicher Weise besorgt. Aber den Karl Hagemeister hat sie übersehen. Er stand nicht in ihrem Programm.

Wieviel hatte indes der Achtundfünfzigjährige an bedeutenden Werken bis dahin bereits geschaffen, Werke, die wir unbedingt neben die besten dieser ganzen Zeitspanne stellen und die in ihrer Art unverwechselbar sind! Dabei hat man Hagemeister keineswegs etwa „nicht gekannt". O man kannte ihn und nahm in bescheidenem Maße Notiz von ihm, wie eben von einem schrulligen alten Kerl, der in einem selbstgewählten weltentlegenen Winkel sitzt. Es geht aber doch wirklich nicht an, daß man einen großen Maler nur deshalb nicht beachtet, weil er nicht Trara bläst! Darum haben seine jüngeren Freunde, an der Spitze der Maler Paul Hans Ohmert, immer kräftiger sich gerührt und dafür gekämpft, dem allmählich zum Veteranen Gewordenen endlich die gebührende Ehrenstellung zu sichern. Und da Geheimrat Justi, der 1911 bereits ein Bild Hagemeisters für die Nationalgalerie erworben hatte, sich zugänglich zeigte und auch in der Presse der eine

Digitized by Google

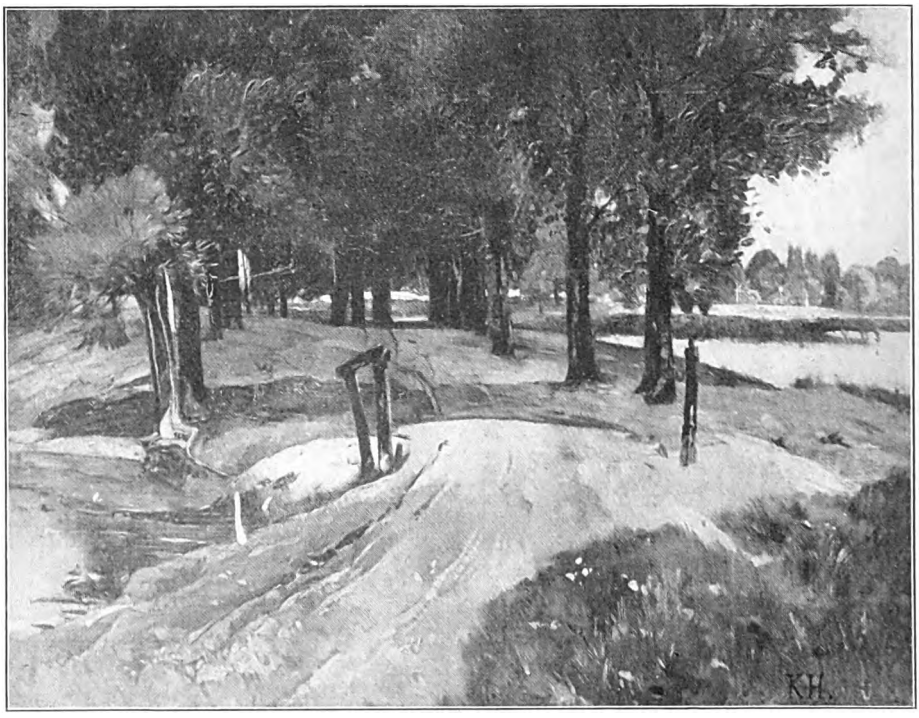
und andere sich regte, so ist der Name des Übersehenen in den letzten Jahren mehr und mehr in den Vordergrund gerückt worden. Heute aber wissen wir, daß er, neben Liebermann und neben Thoma, einer der wenigen noch Übriggebliebenen aus einem großen Zeitalter deutscher Malerei ist, aus dem einer jugendlich neu entfesselten Naturoberung.

⁂ ⁂ ⁂

Manche der Mitkämpfer wurden hier bereits genannt. Neben ihnen allen steht Karl Hagemeister als ein Ebenbürtiger und als ein Eigener. Vielleicht war keiner von ihnen in dem Grade der Natur im Innersten mit jeder Lebensfaser so verwachsen wie er — der nie in Städten gelebt und sein ganzes langes Leben draußen auf dem Lande geführt hat: Maler, Jäger und Fischer. Wohl hat er, außer Berlin, auch München und Wien, Brüssel, Venedig und Paris gelegentlich berührt, aber nur zu kurzen Aufenthalten. Bald danach saß er wieder vor der Natur, zu der er sich zugehörig fühlte, oder er trieb sich in kleinen Nestern wie Olevano, Pieve di Cadore und Lohme auf Rügen herum, stets nur als Maler interessiert. Der Winter 1873 auf 74 in Brüssel und der von 1876 auf 77 in Venedig waren gewiß die längsten Stadtaufenthalte, die Hagemeister je genommen hat. Und auch das hat er einzig seinem Freunde Karl Schuch zuliebe getan, zu dem ihn ebensosehr Herzensneigung wie malerisches Interesse hinzogen. Auch war er niemals verheiratet. Er ist im eigentlichen Sinne ein Hagestolzer, ein wilder und unabhängiger Naturfreund, ein fanatischer Einsamer, der sich in seine selbstgewählte Lebensexistenz nichts dreinreden läßt.

So war er von Jugend auf. Und fühlte von Anfang an in sich die Berufung zum Maler. Nur dem Vater gehorchend, der als Werderscher Obstzüchter sich schlecht und recht durchbrachte, war er als junger Mensch zweiundeinhalb Jahre lang Volksschullehrer in Pankow bei Berlin. Dann aber — es war 1871 — setzte er es durch, daß er nach Weimar zum alten Preller, dem Odysseelandschafter, gehen durfte, um sich dort im Malhandwerk unterrichten zu lassen. Preller nahm ihn mit offenen Armen auf. Er hat die hohe Begabung und ausgesprochene Persönlichkeit des jungen Adepten sogleich erkannt, gab ihm ein eigenes Atelier und sprach ihn sehr bald ledig.

So ist also Hagemeister in allem wesentlichen Autodidakt. Dies entsprach seiner selbständigen und eigenwilligen Natur. Wie unabhängig hat er sich in seinem malerischen Schaffen selbst seinem Freunde Schuch gegenüber verhalten, an dem er doch bewundernd hing und dem er in einer eindringlich geschriebenen Biographie ein von wärmstem Lebenshauch erfülltes Ehrendenkmal gesetzt hat. Natürlich vereinigen ihn mit Schuch viele innerste Überzeugungen und ein auf verwandte Ziele gerichtetes Streben. Und



Waldweg am Beelitzsee. Gemälde. 1880

Digitized by Google

beide stehen hierdurch wiederum Leibl sehr nahe und allen, die zu dessen „Kreise“ gehören. Aber trotzdem ist es nicht möglich, Hagemeister mit einem dieser zu verwechseln und je älter er wurde und je entschiedener er seine Art herausarbeitete, um so weniger. Grade in der Hinsicht ist unseres Malers Entwicklung sehr interessant. Sie gelangt zu immer größerer Selbständigkeit, zu immer gewaltigerer, ja elementarischerer Naturnähe. Es steckt etwas in ihm von einem langsam arbeitenden Vulkan. Anfangs spürt man nur ein fernes Grollen und Rollen; dann ein immer deutlicheres Wühlen und Wallen; und endlich kommt es zur Eruption, die Naturkräfte lodern gewaltig hervor und befreien sich in ungehemmter Wildheit und Pracht.

Maler Hagemeister (Februar 1874). „Das Frühstück“. Gemälde von Wilhelm Trübner. Im Besitz des Herrn Hermann Ngbel, Berlin

Schuch, der reiche Wiener aus gutem Hause, war anderthalb Jahre älter als Hagemeister und trat dem simplen märkischen Landjungen, als er sich im Sommer 1873 dem Fünfundzwanzigjährigen näherte, mit der ganzen Überlegenheit altabgelagerter Kultur und vornehmer Weltsitte gegenüber. Außerdem war er ein aufs feinste durchgebildeter Geist, ungemein geschmacksicher und des geprägten Wortes in hervorragendem Maße mächtig. Doch würde er mit allem diesem dem weit einfacheren Hagemeister noch lange nicht sonderlich imponiert haben, wenn sich nicht ein eiserner Arbeitswille hinzugesellt hätte und die seltene Fähigkeit, der Kunst alles andere, auch jede Lebensbequemlichkeit zu opfern. Dies verband sie; nicht minder aber der gleiche Sinn für Wahrhaftigkeit, sowie der untrügliche Instinkt für alles, was Qualität hat. Im übrigen aber war Schuch, als die beiden zusammenkamen und für etwa ein Jahrzehnt schier unzertrennliche Kameraden und auf Lebenszeit gute Freunde wurden, zunächst zweifellos der Überlegene. Und es verstand sich von selbst, daß Hagemeister von ihm nahm und sich in seiner Weise daran fortbildete. Die enge Berührung mit einem so entschiedenen Kulturmenschen wie Schuch konnte Hagemeister nur nützen. Zumal in dem Alter, in dem er sich befand, und nach verhältnismäßig sehr kurzer Ausbildungszeit. Es wäre beschränkt gewesen, Vorteile dieser Art nicht anzunehmen; und, nicht minder beschränkt, sie nachträglich leugnen zu wollen. Schuchs Beipiel und Wort haben also damals auf Hagemeister zweifellos tiefer eingewirkt. Aber sie haben den Effekt gehabt, ihn zu sich selber zu führen oder, da dies kaum notwendig war, ihm über sich und seine Ziele größere Klarheit zu verschaffen.

Wie der genannte Leiblkreis, so stand zumal auch Schuch in einer entschiedenen Frontstellung gegen das, was man „Berliner Malerei“ nannte. Dies dürfte in gewissem Grade selbst Menzel, den Scharfseher, mitumfaßt haben; von Anton von Werner und solchen gar nicht zu reden; richtete aber seine Hauptspitze gegen Gussow, schon weil dieser als der künstlerisch ausgeprägteste und vorgeschrittenste Vertreter der ganzen Richtung zu betrachten war. Was man seiner Malerei vorwarf, war ihre allzu aufdringliche Realität. Hierdurch trat die Lokalfarbe zu hart und laut hervor und gefährdete so oder zerstörte gar die malerische Harmonie des Bildes. Eine äußere, oft spiegelnde Glätte sollte die-

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Jäger. Studie. 1873

tarer Einfühlung durchlebt. „Unser heutiges Verhältnis zur Natur," um noch einmal Schuch sprechen zu lassen, „ist ein lyrisches. Naturempfindung kann nur vertieft werden durch das intimste Einleben in ihr Wesen." Das sind Sätze, die Hagemeister glatt unterschreiben konnte. Sie drückten nichts anderes aus, als was ihn selbst im Innersten bewegte.

Für einen Maler von derlei Grundüberzeugungen konnte es fast gleichgültig sein, wo er zufällig saß und malte. Die Natur bietet überall Stoff genug für die künstlerische Wiedergabe. Am tiefsten und vertrautesten aber entschleiert sie sich dort, wo der Mensch zu Hause ist, wo er mit jedem Blatt und Lufthauch mitfühlt. Ohne im programmatischen Sinne eigentlicher „Heimatmaler" zu werden — es steckt nicht selten etwas Spießiges und Engherziges in diesem Begriff — schloß doch Hagemeister in seinen malerischen Vorwürfen sich immer heller und hingebender an dasjenige an, was die Natur, in die er hineingeboren war, ihm darbot. Ist es doch auch einer unserer gesegnetesten Erdenwinkel, die ganze Gegend um den Schwielowsee, und war es früher, als sie von Touristen noch kaum irgendwie abgegrast wurde, in noch hervorragenderem Maße als heute. Luft, Wasser, Waldungen, Wiesen, dazu ein leicht hügelig gewelltes Gelände gibt es dort und über dem allem schwebt eine Atmosphäre, die von den feinsten oder auch dicksten Nebelstimmungen bis in eine fast südlich prächtige Sonnenklarheit reicht. Was brauchte ein Maler wie Hagemeister mehr als dieses? Italien, das er vom Mai 1876 bis zum Frühjahr 1877 als Aufenthalt wählte, konnte ihn nur vorübergehend bereichern, indem es seine Blicksphäre erweiterte. Aber die Motive, die es ihm bot, hätten ihn mit der Zeit vielleicht eher beirrt und in einer romantisch-nazarenisch-heroischen Geschmacksrichtung, der er doch mit allen Kräften entstrebte, festzuhalten versucht. Er hat in Italien, zumal in Olevano, kompositionell ausgezeichnete Bilder gemalt, an denen er vieles gelernt hat. Aber es war wichtiger für ihn, sich wieder davon freizumachen als tiefer darin einzuleben.

So war er denn bald wieder daheim und setzte sich aufs gründlichste fest. Ja, er muß es verstanden haben, die engere Heimat und ihre malerische Schönheit selbst einem so wählerischen und schwerbeweglichen Manne wie Schuch in verführerischen Farben, des Wortes sowohl als des Pinsels, zu schildern. Denn er bewog Schuch, ihm drei gute Sommer lang (1878, 1880 und 1881) nach Ferch an der Spitze des Schwielowsees, beziehentlich nach Kähnsdorf am nächstgelegenen Seddinersee, zu folgen und selbander daselbst mit ihm zu malen und zu jagen. Die längste Zeit hausten sie gemeinsam. Noch als sie ihre Schlafstellen getrennt hatten, blieb ihre Wirtschaftsführung die gleiche. Und zwar war es Hage-

Digitized by Google

Am Schilf. Um 1885

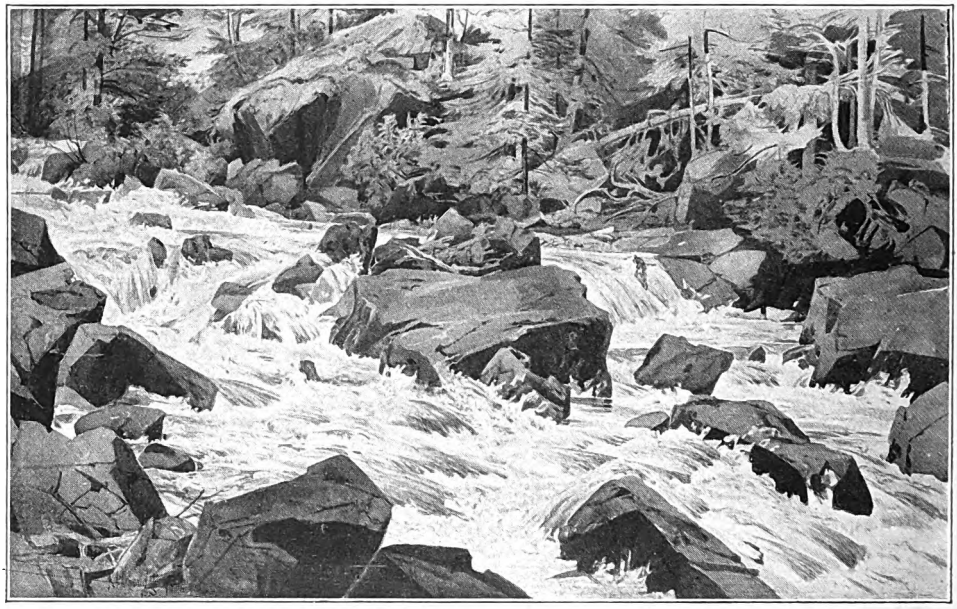
meister, als ausgesuchter Praktikus und Handanleger, der für Küche, Keller und Lebensbequemlichkeit sorgte. Auch war er der bessere Jäger, da Schuch durch seine große Kurzsichtigkeit in der Ausführung des Weidwerkes vielfach gehemmt war. Hagemeister weiß recht lustig und anschaulich davon zu erzählen. So waren sie einmal einem gewaltigen Stück Hochwild auf der Spur und der Eingeborene hätte es dem Zugewanderten gerne vergönnt, dieses persönlich zu erlegen. Schuch kam jedoch in seiner Ungeübtheit nie zum Schuß. „Damit wir ihn (den Hirsch) nicht verlieren wollten," plaudert Hagemeister, „blieb mir nichts anderes übrig, als ihn selbst zu strecken, was mir beim dritten Gange gelang. Spät, als er (Schuch) schon schlief, kam ich nach Hause. ‚Was gibt's?' rief er mir im Halbschlaf zu. Lakonisch meine Antwort: ‚Morgen Leber in sauerer Sahne mit Tiroler Knödeln.' ‚Hast du ihn?' ‚Ja!' Und in der Nacht holte ich ihn mit dem Hauswirt. Es war ein starker Schaufler von ungefähr hundertachtzig Pfund."

Nichts führt der Natur so nahe, wie das Jagen. Und Hagemeister war eine echte Jägernatur und Jägererscheinung. Das beweisen die beiden Bilder Schuchs, die dieser in Ferch nach seinem Freunde gemalt hat. Ein kühner, bärtiger, gebräunter Kopf mit einem verwegenen und lustigen Augenpaar. Er würde auf das Leiblsche Wildererbild ohne

Bildnisstudie. 1893

Digitized by Google

Digitized by Google



Studie

weiteres gepaßt haben. Kein Wunder, daß die Jagd auch in Hagemeisters Malerei schon früh auftaucht und daß geschossene Rehe oder Wildschweine, die im Walde daliegen, ihn wiederholt zur Darstellung reizten. Welch prächtiges Bild ist der schießende Jäger von 1873! Mit welch wilder Freudigkeit gemalt, wie unmittelbar in der Anschauung und wie groß und unbekümmert im malerischen Strich! Auf solchen Bildern war der junge Hagemeister bereits ein malerisches Original, schier ohne daß er's wußte. Die Ungesuchtheit und Natürlichkeit der Empfindung machte ihn dazu. Direkt neben Leibl kann man ein solches Bild hängen. Es hält ihm stand. Und neben Liljefors und jeden anderen Maler, der das Tier in seiner Urheimat belauscht hat, kann man die Bilder stellen, auf denen Hagemeister etwa einen aus Röhricht aufflatternden Storch oder eine dem Schilf entraschelnde Wildente gemalt hat; oder auch nur eine still und friedlich im Buschgezweig über dem Bach sitzende Bachstelze. Alle diese Bilder sind voll köstlicher Naturfrische, ganz aus erster Hand, malerische Bekenntnisse aus dem großen Geheimbuche der Natur.

Diese allerengste Vertrautheit mit dem Gegenstande ist aber für Hagemeister nicht mehr als die unumgängliche Voraussetzung. Wie Leibl es zuerst gefordert hatte: den ganzen Menschen dem Kunstwerke hinzugeben und nicht bloß ein tüchtiger Farbenhantierer zu sein — diese wahrhaft sittlich-hohe Auffassung vom Wesen der Kunst war auch dem märkischen Landschafter ganz in Fleisch und Blut übergegangen. Darum sind schon die frühen Hagemeisterschen Naturschilderungen so von eigentümlichem Leben durchzogen. Sie haben eine Seele, und zwar eine echt deutsche Seele. Sie atmen und bewegen sich gleichsam im Licht. Wenn Hagemeister zu wiederholten Malen Schuch und auch Leibl dagegen in Schutz nimmt, daß sie Nachahmer Courbets gewesen seien, während sie ihn doch an Einfachheit und Beseeltheit gewiß übertroffen hätten, so kann man dies auch auf Hagemeister selbst anwenden. Dieser nennt Courbet als Landschafter einen Stillebenmaler — eine sehr feine und treffende Bezeichnung, die der malerischen Tüchtigkeit alle Ehre widerfahren läßt und nur in dem Punkte, der gerade deutschem Empfinden als das Wichtigste erscheint, eine Einschränkung macht. Es muß indes gesagt werden, daß die deutsche Landschaftsmalerei der siebziger und achtziger Jahre, Hagemeister mitinbegriffen, selbst über einen gewissen stillebenartigen Charakter der Naturwiedergabe noch nicht hinausgekommen war. Und hiermit ist zugleich der Punkt bezeichnet, wo die allerpersönlichste Arbeit Hagemeisters mit großer Energie einsetzte. Will man seine ganze malerische Entwicklung mit einem einzigen Schlagwort umschreiben, so muß man sagen: daß sie auf die totale Überwindung des landschaftlichen Stillebens gerichtet war und mit bewußter Energie auf die Erringung einer elementarischen Ausdrucksweise drang.

⁂ ⁂ ⁂

Noch Schuch ist wesentlich Stillebenmaler. Es entspricht dies seiner geschmäckleriſchen und geruhsamen Art. Hagemeister aber war von Natur aus auf tiefere Bewegtheit gestellt. Sein wildes Jägerherz schwelgte nicht bloß im Anschauen der Natur; es wollte

Digitized by Google

Strand auf Rügen. Gemälde. (Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

auch mit ihr ringen, wollte vor ihr erschaudern, wollte sich von ihr durchstürmen und durchwettern lassen. Und — fühlte den tiefen Ehrgeiz dieses zugleich malerisch ausdrücken zu können! Grade hierdurch ragt Hagemeister in die neueste Entwicklungsepoche moderner Malerei herein. Denn diese hat kaum ein anderes Problem so in-

Digitized by Google

tensiv umspürt und in Angriff genommen wie das der Bewegung. Sie geht hier schon manchmal bis an die Grenzen der Absurdität. Hagemeister, wenn er verwandten Zielen nachstrebt, bleibt doch stets der eigentlichen Ausdrucksmittel der Malerei sich bewußt. Er will nur die Starre lösen, will aus der Unbewegtheit heraus, will Vibration, Rhythmus des Ein- und Ausatmens, Elementargefühl. Und da er schon einmal „den ganzen Menschen" in seine Bilder hineingibt, so will er auch dasjenige, was diesen Menschen im

Weiher mit Schilf und Seerosen. Gemälde. Um 1892/1893

Anblick der Natur bewegt und erschüttert, mit hineinmalen. Also seine ganz persönliche Stimmung, die den Stimmen, die ihm aus der Natur entgegentönen, antwortet.

Woher aber tönen diese Stimmen der landschaftlichen Natur? Man lächle oder erschrecke nicht über die Simplizität der Antwort: sie kommen aus dem Wetter! Denn was ist das Wetter anderes als die spezifische Bewegtheit der Atmosphäre im Rahmen der Natur? Eine Unendlichkeit wechselnder Tönungen und ausdrucksvoller Verschiebungen erschließt sich hiermit. Fast unaufhörlich ändert die gleiche Landschaft ihr Antlitz. Die Lüfte brausen, der Regen rauscht nieder, Sonne bricht durch, der Windhauch kost. Unaufhörlich bebt durch die Natur ein wallender Rhythmus, der sich bald so, bald so umstellt. Diesen Rhythmus, wie die jeweilige Witterung ihn herbeiführt, zu erfassen und im Bilde fühlen zu lassen, stellt sich Hagemeister zur Aufgabe. Darum ist er als Landschafter vorwiegend Wettermaler.

Jedes Wetter hat seine besondere Grundtönung; gleichsam das Leitmotiv, nach dem alles andere sich abwandelt. Dieser Grundton muß feststehen, soll das Bild, wieviel auch darin auf- und niederrausche, seinen einheitlichen Charakter bewahren. Er gibt gleichsam den Urtakt der ganzen Bewegung ab. Darum ist es, seitdem die Erleuchtung über ihn kam, Hagemeisters erstes, für jedes Landschaftsbild, das er malt, zunächst die atmosphärische Dominante, also die Wetterfarbe auf der Leinwand festzulegen. Diese Wetterfarbe ist stets gemischt, das heißt, es ringen in ihr zwei Tönungen um die Herrschaft. Dies schafft schon von Grund aus eine Bewegtheit. Alles Tote, alles Stillebenhafte ist hierdurch im vorhinein beseitigt. Aber eine ganz sichere Stimmung ist gegeben, der sich das übrige unter- und einzuordnen hat. Wofern es nicht in besonderen Fällen, etwa in jäh aufleuchtendem Lichtstrahl oder Far-

Digitized by Google

Vorfrühling. Gemälde. (Sammlung Paul Hans Ohmert, Neubabelsberg)

Digitized by Google

Landschaftsstudie. Bleistiftzeichnung

benblitz, dawider rebelliert: das ist dann ein besonderes malerisches Problem. Aber, im wesentlichen bleibt die atmosphärische Grundfarbe respektiert. Sie verschlingt bis zu einem gewissen Grade das Eigenleben aller übrigen Farben. Etwa wenn im Sturme die Halme und Blätter grau werden. Oder wenn im Abendlichte alle Farben sich entzünden und durch die ganze Natur einen bunten Elfenreigen vollführen.

Immer entschiedener, immer enthusiastischer ist Hagemeister derlei Problemen zuleibe gegangen. Je älter er wurde, desto neuer wurde er; desto weniger rostete er ein. Mit jedem Bilde stellte er sich ein anderes Problem. Ein Problem, das nicht durch mühselige Tüftelei zu lösen war; sondern das im raschen Anprall furiosen Arbeitsrausches bewältigt werden mußte. Darum malt Hagemeister kaum noch länger als etwa zwei Stunden an einem Bilde. Aber diese zwei Stunden bedeuten eine ungeheure Konzentration und einen gewaltigen Temperamentsausbruch. Blitzartig müssen Auge und Hand ihre Aufgabe erfassen und sogleich lösen. Eine grandiose Sicherheit, aus dem innersten Lebenszentrum vorbrechend, schafft im Nu das ganze Bild. Aufloderndes Gefühl und schwer erarbeitete alte Handwerksweisheit halten sich darin die Wage.

Von jeher zogen Luft und Wasser unseren Maler besonders an. Der alte Seebewohner spricht sich darin aus. Außerdem ist die Nacht nirgends bewegter und abwechslungsreicher als am oder auf dem Wasser. Auf einfachen Landbildern, etwa wenn hinter einer Wegkreuzung ein Zaun oder ein Stück Wald sich erheben oder wenn aus wogenden Ährenfeldern die Dächer eines Dorfes hervorlugen, ergibt sich zumeist eine ruhigere Komposition. Der Wald ist schon bewegter. Das Aufblitzen der Stämme zwischen Laub, zumal weißgesprenkelter Birkenstämme, das Durchbrechen der Sonne durch eine Lichtung und Sichwiderspiegeln in einem Rinnsal erfüllen ein Bild mit bewegtem malerischem Leben. Und das steigert sich noch, wenn etwa ein totes Wild auf dem Boden des Dickichts liegt und nun in dessen haarigem Pelz die Lichtstrahlen sich fangen und vibrierend, in breiter Masse, davon zurückprallen. Aber weit unruhiger, rascheln der, selbst tumultuöser geht es am Uferrande zu. Immer streicht hier eine leichte Brise einher, bringt das Schilf ins Schaukeln, läßt die Wasserrosen zwischen Wellenkreisen leise tanzen, neigt die Äste der Bäume dem Wasserspiegel zu, den sie mit ihren Blattspitzen durchstechen. Unaufhörlich lag Hagemeister hier auf der Lauer. Die Poesie des Schilflebens hat wohl keiner gleich Hagemeister gefühlt und ausgedrückt. Mitunter schafft er ein kleines, geschlossenes Idyll, aber voll eines in sich bewegten Lebens; eine Symphonie in mancherlei Grün, mit spielenden, weißlichen Lichttupfen und dunkleren schwirrenden Insekten dazwischen. Oder von oben her leuchtet der Himmel hinein und Weidenbäume stehen am Rand und strecken ihre struppigen Zweigmassen in die Höhe, während unten im Wasser die Spiegelung erzittert, vom Wellenspiel hie und da zerrissen. Oder es rauscht gar ein Vogel auf, irgendwo aufgestöbert; die Halme schlagen auseinander, die Baumzweige weichen zurück und im Wasser ist eine kreisende Unruhe, in die das Licht mit Fanfarenstößen sich einmengt.

So prächtig dies alles war, so stets ergiebig und unerschöpflich, auf die Dauer wollte es doch dem Schaffensdrange unseres Meisters nicht genügen. Es war noch zu eng, zu idyllisch, noch nicht genügend große Natur. Was ist denn ein Landsee, und sei's selbst der launisch-tolle Schwielow, gegen das große offene Meer, mit seinem Wogengang und Wellenprall! Das Brausen der Elemente, hier erst kann man es vernehmen; das uralte Wühlen des Chaos, hier erst findet es seine Melodie. Eine Melodie von ewigem Trotz, von dräuender Übermacht, von zerschmetternder Wucht und doch voll geheimnisvoller, undurchbrechbarer Bändigung. Dorthin ging Hagemeister, um als Maler neue Auf-

Digitized by Google

Totes Reh. Gemälde

Digitized by Google

frischung, neue Offenbarung zu empfangen. Von 1907 bis 1915 verbrachte er jeglichen Sommer am Meer, sei's in Swinemünde oder in Lohme auf Rügen. Und was das Meer ihm sang, das malte er auf seinen Bildern.

Ganz anders als andere Maler stellte er sich diesem Problem gegenüber. Das Unermeßliche, er malte es nicht als Unermeßlichkeit; sondern im Gegenteil im allerengsten Durchmaß, als einzelne Welle. Aber in der einzelnen Welle schäumt und brandet und tost das ganze Meer. Die ungeheuere Kraft des Vorwärtsdrängens ist hier aufs äußerste konzentriert und erscheint hierdurch verstärkt. Schon Courbet hatte diesen Ausweg gefunden. Aber wenn man sein in der Berliner Nationalgalerie hängendes Bild „Die große Welle" mit den parallelen Schöpfungen Hagemeisters vergleicht, dann versteht man erst ganz, warum dieser den französischen Meister einen Stillebenmaler genannt hat. Denn diese Courbetsche Welle, so hoch sie sich auch bäumt, so gewaltig sie um sich spritzt, steht still! Man hat nicht das Gefühl, daß sie in der nächsten Sekunde vornüberkippt und rollend am Klippenrande sich zerschlägt. Außerdem ist sie in eine braune Sauce getaucht, sie hat nicht die echte Farbe des heranstürmenden Elements. Bei Hagemeister aber ist in Bewegung und Farbe die gewaltig anrollende Wassermasse suggestiv und mächtig ausgedrückt. Bald graugelb, bald flaschengrün und dunkelstahlblau, dabei von der durchsichtigen Kraft echten Wassers und mit weiß aufspritzendem Gischt, der in Schaumkrönungen zerrinnt, erhebt sich von Bild zu Bild Welle auf Welle, jede anders, alle gleich tumultuarische Elementarschöpfungen eines unwiderstehlichen Malertemperamentes. Man hört hier förmlich das Meer; man fühlt es auf sich zukommen; unwillkürlich möchte man sich ducken, um die Brandung mit dem Kopfe aufzufangen und rücklings über sich hergehen zu lassen. Wohl zwanzigmal, vielleicht öfter, hat Hagemeister so das Meer malerisch aufgefangen. Einem einzelnen Bilde den Vorzug zu geben, erscheint unmöglich. So verschieden untereinander, sind sie doch alle von der gleichen Pracht: von der gleichen Gewalt eines beseelten kosmischen Nachfühlens durchströmt.

Hiermit hat Hagemeister für mein Empfinden seinen Höhepunkt erreicht. Doch sind auch seine Strand- und Klippenbilder von erlesenster Schönheit. Besonders diejenigen, wo letzte Herbstblätter, lackrot hingesetzt vor eine grauwogende Szenerie, mit verblüffender Keckheit dem Beschauer entgegenblitzen. Derlei Malereinfälle hat Hagemeister unaufhörlich und mit einer Selbstverständlichkeit setzte er sie hin, wie nur das Genie sie findet. All dieses ist ursprüngliche Begabung, aber zur Meisterschaft ausgereift und abgeklärt durch unermüdliche Arbeit. Noch hat der Sechsundsiebzigjährige den Pinsel nicht aus der Hand gelegt. Möge er ihn rüstig weiterführen, zum Heile deutscher Kunst.

Bei Lohme auf Rügen. Gemälde. 1914

Digitized by Google

Bäckermeister Prinzelmanns Ehrentag

Erzählung von Kurt Schumann

Zippelberg ist eine kleine Stadt.

Es liegt abseits von der großen Straße, die den Tag über in den Staub der Lastautomobile und der dahinflitzenden Limousinen reichgewordener Margarinefabrikanten gehüllt ist. Auch ist es noch nicht Bahnstation. Der „Reisediener", wie sie in Zippelberg die Geschäftsreisenden nennen, der nach dort unterwegs war, hatte sich deshalb Fuhrwerk bestellen müssen. Es war des Gastwirts Mahlkuchen vom „Grünen Baum" seins mit dem verschossenen roten Sammetpolster und dem alten Schimmel Lise an der Deichsel. Der lahmte ein wenig. Es war eine stuckerige Fahrt.

Vor Zippelberg läuft eine Birkenallee. Die liegt in den Feldern und Wiesen wie verloren. Wenn es Frühling wird, stehen die Birkenstämme wie die Jungfrauen des biblischen Gleichnisses geschmückt am Wege, als wollten sie dem Bräutigam entgegengehen. Aber da wartet ihrer am Ende nur der alte Kirchturm von Zippelberg. Der ist schon sehr alt. Immerhin steht er kerzengerade wie ein ganz Junger. Und mit der neuen rotziegeligen Turmkappe hat er auch seinen Festschmuck bekommen.

Heute hockte mit viel Gelärm wie ein Dohlenschwarm eine Backe voll Jungens in den Bäumen. Die zausten ihnen mit Säge und Beil nicht gerade sanft in den Schleierkronen.

„Jungens, was ist denn los?" rief der Reisediener im Vorüberzuckeln. „Bei euch soll wohl Schützenfest sein?" In den schläfrigen Augen schimmerte es wie ein Hoffnungsstrahl. Dann kam man doch wenigstens etwas kurzweiliger über die öden Stunden in dem abgelegenen Nest. Der alte Hausdiener Rinkefeil, der den Schimmel lenkte, hatte sich umgedreht. Er war sehr unterhaltungsbedürftig und nahm den Jungen die Antwort zuvor. „Nee," sagte er zu dem Geschäftsreisenden, „Vogelschießen is bei uns schon gewäsen. Das hier," und er tippte mit dem Peitschenstiele nach den Birken, „soll in de Kärche komme, das is for'n neien Diakenus, der morgen eingeführt wird!"

„Was?" erwiderte der Reisediener enttäuscht und ärgerlich, „für den Diakonus? Das ist wohl so ein Schwarzkittel? Und um den so ein Begehstemich?"

Die Karre stuckerte weiter. Der Reisediener fläzte sich wieder in seine Ecke und dachte an seine Geschäfte. Er reiste für die Firma August Kunze & Co. und handelte mit Likören, vornehmlich der Hausmarke der Firma: Brennende Liebe. Die Zippelberger würden lecken. Er versprach sich ein gutes Geschäft. Dazwischen stieg wie ein blasses Erinnern an eine Zeit, da er noch kurze Hosen getragen und auf der Schulbank gesessen hatte, eine Geschichte in seinem Hirn auf und verschwand sogleich wieder. Es kamen darin auch Bäume vor, von denen Äste abgehauen wurden, und eine frohbewegte Menge, die Ölzweige in den Händen schwang.

Der Reisediener gähnte. Unsinn, so was lag weit zurück im Kinderland und gab's gar nicht. Die Welt beschäftigt sich mit ganz andern Dingen. Geschäft ist alles.

Jetzt klapperten die Eisen der alten Lise über das bucklige Pflaster von Zippelberg. Man war am Ziele.

Zippelberg liegt im Kinderland ...

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Lichter brannten im Diakonat zu Zippelberg. Eins vorn hinaus im Oberstock, in der Studierstube des neuen Diakonus Feodor Prinzelmann. Das blinzte unter grünem Lampenschirm über die saubergeschnittenen Quartseiten, auf die der junge Pastor seine Antrittspredigt geschrieben hatte. Feodor Prinzelmann hatte auf der Universität keine Farben getragen und war nicht Schürzen nachgejagt. Er war ein fleißiger Student gewesen, den die Theologie und Philosophie wie zwei gute, alte Tanten sicher und wohlbehütet durch das Burschenleben geführt hatten. So war es eine gründliche und gelehrte Predigt geworden. Wenn sie auch, als auf den Ton der Bücherweisheit gestimmt, morgen etwas über die Köpfe der Zippelberger hinweggehen würde, so war das darum kein Schaden. Wozu hat man einen studierten Pastor, wenn man alles verstehen soll? Sie würden schon auf ihre Rechnung kommen. Und die alte Christkauzen, die alle Sonntage zweimal in die Kirche ging, früh und in die Betstunde am Nachmittage, und die sich nach Zippelberger Meinung ein Urteil über Predigten bilden konnte, würde es schon unter die Leute bringen: Unser Neuer, der kann etwas. Ja, der versteht zu schwatzen!

Zwei Lichter brannten im Diakonat zu Zippelberg. Das andere fiel zu ebener Erde nach dem Hof hinaus und war nicht so gelehrt wie die Lampe in der Vorderstube. Es schaute in dem enghalsigen Zylinder mit steiler, rötlicher Flamme vom Deckenbalken der Küche dem Werke der rührigen Hände des Vaters des neuen Diakonus zu. Das war der Bäckermeister im Ruhestand Julius Prinzel-

Digitized by Google

mann. Und er stand mit blauer Leinenschürze und aufgekrempelten Hemdsärmeln am Küchentisch und hantierte nach altgewohnter Bäckerweise mit Schüsseln und Blechen, Teigwerk und Zutat und lief zwischen Quirlen und Wirken und Schmieren zum Ofen und regulierte die Ofenhitze.

Es war die letzte Hand, die der Meister Prinzelmann an sein Werk legte. Die Kuchen waren schon tags zuvor gebacken. Nun harrte nur noch die feine Backware der Erledigung.

„Pauline!“ sagte er, mit dem Ton auf der ersten Silbe, zu seiner Frau, die eben mit den vollen Wassereimern aus dem Hofe hereintrat, „Pauline, es wird doch den feinen Herrschaften bei uns auch schmecken?“

Auf seinem Gesicht, das von einem herunterhängenden Seehundsschnurrbart einen gewissen schwermütigen Ausdruck erhielt, lag es wie ängstliche Spannung vor dem Ungewohnten und Unbekannten. Der Herr „Supperdent“ hatte ja seinem Feodor gegenüber durchblicken lassen, daß zu der Einführung selbst der Herr Landrat erwartet würde.

Die Lampe am Deckenbalken saugte das Öl aus der Glaskugel mit feinem, singendem Ton. Sie war eine rechte Bäckerlampe. Sie hatte wache Augen und war redselig zugleich. Sie hatte all die Jahre in Meister Prinzelmanns Backstube gehangen und wußte von all dem Geschehen im Bäckerhause zu erzählen ...

Sie weiß, daß die Meisterin einmal krauses, dickes Braunhaar gehabt hat, das in schweren Zöpfen um den Kopf gewunden war. Sie war eine von Seiler Reizens Töchtern gewesen, die alle nicht nötig gehabt hatten, nach dem Freier auszuschauen. Und Meister Prinzelmanns Schnurrbart war auch nicht immer erdwärts gerichtet gewesen. Als er in Straßburg vom Militär losgekommen war, hatte sein Bärtchen hochgezwirbelte Spitzen gehabt. Er war kein „Teigaffe“, sondern ein forscher Bäcker gewesen. Aber du liebe Zeit. Ein junger Handwerksmeister, der noch keinen festen Boden unter den Füßen hat, muß mehr um seine Kundschaft buhlen, als wie er es mit seiner jungen Frau darf. Es haben ja in der Stadt viele Hausklingeln über den Türen von Bäckerläden geschellt. Dazu sind die Semmeln noch groß, und ihr Preis klein und gering gewesen. Der Gerichtsaktuar Streitberger, der in Grundbuchsachen arbeitete, hat einmal beim Mittagsessen scherzweise zu seiner Frau gesagt, daß in dem Erker von Prinzelmanns schmalem, spitzgiebligem Hause die Hypotheken stecken müßten. Seinem jüngsten Sohne Otto ist das unvergessen geblieben. Er hat manchmal mit Martha Topf, seiner Jugendgespielin, auf ihres Vaters, des Strumpfwirkers Haustürschwelle gesessen, und sie haben mit neugierigen und erwartungsvollen Kinderaugen nach dem Erker des gegenüberliegenden Bäckerhauses gesehen. Nach den Begriffen ihrer Märchenbuchwelt konnten Hypotheken nur Hexenfrauen sein. Aber es ist dann nur der Abend gekommen, und die Firstziegel auf Prinzelmanns Hausgiebel haben in scharfumrissener Zackung vor dem klaren, kühlen Herbsthimmel gestanden.

In der warmen Backstube ist aber nicht nur Brot- und Kuchenteig ausgewirkt und gebacken worden. Die enghalsige Lampe in dem schmucklosen Eisengestell hat auch anderes gesehen.

Meister Prinzelmann war ein Freund der Bücher. Diese Bücherliebe mag es mit sich gebracht haben, daß sein Sohn ein buchgelehrter Mann geworden ist. Das Lesen ist mein ganzes Leben! sagte er wohl bisweilen in der Übertreibung kleiner Leute zu seiner Frau. Denn glücklicherweise buk er mehr, statt daß er las. Mit Vorliebe waren es Reisebeschreibungen. Denn von der Handwerksburschenzeit her war etwas von ihrer Wanderlust an ihm hängen geblieben. So ging er, seitdem er seßhaft geworden war, in den Büchern auf Reisen.

Mitunter las er auch vor. Die Stricknadeln der Meisterin klirrten leise. Der Lehrjunge lag auf dem Backofen und schnarchte. Die Stimme des Meisters schlurfte über die Buchseiten: „Am Strande der Tongainseln fischen langbeinige Reiher und große kornblumenblaue Eisvögel. In allen Zweigen lebt und wogt es von schönsten Papageien.“ Der Kopf der Meisterin war vornübergesunken, denn ihre Augen waren voll Schlafs geworden. Der Meister sah von alledem nichts. Die Backstube war versunken. Er lebte mitten auf den Märcheninseln im Korallenmeer. So las er noch immer, als die Meisterin wieder munter geworden war. Schier andächtig saß er über seinem Buche, daß die Meisterin ein Rühren überkam. „Schulius!“ sagte sie und suchte den Schlaf aus den Augen zu wischen, „wie war das gleich mit der Prinzessin?“

Es hatte ein gutes Wort sein sollen, und war dabei das ungeschickteste von allen gewesen. Denn sie wußte nicht, daß in Büchern auch andere Dinge stehen konnten als Märchen. Der Meister hat damals den Kopf gehoben und die Brauen gerunzelt. Eine grobschnauzige Antwort hat ihm auf den Lippen gelegen. Und dann ist diese Antwort doch unterblieben. Er hatte seiner Frau verschlafenes Gesicht gesehen, das wahrlich nicht von Langeweile müde geworden war, und ihren gesegneten Leib. —

Meister Prinzelmann stieß die Ofentür auf und zog die Bleche heraus. Es waren Moh-

Digitized by Google

renköpfe! Sobald sie verkühlt waren, kam an sie die letzte Hand: Füllung und brauner Überzug, der den hochgegangenen, kugeligen Dingern den Namen gab.

Der Meister drehte die Lampe höher. Die Augen ließen nach, und zu der Vollendung seines Werkes brauchte er helles Licht. Es war eine rechte Bäckerlampe. Sie hatte zu lange in der Backstube gehangen. Und in einer Backstube wird viel geschwatzt. So konnte sie es nicht lassen, noch mehr zu erzählen ...

Sie hatte mit ihrem rotglasigen Licht auch dem Handwerksburschen in die Augen gestochen, den der dunkle, stürmische Novemberabend in die molligwarme Backstube geschneit hatte.

Schönen Gruß von Meister und Geselle! Woher? Wohin? „Geradewegs aus Südamerika," hatte der Geselle gelacht, „und weiter zum Nordpol!"

„Puh!" hatte das Alwinchen, die Meisterstochter gemacht, „aber doch heute abend nicht mehr?" und hatte das Uhrpantöffelchen in den Schoß sinken lassen, das ihrem Bruder Feodor zu Weihnachten zugedacht war. Es war in feuerrotem Atlas gehalten und weichgefüllt. Eins der vielen kleinen Geschenke, mit dem sie den Bruder aufs Fest erfreuen wollte, der in der Kreisstadt die Lateinschule besuchte und die vielen fremden „Näme" lernen mußte. Sie hatte ein mitleidiges Herz. Kein Wunder, daß es auch mit dem durchfrorenen, wegfremden Walzbruder gefühlt. Nein, den Abend hatte sich der Bäckergesell gern halten lassen. Es ist kurz vor der Christstollenbackzeit gewesen, und der Kundenkreis groß und der Meister gerade ohne Gesellen. Da ist der Fremde auch länger geblieben, und es ist gar eine Hochzeit geworden. Die Backstubenlampe hat an den Abenden des übernächsten Winters über vier Köpfen geschienen, denn es haben neben den zwei alten zwei junge Meistersleute am Tisch gesessen. Der Meister Prinzelmann hat nicht mehr so viel wie in früheren Jahren in Büchern auf Reisen zu gehen brauchen, wo sein Schwiegersohn, der die Straßen landein, landab gewandert war, so viel zu erzählen gewußt hat. Inzwischen haben die Frauen an Kleinkinderwäsche genäht. Und wenn die Männer sich in der Vergangenheit müde gewandert hatten, sind sie alle vier ein Stück in die Zukunft gegangen. Übers Jahr sollte ja silberne Hochzeit sein. Auch würde der Feodor die Lateinschule durchlaufen haben, und als das Dritte zu allen guten Dingen würde es noch eine Taufe geben.

Dann haben wohl, als die Zeit herbeigekommen war, die Kirchenglocken geläutet. Aber nicht die kleine helle Taufglocke hat den Ton angegeben. Sie hat nur nebenher mitspringen dürfen im schweren, sich mühenden Gang der beiden Großen. Denn es hat ein Begräbnis gegeben, und im Sarge hat das Alwinchen gelegen und hat ihr Kind im Arm gehabt. So ist es nicht nur für den Feodor eine ernste Muluszeit gewesen, die allenfalls zu dem Eintritt in seinen ernsten Lebensberuf hat passen mögen. Vielmehr ist das Leben zweier alter Handwerksleute, deren grüner Hochzeitstag von der Sorge, und deren silberner vom Tode umstanden war, wie um seinen Ertrag gebracht gewesen. —

Nun hängt die schirmlose Backstubenlampe nicht mehr in einer Bäckerei, die im Laufe der Jahre ihrer Schulden ledig wurde, sondern in der Küche eines Pastorenhauses. Denn der Sohn ist kein Bäckermeister geworden, und das Geschäft mußte in fremde Hände übergehen.

Und doch läßt es sich an, als ob es für die Prinzelmanns noch einmal Festtag werden soll. Um die Haustür rankt sich ein grünes Gewinde von Buchsbaum und Birkenreisern. Morgen ist des Feodor Ehrentag. Kein Wunder, daß in der festlichen Vorbereitung des Tages das Licht im Diakonat zu Zippelberg bis tief in die Nacht hinein brannte. Oben beschien es das Werk des Geistes und unten das Werk der Hände.

Da war nun alles fertig und wohlgeraten: Kuchen und Gebäck, Törtchen und Mohrenköpfe und erfüllte mit frischbackenem Duft Küche und Flur, als wollte es einen Vorschmack kommender Festfreude geben. Meister Prinzelmann hatte sich wieder einmal in seinem altvertrauten Beruf rühren dürfen, und die alte Backstubenlampe hatte ihm dabei wie früher stillen Dienst geleistet. Nun war das Öl der Glaskugel von dem Docht aufgesogen und die Flamme zusammengeschrumpft. Sie war ehrlich müde geworden, und war auch darin eine rechte Bäckerlampe.

Als aber auf Abend und Nacht der Morgen gekommen war, wurde es offenbar, daß es für den Diakonus Feodor Prinzelmann ein Tag reich an Ehren werden sollte.

Ganz Zippelberg nahm an der Feier seiner Einführung teil. So war es ein stattlicher Zug, der von der Pfarre zu der Kirche sich bewegte. Voran marschierte die Feuerwehr, grauröckig und um die Lenden gegürtet mit der kurzstieligen Brandaxt, eine achtunggebietende Männerschar.

Sie ist der kleinen Stadt Schützer bei jähaufspringender Feuersnot. Dann hallt der Hornruf durch die nachtstillen Gassen, schreckhaft und voll Grauen, daß die Kinder die Bettdecken über die Köpfe ziehen und doch nicht lassen können zu lauschen, wie in die

Digitized by Google

Horntöne sich die Haustürklingeln mischen, und die Schritte eiliger, schwerer Schaftstiefeln über das Pflaster horkeln.

Heute bedarf man nicht der Feuerhörner. Die Feuerwehrkapelle marschiert mit blankgeputzten Trompeten einher und bläst eine feierliche geistliche Musik: „Wer will ein Streiter Jesu sein und nicht ein Widerchrist? Der trete auf dem Kampfplatz ein, da er berufen ist.“ Da schwingt kein Grauen mit unter. Es ist so erbaulich, daß die alten Frauen, die zur Kleinkinderhut zu Hause bleiben müssen, nach dem Gesangbuche greifen und die fromme Marschmusik in dem Lesen eines Kirchenliedes ausklingen lassen.

Der Feuerwehr aber folgte die Schützengilde. Die trägt in Zippelberg maigrüne Röcke mit silberner Borte und weiße Stutzen auf dem Hut. Der Böttchermeister Winkelsesser trägt die Fahne, und der Morgenwind plustert in dem Fahnentuch wie in den Flügeln einer weißen Taube.

Bäckermeister Prinzelmann ist wie im Traum. Einen solchen Aufmarsch der ganzen Bürgerschaft hätte er sich nicht vermuten lassen. Ganz Zippelberg ist ja auf den Beinen. Auch der Gesangverein und der Kriegerverein ist mit im Zuge und leiten mit ihren schwarzen Abendmahlsröcken das Bunt der Schützenuniformen in ernstere Farben über. Wie der Männerschritt auf dem Pflaster wuchtet. Wie die Trompeten der Feuerwehr schmettern. Wie die Zippelberger Kirchenglocken dazwischenfahren. Verhohlen die eine, verhalten die andere, gellend die Kinderglocke. Alles, alles für Feodor! Aber die Meistersleute dürfen es nicht laut sagen. Sie sind ja selbst mit in den Festzug eingegliedert, und zwischen ihnen hat sich ein Dritter eingeschoben und überragt die beiden um Hauptesläge. Durch das Kinn zieht sich eine flammende Tiefquart, und ein Einglas klemmt ihm im Auge. Alles an ihm ist vornehm, kühl und zurückhaltend, und doch läßt seine Gegenwart den beiden Bäckersleuten alles, was ihre Augen heute sehen dürfen, noch wärmer und strahlender erscheinen.

Es ist der Herr Landrat.

Es hat dann alles so seinen Verlauf genommen, wie es zu einer rechten Amtseinführung gehört. Die Kirche ist voll gewesen. Selbst Aaron Zorsch hat auf der Männerempore gesessen. Er ist der Armenhäusler, und über seine Geistesverfassung ist man in Zippelberg geteilter Meinung. Die einen sagen, er litte an Mondsucht, und die anderen behaupten, er wäre von vielem Lesen übergeschnappt. Nun aber saß er in dem altersgebräunten Gestühl und war ganz Andacht und Aufmerksamkeit.

Im Schmucke der aufgerollten Fahnen zu beiden Seiten des Altars und der grünen Birkenreiser, die am gestrigen Tage die Zippelberger Jungen zur Verwunderung des Reisedieners der Firma August Kunze & Co. von den Bäumen heruntergeholt, hatte die alte Kirche der kleinen Stadt ihr besonderes Festkleid erhalten. Ihr schönster Schmuck aber war ihre Gemeinde. Da sitzen sie in den Bänken mit den wunderlich geformten Stuhlwangen in altmodisch ernster Gewandung wie für den Gang zum heiligen Abendmahl. Und die Gedanken gehen ehrbare Wege und sammeln sich um Taufstein und Altar, die beide gewichtige Marksteine ihres Lebens bilden.

Ähnliches ist auch dem alten Superintendenten Cyrus durch den Sinn gegangen, der im geistlichen Dienst an der Stadt Zippelberg grau geworden ist. Im Angesicht der stattlichen feiernden Gemeinde haben seine Worte zur Einführung des jungen Amtsbruders einen besonders warmen Klang erhalten und haben die andächtige Stimmung noch gehoben wie zu dem Gipfel eines sanftgebuckelten Berges.

Trotzdem wäre es beinahe noch zu einer Störung gekommen. Denn zur Bekräftigung, daß die Bürger von Zippelberg auch während der Amtszeit ihres neuen Diakonus den Kirchgang nicht versäumen sollten, war dem Superintendenten Cyrus in impulsiver Weise die Aufforderung untergelaufen: Schreibt's in eure Gesangbücher!

Niemand dachte daran, diese rhetorische Wendung in die Tat umzusetzen. Sie blieben alle steif und gerade sitzen. Nur auf der Empore, wo Aaron Zorsch Platz gefunden hatte, wurde ein Blättern der Buchseiten vernehmbar, und der Armenspitäler versuchte — wo hatte er nur gleich den Bleistift her? — die Mahnung des Superintendenten auf der ersten Seite seines Gesangbuches einzutragen. Es sollte kein Schelmenstück sein, denn auf seinem einfältigen Gesicht blieb andächtiger Ernst gelagert. Aber durch die Bänke der Jungens lief ein Grunzen und Prusten, und es bedurfte schon einige der sicheren Rippenstöße des Kantors Kux, um die Ruhe wiederherzustellen.

Am Nachmittage aber ist durch die Räume des Zippelberger Diakonats mit dem Kuchengeruch der Duft eines guten und starken Kaffees gezogen. Ein großes Klappern der Tassen hat angehoben, denn es sind auch hier, als zu des Ehrentages anderem Teil, viele Menschen beieinander gewesen. Auf flachen Glastellern, die ehemals das Schaufenster des Prinzelmannschen Bäckerladens dekoriert hatten, sind die Erzeugnisse der Backkunst des alten Handwerksmeisters herumgereicht wor-

Digitized by Google

den. Und die der Rede kundigen Gäste, die Amtsnachbarn des neuen Diakonus aus der Umgegend, die mit ihren Frauen zum Glückwünschen gekommen waren, haben die gebackenen Köstlichkeiten in wohlgesetzten Worten nach Gebühr gelobt. Das war wieder etwas Neues und Nichtalltägliches für den Meister Prinzelmann. Sonst war sein Backwerk eine Sache des Geschäfts gewesen. Die Ladenklingel hatte gebimmelt. Es war verkauft, und Kupfer und Nickel dafür eingestrichen worden. Heute erntete er einen ehrenvolleren Lohn. So war das Leuchten vom Vormittage her auf des Meisters Gesicht liegen geblieben. Daran konnte heute auch der erdwärts gerichtete Schnurrbart nichts ändern.

Frau Pauline aber hat neben der Frau Superintendent gesessen, und ihr gegenüber die beiden Diakonissen von Zippelberg, die sie in der Ehrfurcht ihrer Kinderzeit nur als heilige Schwestern bezeichnet hatte. Sie hat mit Eifer darüber gewacht, daß die Kaffeetassen niemals leer geblieben sind. Und dazwischen haben dann doch immer die Hände wie in der Kirche zusammengefaltet auf dem Schoße des schwarzseidenen Kleides geruht. Und mit Mutterstolz ist ihr Blick an ihrem Feodor hängen geblieben. Den haben die immer höher gehenden Wogen der Festesfreude beredt wie kaum zuvor gemacht, und es zeugt nichts von dem, daß seine Wiege nur in einer Backstube unter einer schirmlosen Öllampe im schlichten Eisengestell gestanden hat. Denn wo soviel Gelehrsamkeit an einem Tische zusammensitzt, da bleibt man nicht bei dem Lobe der Mohrenköpfe stehen. Da werden die Waffen des Geistes geschwungen, und ihr Feodor legte an den Tag, daß er in diesem Turnier fest und sicher im Sattel saß. Ja, Kopf hatte ihr Sohn, der Herr Diakonus von Zippelberg. Und ein Mutterherz ging in Sprüngen.

⁂ ⁂ ⁂

Meister Prinzelmann war auf einmal wieder recht nachdenklich geworden. Das mußte die Stille mit sich gebracht haben, die auf den lauten Tag gefolgt war. Er saß am offenen Fenster und paffte den Pfeifenqualm in den abendlichen Garten. Die Mutter hantierte mit dem Geschirr in der Küche, und der Feodor brachte die letzten Gäste ein Stück heimwärts.

Meister Prinzelmann sah wieder einmal in sein Leben hinein. Es hatte darin nicht immer so einen guten Klang gegeben wie an dem heutigen Tage. Schon sein Hochzeitstag war mit einem schweren Anfang verbunden gewesen.

Der Meister paffte gewaltig, als wollte er den dummen Gedanken verscheuchen, der ihm eben angekommen war. Plötzlich hatte er an den Zumpel von Dienstmädchen denken müssen, das bei Amtsrichters Magd gewesen war und an seinen dummen Schnak über die Herrschaft. Die hatten auch um seine Zeit herum Hochzeit gehabt. Aber es war in dem grauen Amtshause verliebter zugegangen als in der warmen Backstube.

„Prinzessin Ilse!“ hatte der Amtsrichter zu seiner jungen Frau gesagt, „weißt du, was ich an dir zuerst lieb gewonnen habe?“ Es war ein neckisches Spiel der Frage und Antwort geworden, bis daß er es gestanden hatte: „Deine liebe, verschleierte Altstimme. Die hat mich alten Kerl ganz närrisch gemacht!“ Und dann hatte der stolze, verschlossene Amtsrichter sich lang aufs Schlafsofa hingestreckt: „Ilsekind, beuge dich über mich und sage mir etwas ganz Liebes mit deiner Stimme ...“

Mehr hatte die lauschende Magd hinter der Tür nicht verstehen können. Aber am andern Morgen hatte sie es der Meisterin beim Semmelholen gemärt und ganz schwimmende und verliebte Augen gehabt. Prinzelmann hatte schon damals gepoltert, als seine Frau es ihm wieder erzählt: „Dienstbotenknetsch. Denen fuppert's immer in allen Gliedern!“ Aber bei alledem war doch die Tatsache bestehen geblieben, daß es in seiner Ehe nüchterner zugegangen war.

Eine neue Dampfwolke entfuhr der Pfeife des Meisters. Ach, wenn's weiter nichts gewesen wäre. Die Kinder waren auch so gekommen. Und auch mit dem Pack Sorgen war er mit seiner Pauline fertig geworden, wenn auch die besten Jahre darüber verstrichen waren. Wenn nur das Malör mit dem Alwinchen nicht gekommen wäre.

Die Schatten der Nacht senkten sich tiefer. Es war ganz finster in der Stube geworden. Nur der Pfeifenkopf glühte. Fledermäuse strichen um das Fenster. Im Garten zirpten die Grillen eintönig und teilnahmlos. Ja, so ein alter Handwerksmeister, der aus den Geleisen seines Lebens geworfen ist, dem kommen selbst an einem Tage wie dem heutigen seine absonderen Gedanken.

Draußen knarrte unter dem schweren Tritt der Meisterin die Treppe, und Frau Pauline trat in die Stube. Sie war soeben nicht die dunklen Gedankenpfade in die Vergangenheit gelaufen. Sie stand noch ganz unter dem stolzen Erleben der Gegenwart.

„Es war doch unserm Feodor sein Ehrentag! Denk nur, Schulius, selbst mit der Feuerwehr und dem Herrn Landrat!“

Sie hatte die Lampe mitgebracht. Ihr Licht kämpfte mit dem Dunkel der Stube und siegte. Wie freundlich war doch alles im Zim-

Digitized by Google

mer. Da lagen die weißen Deckchen, die einst das Alwinchen gehäkelt hatte, auf den breitausladenden Böcken des Kanapees. Da stand der birkene Schreibsekretär, an dem der Meister Sonntags seine Rechnungen geschrieben. Da hingen über dem Sofa die Bilder des Alwinchens und des Feodor mit der Schülermütze. Und daneben der Meisterbrief unter Glas und Rahmen und das Ehrendiplom von der Bäckerfachausstellung. Wenn auch Haus und Geschäft in fremde Hände übergegangen waren, so war es doch auch in dem Diakonat eine rechte Bäckerstube geblieben.

Ja, der Feodor! Aus Meister Prinzelmanns Gesicht wichen nun doch wieder die Schwermutsgeister, wenn auch der Seehundsschnurrbart um die Mundwinkel hängen blieb. Ein Bäcker war der Feodor freilich nicht geworden, und der Lebensgang des Meisters hatte eine andere Richtung einschlagen müssen. Aber er war doch nicht wie im Satze mitten abgebrochen worden, wenn es nach dem Tode des Alwinchens auch so geschienen, sondern der heutige Tag, reich an Ehren und Elternfreude hatte einen klaren, festen Punkt dahinter gesetzt.

„Unserm Feodor sein Ehrentag?" wiederholte nachdenklich der Meister. „Ja, der war es auch." Und er hatte noch immer den klaren, festen Punkt hinter seinen Lebensführungen vor Augen, „eigentlich war's unser Ehrentag, Mutter!" —

⁂ ⁂ ⁂

In Zippelberg feiert man die Feste, wie sie fallen. Darum hatte der Fleischermeister Pickenhahn die Majorsuniform der Schützengilde nach der Einführung des neuen Diakonus gleich anbehalten. Man schmeißt sich doch nicht bloß für die eine Stunde Kirche in die ansehnliche Kluft. Das versteht in Zippelberg jedes Kind. In dem Schneider Zimmtars und dem Schnittwarenhändler Seidenkranz hatte der Schützenmajor ein paar Gesinnungsgenossen gefunden. So war es eine Bierreise geworden, und es war über die Stunde der Mitternacht, als die drei alten Esel sich endlich auf den Heimweg machten.

Sie kamen aus dem Gasthof zum „Grünen Baum" und hatten sich alle drei untergefaßt, daß die Schleppsäbel nur so über das Huckelpflaster rasselten. Den Schneider hatten sie in die Mitte nehmen müssen. Er hatte sich beim Trunk ganz tapfer gehalten, bis ihm im „Grünen Baum" die Schnäpse aus dem Musterkoffer des Reisedieners der Firma August Kunze & Co. den Rest gegeben hatten.

Jetzt fing er an zu randalieren und wollte gegen seinen Vorgesetzten immer blankziehen. Aber der dicke Fleischermeister hielt ihn fest und nahm ihm diesen Geist der Insubordination nicht weiter krumm. Schon war man an des Schneiders Haus angekommen, und seine Frau würde ihm das Blankziehen schon abgewöhnen. Die war eine geborene Sünderhauf, eine vom Stadtkassenboten. Und die hatten alle Haare auf den Zähnen.

Noch in seinem Greisenalter hat der Fleischermeister Pickenhahn bei passender Gelegenheit von den Einzelheiten jener Bierreise und ihrem Höhepunkte erzählt, da der Schneider Zimmtars bei Mahlkuchen im „Grünen Baum" auf den Tisch geklettert war und gesungen hatte: „Jüngst war ich in Leipzig zur Messe, herrjeh. Da steckt' ich den Trauring ins Portemanneh. Und wenn ihr mich fraget, warum? Aus Philosophie. Radabumm."

„Weiter, Sie Mann mit dem anstößigen Namen!" hatte der Reisediener gekräht, und der Schneider hatte sich anfeuern lassen, bis er bei dem letzten Radabumm vom Tisch gekullert war. „Tränen haben wir gelacht!" schloß dann immer der Fleischermeister seine Erzählung, nachdem er sie jedesmal mit den Worten begonnen hatte: „Das war an dem Tage, wo der Diakenus Prinzelmann eingeführt wurde, der später Supperdent und Vormittagsprediger in Besenstädt geworden is!" —

So ist um ein Ereignis aus amtlichem Leben ein goldener Rahmen gewoben worden, und zwar von einem jedem, je nachdem ihm der Geist gab, auszusprechen. Und wir denken dabei weniger an den Fleischermeister Pickenhahn und seine Trinkkumpane, sondern noch mehr an die Kinder von Zippelberg, die an die grauen Kirchenwände grüne Birkenreiser steckten, und an die Feuerwehr, die ihren not- und unruhevollen Beruf so glücklich mit Erbauung und Feier zu verbinden wußte, als vor allem auch an den Bäckermeister Prinzelmann und seine Frau, denen dieser Tag mit silbernen Glocken in ihren Lebensabend geläutet hatte, wenn auch das Alwinchen zu den Toten zählte, und die Tür zu der Backstube hinter ihnen verschlossen war. Wo man aber über den Tag so ein Glänzen zu breiten versteht, da glauben wir nicht zu viel gesagt zu haben, wenn im Eingang behauptet wurde: Zippelberg liegt im Kinderland. --

Digitized by Google

Quer durch Schwaben

Eine Wanderfahrt von Franz Hermann Meißner

Die photographischen Aufnahmen wurden uns – vom Beuroner Bild abgesehen – liebenswürdigst von Herrn Kurt Hielscher zur ersten Veröffentlichung überlassen

Wer Schwaben betritt, den umklingt es wie eine Fanfare. Wie ein Heerruf aus gewaltiger Vorzeit. Wo sich die Rauhe Alb oder der Schwäbische Jura erhebt, brandete ehedem ein seichtes Meer. Millionen der sonderbaren Fischsaurier, des Ichthyosaurus, tummelten sich hier. Weitum bei Holzmaden gerieten viele in eine wahre Fischfalle mit giftigen Schlammgasen, erstickten, verschieferten. Hundert bis zweihundert Stück der Skelette werden dort alljährlich gefunden und wandern in die Museen der ganzen Welt. Man lese die geradezu klassische Schilderung dieser Ichthyosaurus-Katakombe bei Wilhelm Bölsche (Vom Bazillus zum Affenmenschen) selber nach. Wer's tut, wird mir danken. — Schwaben hat seine Verdienste schon in ganz kundeloser Zeit.

Später hob sich die Alb mit vulkanischem Krach aus dem Meere. Die Wasser liefen in die Nordsee ab. Nur der Bodensee, das Schwäbische Meer, blieb. Germanen rückten an. Die Römer nachdem. Kräftige Alemannen- und Suebenfäuste verjagten die Eindringlinge. Und jetzt hob in diesem Gartenwinkel Deutschlands ein fröhliches Werden an. Das Land verlockte in seiner köstlichen Anmut zur Beschaulichkeit, zu gelehrtem Behagen, zur Pflege und zum Kult des Weins.

Schon um 1000 blühen die beiden Bodenseeklöster Reichenau und St. Gallen, die damals zu Schwaben gehörten. Sie waren tonangebend in der Karolinger- und Ottonenzeit. Dann tauchen bald nacheinander zwei mächtige Herrschergeschlechter auf, die Weltpolitik machten und aus der Bildungsgeschichte seit achthundert Jahren nicht auszulöschen sind: von dem stumpfen Bergkegel nahe Kloster Lorsch gingen die Hohenstaufen aus. Wie ein Meteor stiegen sie aus niederem Ritterstand rasch auf und blühen hundertzwanzig Jahre. Es gab größere deutsche Kaiser als diese. Aber sie bringen die erste große deutsche Geistesblüte. Der romanische Stil blühte. Die großen deutschen Dome wuchsen. Das Nibelungenlied, der Parsival, der Tristan werden unter ihnen gedichtet und Walter von der Vogelweide sang. Die Trümmer auf dem Hohenstaufen stimmen heute zur Wehmut über die Vergänglichkeit so hohen Glanzes. — Nicht sehr weit davon, auf spitzem Kegel am Nordrand der Alb, ragt jetzt ein Luxusschloß, der Hohenzoller. Hier wuchs das andere Schwabengeschlecht, dessen stärkerer Ast sich in Nürnberg die Sporen verdiente und dann in die Sandbüchse des heiligen römischen Reichs übersiedelte, um fünfhundert Jahre lang deutsche Geschichte zu machen.

Die Staufen und die Zollern waren Weltschwaben, die der Heimat rasch entwuchsen. Wie anders die Grafen von Württemberg! Sie gaben dem Schwabenlande den späteren Namen. Eine Fülle kluger, zielvoller, knorriger, oft seltsamer Gestalten. So der alte Bullenbeißer Eberhard der Greiner, den Uhland besang. So der hochgesinnte und geistige Eberhard im Barte, den man aus Justinus Kerners schwäbischem Vaterlandslied kennt. So der großgeartete, durch einen irrsinnigen Vater schwer belastete Herzog Ulrich, der durch Hauffs „Lichtenstein" berühmt ward.

Die Augenkünste haben in Schwaben trotz der Schönheit des Ulmer Münsters und des Blaubeurener Altars, trotz den Zeitblom, Schaffner, Multscher und den Syrlins, nie die große Rolle gespielt wie anderswo. Gerade die Urwüchsigkeit des Schwaben war ihm hier hinderlich. Gegen die klassische Kunst von Köln, Nürnberg, Basel kommt die schwäbische nicht auf. Sie fesselt wohl durch oft schnurrige Eigenart, beinahe nie durch reine und zeitlose Schönheit der letzten Form.

Groß ist der Schwabe dagegen in den inneren Künsten. Der Bodenseeklöster gedachten wir schon. Der „arme Heinrich" des Hartmann von der Aue gehört in die Stauferzeit. Wieland war ein Schwabe. Und dann ein ganz Großer: der Mann von Marbach! Wie seltsam muß er im Kreise seiner Freunde auf der Solitude, im Weinberghäuschen zu Loschwitz, in Jena und Weimar angemutet haben, wenn er seine Geistesfunken vorschwäbelte! Ein Weltschwabe wie er war auch der unglückliche Hölderlin. Heimatschwaben hingegen Uhland, Kerner, Mörike, Hauff, Auerbach. Der letzte Schwabendichter großen Stils — neben Schiller wohl der gelesenste! — war der viel zu früh abberufene Cäsar Flaischlen, ein Sinnierer und Gemütspoet, der als Sprachkünstler das Schwabentum gleich Schiller und Hölderlin ganz abzustreifen und Großdeutscher zu werden verstanden hat.

Schwaben waren auch Kepler, Hegel, Schelling, Strauß, F. Th. Vischer, der Tondichter Kreutzer. Wenn ein Volksdichter vor einem halben Jahrhundert sang:

„Der Schelling und der Hegel,
Der Schiller und der Hauff,
Das ist bei uns die Regel,
Das fällt uns gar nicht auf,"

so lächeln wir milde ob des schönen Selbstgefühls. — Wer mit wissenden Augen durch Schwaben zieht, hat viel aufzumerken!

⌘ ⌘ ⌘

Auch die Musenstadt Tübingen liegt am klassischen Neckar wie weiterhin ihre be-

Digitized by Google

rühmte Schwester Heidelberg. — Man naht ihr vom Tal her. Poeten grüßen am Eingang. In der schmalen Vorstadt Uhland in Erz; gleich hinter der Brücke sein schlicht-vornehmes Haus. Innen ist eine Burschenschaftsherberge. Von der Brücke erspäht man auch in grüner Gartenwildnis am Fluß den Hölderlinturm, in dem der Unglückliche vierzig Jahre lebte. Verwahrlost und schwer findbar wie das Andenken am Ort an diesen tiefen Geist.

Tübingen ist eine Gassenstadt. Bergauf, bergab, gerade und ungerade, einander überschneidend, ein Gewirr von alten Gassen mit alten Häusern. Überall malerisch, interessant — oft ulkig, oft grotesk. Seltsam, daß es noch keinen Spitzweg und keinen Scheffel fand. — Die ragende Stiftskirche, mehr packend als schön, in ihrem Chor das Mausoleum der Schwabenherzöge von Eberhard im Barte bis Herzog Ulrich. — Schwer, wuchtig, gediegen sonst alles: das alte Rathaus auf dem dreieckigen Platz mit dem Neptunsbrunnen und einer steilen Straßenrampe, Aula, Bursa, Stift, bei denen man sowohl von unten wie von oben her ins Haus kommen kann. Berühmte Schenken mit guten Schwabenweinen. Starker Verkehr. Buntmützen in Menge und manch süßes Mägdelein. Man versteht hier zu leben.

Die Krone ist das Schloß auf der Höhe. Alter, langweiliger Kasten um einen öden Hof. Herrlich der Ausblick, herrlich der Zugang bergauf durch schönes Vortor, herrlich durch die verwunschene Wildnis der tiefen, alten Gräben.

Das Schönste an der neuen Stadt im Tal jenseits bleibt das Universitätsviertel: zwei Dutzend großer und lichter Häuser in weitem und grünem Berggarten. In allen Spielarten nachantikisch bis zur neuesten Bücherei.

Auf dem unfernen Friedhof ein riesiger Findling mit der lapidaren Inschrift: „Uhland"; auch hier wie im Leben benachbart Hölderlins letztes Erdenheim unter grünen Bäumchen.

Wen Tübingens Enge und Unruhe bedrückt, der wandert durch herrlichen Buchenwald und an murmelnden Bächen entlang nach Bebenhausen. Hier hört man die Stille atmen. Im Talkessel zwischen Bergwaldhöhen und auf einem Hügel ein wehrhaftes Kloster mit Mauer und Turm, mit luftigen Kreuzgängen um stille Seitengärten, hohen Hallen und einem sonderbar gedrückten gotischen Turm über der Kirche. Der letzte König baute sich ein Jagdschloß hinein und starb darin. Waldfrieden ringsum.

Auch von Tübingen zum Hohenzoller ist nur ein Ausflug. Welch Gegensatz zum Klosterschloß! Naht man sich ihm über die Bergstadt Hechingen mit den Spuren alter höfischer Vornehmheit, sieht man den spitzen, hohen, aus der Alb sich lösenden Bergkegel schon lange vorher. Das Schloß oben wirkt mehr groß als schön im Umriß. In langen und steilen Windungen klimmt man achthundert Meter hinauf, geht durch ein halbes Dutzend Vexiereingänge, steht im engen Schloßhof. Die kühle Pracht eines Luxusschlosses, das Stieler erbaute, umfängt uns. Im ersten Stock Königswohnung, im zweiten Fürstenheim. Aus der alten Burg stammt nur noch ein Teil der einen Kapelle. Ganz herrlich grüßt das schöne Schwabenland nach allen Seiten. Mit Wehmut gedenkt man des stolzen Geschlechtes, das von hier nach Nürnberg und in die Mark zog, gedenkt man der Vergänglichkeit aller Erdengröße.

⁂ ⁂ ⁂

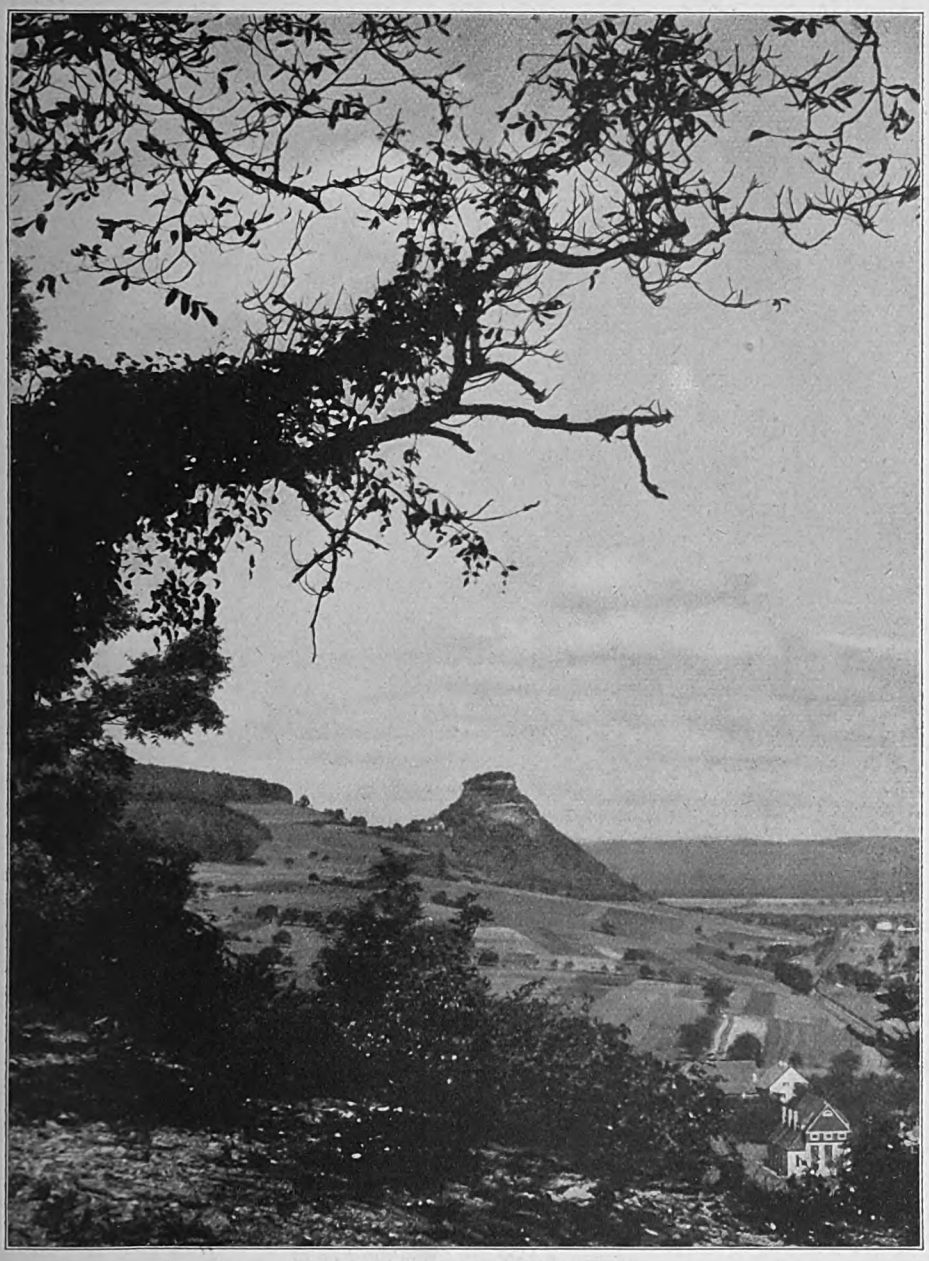
Ein tiefer Talkessel, in dem fünf Seitentäler zusammenkommen, herrliche Buchenwälder auf stolzen Höhen, ein winziges, altes, aber brav getünchtes Städtchen mit engen, krummen Gassen und zierlichen Plätzlein, mit so viel Kunst und Geschichte wie nötig ist, die liebliche Natur zu würzen, das ist Urach. Von jedem Berg guckt man mitten in die Stadt hinein. Man hat die Wahl zwischen klippengekrönten und flußdurchrauschten Tälern mit Wassermühlen und Sägewerken, zwischen Wiesentälern von einer ganz unglaublichen Weltabgeschiedenheit, zwischen wilden und romantischen Waldtälern je nach Laune und Stimmung. Alles licht und hell und grün, ein italisch-blauer Himmel darüber, im Oktober noch kaum ein gelbes Blatt im Laubwald. Für einen, der ausruhen und und die Welt vergessen will, gibt es kaum Lieblicheres als dies Stückchen Eden. Liebt er einen guten Tropfen dazu, so findet er in der Ratsstube alles, was das Herz begehrt.

Die gotische Stadtkirche kann sich sehen lassen. Das Stadtschloß — jetzt Museum — der Grafen von Urach mutet wie ein weites, schweres, umfängliches Bürgerhaus an. Es stammt aus der Lutherzeit, als es mit der Ritterei überall zu Ende ging und die Burgleute behagliche Stadtsitze ihren luftigen Raubnestern vorzuziehen begannen. Vordem saßen sie über der Stadt in Hohen-Urach.

⁂ ⁂ ⁂

Der Lichtenstein ist schön und berückend, auch wenn er im Mangel von jeglicher Patina ein wenig als blankes Spielzeug erscheint. Noch keine hundert Jahre gingen, seit der ältere Herzog von Urach ihn durch Heideloff nach Hauffs Roman erbauen ließ. Hauff selber kannte nur ein Jägerhaus auf den alten Grundmauern. Dafür darf er sein Dichterauge auch am Bild der eigenen Phantasie weiden. Am äußersten Punkt eines schmalen Grätleins ragt jetzt eine Herme mit dem unverwandt zur Burg schauenden Dichterkopf. Originell genug! Der sehr bekannte Reiseschilderer Atz vom Rhyn erzählt in seinem anmutigen Büchlein über die Schwäbische Alb, daß er den schönen Augen von drei niedlichen Schwabenmädeln zuliebe über den Grat gegangen und die Büste mit dem von ihnen ahnungslos mitgebrachten Veilchenkranz gekrönt habe. Das glaube ich dem Verfasser erst, wenn er es vor meinen

Digitized by Google



Blick vom Hohentwiel auf Hohenkrähen

Augen nochmals ausführt. Mich verführte kein Preis dieser Welt dazu.

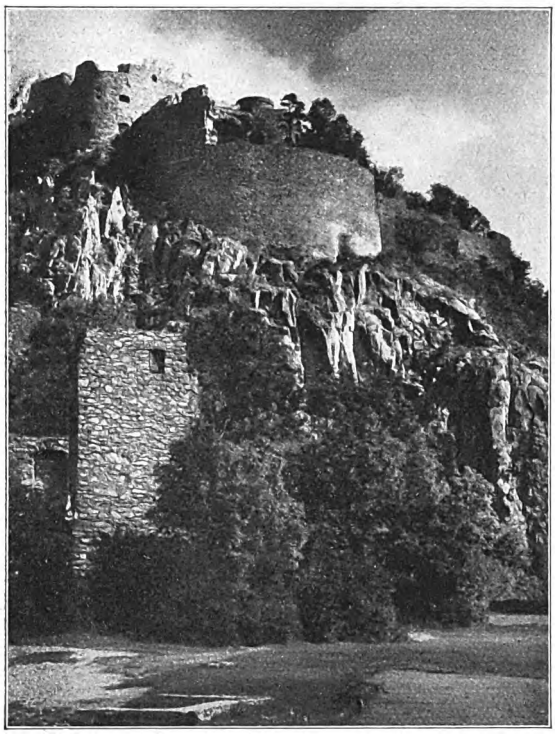
Eine Freundin von erlesenem Geschmack riet mir daheim: Wenn Sie nach Schwaben gehen, vergessen Sie Blaubeuren nicht! Der schon sehr alte und erinnerungsreiche Ort, heute ein offener, leider sehr getünchter Marktflecken, liegt unweit Ulm malerisch in einem weiten, von grauen Jurafelsen hoch umkränzten Tal. Das Marktplätzchen mit ein paar Patrizierhäusern scheint zunächst der einzige Rest aus älterer Zeit zu sein. Man ahnt gar nicht, welche köstlichen Dinge unserer harren. Am Stadtende jenseits verläuft sich die Straße in einem schroffen, waldigen Felskessel. Plötzlich stutzest du ... welch ein liebliches Wunder tut sich vor dir auf!

Mitten in dieser wilden und traumhaften Fels- und Waldeinsamkeit, im Dämmerzwie-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Ruine Hohentwiel

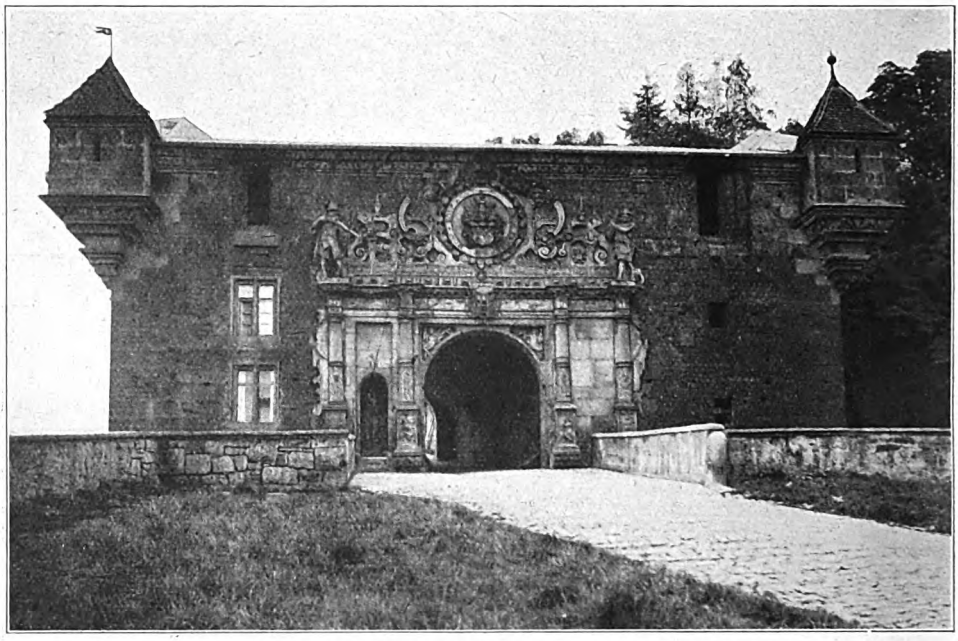
Uralt ist Ruhm und Ruf der alten Donau! Im Schwarzwald entspringt sie — im Schwarzen Meer, wo Asien und Europa sich begegnen, endet sie. Mehr Länder und Völker sieht sie auf ihrem langen Lauf als irgendein anderer europäischer Fluß. Vielleicht erlebte sie mehr Weltgeschichte als der Rhein. Sie war die Heerstraße des Burgundenzugs ins Hunnenland. Ihr Unterlauf färbte sich vom Blut des sterbenden Ostroms und jugendlicher Germanenstämme. Kloster Beuron, Ulm mit seinem herrlichen Münster, der Dom von Regensburg, die Walhalla, Passau, das Stift zu Melk, der Stephansdom zu Wien spiegeln sich in den ziehenden Fluten. An Landschaften von gepriesener Schönheit wie die Wachau murmelt sie singend vorüber. Dreimal durchbrach sie in Urzeiten mit unhemmbarer Gewalt neidisch vorgelegte Gebirgszüge und wusch sich Talengen von romantischer Anmut und wilder Großartigkeit aus: in der Rauhen Alb zwischen Tuttlingen und Sigmaringen, in der Gegend der Altmühl-Mündung bei Kehlheim, am „eisernen" Tor im Balkanlande.

Noch eine andere Seltsamkeit hat sie wie kein zweiter Fluß: die beiden berühmten Donauversinkungen bei Immendingen und Friedingen in der Rauhen Alb. Bei niederem Wasser ist es eigentlich ein anderer Fluß, der bei Donaueschingen entspringt und ins Schwarze Meer geht. Nur bei hohem Stande bleibt er der gleiche. Zweimal versiegt der Lauf. Durch Färbungen ergab sich, daß die Ur-Donau an den Versinkungen in unterirdischen Klüften weiterfließt, südlich bei Aach zutage tritt, bei Radolfszell in den Bodensee, also in den Rhein, danach in die Nordsee geht. Nicht jeder, der von Singen auf den Hohentwiel steigt, weiß beim Überschreiten der stürmischen Aach, daß diese die Urdonau ist. —

Haigerloch bei Hechingen

Digitized by Google

Digitized by Google



Äußeres Portal zur Feste Hohentübingen

Meister von Sigmaringen und Meßkirch ragen heraus. Cranach und Wohlgemut (Dürers Vater!) fallen mir noch ein. Das Köstlichste von allen ein Doppelstück des großen Niederländers Gerard David, eine betende Maria, die zu den größten Werken dieses wundervollen Meisters gehört. Als ich nach Stunden das Schloß verließ, dämmerte es bereits. Alle Zauber des Donautales lagen im Sonntagnachmittag-Frieden zu meinen Füßen. Es schien nur eine Kulisse für das, was in mir läutete: der Lobgesang eines großen Menschenwerkes!

⁂ ⁂ ⁂

Dieser Lobgesang aber schwillt zu einer brausenden Hymne, sobald du dich dem Kloster Beuron näherst! — Schon lange vor Sicht fühlt man die Nähe der geistlichen Hochburg. Kreuze, Leidensstationen, Kapellen grüßen dich überall; von seltsamer Naturschönheit eine Wundergrotte in einem verwunschenen Waldtälchen; ein hohes Werk der Kunst in dem streng ägyptisierenden und doch so farbenreichen und wachen Beuroner Stil der Mauruskapelle. — Hier dient alles dem Kloster. Auf alles hat es sein Siegel gedrückt. Wenige aber gute Karawanserein und Häuser am Ort. Weltmännische Priester auf Schritt und Tritt. Unterm Krummstab läßt sich's gut leben. Wer eine Weile still sitzen und ausruhen, wer sein Auge an wilder Großartigkeit der Natur und lieblicher Anmut zugleich weiden will, wessen Seele für den Zauber hieratischer Kunst empfänglich ist, wer gute Weine und gutes Essen, wie ich sie im „Pelikan" vorfand, nicht als Lästerung erachtet, der gehe hierher. Er kommt sicher wieder.

Das Kloster ist neu und großartig angelegt. Eine Visitenkarte an den Erzabt öffnete mir die Klausur. Ich bewunderte die köstlichen Fresken der P. P. Gabriel und Desiderius, der Schöpfer des Beuroner Malerstils, im Kreuzgang. In die durch den Krieg stillgelegte Bildhauerwerkstatt wie in die Malerwerkstatt konnte ich einen Blick tun. Das Schönste bleibt die Kirche. Außen kahl und nur durch ein Heiligenbild am Turm gehöht. Der Zugang über den kleinen malerischen Friedhof, durch Vorhalle ganz bestrikkend. Innen weit und groß und von einer wahrhaft berauschenden Pracht in maßvollem Barock. Alle Farbenregister sind gleichsam geöffnet und umfangen die Sinne der Gläubigen. Im linken Kreuzarm in besonders reichem Schmuck das berühmte Beuroner Gnadenbild, eine altertümliche Holzschnitzerei, die ich nicht älter als 1400 schätze: eine Beweinung Christi durch die Mutter Maria.

Die Beuroner Kunst hat noch eine dritte Note: die Musik! — Eine herrliche Orgel, ein Meister-Organist, der gregorianische

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit Mikroskop und Spritze im dunklen Erdteil

Von Prof. Dr. Claus Schilling

In seinem berühmten Buche hat mein beinahe — Namensvetter seine Jägerfahrten in unserem früheren Schutzgebiete Ostafrika in fesselnder Weise beschrieben und mit prachtvollen Aufnahmen belegt; ich möchte in einem kurzen Aufsatz schildern, was mit friedlicheren Waffen und auf einem umgrenzten Gebiet andere deutsche Forscher in dem gleichen Erdteil geleistet haben.

Unter den ersten Pfadfindern auf tropenmedizinischem Gebiet war kein Geringerer als Robert Koch; seinem unbezwinglichen Forscherdrang war dies unbeackerte Gebiet gerade willkommen. Unvergeßlich ist mir eine Unterhaltung auf dem Wege zum Institut, das jetzt seinen Namen trägt, an einem trüben, nordischen Wintertage; in beredten Worten drückte er seine Sehnsucht nach dem immer blauen Himmel, nach der wohligen Wärme und vor allem nach dem unbegrenzten Arbeitsgebiet da draußen aus. Und was hat er aus diesem jungfräulichen Boden alles herausgeholt! Wer dieses Mannes Vielseitigkeit, Schärfe des Urteils, den schier unfehlbaren ärztlichen Blick in gedrängtester Form kennen lernen will, der lese seine „Reiseberichte“ aus den Jahren 1897 bis 1898; in klassischer Form sind hier seine Beobachtungen über die Pest in Indien und Afrika, über Malaria und Schwarzwasserfieber, über Rinderpest, das Blutharnen der Rinder (Texasfieber) und die Tsetsekrankheit der Nutztiere niedergelegt. Gerade die letztgenannte Tierkrankheit lieferte ihm die Vorstudien zu seinen Forschungen über die menschliche Schlafkrankheit; gehören doch die Erreger beider Krankheiten derselben Art einfachster tierischer Lebewesen, der Familie der Trypanosomen an. Noch zweimal trieb ihn der Wunsch, die wissenschaftliche Grundlage für die Bekämpfung dieser verheerenden Krankheiten zu schaffen, hinaus; wie er dort arbeitete, wie jede scheinbar unbedeutende Beobachtung ihn anregte, das kommt zu unmittelbarstem Ausdruck in den Notizbuchblättern, die jetzt mit einer Einleitung seines Schülers F. K. Kleine in der Deutschen medizinischen Wochenschrift veröffentlicht werden. Auf diesen Forschungen Kochs und seiner Mitarbeiter Kleine, Taute, Fischer, Beck, Kudike u. a. beruhte die Organisation der Bekämpfung der Schlafkrankheit, wie sie von der Verwaltung der Schutzgebiete Ostafrika und Kamerun unter den Gouverneuren Schnee, Ebermayer, Prof. Kleine und O. St. A. Meixner eingerichtet und bis zum Kriege mit gutem Erfolge durchgeführt wurde.

Es dürfte wohl jetzt auch in Laienkreisen ziemlich allgemein bekannt sein, daß die Schlafkrankheit des Menschen und die Tsetsekrankheit der Nutztiere durch einzellige Tiere, sog. Trypanosomen, hervorgerufen werden. Sie leben im Blute der Warmblüter, sind mikroskopisch klein, lebhaft beweglich. Die Übertragung erfolgt durch eine Fliegenart (Glossina), welche die Parasiten mit dem Stechrüssel aufsaugt; in dem Darm der Fliege macht der Parasit in etwa drei Wochen eine Entwicklung durch, wie dies Kleine in schönen Versuchen bewiesen hat, und wird dann wiederum durch den Stich der Fliege auf ein neues Opfer übertragen. Es gibt eine Reihe wohlcharakterisierter Arten von Trypanosomen, die unter natürlichen Verhältnissen nur bei einer Tierart vorkommen (Mensch, Rind, Ziege, Krokodil u. a.), die praktisch wichtigsten sind das Trypanosoma gambiense (zuerst von Forde bei einem Kranken vom Gambiafluß beobachtet), der Erreger der menschlichen Schlafkrankheit, und das Trypanosoma brucei (nach seinem Entdecker, Sir David Bruce benannt), der Erreger der Tsetsekrankheit oder Nagana der Nutztiere.

Außer diesen grundlegenden Tatsachen mußte aber, ehe man an eine planmäßige Bekämpfung der Krankheit herantreten konnte, noch eine Reihe von Fragen gelöst werden. Vor allem die: sind die Menschen die einzigen sog. Wirte des Trypanosoma gambiense? Kommt dieser Krankheitserreger nicht vielleicht auch in anderen Warm- oder Kaltblütern vor? Koch hatte beobachtet, daß Glossinen sehr gerne das Blut von Krokodilen saugen, und vermutete, daß die Krokodile gleichfalls das Trypanosoma gambiense beherbergen könnten; sehr irreführend war dabei die Tatsache, daß auch das Krokodil in seinem Blute ein Trypanosoma beherbergt: aber bald lernte man die beiden Arten mit Sicherheit zu unterscheiden. Durch diese Beobachtung wurde man auf die Möglichkeit hingewiesen, daß sich in die Untersuchungen andere, zufällig gleichzeitig in dem blutspendenden Tier vorhandene Blutschmarotzer mit einschleichen können, und Koch ging dazu über, die Glossinen „rein“ zu züchten. Das ist relativ einfach, aber sehr mühsam: die im Busch gefangenen Fliegen werden in große Gläser einzeln gesetzt, die Gläser sind mit einem Stück Netzstoff überzogen. Sie werden nun täglich einmal auf die Haut eines Tieres (Affen, Ziege o. ä.), bei dem man sich durch mehrfache mikroskopische Blutuntersuchung überzeugt hat, daß es frei ist von irgendwelchen Blutparasiten, so aufgesetzt, daß die Fliege mit ihrem langen Stechrüssel durch die Maschen der Gaze hindurch das nährende Blut aufsaugen kann. Eine Anzahl von Fliegen geht trotz sorgfältigster Pflege und täglichem Umsetzen in reine Gläser ein, aber ein Teil der Weibchen legt auch in dieser Gefangenschaft je eine Puppe ab (die Glossinen

Digitized by Google

gehören zu den lebend gebärenden Musciden). Aus dieser Puppe schlüpft, wenn sie etwa 35 Tage im trockenen Sande liegt, ein geflügeltes Insekt hervor; Kleine hat in vielen Versuchen nachgewiesen, daß diese Nachkommen von Fliegen keinerlei Blutparasiten beherbergen, daß sie sicher „rein" sind; auch dann, wenn die Mutterfliege selbst infiziert hatte. Dieser Beweis, daß die Infektion nicht durch das Ei der Fliege hindurchgeht, nicht vererbt wird, ist praktisch von großer Bedeutung.

Nach der Erledigung dieser Vorarbeit konnte man nun an die Bearbeitung der Frage herantreten, ob der Schlafkrankheitserreger auch in anderen Warm- oder Kaltblütern vorkommt, ob diese vielleicht Reservoirs des Krankheitsstoffes darstellen. Für die Tsetsekrankheit ist nachgewiesen, daß sie auch beim Wild der Steppe vorkommt. Wäre das auch bei der Schlafkrankheit der Fall, so wären Bekämpfungsmaßregeln so gut wie aussichtslos. Die englischen Forscher, an ihrer Spitze Bruce, glaubten auf Grund von epidemiologischen Beobachtungen und Versuchen annehmen zu müssen, daß die Trypanosomen des Wildes mit denen des Menschen identisch seien. Gegen diese Auffassung sprach die von Mesnil ermittelte Tatsache, daß das Blutserum des Menschen jene abtötet, diese aber nicht. Da unternahm es Taute in einem Versuche an sich selbst zu zeigen, daß beide Arten verschieden seien: er impfte sich selbst eine beträchtliche Menge Blut, das jene Parasiten des Wildes in großer Zahl enthielt, ein und blieb völlig gesund; mehrfache Wiederholungen desselben Versuches an anderen Freiwilligen, die während des Krieges ausgeführt wurden, hatten stets das gleiche negative Resultat. Es kann jetzt nicht mehr bezweifelt werden, daß der Mensch der einzige „Wirt" des Trypanosoma gambiense ist.

Die zweite Frage ist die: ist der Stich infizierter Fliegen der einzige Weg, auf welchem die Infektion in den Menschen eindringen kann? Diese Frage läßt sich schon auf Grund der Tatsache bejahen, daß die Schlafkrankheit außerhalb des Verbreitungsgebietes der Tsetsefliegen nicht vorkommt.

Um auf Grund dieser Tatsachen die Krankheit zu bekämpfen, boten sich drei Möglichkeiten: entweder die Menschen werden den Stichen der Tsetsefliegen nicht ausgesetzt. Das bedeutet so viel als: das Verbreitungsgebiet der Tsetsefliegen muß von Menschen geräumt werden, ein im großen unmögliches Unternehmen; auf beschränktem Gebiete, in Uganda am Viktoriasee, haben es die Engländer durchgeführt, sie haben die dortige Fischerbevölkerung vom Ufer des Sees weggeführt und mehr landeinwärts angesiedelt; welche Kraftprobe das bedeutet, kann nur ein mit afrikanischen Verhältnissen Vertrauter richtig ermessen.

Die deutsche Verwaltung hat einen anderen Weg eingeschlagen: sie versuchte die Tsetsefliegen zu vertreiben. Glossina palpalis hält sich so gut wie ausschließlich in der Nähe offenen Wassers auf, wahrscheinlich weil im Gebüsch der Ufer sich am leichtesten Gelegenheit zum Saugen an Tieren und Menschen findet. Dort legt sie ihre Puppen in den trokkenen Sand ab. Freischlagen der Ufer von Gebüsch, Ausrottung des Schilfs, unterstützt durch das Anpflanzen von niedrig wachsenden Nutzpflanzen, hat in der Tat weite Strecken des Ufers des Tanganjikasees von Glossina palpalis befreit, und die erweiterte Durchführung dieser Maßregel war nur noch eine Frage der Zeit, als sie durch den Krieg unterbrochen wurde. Aber mit fortschreitender Forschung trat noch eine neue Schwierigkeit auf: man fand auch in Gebieten, wo Glossina palpalis nicht vorkommt, Fälle von Schlafkrankheit, die nicht aus Palpalis-Gebiet eingeschleppt, sondern an Ort und Stelle entstanden waren, z. B. in Rhodesia, im Süden Deutsch-Ostafrikas. Die Übertragung von Trypanosoma gambiense durch eine andere Art, die Glossina morsitans, wurde denn auch von Taute und von Fischer im Experiment festgestellt. Die Glossina morsitans aber ist in bezug auf ihren Aufenthalt und ihre Brutplätze nicht so wählerisch wie Glossina palpalis, sie ist auch in wasserlosem Steppengebiet heimisch.

Dieser Schwierigkeit gegenüber bleibt nur der dritte Weg übrig: die Aufnahme von Trypanosoma gambiense durch die Fliege zu verhindern, mit anderen Worten: das Blut der bereits infizierten Menschen von den Parasiten zu befreien. Dies kann allein durch die Behandlung der Kranken mit Medikamenten geschehen, die die Erreger im Blute der Kranken abtöten oder das menschliche Blut für die Vermehrung der Krankheitserreger ungeeignet machen. Salze von Arsen und Wismut, sowie einige Farbstoffe hatten sich zwar als Heilmittel brauchbar erwiesen, aber die Wirkung war nicht zuverlässig genug, auch mußte die Anwendung wegen der hohen Giftigkeit der Präparate stets unter ärztlicher Aufsicht erfolgen. Immerhin sind mit dem von Thomas zuerst eingeführten Atoxyl viele Kranke geheilt worden, wenn sie im ersten Stadium ihrer Erkrankung in ärztliche Behandlung kamen. Diese kann nur in Schlafkrankheits-Lagern erfolgen, wo die Kranken eines Gebietes zusammengezogen werden müssen; die monatelange Behandlungsdauer ist den Leuten, die an Freizügigkeit gewöhnt sind, sehr unbequem. Alle diese Umstände wirkten zusammen, um den Erfolg der Bekämpfung auf diesem Wege stark zu beeinträchtigen.

Da veröffentlichten 1920 Händel und Joetten vom Reichsgesundheitsamt in Berlin, und M. Mayer und Zeiß vom Hamburger Institut für Tropenkrankheiten Versuche zur Heilung der Trypanosomenkrankheiten mit einem neuen Mittel, das von den Farbenfabriken vorm. Bayer & Co. hergestellt und mit der Fabrikations-

Digitized by Google

nummer 205 bezeichnet wurde. In den Versuchen mit den in den Laboratorien seit vielen Jahren fortgezüchteten Trypanosomenstämmen und an kleinen Versuchstieren leistete dieses Mittel wesentlich mehr als die bisher bekannt gewordenen Medikamente; dabei ist es bedeutend weniger giftig als jene, es liegt also eine weite Spanne zwischen der kleinsten wirksamen und der kleinsten tödlichen Gabe. Gegen diese Versuche war nur das eine einzuwenden: daß sie nicht an durch den Stich von Glossinen infizierten Tieren und Menschen ausgeführt waren. Zwar wurden im Anschluß an diese überraschend günstigen Ergebnisse auch einige mit Schlafkrankheit infizierte Menschen behandelt — schickten doch englische Ärzte mehrere Patienten nach Hamburg, um sie dort behandeln zu lassen — aber es war von vornherein klar, daß das Mittel unbedingt in Afrika an größerem Material an Menschen und Tieren erprobt werden mußte. Zu diesem Zweck hat der Direktor der Bayerschen Fabriken Dr. Duisberg unseren besten Mann, Prof. F. K. Kleine gewonnen; die englischen und belgischen Behörden haben den nach Rhodesia und dem belgischen Kongo entsandten deutschen Forscher in wohlverstandenem eigenem Interesse gut unterstützt. So konnte Kleine denn vor kurzem berichten — die Tageszeitungen brachten darüber ja viele mehr oder weniger zutreffende Mitteilungen — daß „Bayer 205" bei der menschlichen Schlafkrankheit alle anderen Mittel übertreffe, daß damit Ergebnisse der Behandlung erzielt werden können, die man selbst bei vorsichtigster Kritik als Heilungen deuten müsse. Als einzige Nebenwirkung wird eine leichte Nierenreizung beobachtet, die in wenigen Tagen ohne Folgen wieder verschwindet. Es sind nur wenige Einspritzungen nötig, wodurch lange Behandlungsfristen überflüssig werden. Nicht ganz so vollkommen sind die Ergebnisse bei den Trypanosomeninfektionen der Nutztiere, doch können die Resultate durch Kombination des Mittels z. B. mit Farbstoffen wesentlich gesteigert werden.

So ist denn mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß wir in diesem Mittel nicht nur ein vorzügliches Heilmittel, sondern auch die Handhabe für eine wirksame Bekämpfung der menschlichen Schlafkrankheit in Händen halten. Es wird jetzt nicht mehr nötig sein, die einzelnen Kranken in der Bevölkerung herauszusuchen, sie in Lagern zu sammeln und dort monatelang zu behandeln; man wird daran gehen können, die gesamte Bevölkerung eines Schlafkrankheitsgebietes, gleichgültig ob Infizierte oder Nicht-Infizierte, Kranke oder scheinbar Gesunde in regelmäßigen Abständen mit dem Mittel zu behandeln. Eine Maßregel, die alle ohne Ausnahme trifft, wird in jenen Gegenden — wie ja auch bei uns — leichter durchführbar sein, als eine individuell differenzierte. Selbst die Kosten einer so allgemeinen Einrichtung werden sich kaum höher stellen, als die Behandlung einzelner.

Dieses Mittel ist aber noch in einer anderen Beziehung höchst merkwürdig: während alle uns bekannten Mittel nach einiger, oft sehr kurzer Zeit vom Körper wieder ausgeschieden oder zerlegt werden, bleibt „Bayer 205" monatelang im Körper des damit behandelten Menschen oder Tieres erhalten — ein Novum in der Arzneikunde! Und damit ist bei Tieren sicher, beim Menschen wahrscheinlich — unmittelbar darauf gerichtete Versuche können beim Menschen aus begreiflichen Gründen nicht gemacht werden — ein Schutz gegen eine neue Infektion für mehrere Wochen verbunden. Diese Tatsache wird die Bekämpfungsmaßregeln in ungemein wirksamer Weise unterstützen.

So hat denn wieder einmal deutscher Fleiß, deutsche Ausdauer und wissenschaftliche Tüchtigkeit einen großen Erfolg errungen. Allerdings ist der Gedanke schmerzlich, daß es unsere Feinde sind, die die Früchte ernten. Deutsche Kolonialinteressenten mit etwas lebhafter Phantasie haben zwar die Erwartung ausgesprochen, daß wir uns als Gegenleistung gegen die Herausgabe des Mittels — seine Zusammensetzung ist noch ein Geheimnis, kann es aber nicht bleiben — die Herausgabe unserer Kolonien ausbedingen sollten. Sicher aber wird das Mittel dazu beitragen, die Auffassung der Welt zu entkräften, als ob wir nicht geeignet seien, Kolonien zu besitzen. Eine Nation, welche schon allein auf dem Gebiete der Tropenmedizin — ich habe nur unsere Arbeiten auf einem kleinen Bezirke dieses großen Gebietes herausgegriffen — so Bedeutendes geleistet hat wie die deutsche, darf mit Recht verlangen, daß sie nicht von der kolonisatorischen Tätigkeit ausgeschlossen wird. Aber noch etwas anderes zeigt die Entdeckung des „Bayer 205" und die Art wie es der Praxis zugeführt wurde: wir lassen uns nicht irremachen, wir arbeiten auch auf diesem Gebiete mit allen uns noch zu Gebote stehenden Mitteln weiter, und wir werden, früher oder später, den Anschluß wieder erreichen! Trotzdem!

Sternennacht. Von Frida Schanz

So hab' ich's nie gesehen:
Die breiten Äste schwanken
Wie unterm Gehn und Wehen
Lichtströmender Gedanken.

*

Des Himmels weite Ferne,
Ein leuchtendes Gewimmel.
Und jeder Stern schaut nieder
Auf ebensoviel Sterne
In meines Herzens Himmel.

Digitized by Google

Wie Grise Geve ins Moor ging

Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Mir sagte in Engter ein altes Weib:
„Wir sind hier sitzen geblieben,
Als Kaiser Karl auf der Männertreib
Die Sachsen gen Ellern getrieben.

Auch meine Urmutter war ehzuvor
In Widukinds Rappel und Lärmen —
Nun steht sie tief unten im Groten Moor
Unter den Kiebitzschwärmen . . ."
– – – – – – – – – – – – – – – –

Am steinernen Tisch auf dem Wittenfeld
Eine Greisin lehnt vor den Schalen,
Der Rauch von rings den Mooren fällt
Traurig ins Land Westfalen.

„Nun hab' ich neunzig Sommer gesehn
Und neunzig Winter durchfroren,
Nun will ich im Moore sterben gehn,
Wie ich mitten in Mooren geboren.

Ich bin im Rappel die neunzig Jahr
Mit den Sachsenvölkern geritten,
Und bannte vom Ochsenwagen die Mahr,
Wenn die Männer im Blachfeld stritten.

Doch so wie heute schlug nimmermehr
In Widukinds Völker der Franke,
Rings stöhnt im Ginster das halbe Heer
Von des braunen Bären Pranke.

Ich habe geschrieen den Tag und die Nacht
Zu der alten Götter Ohren,
Doch die blonden Kerle haben die Schlacht
An den Kerl von Franken verloren.

Nun zieht gen Ost durch den Abendwind
Das Widukind unsere Scharen —
Ich wurde zu alt, zu taub und zu blind,
Ich kann nicht mehr mit euch fahren.

Zum letzten Male vom Wagengeflecht
Hab' ich fern mein Waldkind gesehen,
Und sah bei des Hengstes Sprung im Gefecht
Von fern seine Locken wehen . . .

Nun schaukelt der Kiebitz lautlos und sacht
Vorm Mond durch die nebligen Eichen,
Von Malgart bellt schon ein Wolf durch die Nacht —
Der Heerhund wittert die Leichen!

Frau Berchta braut im Moore das Bier
Und winkt mir mit weißen Schleiern,
So will ich mein Nachtmahl heute und hier
Mit der alten Göttin feiern.

Zwei alte Weiber hocken wir dann
Tief drunten im erdenen Hause
Und erzählen uns Märchen und sehen uns an
Und lauschen dem fernen Gebrause . . ."

Da ging die Greisin ins Moor hinein,
Und die Enkel ließen sie gehen,
Und sahen im trüben Mondenschein
Wie einen Machandel sie stehen.

Als überm Wacholder ihr weißes Haar
Noch wehte hoch über dem Riede,
Da sang sie blechern und gell und klar
An einem vergessenen Liede.

Dann fraß das Moor sie langsam herein,
Und als wie ein Kind sie geworden,
Sah weinend vorm nächtigen Eggestein
Sie fliehen die sächsischen Horden.

Als ihr Haar ins Riedgras zu liegen kam,
Klangen fern durch den Fluchtlärm die Weisen:
„Krup under, krup under, de Werlt is di gram,
Du kannst nich in Rappel meh reisen!"

Digitized by Google

Die fremde Welle

Von Julius Kreis

Der Gadner Bartl räumte mißmutig seine Schnitzbank auf. — Da kam ihm jetzt die Mutter wieder: er soll die Koffer von den zwei alten Stadtschuxen vom Abenddampfer holen. Es war doch nicht seine Arbeit, den Hausknecht für die Sommerfrischler zu machen!

„Is' ja sunst neamd da, Bartl! Da Voda hat an' Wehdam im Fuaß und i' muaß im Stall sei'! — Woaßt as ja selm!"

Der Bartl nahm brummelnd den Hut von der Tür und schob mit dem Karren ab zum Seeufer hinunter. Sein Gesicht war grantig, und er qualmte dicke Wolken aus seinem Kloben.

Er war doch kein Hausknecht! Kruzitürken!

Die Mutter sah ihm unter der Stalltür noch einmal nach und schüttelte verdrossen den Kopf. Ihr gefiel der Bartl lang nicht mehr. Der wuchs sich mit seiner Schnitzerei ganz auf den Herrischen aus und mit dem Bücherlesats übereinand — die paar Jahr Studi in der Stadt haben dem Buben nicht gut getan. Und beim Schullehrer droben machen sie ihm auch den Kopf voll mit lauter narrischem Zeug und so ... überhaupts ...! — Jetzt ist er sich zu gut, ein paar Koffer zu schieben, wo die Sommerfrischler doch einen schönen Brokken Geld da ließen!

„Wia geh zuawi, du Lalln!" Die Gadnerin schob zornig die Kuh zum Melken zurecht. — Es war gut, daß man kein Bauernsach' hatte und beim Gadner gehandwerkt wurde. Für die Bauernarbeit hätt' der Bartl schon gar nicht getaugt.

Der Bartl stand am Dampfersteg und sah, an das Geländer gelehnt, über den See. Der lag im Widerschein des milden Frühsommerabends weit und ganz von dem köstlich milden Glanz der späten Sonne erfüllt. Seine kleinen, spielerischen Wellen hoben und senkten sich, wenn der Bergwind zärtlich wie eine kosende Hand über ihn ging. Es war wie ein ruhiges, glückliches Feierabendatmen im Wasser. Hoch und blau leuchtete der Himmel mit der schmalen, matten Mondsichel darüber und die Berge standen klar, bis in die verwitterten Felsen hinein sichtig und nahe hinterm Seespitzer Holz. Von der Badeanstalt herüber trug der Wind fröhliches Lachen und Rufen, im Wasser glänzten braune Körper auf, umstrahlt von der klarblauen Luft, und die Menschen leuchteten buntfarben in ihren Badeanzügen vor den grauen Bretterhütteln in der Sonne auf wie ein farbig frohes Spielzeug, das da hockte, lief und ins Wasser sprang.

Der Bartl sog diesen milden, funkelnden Abend, der noch kühl und rein und doch voll Ahnung kommender, schwerer Sommerseligkeit war, in sich ein.

Wohl: See und Sonne, Berg und Himmel in ihrem Glanz und ihrer stillen Abendschönheit waren ihm von Kindheit vertraut, aber immer wieder wurde er darüber froh und glücklich und stolz.

Er vergaß ganz seinen Mißmut über den Schubkarren neben sich und ließ seine Augen weiden. Weit hinter der Insel, da wo Himmel und Wasser zusammengingen, wurde eine kleine, feine Rauchwolke sichtbar: der Dampfer.

Schon als Bub hatte der Bartl gern auf seine Ankunft gewartet. Da kam immer ein Stück Ferne an das verlorene Fischerdorf, fremde Menschen, andere Gesichter, andere Rede, anderes Gewand und Gehaben — ein Zipfel Welt von draußen. Und noch da er ein großes Mannsbild war, zog es den Bartl zum See hinunter, wenn der Dampfer kam. — Nur mit dem Schubkarren, nur als Lipperl, als Hausl mochte er nicht vor den Fremden stehen. Es war etwas, das zog ihn mit Gewalt in ihre Nähe — war es die Fremde, die sie mitbrachten, war es wie Ahnung von einem anderen, größeren, beschwingteren Leben um sie, das den Bartl fesselte, waren es ihre Frauen und Mädchen, um deren Wesen, Art und Gewand eine andere, geheimnisvollere, lockendere Schönheit war als in der Bauernheimat — war es die Sehnsucht in ihm, aus enger Welt und engen Menschen heraus zum Schauen und Leben? —

Aber dann wieder kam es über ihn wie Haß auf die Eindringlinge, die da Sommer um Sommer mit ihrem Geschrei und Getu und ihrem affigen Gehaben See, Wald und Berg verhunzten, in dem Bartl wehrte sich etwas: die gehörten nicht dazu. Die nahmen, was ihm und seinesgleichen zu eigen war ...

Der Dampfersteg füllte sich mit Leuten, die vor dem Abendessen noch hinausgingen, das Schiff zu erwarten. Es war das eine kleine behagliche Abwechslung für die Sommergäste. Wer kam an? Bekannte Gesichter — neue Menschen? — Briefe — Pakete —

Drei Mädel kamen Arm in Arm den Steg entlang. Sie trugen einfach karierte Dirndlkleider, und die Sonne hatte ihre Stadtgesichter und ihre bloßen Arme braun gebrannt.

Digitized by Google

Es waren die zwei Töchter vom Notar Ruppacher und ihre Freundin, die Lehrerlori.

Sie gingen auf den Bartl zu. Sie kannten sich schon von Kinderzeiten her.

„Ui Bartl!“ sagte die jüngere, schwarzhaarige Ev' lachend: „Du machst ja ein G'sicht als wennst den Dampfer mitsamt den Leuten fressen tätst —“

„Ev', gib obacht! Er beißt! Tu ihn nicht reizen!“

„No, Bartl, auf wen wart'st denn heut?“ fragte die Lehrerlori. „Kommen eure zwei Fräulein schon?“

„Daß d' fei net kammerfensterlst damit,“ warnte die freche Ev'. „Kann leicht sein, daß er sich bis über die Ohren in eine verliebt ...“

Da mußte der Bartl doch mit den dreien lachen. Die zwei Stadtschuxen, auf die er wartete, waren weit über die fünfzig und gar nicht zum Verlieben hergerichtet. Richtige Vogelscheuchen.

„Do wissat i' mir andere Kammerfenster,“ sagte der Bartl — aber er sagte es nicht recht überzeugt.

„O mei', der Bartl verliebt sich überhaupts net,“ meinte die Lehrerlori, „der mag uns Weiberleut net!“

„Stille Wasser!“ neckte die Anni, „der tut nur so! Der is ein richtiger Feinspinner, der Bartl ...“

Da läutete am Steg mit wichtigem Bimbam die große, messingene Dampferglocke. Der dicke Kapitän schrie vom Verdeck herab mit bierrauher Stimme gewaltige Landungsbefehle, und über das Schiebbrückerl kamen schon die ersten herüber, ein paar Bauernmädel im Feiertagsgewand, ein junger Geistlicher, ein paar alte Bauern, dann mit Hallo und Gruß und Kuß, mit Geschnatter und Gelächter von den Seinen begrüßt der alte Oberamtsrichter, der Stammsommerfrischler von Steghofen, dann heftig mit Schirm und Plaid winkend die zwei Vogelscheuchen vom Bartl. Der Schiffsknecht trug ihre Koffer nach, und der Bartl verstaute sie auf dem Schubkarren.

Er wollte eben abfahren, da legte sich auf seinen Arm von rückwärts eine leichte Frauenhand, und ein feiner Duft ging davon aus: „Halten Sie mal, bitte. — Man hat hier meinen Koffer aus Versehen auf Ihren Wagen gebracht ... Oder lassen Sie ... Wenn Sie vielleicht mein Gepäck gleich mitnehmen wollten ...“

Der Bartl wandte sich um, und dicht bei ihm stand ein junges, sauberes Weibsbild. Das war sehr nobel angezogen und die war's, die auf ihn eingeredet hatte. Zwei schwarze, sprühende Augen sahen dem Burschen ins Gesicht, und ein voller, roter Mund lachte. Die Fremde wies auf ihren Koffer am Wagen und fingerte dann in einem Lackledermäppchen nach einem Geldschein.

„Nicht, Sie könnten doch gleich mein Gepäck mitnehmen? Oder sind Sie ohnehin dafür da ...?“

Die Fremde sprach preußisch, das hörte der Bartl und nicht mit Wohlgefallen, aber ihre Stimme war wohlklingend und fest und so, als hätte sie das Anschaffen gelernt.

Der Bartl zerrte unschlüssig an den Koffern herum. „I' bin koa' Hausknecht,“ sagte er bissig. Und wie zur Erklärung: „De zwoa Fräul'n wohna' bei uns!“

Die Fremde sagte ruhig: „Na schön! Dann geben Sie mir bitte meinen Koffer.“ Sie sah sich um nach irgendeinem hilfsbereiten Wesen. Aber niemand war um die Wege. —

„Lassen S' 'n halt drob'n,“ sagte der Bartl.

Die Fremde lachte ihn freundlich an. „Na sehn Sie! Mir zuliebe werden Sie's doch tun.“

Und ihre Augen gingen so von unten herauf in die des Bartl und stand so etwas drin wie: ... ich gefall' dir doch — ein Teil hochmütiges Befehlen und ein Teil spielerisches Werben.

Dem Bartl stieg bei dieser Augenbegegnung das Blut zu Kopf.

Das war ein sakrisches Frauenzimmer da neben ihm.

Und sein Kamerad, der Bogner Jakl, der bei den Leibern gedient hatte, der hätte gewiß gesagt: Eine Todsünd' wert! — Der Bursch schob heftig den Karren an. Es stellte sich heraus, daß die Fremde nur ein paar Häuser weit weg vom Gadner, beim Egedinger ihr Quartier aufgeschlagen hatte.

Der Bartl war einsilbig, und auf das viele Gefrage der zwei alten Weiber nach Haus, Viehstand, Vater, Mutter und Nachbarn antwortete er mürrisch und kurz. Von mal zu mal warf er einen kurzen, verstohlenen Blick seitwärts auf die Fremde. Und als er einmal dabei ertappt ward, ließ er es.

Frau Hanna Westhoff lächelte. Ihr machte alles Freude, was von Männerhuldigung, von Männerbegehren an sie kam, ob im Salon, ob auf der Straße oder in der Bahn, ob von Männern ihres Lebenskreises oder von kleinen Kommis in den Läden, von Bahnschaffnern oder Liftjungen. — Das wärmte sie. Das gab ihr den Triumph, daß ihre Schönheit und ihr Reiz trotz der Dreißigermitte noch auf der ganzen Linie sieghaft waren.

„Wie heißen Sie denn eigentlich?“ fragte sie unvermittelt den Burschen.

„Bartl? — komisch!“ — Sie ließ sich den Namen kalendermäßig auslegen. „Bartho-lo-

Digitized by Google

mäus?! Nein — was ihr Bayern merkwürdige Namen habt! — Aber wie nett das klingt: Bartl!" —

Wenn sie ihn bei Rede und Gegenrede ansah, dann ging es von ihrem Gesicht, von Mund und Augen, von ihrer ganzen Gestalt aus auf den Bartl wie ein flackerndes Feuer über. Die Frau gab sich, als wären sie seit Jahr und Tag gute Bekannte.

„Sagen Sie mal, Bartl, warum tragen Sie denn nicht die hübsche Tracht, die ihr da in den Bergen habt? — Die müßte Ihnen doch glänzend stehen!" — Sie betrachtete ein paar Augenblicke den Burschen und drehte ihn mit einer leichten, freundlichen Hand unbekümmert wie einen Gegenstand zu sich. —

Der Bartl steckte in einem blauen Arbeitsgewand, und das einzig Berglerische an ihm war ein grüner, verwitterter Filzhut.

Die beiden Damen, die vorausgingen, blieben stehen, drehten sich um und sahen mit giftiger Mißbilligung auf die zwei hinter ihnen.

Der Bartl schob an.

„I' trag de Tracht auf d' Werktag net gern. Überhaupts! — I' mag de Maschkradi net so b'sonders. Solln s' nur d' Stadtleut trag'n. A dia'mal leg i's o' zu an Burschenfest oder an Kirta oder so ..."

„Schade! Die Tracht gefällt mir. — Sagen Sie mal, Sie haben eigentlich für einen Bauern sehr schlanke Hände."

„I' bin koa' Bauer."

„Wie?" Hanna Westhoff sah sich neugierig und interessiert den Menschen an.

„Was sind Sie denn?"

„Schnitzer!"

„Ah! Sieh mal an! Also eine Art Künstler. — Was schnitzen Sie denn so?"

Der Bartl tat verächtlich. Es sei nicht viel her: Kruzifixer, Hirsche, Gamsböck, Bilderrahmen. „Was sie halt so brauchen z' Bertlsgaden hint'."

Hanna Westhoff betrachtete sich aufs neue den Burschen — nun doch mit etwas anderem Blick. Nicht ohne Wohlgefallen.

Er war groß und breit gewachsen. In dem schmalen, braunen, kantigen Berglergesicht stritten zwei Naturen um den Platz. Um Stirn, Augen und Wangen herum war's grobknochig, bäuerisch-hart, die Züge um Mund und Kinn aber waren rein und weich wie bei einem Kind, bei einem Buben, ein wenig verträumt, ein wenig trotzig. Nur ein leichtkräuseliger, weißblonder Bartflaum machte sie männlicher.

Hanna Westhoff liebte es, Gesichter anzusehen. Männer und Frauen, die sie in irgendeinem Stück fesselten, sprangen ihre Augen an und verweilten darauf, solange es ihr Spaß machte.

Der da, neben ihr! — Wenn sie diesen Menschen verglich mit den vielen Dutzendgesichtern, mit den müden, rasselosen Figuren vieler Großstadtkavaliere, so gefiel er ihr zusehends mehr. — Ein hübscher Bursche! — Und wie das klang, wenn er in seiner Sprache redete. — Sie hörte das gerne.

„So" — sagte der Bartl und hielt an. „Jetzt san' ma beim Egedinger, Fräulein!" Er hob den Koffer der Fremden herunter und trug ihn in den Hausflöz.

Die Bäuerin mit einem Wurl von rotznasigen Kindern begrüßte die Fremde mit viel entschuldigendem Wortschwall, daß niemand beim Dampfer war, und lobte den hilfsbereiten Bartl.

Hanna Westhoff war etwas unschlüssig, ob sie nach dem Geldtäschchen greifen sollte. Sie ließ es sein. — Nein — der Mensch war zu schade für ein Trinkgeld. Sie fühlte, das ging hier nicht. — Rasch und herzlich streckte sie dem Bartl die Hand entgegen: „Dann vielen, vielen Dank, Herr Bartl. Es war sehr nett, daß Sie so freundlich waren. Dafür soll Ihnen auch Ihr Schatz einen recht festen Kuß geben. — A — Busserl, so sagt man doch bei euch —nicht?!" —

Dem Bartl stieg die Röte in die Stirn. Er legte seine braune Hand nach Art der Kinder wie verlegen in die der Dame, und ihr Händedruck war herzhafter als seiner. Aber aus seinen Augen ging in die ihren ein Leuchten, das nichts verbarg, das unverhohlen Bewunderung — Begehren war.

Hanna Westhoff freute sich über diesen Blick und ließ auch ihre Augen noch ganz zuletzt ein ganz kleines kokettierendes Erwidern leuchten.

So wie sie es des Tags hundert- und tausendmal als kleine Münze an die Männer austeilte.

Noch war um den Bartl ihr feiner, fremder Duft, als er daheim hinter dem Stadel hockte und die Sense dengelte ...

⁂ ⁂ ⁂

Er sah sie von seiner Schnitzbank aus am andern Morgen über die Straße gehen. Sie trug ein blaues, kurzrockiges Dirndlkleid, das ihren wohlgewachsenen Körper zeigte.

An diesem Tag war der Bartl unruhiger und wohl auch gesprächiger als sonst. Er pfiff zu seiner Arbeit bisweilen immer wieder dasselbe Stück Landler vor sich hin, und als der Egedinger Hansl vorbeiging, da hielt er ihn am Fenster an und fragte nach der Sommerfrischlerin. —

„I' Berlin hint' is' dahoam," gab der Hansl Bescheid. Und daß er auf d' Nacht noch zwei große Koffer für das Frauenzimmer vom Dampfer holen müsse. Ihr vorigsjähriger

Digitized by Google

Sommerfrischler, der breißische Doktor, hätte sie ihnen ins Haus geschickt.

Ob der Bartl heut auf d' Nacht zum Untern Wirt käm'? Der Burschenverein tät sich auf das große Preisplatteln in Bergwinkel einplatteln. — „Und 'tanzt werd aa danach. Alles kimmt."

„Aber i' net," sagte der Bartl. „Mit Eurer damischen Plattlerei. Hanswurschten für die Fremden macha'! Mir gangst!" —

Wohin die Fremde gegangen sei, wollte der Bartl wissen.

„An See obi zum Bad'n," sagte der Hansl und trollte sich.

Nach Feierabend entschloß sich der Bartl doch, zum Untern Wirt zu gehen. Unruhe war in ihm und ein fast fröhliches aufgeräumtes Wesen, das die Gadnerin wundern ließ. „I muaß a 'mal wieder unter d' Leut," sagte er.

Mit Erstaunen sah seine Mutter, wie ihr Bub am hellichten Werktag die kurze Wichs anlegte. In seiner Kammer bürstete er lange an seinem Haar und steckte den schönsten Flaum auf seinen Plüschhut. Was er ge' hat?

Der Bartl ging am Werktag sonst nie ins Wirtshaus. In der kurzen Wichs schon gleich gar nicht. — Auch beim Stegwieser sahen sie ihm erstaunt nach. Die Stegwieser Broni, ein festes, sauberes Weibsbild, am längsten.

„Da schaug her! — Der Bartl!" Sie schüttelte den Kopf. Daß der gar nichts von den Weibern wissen wollte! — Noch nie hat man gehört, daß eine mit ihm ginge. —

Der Stegwieser Michl behauptete, der Bartl sei noch nie an einem Kammerfenster gewesen.

„'leicht stecka no' de paar Jahr Studi auf Geistlich in eahm drin," meinte die Broni.

Einen andern hätten die Burschen nicht schlecht aufgezogen. — Beim Bartl ließen sie's. — Der haut sie alle durch Sonn' und Mond.

Wie vorigen Sommer, da er den Waser Maschtei, den gefürchtetsten Raufer und Händelsucher, so hergeschlagen hatte, daß er verzagte.

Aus manchem Fenster und von mancher Hausbank sah man dem Bartl nach. Man war die Tracht an ihm nicht gewöhnt.

⁂ ⁂ ⁂

Im großen Salettl beim Untern Wirt saßen die Sommerfrischler. Das Abendessen war vorbei. Sonst war es um die Zeit ziemlich leer; denn da stand alles am Dampfersteg oder saß am Seeufer und kneipte Abendstimmung. Heut waren alle, besonders die jungen Mädel geblieben. Am Burschentisch saßen sechs Plattler und hatten in der Mitte den großen Vier-Liter-Humpen, aus dem sie sich „Schmalz" zum Platteln heraustranken.

Sie waren laut und taten etwas großspurig und ein bißchen mehr, als gerade in ihnen war, rauhbautzig. In der Mitte des Salettls war ein Raum zum Platteln und Tanzen frei.

Hanna Westhoff saß in ihrem blauen Dirndlkleid an einem Ecktisch bei einem jungen, verliebten Ehepaar, das ganz mit sich beschäftigt war. — Als sie kam, hatten sich alle Hälse nach ihr gedreht.

Die Männer schielten immer wieder einmal über Zeitung und Bierglas nach ihr hin. Die Frauen sahen nicht freundlich auf sie und die jungen Mädchen glotzten sie an.

Sie sah frei und etwas betont unbekümmert in die Leute hinein.

Der alte Oberamtsrichter fragte den Wirt gleich: „Wer? Woher? Wo? Wie?"

Der Wirt konnte berichten, es sei eine Frau von einem Großkopfet'n aus Berlin, sie wohne beim Egedinger. Auf dem Anmeldezettel ständ „geschieden". Aber „geldig" sei sie. Das wär gewiß.

Das alles machte die Frau Hanna Westhoff den Sommergästen wohl interessanter, aber nicht sympathischer, und die Frau Rat Brömeisl machte ihren Mann energisch auf ein sehr schönes Feuilleton in den Neuesten Nachrichten aufmerksam, das er lesen müsse.

Der Ziehharmonikaspieler orgelte mit knappen Takten die Plattler auf den Platz. Sechs gut gewachsene Burschen in der Tracht, Bauernknechte und Holzer, stampften und sprangen und patschten den „Doppellandler", daß das Salettl nur so zitterte. — Hanna Westhoff sah gespannt und voll Wohlgefallen und Freude auf die Plattler. Das war ihr ganz neu. Dieser rassige Naturtanz, aus dessen prächtig rhythmischer Wildheit die unverwüstliche Gesundheit, Rasse und Kraft eines Volksstamms stampfte und dröhnte, dieses geschmeidige, kraftvolle Winden, Biegen, Gehen, Drehen der Burschen nahm sie ganz gefangen. Es gefiel ihr weit besser als alle Kunsttänze, als Pawlowna und Sacharoff.

Sie klatschte heftig Beifall, als mit lautem Juhschrei der Plattler endigte.

„Wunderschön ist das," sagte sie zu dem Ehepaar. — Das pflichtete höflich bei, aber wollte, wie es schien, nicht im Glück gestört sein. Das junge Fraulein tat zudem ein bißchen ablehnend, Gefahr witternd.

Der Bartl kam. Noch ehe er im Saal war, hatte er sie gesehen. — Eine Welle Blut staute sich einen Augenblick in seinem Herzen.

Er betrat das Salettl, von den Burschen mit lautem Hallo begrüßt. Man reichte ihm den Humpen zum Bescheid und machte ihm Platz. „Ja, der Bartl! Kimmt er aa a'mal, der alt' Bazi! — Jetzt werd's recht! Ja, do verreck!"

Digitized by Google

Rast. Gemälde von Carl Alexander Brendel

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

schrie der Schlosserluk, „do möchst ja glei' in Huat 'nei steig'n!" —

Der Bartl lupfte den Hut zum Gruß. Er hatte die Berlinerin am Tisch gegenüber „gesehen". — Sie lachte ihn freundlich an und nickte ihm zu. — Der Bartl holte sich eine Halbe Bier und da führte der Weg zur Schenke an ihr vorbei. — Sie hielt ihn an, gab ihm die Hand und sah zu ihm auf.

„Donnerwetter, Bartl, heute haben Sie sich aber fein gemacht! — Glänzend steht Ihnen die Tracht! Sie müssen das immer tragen!"

Der Bartl stand vor ihr wie ein gelobter Schulbub. „Tuat's scho'," sagte er mit leichter Abweisung der Komplimente.

Seine Blicke gingen um ihre feste, fast üppige Gestalt. „Platteln S i e auch, Bartl?" fragte Hanna Westhoff.

„I' bin a'mal Vorplattler g'wen," sagte er. „Jetzt bin i' z' alt zu solchane Tanz."

„Wieso denn — zu alt?!"

Sie mußte lachen, wie er sagte: „z' alt". Er konnte höchstens in der Zwanzigermitte sein. „Ach, platteln Sie doch mal mit, Bartl ja?! Sie sind mein einziger Freund und Bekannter hier. — Ich möchte Sie da zu gerne sehen."

„I' mag net gern," sagte er, „dös is' was für de junga, greana Bursch'n!"

„Aber mir zuliebe ..." bat Hanna Westhoff, und ihre Augen sahen ihm von unten auf ins Gesicht.

„Wern ma' scho sehng," sagte der Bartl. Er ging mit seinem Bier wieder an den Burschentisch.

Beim nächsten Plattler führte der Bartl. — Und er schmiß die Füße fast bis an die Decke, und alles an ihm jauchzte, und unter ihm dröhnte der Boden. S o hatte er noch nie geplattelt.

Die andern Burschen wurden von seiner wilden Hitze mitgerissen, warfen Joppen und Hüte im Takt der Musik auf einen Haufen zusammen und in einem getanzten Schein-Rausen, im „Haberer", ging das Platteln aus. — Das war nicht mehr Tanz, das war befreite Urkraft, die aller Fesseln ledig nur mehr durch den Takt der Ziehharmonika gehalten, wildes Blut, drängende Kraft austoben ließ. —

Hannas Augen folgten dem Bartl. Etwas in ihnen glomm, und ihre vollen roten Lippen gaben einen kleinen Schimmer ihrer blanken Zähne frei. Ihre Nüstern gingen auf und nieder. Die Burschen plattelten ohne Dirndln.

Der Pfarrer litt die Dirndl an den Wochentagen nicht dabei.

Aber als der „Haberer" in einem rassigen, festen Plattler sein Ende fand, da ging die Ziehharmonika in einen schnellen, draherischen Landler über. Jeder der Burschen holte sich aus Sommerfrischlerinnen heraus ein Mädel zum Tanz.

Auch einige der jüngeren Herrn unter den Gästen taten mit.

Der Bartl holte sich Hanna Westhoff. Er sagte kein Wort — keine Aufforderung. Schon im Hinschreiten streckte er die Hand nach ihr, als wenn kein Widerspruch und kein Verweigern sein könnte, fast herrisch — zwingend war die Gebärde.

Und Hanna Westhoff ließ sich gern und willig in die Arme nehmen.

Der rechte Arm Bartls lag fest, eisern um ihren Leib und mit der Linken hielt er ihre kleine Hand an seiner Brust.

Sie tanzten Körper an Körper. Hanna Westhoff, eine gute Tänzerin, flog in dem schnellen Rhythmus des Landlers — kaum daß ihre Füße folgen konnten. Sie war mehr über als am Boden, aber der Bartl führte trotzallem sicher und fest durch die schnell kreisenden Paare.

Er sah über sie weg — starr an die Wand.

Dann, als er ihre Augen auf seinem Gesicht ruhen fühlte, senkte er langsam, fast widerstrebend die seinen. Und ein paar Takte lang ruhten die Augenpaare von Mann und Weib heiß und begehrend ineinander.

Er drückte ihr, als sie nach dem Tanz auseinandergingen, die Hand, daß über ihr Gesicht ein schmerzliches Zucken ging.

Hanna Westhoff blieb noch eine kleine Weile. Dann ging sie.

Der Bartl tanzte noch einige Male mit den Notarsmädeln, die sich nicht genug wundern konnten, wie lebendig der stille Bartl heute war. — Es litt ihn aber nicht lange mehr im Wirtshaus.

Als in einer Tanzpause sich Burschen und Gäste im Wirtsgarten verloren und die heißen Köpfe kühlten, einige ältere Leute aufbrachen und niemand auf den andern acht hatte, zahlte der Bartl seine Zeche und verschwand.

Er fand Hanna an der Bank am See. Um diese Stunde war der Strand wohl wenig besucht, doch kamen vom Wirtsgarten her hin und wieder Pärchen und Gruppen herunter. — Hanna sah ihn kommen. Sie lud ihn freundlich ein, noch ein wenig mit ihr zu plaudern. Nach einer kleinen Weile brachen sie auf.

Bartl und Hanna gingen den Seeweg entlang. Der lag einsam. Die Frau war jetzt zu Bartl von einer herzlichen, fast mütterlichen Freundlichkeit, in der nichts von der Leidenschaft des Tanzplatzes war.

„Erzählen Sie mir von Ihnen. Wie sind Sie denn Schnitzer geworden? Sie müssen mir morgen Ihre Arbeiten zeigen."

Digitized by Google

Der Bartl ging einsilbig nebenher. Da nahm die Frau seine Hand. „Geh, Bartl! Erzählen Sie!“

Der Bartl hatte nicht viel zu berichten. Er sei aus dem Zimmermannshäusl. Bauernsach' wär keines da bei ihnen, nur zwei Kühe und ein paar Tagwerk Wiesengrund und Holz.

„I' hätt auf Geistli' studier'n soll'n und war a etli' Jahr zur Studi z' Rosenheim drin. — Aber i' hab net mög'n!“ — Und dann wär' er ins Handwerk des Vaters gekommen und sollt' Zimmermann werden. Aber der Lehrer hat keine Ruh geb'n, bis sie ihn auf die Schnitzelschul' nach Mittenwald geschickt hätten.

„G'schnitzt han i' allweil gern, scho' als a' Kloaner.“

Und so sei er halt Bildschnitzer geworden.

Hanna wollte wissen, wer seine Arbeiten kaufte, wie er verdiente.

„Dössell geht ganz guat. Alle vier Wocha kimmt der Verleger vo' Bertlsgaden und b'stellt, was er braucht, und zahlt aus.“ Im Winter müßte er mehr Heilige und Kruzifixus schnitzen, in der Fremdenzeit allerhand Hirsch und Gams und Bilderrahmen.

Einmal wär' ein Professor dagewesen. Der hätt' ihn auf München an die Kunstschul' bringen wollen. —

„Es is 'net ganga'. Da Vater is all'weil maladi. Er hat's auf' n Herz. — Und a' Mannsbild muaß na' doch da sei' beim Zeugl ...“

Die beiden gingen eine Weile schweigend nebeneinander.

„Sie hätten doch auf die Kunstschule sollen, Bartl. Ich bin so neugierig auf Ihre Arbeiten.“

Der Bartl begriff das nicht recht.

Solches Zeug, wie er schnitzt, sähe man überall, da sei nichts Besonderes.

Dann war der Redefaden wieder zu Ende. Sie kamen durch das kleine Weberhölzl. Der Pfad war schmal. Sie mußten eng aneinander gehen. Der Bartl wollte voraus. Hanna litt es nicht. Er solle nur neben ihr bleiben. Es redet sich besser. — Sie spürte seinen heißen Atem.

Er sprach kein Wort.

Sie schmiegte sich leicht an ihn.

„Wer ist denn dein Schatz, Bartl? Ist sie hübsch?“

Der Bartl sagte rauh: „I' hob' koane!“

„Aber Bartl! Lüg' doch nicht!“

„I' hob' koane,“ sagte er hartnäckig.

„Bartl, ein Bursch wie du!“

„Es hat si' halt it auftroffa! — Und i' laaf eahna it noch! — Und i' ko it a' so toa' damit, wia 's dö Weiberleut mög'n.“ —

Sie waren aus dem Hölzl heraus auf die Straße gelangt, die ins Dorf abbog.

Vor den ersten Häusern gingen sie auseinander. Hanna gab dem Bartl die Hand. Sie ließ ihre Finger in seinen, und er spürte glücklich den weichen, fremden Druck.

„Und morgen seh' ich mir die Werkstatt an. So um zehn herum. Gute Nacht.“ — Und leichtfüßig lief sie in die Dunkelheit.

⁂ ⁂ ⁂

Hanna Westhoff hielt ein Madonnenfigürchen gegen das Licht. Die Schnitzerei gefiel ihr.

Wohl war sie in ihrem Urteil und Verständnis für künstlerische Arbeit nicht sicher, indes ein instinktives Werten, ein gewisser geübter Geschmack war in ihr. Ihr Mann, der reiche und aus alter Kulturfamilie stammende Industrielle Westhoff, hatte in den kurzen Jahren ihrer Ehe viel an ihr gebildet, und der Umkreis des Hauses, in dem sie damals lebte, war voll einer alten, schönen, wertvollen Kunst.

Hanna betrachtete Bartls Bildwerke mit einer liebevollen Gründlichkeit.

Wohl sah sie darin eine gewisse handwerkliche Schablone, aber in jedem Stück spürte man doch eine, manchmal kindlich unbeholfen aber immer ursprünglich wirkende Eigenwilligkeit an einer Form, einer Linie, die den Arbeiten etwas Persönliches, über das Reiseandenken Hinausreichendes gab. Sie freute sich daran.

Bartl stand neben ihr und wurde über ihrer Anerkennung verlegen und doch erfreut.

„Sie sind ein Künstler, Bartl,“ sagte Hanna. „Sie sollten doch noch auf die Akademie. Es ist jammerschade um Ihr Talent, wenn das hier im Handwerk verschustert wird.“

Der Bartl konnte nichts darauf sagen. Er schüttelte stumm den Kopf.

Sie setzten sich an den blanken, runden Tisch im Herrgottswinkel und die Gadnerin brachte dem Gast ein Haferl Milch, legte einen Laib Brot dazu, und in einem glasierten, geblumten Teller lag ein Stück Butter.

Hanna Westhoff ließ es sich schmecken. Die Gadnerin saß dabei und unterhielt sich mit der Fremden.

Die schien ein umgängliches Frauenzimmer zu sein. Der ging der Schnabel beim Dischkrieren, und wenn sie nicht so ein preußisches Maulwerk gehabt hätt', hätte man sich besser verstanden.

„Da sind Sie doch ordentlich stolz auf Ihren Bartl, was?“

Die Gadnerin sah ihren Buben erstaunt an. „No ja, — i' ko' net klag'n über eahm. Wenn

Digitized by Google

er net gar a' so granti' und zwider waar und so unguat a' diamal, waar's scho' recht."

Der Bartl mußte bei Rede und Gegenrede der beiden Frauen manchmal den Vermittler und Dolmetscher machen bei einem „Han?" auf der einen, bei einem „Wie sagen Sie?" auf der andern Seite.

Ihm paßte der Diskurs nicht.

Er machte sich an der Schnitzbank zu schaffen. Er mochte da vor der Mutter nicht mit Hanna an einem Tisch sitzen und über sich schwatzen hören.

Hannas Augen aber gingen unablässig zu ihm hinüber. — „So kommen Sie doch, Bartl," ermunterte sie ihn, „ein bißchen muß ich schon was haben von Ihnen, wenn ich auf Besuch bin. Mir schmeckt's gleich besser, wenn Sie auch mitessen. Kommen Sie. Ich streiche Ihnen ein Butterbrot."

„A' grob's Brot ham' ma' halt," sagte die Gadnerin. „Ös Stadtleut seid's dengerscht was Feiners g'wöhnt."

Hanna schlug ihre festen, blanken Zähne in eine Schnitte. „Oh, Schwarzbrot!" sagte sie: „Herrlich schmeckt das! Wunderschön!"

„Aber für all'weil zum Essen waar's halt do' z' grob für a' Leut als wia Sie san," meinte die Gadnerin.

Hanna sah auf den Bartl. — Für immer — „für all-weil?" Sie ahmte belustigt das Dialektwort nach — „Nein, Gadnerin, da haben Sie recht: Für all-weil wär' Schwarzbrot nichts für mich. — Aber zwischen hinein schmeckt es ganz famos."

Hanna verabschiedete sich. Sie lud den Bartl ein, abends zum See hinunter zu kommen. Jetzt wollte sie ihn nicht länger von der Arbeit abhalten.

„Des is' a'mal a' g'moan's Leut *)," sagte die Gadnerin, als die Fremde draußen war. Der Bartl brummelte was für sich hin.

⁂ ⁂ ⁂

Der Bartl brachte Hanna am Abend das Lindenholz-Madonnenfigürchen mit, das ihr so gut gefallen hatte. Er schenkte es ihr. Hanna Westhoff freute sich darüber. Sie plauderten eine kleine Weile auf der Bank am See. Dann gingen sie wieder den Weg vom vorigen Tag dem Weberhölzl zu. Der Bartl war einsilbig, eine Unruhe war in ihm, die den Burschen verwirrte. Seine Augen brannten und flackerten um Hanna. Und auch über die Frau kam es wie Befangenheit. — Wenn er von mal zu mal mit seiner tiefen, etwas harten Stimme zu ihr redete, dann war es ihr als wie Liebkosung, und an der verhaltenen Erregung des Burschen glimmte auch ihre Leidenschaft.

*) Ein gemeines Leut — ein leutseliger Mensch, der sich mit andern „gemein" macht.

Die anbrechende Nacht war von der milden Wärme des Sommertags ganz erfüllt, und aus Busch und Wald und Garten und Feld strömte unablässig der Duft und die schwere Süße des reifenden Sommers.

Der Bartl legte seinen Arm um Hannas Leib. Sie ließ ihn gewähren. Sie nahm seine harte Hand und legte sie an ihre weiche, feine Wange, liebkosend. Der Bartl riß ihren Kopf an sich und suchte ungestüm und wild den Mund der Frau. Hanna wich ihm aus. — Einige Augenblicke lang war es in ihr wie Ärger und Zorn, daß sie einer verliebten Laune, verliebten Sinnen soweit nachgegeben hatte. Sie wehrte sich ein kurzes, da aber spürte sie den heißen Mund des Mannes auf ihren Lippen und sie widerstand nicht länger. Sie fühlte einen frischen, heißen Menschen aus Bartls Liebkosung heraus, und da war nach langer Zeit eine neue, starke, noch reine Leidenschaft, die um sie warb. Sie ließ ihm ihren Mund und ihre Hände gruben sich in sein Haar.

Dann aber löste sie sich mit leiser Gewalt von ihm. — Genug! — Sie machte sich los von ihm. — Und noch eh sie aus dem Holz kamen, schob sie Bartls Arm sanft von ihrer Hüfte weg. — Beim Auseinandergehen aber — schon als sie sich die Hände gegeben hatten — schlang sie doch die Arme um den Hals des Burschen und küßte ihn. Irgendwo klirrte ein Fenster. Die beiden gingen voneinander in die Nacht.

Den Bartl trieb es noch lange über die Fluren. Das Glück wollte ihm schier die Brust sprengen. Am See schrie er einen wilden Juhschrei in die Nacht hinein.

Hanna lachte in ihrem Zimmer leise vor sich hin. — Sie war dem Burschen gut. Und sie hatte keine Reue über den nächtlichen Weg. — Das war nach langer Zeit etwas ganz anderes, als was sonst um sie begehrte, liebte, warb. — Sie freute sich neugierig wie ein Kind auf die kommenden Tage, und als vom See her der gellende Juhschrei herüberschwang, da hob sich ihre Brust einige Atemzüge schneller, und sie lag etwas länger wach als sonst ...

Am Tag Peter und Paul brannte die Sonne heiß wie noch nie im Jahr, und kein Luftzug bewegte die weißblauen Fahnen, die über Tannenkränze und Girlanden an den Häusern niederhingen. Es war heute der Fischertag, und von allen Orten um den See herum zu Schiff und weit vom Land herein waren zu Fuß, mit der Bahn, auf leichten Gäuwagerln und Schef'n die Leute nach Steghofen gekommen. Als eine hohe, blaue Glocke hing der Himmel über dem Dorf, und der See blitzte grünsilbern auf. Die weißen Haus-

Digitized by Google

mauern standen grell im Sonnenlicht. Beim Wirt unten hämmerten der alte Gadner und der Bartl noch an dem Plattlerpodium im Garten.

Schneidige Märsche schmetterten an Eck und Enden anrückenden Festgästen voraus und Juhschrei um Juhschrei stieg auf. Ein farbiges Gewimmel war nach dem Hochamt auf den Dorfstraßen und in den Wirtsgärten. Unter Bauern, Holzknechten, Jägern und Fischern bewegten sich an den Marktbuden vorbei die Sommerfrischler. Fröhliche Rede und Gegenrede, laute Begrüßung, derber Scherz und Anruf ging hin und her. Die Burschen kauften ihrem Schatz ein lebzeltenes Herz, ein seidenes Tuch, die kleinen Buben traktierten ihre neue Mundharmonika und die Dirndln schleckten an zuckernen Rosenkränzen. Die Frauen trugen schöne, schwere Trachten und von den grünen Hüten der Männer prahlten die schönsten Gamsbärte und Adlerflaumen.

Den ganzen Tag über war ein fröhliches Fest mit viel Tafeln und Trinken, Musik, Umzug und Preisplatteln, und gegen Abend war's über dem Dorf wie ein einziger, sommerheißer Rausch.

Der Bartl hatte Hanna ein großes, rotes Herz geschenkt. Das hing ihr — wie den Bauernmädeln — an einem blauen Band zur Brust nieder.

Die Nacht brach ein.

In dem großen niederen Tanzsaal beim Untern Wirt dröhnten die Wände im wuchtigen Rhythmus der Tanzmusik, und Körper an Körper, Paar an Paar, Einheimische und Fremde, alles war ein wogendes, drehendes, farbiges Gewühl von Menschen, das sich in dem wilden, schnellen Landler drehte, wie ihn die Burschen haben wollen. Zur Tür herein drängten immer neue Menschen in den heißen, dunstigen, staubdicken Saal, auf der engen Treppe polterten die genagelten Schuhe, und unten im dunkelnden Wirtsgarten verloren sich die Paare.

Bartl und Hanna ließen nicht voneinander. Sie tanzten jeden Tanz, und die Frau lag in dem festen führenden Arm des Burschen, und ihr war wohl und ganz wunschlos zumut.

In der kurzen Zeit war ihr der Bartl lieb geworden, und sie hatte ihre Freude an dem gesunden, geraden, kindlichen Menschen, der in diesem Mannsbild steckte, der wie aus einer andern Welt in die ihre gekommen war.

Die Hanna wie den Bartl ließ es kalt, was in den Wirtskucheln und Magdkammern, am Burschentisch im Wirthaus und unter den Bauernmädeln über sie geredet wurde. Man redete wohl — aber man zerriß sich über den Bartl das Maul nicht so, wie bei einem andern Burschen; denn er galt den Steghofern, seit er von der Bauernarbeit weg und auf Schulen gewesen war, als einer, der nicht mehr mit ihren Maßstäben gemessen wurde.

Als in einer Tanzpause die beiden beisammen saßen und rasteten, kam der Waser Maschtei auf sie zu. Eben setzte die Musik wieder ein. Der Maschtei hatte schon einen Rausch und mühte sich, fest und gerade zu gehen. Vor Hanna blieb er stehen, lupfte seinen Hut und sagte nicht mehr recht sicher: „Wia waar's nachher mit uns zwoa?! Tanz ma'r oan?!"

Hanna schüttelte lächelnd den Kopf und drängte sich an Bartl hin. — Ihr graute vor dem Betrunkenen. Sonst hätte sie nicht nein gesagt. — „Net?!" schrie der Maschtei heiser und zornig. „Mit mir mogst net tanz'n? — Alleweil grad mit dein' Kerl! Mit dein' Kerl da!"

Da hing auch schon der Bartl an ihm und schlug ihm die Faust ins Gesicht. Der Bartl war nüchtern. Und wilder Zorn verdoppelte ihm die Kraft, und er packte den andern an Brust und Gurgel und warf ihn auf den Boden, daß die Bretter krachten.

Das war den andern nicht viel Neues. Denn das geschah auf jedem Tanzplatz, daß zwei raufen mußten.

Der Maschtei war nirgends beliebt. Er war bekannt als Händelsucher, als roher, gewalttätiger Bursch, und darum rührte niemand einen Finger für ihn, als ihn der Hausknecht und der Metzger zur Tür hinauswarfen.

Der Tanz ging weiter.

Hanna war bleich, als der Bartl wieder zu ihr kam. Sie drängte zum Aufbruch.

Auch der Bartl hatte die Lust am Tanzplatz verloren. Sie schoben sich durch die tanzenden Paare und durch das Gewühl ins Freie hinaus. Hanna hing sich schwer in seinen Arm, als sie in der Dunkelheit waren.

Sie spürte in dem Mann noch die Erregung nachzittern. — Sie gingen durch die schwüle Nacht, und beide sprachen kein Wort.

Bartls Arm lag um ihre Schultern.

Jäh bot sie ihm ihren Mund.

Wild küßte sie der Bartl, so wild wie nie vorher, und dann hob er sie auf seine Arme und trug sie wie ein Kind ein Stück Weges. Im Hollergartl hinter dem alten Bachweberhaus betteten sie sich in das warme, würzige Heu. Von ganz fern klang Musik und Fest aus der Nacht herüber. Um sie aber sang und sirrte die schwüle Stille der Hochsommernacht, und Hanna schloß die Augen, als die seinen über ihr brannten.

Digitized by Google

In den frühen Morgenstunden war ein Gewitter niedergegangen, und der Himmel war nach und nach regenschwer und grau geworden. Ein feiner, anhaltender Sprühregen legte einen Schleier über Land und See, und im kühlen Westwind schauerten und tropften die Bäume. Müde, abgerissen, verdrossen hingen Kränze und Girlanden an den Häusern herab.

Als Hanna wach wurde, sah sie mit Unlust in den trüben Vormittag.

Sie war unzufrieden, ärgerlich mit sich. Eine leise bohrende Unruhe und Unbehaglichkeit wollte nicht von ihr weichen. Sie hätte diese Nacht gern ausgelöscht.

Das hätte nicht kommen sollen!

Sie mußte in dieser kurzen Sommerepisode die Meisterin bleiben. Sie war vor dem Bartl klein geworden. — Wie eines jener Bauernmädchen. Das hatte sie nicht gewollt. Der Bartl war im letzten doch wie die andern — um nichts besser, wertvoller — nein: abstoßend und fremd — andere Welt, die sie nicht wollte, nach der von ihr kein Faden ging — daran war nichts zu ändern: sie bereute die schwache Stunde. Sie war ganz ernüchtert.

Nach dem Bad, als Hanna vor dem Spiegel ihr Haar steckte, war sie gelassener. Ihrer Natur lagen Grübeleien nicht — sie lebte dem Augenblick. Das war nun vorbei. — Und schließlich, warum darüber viel denken.

Sie wollte gleich morgen, wenn sich das Wetter aufhellte, über eine Woche in die Berchtesgadener Berge.

Und dann kamen ihre Berliner Freunde an. Allzulang wollte sie nicht mehr bleiben.

Am Nachmittag ließ der Regen nach, und eine späte Sonne legte noch gegen Abend Licht und Glanz über den See.

Als Hanna den Seeweg vor ihrem Haus wegging, kam ihr auf halbem Weg der Bartl entgegen. Er hatte auf sie gewartet. Schon seit mehr als zwei Stunden war er herumgestrichen.

Hanna gab ihm freundlich die Hand. Bartls Augen flackerten. Er redete nicht. Er ging nebenher. Jäh riß er Hanna an sich und zwang ihr Gesicht an seines.

Sie wehrte sich. — Sie stieß ihn zurück. „Nicht, Bartl!“ Das klang zornig, und in ihren Augen lag nichts als Abwehr.

Der Bartl ließ sie. — Dann aber — trotzig und eigensinnig wie ein Kind — nahm er sie wieder in seinen Arm. „Du g'hörst mir!“

Hanna machte sich frei. — „Bartl, tu das nicht mehr! — Ich will nicht! Ich will das nicht!“ Ein Klang in ihrer Stimme ließ ihn stutzen.

Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Nach einer Weile nahm er Hannas Hand. Er fragte heiser: „Derf i' auf d' Nacht kemma?“

Hanna blieb stehen. Sie versuchte es mit guten Worten: „Sei gescheit, Bartl. — Das kann ja nicht sein. Wir wollen doch gut Freund miteinander bleiben. Bartl, so geht das nicht.“ — Sie mußte an sich halten, um so zu reden. — Angst und Widerwillen gegen die Art des Burschen kam über sie.

Der Bartl rannte ohne Gruß von ihr weg.

Sie sah ihn von weitem, als sie am Dampfersteg mit einem Sommergast im Gespräch stand. Das war ein junger Regierungsbeamter aus München, mit dem sie im Bad unten öfter geplaudert hatte.

Der Bartl ließ die beiden nicht aus dem Auge. Er folgte Hanna von weitem, als sie sich von dem Fremden verabschiedet hatte.

Hanna wurde es unbehaglich. — Alles schien, als wollte sie der Bartl unfrei machen, mit Liebe und Eifersucht lästig sein. — Nein, das hatte Hanna nicht gewollt.

In der Nacht wachte sie an einem Geräusch an ihrem Fenster auf. Sie hörte draußen ein leises Pochen an der Scheibe und ihren Namen flüstern. Schlaftrunken und halblaut gab Hanna an: „Wie — was ist denn ...“ Sie wurde ganz wach.

Das war Bartls Stimme draußen, der sie flüsternd rief.

Hanna wurde ängstlich und unruhig.

Sie hielt sich ganz still.

Sie hörte ihren Herzschlag im Ohr.

Wohl zehn Minuten geisterte der Bartl vor ihrem Fenster.

Hanna war so zornig über ihn, daß sie weinte.

Am andern Morgen schon ging sie mit leichtem Gepäck zum Frühschiff. Sie wollte eine Woche fernbleiben. Vielleicht wäre es gescheiter, gleich ganz wegzureisen. Aber das ließ Hannas Trotz nicht zu.

Zudem wollten ihre Freunde, Doktor Baum und Frau, der Maler Kielhaff und seine Tochter eintreffen, und sie konnte nun nicht ihren und ihrer Freunde Sommerplan umstoßen. — Und dann mußte der Bursche nach einiger Zeit doch vernünftig werden.

Als sie auf dem Verdeck des Dampfers stand, war sie ganz ruhig geworden. Sie nahm das alles wohl zu schwer.

Hanna sah nochmal zum Ufer zurück. Unter den wenigen Zurückgebliebenen stand der Bartl. Sie drehte sich um und sah angelegentlich nach der Insel. —

Der Bartl ging im Fieber durch die Tage. Sein ganzes Sein war nun von dieser Frau erfüllt, und jeder Blutstropfen in ihm und jeder Gedanke begehrte nach ihr. Er saß an seiner Werkbank und wie von selbst, unab-

Digitized by Google

hängig vom Kopf, taten seine Hände die gewohnte Arbeit.

„Was hat er denn grad, was hat er grad?“ jammerte die Gadnerin, denn ihr blieb das seltsam gedrückte Wesen ihres Buben nicht verborgen. Er aß kaum einen Löffel voll, dann rannte er wieder nachmittagelang ziellos und sinnlos umher, trank in den Nachbarorten und kam — was früher nie geschehen — mit schwerem Rausch heim. Er fragte das kleine Knechtlein vom Egedinger nach Hannas Verbleib.

Dort erfuhr er, daß sie nach etlichen Tagen wiederkommen wollte.

Eine neue Hoffnung wachte in ihm auf. Wenn er Hanna nur erst wiedersah! Nun lief er zu jedem Dampfer und hielt Ausschau.

Quälendes Begehren, ein banges Gefühl, die Frau verloren zu haben, lastete auf dem Bartl. — Er hatte das beim letzten Zusammensein gespürt. — Und quälender noch war ihm das ungelöste Warum? — Er wußte nichts darauf. Er hatte um sich nur dieses hilflose, ohnmächtige Warum? Allmählich ließ er die Arbeit liegen und vergrub sich am hellichten Tag in seine Kammer, um zu verschlafen.

Indes der erste Gedanke beim Wachwerden war die Frau. Und nicht nur das Weib an ihr machte sein Blut schwer, seine Erinnerung voll Heimweh und Sehnsucht — auch das, daß Hanna als erster Mensch eine andere Welt um ihn gebracht, so herzlich Anteil an ihm und seinem Schaffen genommen, den scheuen, verschlossenen Menschen in ihm ermutigt und geweckt hatte, konnte er nicht vergessen.

Sie mußte wiederkommen.

Und sie mußten wieder wie früher beisammen sein.

Am leidvollsten wurden dem Bartl die schönen, schweren Sommerabende, die voll des Gedankens an sie waren ...

Wenn sie erst wieder da war, sollte alles gut werden.

Was mit ihr irgendwie in Zusammenhang stand, sah Bartl mit den Augen brennender Erinnerung an: den See, die Bank am Ufer, den Steg, das Egedinger-Haus, seine Schnitzwerkstatt, den Tisch, an dem sie manches Mal in fröhlichem Geplauder mit ihm gesessen, den Tanzboden beim Wirt — das Hollergartl ...

⁂ ⁂ ⁂

Hanna war mit ihren Freunden im Kraftwagen gekommen.

Der Bartl sah sie am andern Morgen ganz plötzlich und unvermutet, eben als er einen Karren Mist aus dem kleinen Stall schaffte, am Haus vorüberkommen. Er war von der Stallarbeit schmutzig und sah in seiner Stallhose und in dem verbrauchten Hemd nicht gerade einladend aus.

Um Hanna schnatterten mehrere fremde Leute herum, Männer und Frauenzimmer, die der Bartl noch nicht gesehen hatte. Jäh begegneten sich beider Augen.

Der Bartl ließ den Karren fallen und wandte sich ihr zu. Er spürte das Blut in Hals und Schläfen pochen.

Eben wollte er über das kleine Angerl, das die Straße vom Haus trennte, um zu ihr zu kommen.

Da nickte Hanna — und sie war um einen Schatten bleicher geworden — einen kühlen, freundlichen Gruß zu ihm hinüber, und der Bartl mußte merken, wie sie eilends mit ihrer Gesellschaft weiter drängte, ihr Gesicht von ihm wandte und auf ein Mannsbild einredete.

In wenigen Augenblicken war der Abstand so groß, daß der Bartl hätte nachlaufen müssen.

Aber er stand. Stand wie ein Pfahl und sah brennenden Gesichts Hanna nach. Sie schämte sich seiner.

Er sah an seinem dreckigen Stallgewand herab und stieß voll Wut den Karren beiseite. Er war ihr in der feinen Gesellschaft zu dreckig, stank nach Mist und war überhaupt nur ein Bauernkerl. So war's.

Eine kleine Weile stieg in ihm verletzter Stolz auf und überwucherte alles andere. Nachbrüllen wollte er es dem Weibsbild, daß *sie* ihm nachgelaufen sei ... daß sie ihn gewollt hat ...

Siedeheiß wallte die Wut über die Kränkung in ihm auf.

Seine Hände ballten sich zu Fäusten. — Aber nach kurzer Weile wurde der Schmerz und das sehnende Begehren Herr über Zorn und Stolz und wie ein aufs Haupt Geschlagener, ein verwundetes Tier schleppte sich der Bartl in die Stube und ließ sich schwer auf die Ofenbank fallen. Es stieß ihn.

Seit seinen Kindertagen war es ihm nicht mehr ums Weinen gewesen.

Jetzt mußte er mit der rauhen Hand über Gesicht und Augen wischen.

Sie wollte ihn nicht mehr.

Es war vorbei.

⁂ ⁂ ⁂

„Sagen Sie mal, Frau Hanna, als wir da vorne die Straße lang gingen, da schien es mir, als wollte der Bauernkerl, der da Dünger fuhr, Sie sehr spontan begrüßen. Sind die Leute alle hier so herzlich?“ fragte der Maler Kielhaff.

Hanna brach von einem überhängenden Strauch eine Frauenherzl und war entzückt von der zierlichen Anmut der Blüte. Sie

Digitized by Google

wußte sich einige Augenblicke nicht an das zu erinnern, was der Maler wollte. Dann aber sagte sie lächelnd: „Ach so! Der Bursche vorhin! Ja, das ist nun eine etwas peinliche Sache. Er ist nämlich ein glühender Verehrer von mir und verfolgt mich auf Schritt und Tritt. Ich weiß nicht, wie ich mich seiner erwehren soll. — Er liebt mich nämlich, Doktor Olfers!“ Und Hanna sah den jungen eleganten Mann, der dicht hinter ihr ging, über die Schulter an und ihre Augen glänzten in betont schauspielerischer Schwärmerei zu Olfers. — Aber irgendein echtes Glimmen darin ließ den Mann ihre schlanken, braunen Arme nehmen und zärtlich, flüchtig-huldigend küssen. „Wer sollte sich nicht in Sie verlieben, Gnädigste? Wer sollte Sie nicht verehren, gnädige, schöne Frau Hanna? Und was dem Bauernburschen recht ist, das muß doch auch dem Dichter billig sein“...

Seine Augen gingen in die ihren.

„Frechdachs!“ Sie schlug ihn leicht auf die Hand und lachte.

Der Maler Kielhoff sagte bissig wie immer: „Na wissen Sie, Olfers, wenn Sie im Stallgewand Ihren Pegasusstall ausmisten, sehen Sie nicht gerade zum Verlieben aus. — Überhaupt Dichter!“ — Kielhaff verzog das Gesicht, als bisse er in einen Holzapfel.

„Gnädigste, halten Sie sich lieber noch an Bauernburschen. Dichter gehören nicht in die Kunst, sondern in die Psychiatrie.“

Olfers hatte, als er die Hand sinken ließ, mit leisen, zärtlichen Fingern Hannas Hand berührt, und er spürte kein Widerstreben.

Wie wäre es auch möglich gewesen!

Er war der Fraueneroberer, er war Olfers — der Dichter Olfers.

Jung und mit müdem, etwas dekadentem Rassegesicht, dessen geistigen Ausdruck er sorgfältig pflegte, er war elegant, voll Kultur und von einer Gescheitheit und Bildung, von der er ausgiebig Gebrauch machte. Wenn er nur das Wetter konstatierte, dann hörte es sich schon wie ein Aphorismus an. Die Frauen liebten seine weiche, dunkelgetönte, streichelnde Stimme, und er konnte sich schmeicheln, schönen und geistvollen Frauen als Dichter und Mensch sehr wertvoll zu sein.

Er war mit Doktor Baum gekommen, und man hatte sich in Berchtesgaden kennen gelernt, wo Hanna sich mit Baums und Kielhaffs getroffen.

Hanna hatte große Anteilnahme für ihn. Er war ein ebenso fesselnder wie scharmanter Mann.

Die kleine Gesellschaft setzte sich im Glassalettl beim Untern Wirt zum zweiten Frühstück.

Kielhaff neckte Hanna mit dem Bauernburschen. — „Lieben Sie ihn sehr, Hanna?“ fragte er.

Hanna lehnte sich im Stuhl zurück. Sie sah Kielhaff herausfordernd an. — „Doch, lieber Kielhaff, ich habe den Burschen ganz gern gehabt. Ich habe, als ich ankam und mich die Langeweile plagte, sogar ein bißchen geflirtet mit ihm. Er ist ein sehr netter, anständiger Kerl, künstlerisch veranlagt. Sehen Sie sich einmal seine Schnitzereien an. — Natürlich ohne Maßstab! Aber ich hätte nicht flirten sollen, ihn nicht verliebt machen dürfen. Jetzt ist der Ärmste Feuer und Flamme. Und ich kann ihm nicht helfen. Er wird mir, wie gesagt, ein bißchen peinlich.“

„Trug er immer die elegante Toilette, wie heute morgen?“ fragte Olfers. „Dann bewundere ich Ihre selbstlose, aufopfernde Güte, meine Gnädigste! Sagen Sie, Kielhaff, wo bekommt man hier ein recht — na — duftendes Stallgewand. Ich will und muß Frau Hanna gefallen!“ —

Spät nachts, als man vom Lampion-Bootkorso heimging, durfte Olfers die schöne Frau Hanna küssen. Sie hatte eine Wette an ihn verspielt: wessen Lampionlicht am ersten ausging, der hatte verloren. Einsatz: für Olfers das Versprechen, einen halben Tag Stallgewand zu tragen, für Hanna ein Kuß.

Olfers löschte Hannas Lampion mit einer schnellen Wendung aus.

Er hatte gewonnen.

⊠ ⊠ ⊠

Den Tag darauf begegnete der Bartl den beiden. Hanna konnte nicht mehr ausweichen. Ihr Arm schloß sich fester, erschreckt, als ob sie Schutz suchte, in dem Arm Olfers'. Bartl trug seit der ersten Begegnung nur mehr die Tracht. — Vielleicht war sein dreckiges Stallgewand schuld gewesen ...

Als er die beiden kommen sah, schoß ihm eine Welle Blut ins Gesicht.

Er zog den Hut und grüßte.

Er blieb am Weg stehen, so daß Olfers und Hanna hart an ihm vorbeimußten.

In ihm würgte die Rede.

Aber der Fremde machte ihn stumm.

Er sah an Olfers vorbei, und seine Augen suchten gierig Hanna.

Ihr Gesicht blieb kühl.

Sie sagte gelassen: „Grüß Gott, Bartl.“

Und dann war das Paar an ihm vorbei. Einen anderen hatte sie!

Darum also!

Der andere war dem Bartl gleichgültig. Er hatte ihn kaum angesehen.

Ein maßloser Grimm und Schmerz um das Weib war in ihm. — Ein Gefühl grenzenloser Erniedrigung. Er war Dreck für sie.

Stein — Mist, den man nicht sieht. Weg-

Digitized by Google

geworfen war er, wie man ein Stück wertloses Papier zusammenknäuelt und fortschmeißt. Keine Ansprache mehr wert.

Der Bartl ging schweren Schritts weiter.

Noch einmal sah er nach Hanna.

Er sah sie eng an den andern geschmiegt. Und hörte aus der Ferne ein Stück ihres hellen Lachens.

Der Hofoldinger rief ihn über den Zaun her an. Der Bartl hörte nicht.

„Ha," sagte der Hofoldinger zu seiner Alten, „wia's den Bartl uma'nandtreibt. Wia wann eahm d' Henna as Brot weg-g'fressen hätt'n!" —

„Der Kerl sah ja ordentlich zum Fürchten aus," sagte Olfers, und er wischte sich mit einem Seidentüchlein die Stirn.

Hanna sah etwas verdrossen aus. „Der Mensch vertreibt mich noch von dem schönen Plätzchen. Ich werde abreisen." Sie konnte jetzt nicht mehr begreifen, daß sie einmal Gefallen an diesem Bartl gefunden. Es war ihr das nun ganz unfaßbar, eine Verirrung, über die sie ärgerlich lachen mußte. Ein Rückfall in Backfischzeiten, in Kleinmädchen-Romantik oder was es immer war. — Wie konnte diese bäurische Rauheit, dieses Ungeschlachte und Ungeistige an dem Menschen einmal reizvoll für sie gewesen sein? Der Mensch war ihr ebenso gleichgültig wie lästig.

Im Weberhölzl hatten sich Olfers und Hanna sehr lieb.

⁂ ⁂ ⁂

Über dem abendlichen See rollte und grollte ein verstecktes Gewitter, und über den dämmernden Himmel zuckte es von mal zu mal wie gefesselter Blitz, der wieder ungelöst in Nacht und Wolken ertrank. Schwer und schwül lastete die ungekühlte Luft. Bisweilen riß ein Windstoß an den Fensterläden und ließ die dunklen Baumwipfel im Garten aufrauschen, daß sie sich in Schauern zueinander neigten.

Trotzdem im Wirtshaus Tür und Fenster offen standen, hatten die Menschen darin, die sich da zum Samstagabend-Tanz zusammengefunden, glühende Gesichter. — Es lag in dem schwülen Saal eine erhitzte Fröhlichkeit, und Ziehharmonika und Klarinette lärmten leichtsinnig und lästerlich frech in den fernen Donner hinein.

Hanna ging von ihrem Haus weg der Wirtschaft zu.

Wie aus dem Boden gewachsen stand in der Dämmerung der Bartl vor ihr. — Er faßte sie rauh und schmerzhaft an den Handgelenken, daß Hanna leise aufschrie. „Laß mich!"

„Warum dös?" fragte der Bursche heiser. „Warum nachher jetzt a' so!"

Hanna schwieg und rang in stummem Trotz, ihre Gelenke frei zu bekommen. „Laß los! Ich rufe!"

„Ruaf, du!" Der Bartl stieß sie mit einem bösen Schimpfwort zurück, daß sie gegen den Wegrand taumelte.

Aber im selben Augenblick fing er sie auf. Schreckvoll kam ihm zum Bewußtsein, was er getan.

„Hannerl! I' hab's net a' so woll'n. Es is mir in der Wuat raus! Und i' ko' nimmer sei' a' so! Hannerl, sei guat! Sei wieder guat! — Hannerl, i' bitt' di, i' bitt di' — Hannerl, was hab i to! Was hab i dir to!!"

Hanna gelang es, sich frei zu machen. Wie gehetzt lief sie den Weg zur Wirtschaft hinunter. Sie hatte kein Wort zu Bartl gesagt.

Im Wirtssaal spielte die Musik, und die Paare drehten sich im Tanz. Hannas Gesellschaft grüßte sie mit lautem Hallo. „Warum so spät, schönste Frau?"

„Warum so verwirrt, Hanna — so aufgeregt?! Warum so voll Ungnade?"

Olfers sah sie fragend an.

„Später!" sagte sie leise zu ihm.

Nicht lange und Hanna war wieder ganz gefaßt. Der Entschluß abzureisen, stand nun bei ihr fest. Sie wollte jetzt kein Aufhebens davon machen. Einer der Bauernburschen, ein Plattler, kam an den Tisch und bat sie zum Tanz.

Kielhaff löste ihn ab, Olfers, dem die groben, schnellen Tänze nicht zusagten, blieb in der Ecke sitzen und mokierte sich.

Hanna setzte eine Weile mit dem Tanz aus und ließ sich von Olfers und Baum den Hof machen. Sie wollte bald heim. — Man bat sie stürmisch zu bleiben. — Heute, wo so viel Leben und Stimmung in der Bude sei. Zudem klatschten die ersten dicken Gewittertropfen aufs Fensterblech und ein greller Blitz lohte auf.

Hanna überlegte. Warum sollte sie sich den letzten Abend durch den Menschen da verderben lassen. Sie trank schnell ein Glas Wein und wieder schenkte Kielhaff ein. Sie wurde fröhlich und vergaß die letzte Stunde. Sie gab sich ganz dem Tanz. Mit den Burschen, mit Sommergästen, mit Kielhaff, mit Baum drehte sich Hanna im schnellen Takt der altbayrischen Landler. Sogar Olfers mußte tanzen. Hanna lag heiß in seinem Arm.

Eben setzte die Musik zu einem Walzer ein. Da kam der Bartl unbemerkt im Gewühl der Gäste und Tanzpaare in die Wirtsstube. Er schwenkte seinen regennassen Hut flüchtig aus und fuhr sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Dann setzte er sich abseits an den kleinen Anrichtetisch der Kellnerin und trank eine Maß Bier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Burschentisch herüber rief man ihn an, beim gemeinsamen Krug mitzuhalten.

Aber der Bartl gab nicht an.

Sein alter Widersacher, der Maschtei, schrie zu ihm hinüber: „Hat s' dir jetzt d' Stiefl' vor d' Tür g'stellt? Ha? — Hast jetzt auspfiffa' bei ihr?"

Hanna hatte den Bartl gleich bei seinem Kommen bemerkt. Von nun an spürte sie seine brennenden Augen. Sie verfolgten das tanzende Paar unablässig. Ein wehes Bitten war darin, das zu Hanna ging. — Die Frau schloß die Augen. Dieser Blick des liebeskranken Burschen war dem Weib — so gleichgültig ihm der Bartl war — Triumph und Stachel.

Es überkam sie — die von Wein und Tanz Erregte — eine wilde Lust, mit der Leidenschaft des Burschen zu spielen, Vergeltung für den rohen Überfall zu nehmen. Sie drängte sich dichter an Olfers und lachte ihren Tänzer an. —

„Damenwahl!" schrie der Harmonikaspieler in den Saal. Hanna stand eben in der Nähe des Burschentisches. Da galt ihr einer so viel wie der andere. Sie wollte tanzen — tanzen und ergriff den Arm des Nächstbesten im Burschenhaufen, ohne viel hinzusehen. — Der Maschtei war's. Grinsend lupfte der seinen Hut. —

Der Bartl hatte ihr den Rücken gekehrt. Er war schon am Gehen und wollte ins Freie. Er konnte das um Hanna nicht mehr länger tragen. Er wollte nicht mehr sehen, wer sie jetzt im Arm hielt, ein Städtischer oder einer von den Burschen. Wo er hinsah, grinsten in sein Leid kalte, höhnische Gesichter. — Fort! Weg von ihr! — Da rief ihn, als er schon in der Tür stand, die Kellnerin wegen einer Zechunstimmigkeit zurück.

Der Bartl wandte sich stumpf um.

Eben hatten die Paare begonnen sich zu drehen. Der Bartl sah noch Hannas Kleid aus dem Wirbel leuchten.

Wie! — Nochmal blickte er scharf, als ob sein Auge tröge, nach ihr.

Wie!? — mit dem Maschtei tanzte sie? D e n hatte sie sich geholt ...!!

Ein wilder, tierischer Schrei jagte die Gäste auf, die Tänzer durcheinander.

Frauenstimmen kreischten und grillten — Männerstimmen polterten —

In der Saalmitte drängte es sich zu Hauf — jemand schrie nach Wasser. Um Hannas Körper mühten sich Männer und Frauen, ihn vom Boden zu heben ... Ein Messer lag verloren unter dem Gewühl und an den Bodenbrettern sickerte dunkles Blut —

In der Wirrnis des Augenblicks hatte der Bartl, die Nächsten wie Spielzeug beiseite stoßend, das Freie erreicht. Er rannte in die Nacht hinaus, geradeswegs über den Steg in den aufgewühlten, wilden See hinein.

Da war Ruhe.

Und er brauchte nach keinem Warum mehr zu fragen.

Gastspiel in der Kleinstadt. Von Max Bittrich

„Mozart-Abend!"
Zu weichen Wellen werden heut schroffe Grenzen;
Über Nacht
Schmücken sich starrste Mauern mit süßen Glyzinenkränzen.

Die Immen kriechen aus enger Zelle:
In Frühlingshelle
Blühender Garten mit duftender Pracht!

Summend schwärmen sie aus und sinken
In göttlichen Reichtum. Tiefes Trinken!

Himmelsgüte, aus Erdenpein
Kelterst du würzigen Gnadenwein!

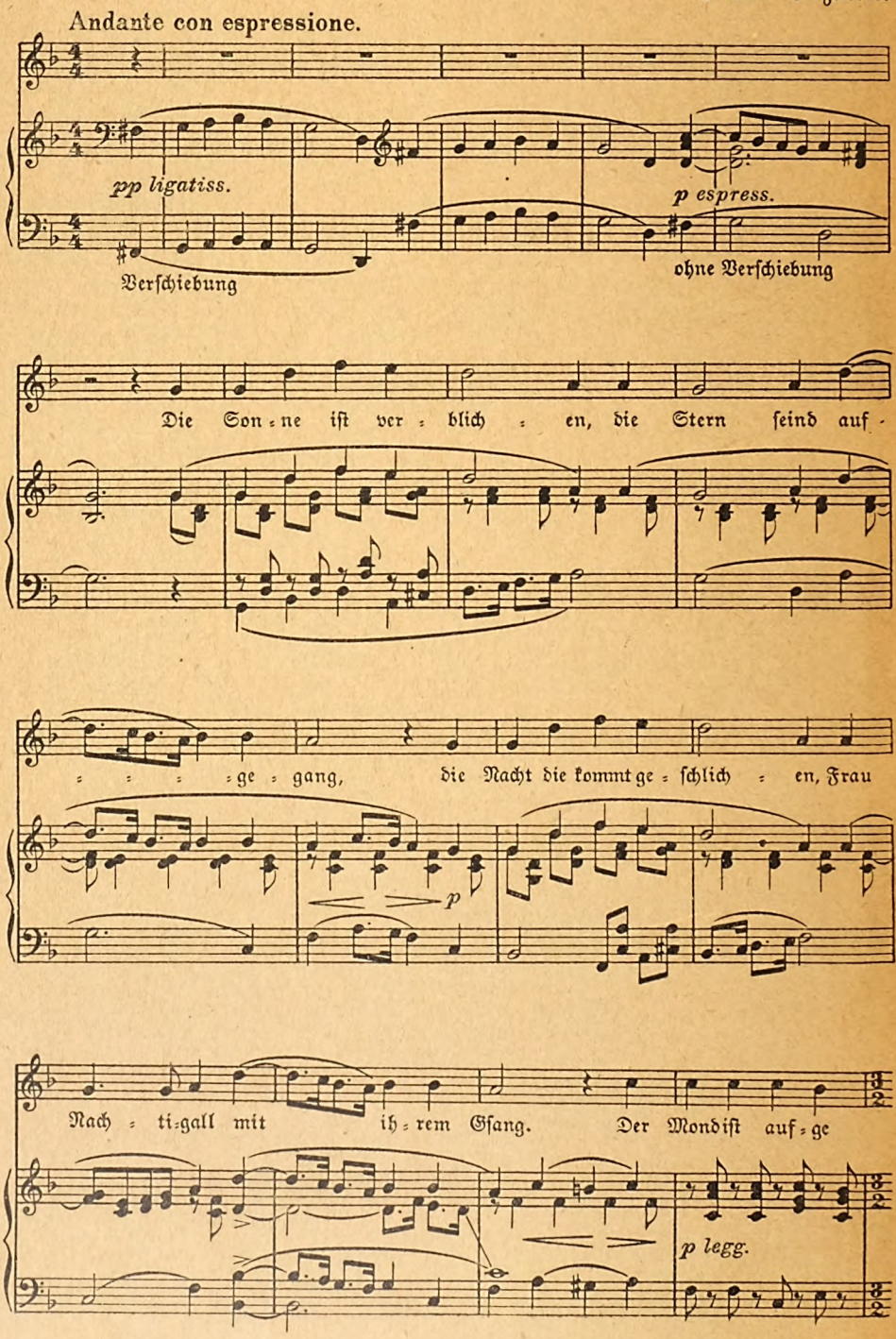
Blütenduft hängt sich schwer an die Schwingen,
Den sie beglückt nach Hause bringen,
Der ihre Seele mit Wärme füllt,
Grauen Alltag in Sonne hüllt,
Dunklen Sorgentors starre Grenzen
Lange noch schmückt mit Glyzinenkränzen.

Digitized by Google

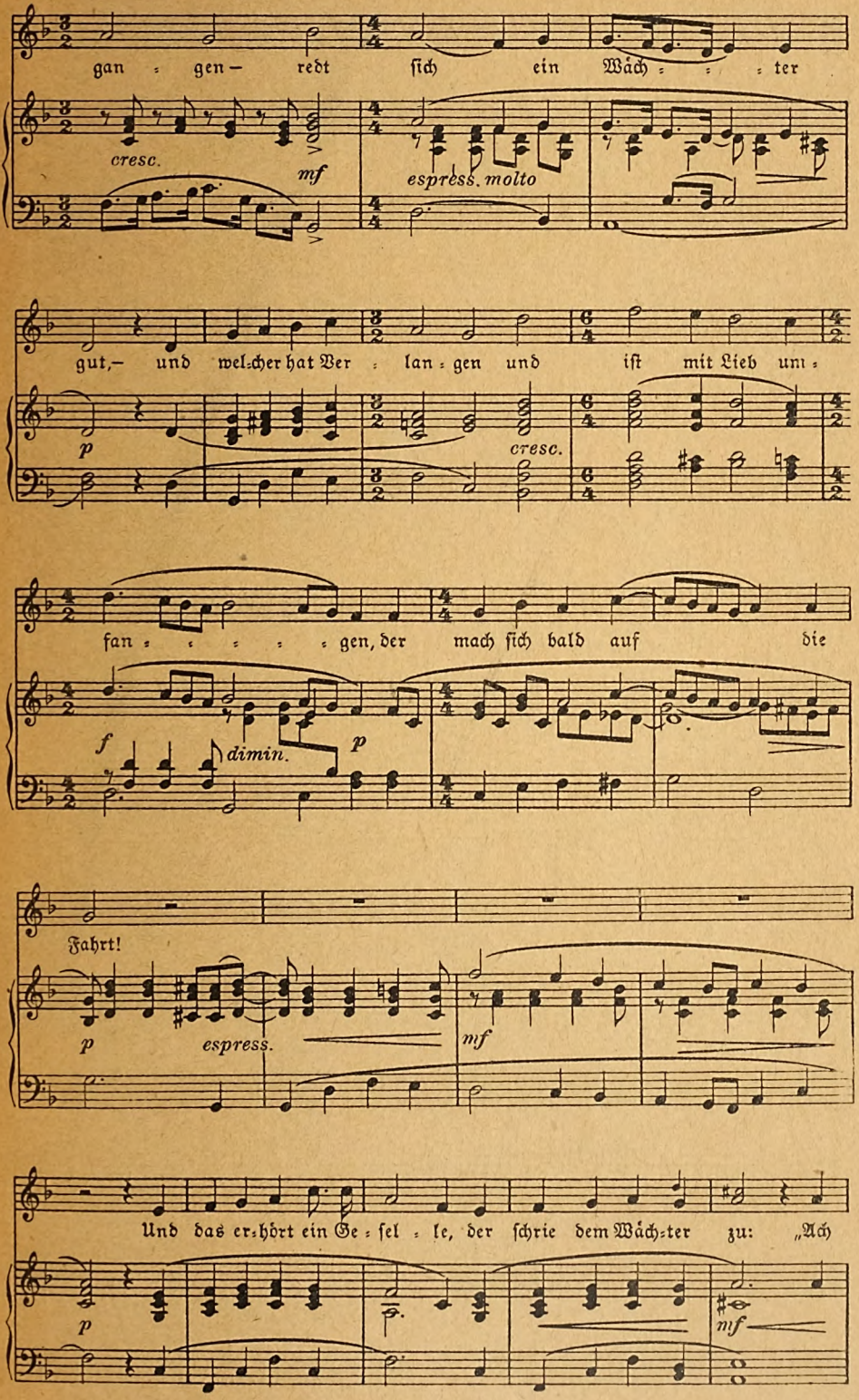
Wächterlied.

16. Jahrhundert.

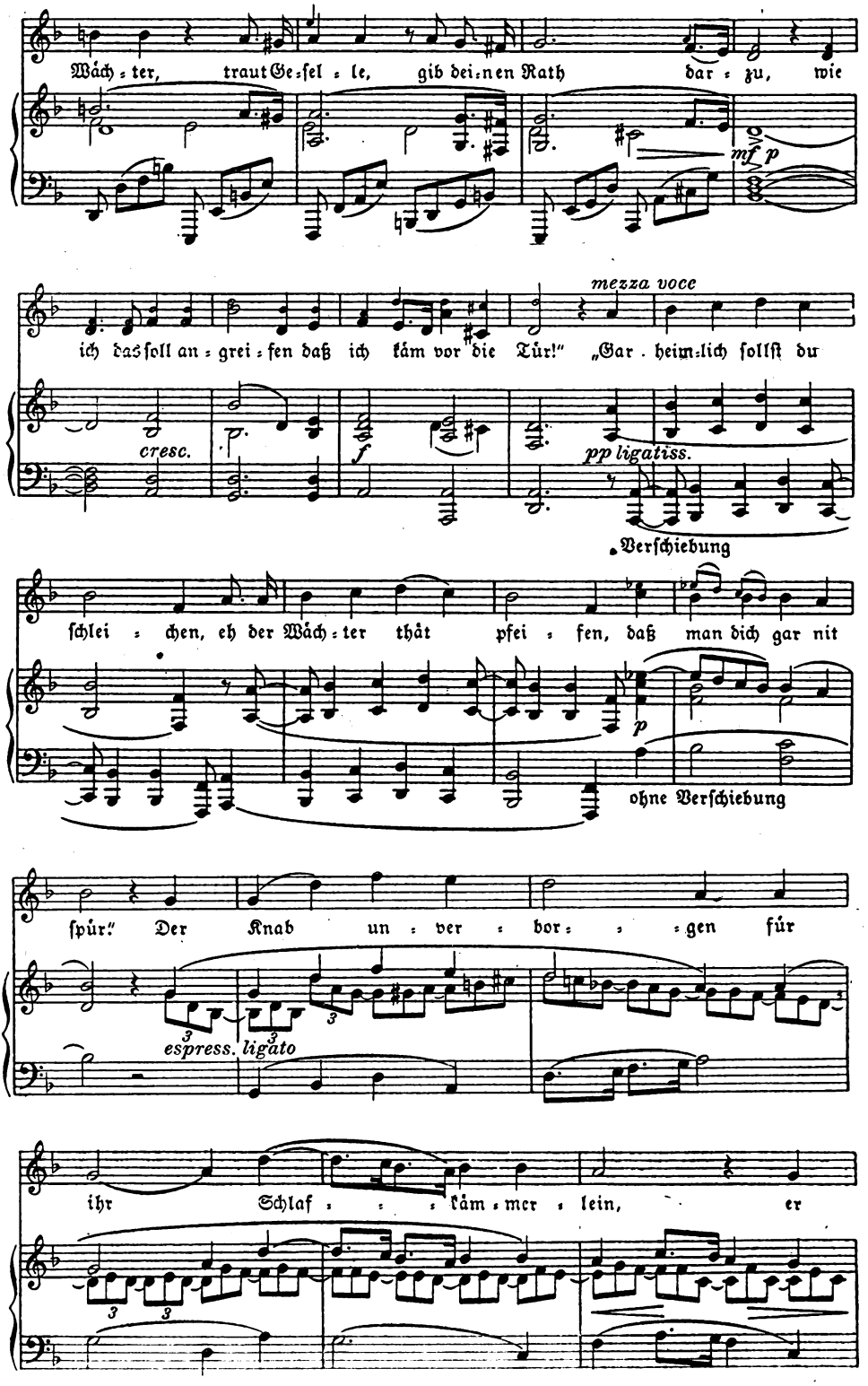
E. N. v. Reznicek.



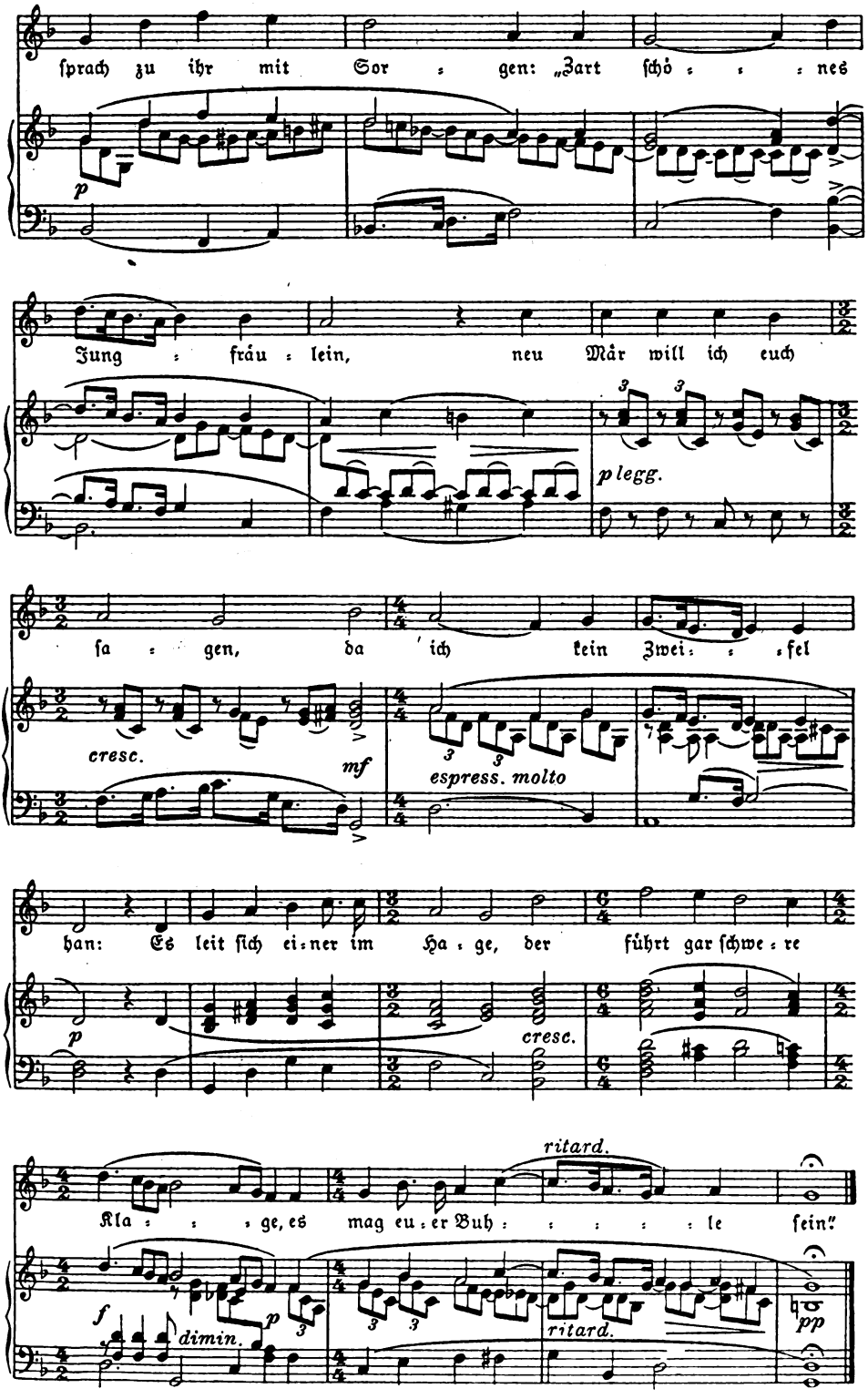
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Das verlorene Kind

Eine Begebenheit. Von Josef Winckler

In dem kleinen Orte Blanken an der Weser saß vor Jahren eine junge Mutter mit ihrem zweijährigen Kinde vor der Haustür und döppte Sommererbsen. Das Kind spielte mit den grünen Schoten oder hing an ihrem Schürzenzipfel.

Da trat ein Vetter der Frau durch die Gartenpforte und ging mit der Mutter zu kurzer Plauderstunde ins Haus. Sie mochte nicht länger mit ihm zusammen in der Stube geweilt haben als nötig ist, eine Kuh zu melken.

Beim Abschied an der immer verschlossenen Pforte fiel der Mutter erst ein, daß ihr Kind nicht zu sehen war. Aber sie machte sich keine Gedanken und glaubte, es kröche unter den Stauden der Himbeerbüsche im Garten herum oder läge im Bohnenbeet. Die Katze schnurrte auf den sonnenheißen Fliesen und die Hühner gackerten wie sonst vom Hof. Es war um die Mittagszeit.

Der Mann der Frau zimmerte als Schreiner am Balkenwerk eines Neubaues, man konnte die Axtschläge übers Tal vernehmen, aber der Weg war doch beschwerlich. So schloß die Frau das Gartenpförtchen doppelt leise und sorgfältig hinter sich zu und brachte wie stets ihrem Mann im Henkeltopf das Essen. Wenn die Mittagshitze nicht zu brennend niederstach, trug sie wohl ihr Kind dazu im Arm. Aber heute ging sie allein und freute sich schon im geheimen, daß der kleine hellblonde Knabe ihr Fortgehen nicht bemerkt hatte und in Weinen ausbrach. Denn es war ein ängstlich schwächliches Wesen, das noch lange nicht aufrecht gehen würde.

Da trotz ihrer Heimkehr der Garten traumhaft still blieb, pochte die ahnende Unruh des Mutterherzens stärker und stärker, bis auf einmal, ins Bewußtsein geschwollen, über die Arbeit hinaus jäher Aufschrei durchs Fenster schmetterte: „Ignaz — wo bist du?“

Keine Antwort. Und lauter schrie das Weib. Stürzte in die Beete, teilte alle Sträucher, stieß die wild vorbeisetzende Katze mit dem Fuß, schaute unter die Birkenbank, die Georginen, hinter den Kirschbaum und Apfelbaum, lief in wahnsinnigem Schreck zur Pütt — die lag mit allen Brettern hoch und fest verschlossen — bog zum Hühnerstall, irrte durch die Holzschuppen, tappte und stocherte in den Laubhaufen — die Haare stoben ihr zu Berg: flog in den Schweinestall — denn sie erinnerte sich, daß alte Schweine kleine Kinder fräßen! — „Ignaz — wo bist du?“ erfüllte das Haus vom Grund bis zum First wie eine rasende Woge, die von allen Wänden zurücktröpfelte, die den Keller überschwemmte, durch Luken und Türen wieder herausschwoll, sich in die Erde warf und schließlich bis an den Himmel empor wütete und die ganze Gegend überbrandete.

Alles vergebens.

Die Nachbarn liefen herzu.

Der Mann wurde geholt.

Die Mutter lag in der Kammer und schrie.

Der Polizeidiener schellte im Dorf das Unglück aus.

Der Schullehrer kommandierte sämtliche Klassen zur Suche und zweihundert rufende Kinder besprenkelten Wiese und Acker.

„Das ist ja purster Unsinn“ — sprach der Pfarrer bedächtig — „so weit drüben auf den Feldwegen und Weiden kann das kleine Wurm unmöglich sich herumwinden! Sucht ruhiger und sorgfältiger die nächste Umgebung ab! Ich will derweilen in der Kirche vorm Sakrament beten.“

Es wurde ein herzbeklemmender Abend.

Nirgends war ein fremder Wagen auf der Landstraße angetroffen worden. Kein Raubtier war gesehen worden. Der Förster betrachtete aufmerksam die Bussarde und Krähen und schüttelte immer wieder den Kopf. Keine Unruhe war irgendwo im Forst zu entdecken. Es blieb ein unheimliches Rätsel. Der blöde Schmied klopfte sogar an den dicken Lindenstamm und rüttelte die Bäume und rief hinauf: „Ignäzken —!“

Am Morgen ließ der Vater ausschellen, wer von den Nachbarn das Kind in seiner Jauchegrube fände, der möge es in der folgenden Nacht ihm auf die Schwelle legen und nie sollte danach geforscht werden. Wenn nur das Mutterherz Gewißheit sähe —

Alle Düngergruben wurden gesiebt und geschöpft. Es fand sich keine Spur.

Die seltsame Angelegenheit kam ins Kreisblatt. Eine Gerichtskommission nahm den Tatbestand auf. Ließ im ganzen Regierungsbezirk die Landfahrer festhalten, so daß den Vater alle paar Tage ein Telegramm bald hierhin, bald dorthin beorderte, wo ein verdächtiges Kind bei Zigeunern gesehen wurde.

Eine Nachbarin, breit über den Zaun eifrig den Fall beredend, indes die unglückselige Mutter steif wie eine Bildsäule allein in ihrem Garten stand und karge Antworten schluchzte, sparte gleich mit allerhand Vorwürfen nicht, sie müsse wohl die gebotene Vorsicht vernachlässigt haben, man dürfe überhaupt ein junges Kind nicht eine Sekunde aus dem Auge

Digitized by Google

lassen, wie leicht verbrenne es sich am offnen flackernden Herdfeuer, wie leicht stürze und stolpere es über eine Sense — ob sie sich denn gar nicht erinnere, wie lang sie auch bei ihrem Mann droben mit dem Mittagessen geweilt? Was sie dort geschwatzt hätte, daran könne man doch die Zeit abmessen? Das sei doch sehr merkwürdig. Nein, sie selber hätte es sich gewißlich dreimal überlegt, also zu handeln, zumal das Kind mit so komisch großen Augen immer gestarrt hätte; das sei ihr schon oft aufgefallen, aber man sage es nicht; was ginge es sie auch eigentlich an —?

Und wie niemals der böse Argwohn schläft, auch bei den furchtbarsten Schicksalsschlägen nicht, hieß es bereits, die eigene Mutter habe das Kind selber ums Leben gebracht! Klatschsüchtig oder unbedachtsam hingeworfen, wucherte es bald zur Gewißheit und spukte in allen Köpfen. Man wollte durch Nachrechnen gefunden haben, das Wurm sei ja damals zu früh erschienen und mutmaßte ein bitteres Verhältnis zu ihrem Mann darob. Nun konnte man sich's auch erklären, daß die Frau nie so recht im Dorf Verkehr gesucht, auf keiner Kirmes getanzt habe, stets bleich und für sich, wenngleich fleißig und ordentlich, das müsse jeder ihr lassen, die Teller blinkten durch die Fenster von der Küchenwand und der Mann bummelte nicht; alles, was recht ist.

Dem steckte es der Zimmergesell, was getuschelt wurde. Wer noch einmal das Maul aufrisse, könne seine Zähne im Dreck suchen —! fuhr der Meister auf. Aber nach zwei Tagen wurde er zum Amtmann geladen. Dort mußte er ein peinlich Verhör über sich ergehen lassen, mit seiner Unterschrift ein langes, unverständliches Protokoll in Gegenwart eines Schreibers unterzeichnen und taumelte mit brennenden, erbleichenden Backen, die Fäuste in beiden Hosentaschen, wie ein gejagter Verbrecher davon. Zu Hause sagte er kein Sterbenswörtchen von dem Verhör, suchte aber — scheinbar ein verlorenes Werkzeug hervorzukramen — in allen Spinnwebwinkeln des Hauses herum, ob ein Blutströpfchen zu entdecken war, und schalt sich zähneknirschend einen Toren, einen Lumpen, nur den Fliegenschatten eines Verdachtes über sein Weib zu werfen. Aber unversehens sank er laut aufweinend zu ihren Füßen, die mit wehen, klammen Fingern begütigend durch sein Haar strich. Da, unter eigenen Tränen, gestand sie, ein Junge habe diesen Morgen ihr nachgerufen: „Der Teufel hat's gestohlen!" „Laß sie, laß sie, laß das Gesindel!" heulte der Mann fahrig auf: „Wir wollen fortziehen von hier, wo uns kein Mensch auf der Welt kennt, dorthin!"

„Ach — ich kann nicht!" stöhnte sie.

„Warum nicht?"

„Ich kann diesen Ort nicht verlassen — ich kann es nicht —"

„Je eher wir fortziehen, desto eher vergißt du!"

„Ich — finde — es — doch — noch —" lallte sie mit bittenden Augen: „Gott führt es wieder zurück zu mir, denn es ist nicht mit natürlichen Dingen geschehen!"

„Setz' dir nichts in den Kopf, schlag dir alles aus dem Sinn — es ist vorbei — mir brennt hier der verfluchte Boden unter den Füßen! Ich muß Schnaps haben —"

Besinnungslos betrunken lag der Mann diesen Abend in der Küche. Wüst erwachend schoß ihm durch den Kopf, daß der üble Leumund dann noch böser sich an ihn hängen würde, und er straffte sich mit trotzigem Vorsatz: nun erst recht die Stirn oben zu halten, nun erst recht den Leuten zu zeigen, er brauche nichts zu bereuen, nichts zu betäuben, nichts zu versaufen! Da gestand er seiner Frau alles, was er unterschrieben. Aber dies machte keinen Eindruck auf ihre Seele, sie brach nicht darunter zusammen, sie sagte keine Silbe, lächelte nur. Unsichtbar schloß sich ein fester Ring um beide.

Von nun an ließ er sie gewähren in allem und warf sich blinder auf den Hausbau, maß die Balken, kerbte und kragte, gewaltsam, unaufhaltsam bis in die tiefe Dämmerung, daß mit dem Fortschritt der Giebel und Fachwerke, hineingewühlt ins ausgestaltete Gelingen der Aufzeichnungen und Berechnungen, unversehens die Freude am Werk über ihn kam und er schaffend, wirkend, schlagend und hobelnd sich taub schmetterte und hart schuftete, in Schweiß und Dampf zu wohliger Müdigkeit, immer seltner aufgeschreckt vom Zahn inwendigen Grams, den er doch nicht enträtselte. Anders die Frau in diesen schwülen Sommertagen, da ungewohnte Stille plötzlich sie umgab.

Die Mutter verfiel in zehrenden Fiebern und klagte sich vor Gott und Hölle voll Verzweiflung des Kindesmordes an. Immer wieder ging sie die enge Strecke vom Platz, wo sie die Bohnen gedöppt, zur Gartenpforte oder zur Haustür, machte sich ganz klein wie ihr Kind und guckte rundum, ob sie die Mauer auch überklettern könne, ob sie diese Klinke auch erreichen könne, jenen Busch zu durchkriechen vermöge, sich in die winzige Weltumgebung des Kindes zurück versetzend, erprobte mit gerundeten Händen die Öffnung des Abflusses vom Spülstein, der nach draußen rieselte, meinte immer wieder eine halb verwischte Fußspur zu entdecken, ein geknicktes Zweiglein als Wegweiser, erprobte mit bebendem Schrecken, daß die Garten-

Digitized by Google

pforte, wenn man sie unten an den Stäben fasse, oben im Riegel nachgab und von selber wieder ins Schloß fiel — daß man von der Birkenbank noch gerade den Mauerrand erreichen könne, und hundert Dinge mehr. Der Vetter erinnerte sich genau, das Kleine bei der Katze gesehen zu haben. Die Mutter beobachtete scharf die schlafende Katze, nahm sie plötzlich voll überquellender Zärtlichkeit auf den Schoß und liebkoste ihr Fell und stammelte: „Sag' doch, sag' doch — wo ist denn Ignäzken? Du weißt es ja bestimmt, du bist dabeigewesen — Mieze-Kätzchen, sag' es doch?" Aber tot, schweigend, ungerührt starrte jede Kreatur sie an, verharrte jeder Gegenstand in urewigem Gleichgewicht. Gespenstig ward ihr das ganze Haus, voll bösem Zwielicht der Garten; der Boden konnte das Kind nicht verschlungen, die Sonne es nicht aufgesogen haben und dennoch war es irgendwo eingegangen ins Unsichtbare, Undurchdringliche. Oft in der Nacht fuhr sie kreischend auf an der Seite des schwer atmenden Mannes und hatte etwas gehört, ein Kratzen hinter den Wänden, ein leises Klopfen an der Tür, daß ihr's keine Ruhe ließ und sie mit der Kerze durch die Stuben mußte, den Mann durch die Dunkelheit schickte bis zum Ende des Steinpatts, wo er laut fragte: „Ist da jemand —?" Die Blätter rauschten geheimnisvoll wissend, kalt und glatt, ein Vogel flog aus dem Buschwerk. Besonders in den Regennächten litt und stöhnte die Mutter, obzwar die Vernunft sie lehren mußte, unmöglich könne ihr Kind noch ungeschützt am Leben sein.

Was sinnt und treibt nicht alles ein Mutterherz? Bis allmählich, langsam die vergewaltigte Natur ihr Recht verlangte und die alles schleiernde Zeit auch sie mit Ergebenheit verhing. Ja, schon abermals Mutter geworden — auf den dringenden Rat des Pfarrers, dessen Ohr sie beichtend belagerte — ging sie in neuer schmerzlicher Hoffnung sacht und schwer ihr einsam Tagwerk hin und wich den Augen ihres Mannes aus —

Im Spätherbst trat der Förster unvermutet in ihren kleinen Lampenschein — da sie am Küchentisch wieder Windeln flickte und nähte — stapfte mit dem Stock herum, als wolle er erst Halt suchen, und nahm wider seine Gewohnheit Platz und fragte so nebenbei: wie das damals eigentlich gewesen sei —? das mit dem verschollenen Kind —? ob dies vielleicht gerade einen roten Rock getragen hätte —?

Die Frau bäumte sich mit: „Jesus, Barmherzigkeit — ja, ja!" über den Tisch zu ihm empor und fraß ihm schlotternd die Worte von den Lippen: er habe droben auf dem Wildberg ein Bündelchen unzerrissener roter Kleidchen gefunden und mit dem Stock das Gerippe herausgehoben — vollkommen heil — der Fuchs könne es nicht gehabt haben — dann — also —

Er mußte die Ohnmächtige auf die Bank tragen.

Und so blieb es. Es gibt nur eine Lösung, daß nämlich jenes zweijährige Kind, das noch nicht aufrecht gehen konnte, mitten durch das Feld, mitten durch den finstern Tannenwald, den steilen hohen Wildberg auf Händen und Füßen emporgekrochen ist, über Farren und Wurzeln und Felsen wie eine Kröte auf dem Bauch mühsam empor, ohne einen Laut, ohne auf die schreiende Mutter zu hören, ohne die vielen suchenden Kinder ringsum zu beachten — immer empor — vielleicht in Tagen und Nächten bergan, bergan — empor — empor — von irgend etwas getrieben, von raschelndem Wind, Duft, Pilz, Quellgeflüster verführt — immer menschenferner, immer abgeschiedener, selbst wieder Tier — vielleicht ist es scheu ganz nah Vorübergehenden ausgewichen, hat sich am Tag versteckt und aß Käfer und Gras und kroch nur in der Nacht weiter, aus dem Schlupf hervor — von der Eule gelockt — dem Vollmond nach — den Sternen zu — in uralter Lichtsehnsucht aus dumpfem Tal — irr getrieben von Urinstinkten, vom Geist des Berges — bis es oben verdurstet und verhungert liegen blieb.

Und wirklich erinnerten sich plötzlich alle, daß in jener Nacht ein ganz selten heller Vollmond gewesen. Aber wie so manches andere, das minder wunderbar, wird auch dies ein ewiges Rätsel bleiben.

Gebet. Von Gertrud Lauffs

O gib mir, Herr, wenn alles ruht,
Wenn Abend über den Gefilden dämmert,
Dann gib ein starkes Herz, das klärt und sammelt,
Was heut ich halb gedacht nur, halb gestammelt,
Und wenn das Herz am stärksten hämmert,
So gieße du dich mir ins Blut.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Rokoko. Von Max von Boehn

Eine Plauderei zu den Gemälden von Paul Wendling

Immer suchen die Menschen das goldene Zeitalter in der Vergangenheit! Es fehlt ihnen der Mut, es in die Zukunft zu verlegen. Vor ungefähr fünfzig Jahren gab es ein Gesellschaftsspiel, eine Art von Selbstseelenanalyse, das aus vielen Fragen bestand. Außer Erkundigungen nach dem Lieblingsschriftsteller, der Lieblingsblume, dem Lieblingsessen usw. mußte der zur Antwort Genötigte sich auch darüber erklären, in welcher Zeit er am liebsten gelebt haben möchte. Es war die Zeit, in der der Pro-

An der grünen Fontäne. Gemälde von Paul Wendling

Digitized by Google

fessoren-Roman in Blüte stand und die Leser mit Felix Dahn, Ebers, Gustav Freytag u. a. ihre Phantasie frei umherschweifen lassen durften. Da hatte jeder eine Epoche, in der er sich besonders gefiel. Trotzdem war die Frage unglaublich töricht. Wenn Curtius Griechenland, Mommsen Rom, Giesebrecht das Mittelalter auch besser kannten wie irgendein anderer Mensch, vertrauter wie die eigene Gegenwart waren sie ihnen ja doch nicht und wenn selbst solche Männer dieser Frage gegenüber in Verlegenheit gewesen wären, was sollten dann wohl erst Laien antworten? Aber charakteristisch blieb die Frage an sich doch, sie setzte als selbstverständlich voraus, daß so ziemlich jeder und jede froh sein müßten, wenigstens in Gedanken ihrer augenblicklichen Gegenwart entfliehen zu können. Diese Stimmung ist es auch, der so viele Künstler und Dichter ihre Erfolge verdanken. Rokoko und Biedermeier werden in diesem Sinne wohl noch lange Lieblinge des gebildeten Publikums bleiben. Es geht damit zu, wie mit der Postkutsche. So lange sie das Transportmittel war, auf das sich jeder Reisende wohl oder übel angewiesen sah, wurde durchaus kein anderes Urteil über sie laut, als das der Verurteilung und des Abscheus, sobald sie aber von der Eisenbahn verdrängt war, da haben Lenau, Eichendorff u. a. sie elegisch besungen, Schwind und Spitzweg sie höchst verführerisch gemalt. Wenn wir an die Biedermeierzeit denken, so sehen wir sie leicht in der verklärenden Beleuchtung von Jettchen Gebert und vergessen ganz, daß z. B. Heinrich Heine, jemand also, der es wissen konnte, seine Zeit „konfisziert und erbärmlich" nannte. Das Rokoko schien seinen Zeitgenossen durchaus kein Paradies, im Gegenteil, man suchte und fand damals das irdische Eden in weiter geographischer Ferne, nämlich in China. Man wußte so wenig von Land und Leuten, daß man nach dem Augenschein urteilte und sich dachte, Leutchen mit so putzigen Zöpfchen, mit so entzückendem Porzellan und so köstlichem Tee könnten gar nicht anders als glückselig sein.

Nebenbei bemerkt ist der Ausdruck „Rokoko" dem 18. Jahrhundert noch gar nicht bekannt. Wenn man damals von seiner eigenen Zeit sprach, so behauptete man mit Stolz im „philosophischen Jahrhundert" zu leben und wenn man etwa in Deutschland den Stil bezeichnen wollte, den wir uns gewöhnt haben, „Rokoko" zu nennen, so hieß man ihn den „Augsburger Geschmack". Aus Augsburg kamen alle Vorlagen mit den Schweifungen und Voluten, nach denen Künstler, Kunstgewerbler und Handwerker ihre Arbeiten ausführten. Das Wort „Rokoko", sicher mit rocaille zusammenhängend, dem Fels- und Muschelwerke, das diesem Stil sein Gepräge gibt, taucht erst um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in den Pariser Ateliers der Schüler von Jacques Louis David auf. Es war ein Schimpfwort, das den Geschmack der eben berühmt gewesenen Boucher und Greuze mit Spott und Hohn belegte und ihre Werke als alt und überholt bezeichnete. In die Schriftsprache eingeführt hat erst Henri Beyle-Stendhal das Wort, im deutschen Sprachgebrauch begegnet man ihm erstmals bei Heinrich Heine und Gutzkow.

Jedenfalls hat das Rokoko nicht aufgehört, einen starken sinnlichen Reiz auszuüben. Das hängt einmal mit der Formenwelt zusammen, in der diese Periode ihren künstlerischen Ausdruck fand; Architektur, Innendekoration, Mobilar, Ornament haben sich in Linien entwickelt, die angenehm ins Auge fallen und es hängt zweitens mit dem Kostüm zusammen. Die Tracht beider Geschlechter war so apart und so kleidsam, daß sie ihre Nachwirkungen bis zum heutigen Tage erstreckt hat. In vielen unserer sogenannten Volkstrachten, die ja nur Überbleibsel alter Moden sind, leben die Schnitte des Frackes und der Kniehose, des Frauenmieders und Frauenrockes beinahe unverändert fort und wie beliebt das Rokokokostüm auf Maskenbällen ist, braucht man niemand zu sagen, der sie zu besuchen pflegt. Was schadet es, daß dieses Kostüm meist falsch ist, wenn die glücklichen Träger nur sich selbst gefallen; man sieht ja auch auf der Bühne und im Film niemals die echten Trachten der alten Zeit? Hier liegt die große Anziehungskraft des Rokoko, nicht in seinen historischen oder literarischen Reminiszenzen. Der größte Schriftsteller der Epoche war ohne Zweifel Voltaire, aber selbst in Frankreich liest ihn niemand mehr und während die so viel älteren Corneille und Racine immer noch auf der Bühne erscheinen, sind Voltaires Dramen in den Orkus versunken. Die Franzosen werden ja auch nicht müde, die historischen Stile, die sie nach den drei Ludwigen des 18. Jahrhunderts benennen, immer und immer wieder zu wiederholen, Rokoko-Möbel und -Geräte in minderwertigen Imitationen à bon marché auf den Markt zu werfen. Dieser Umstand hat zu dem Irrtum geführt, die ganze Kunst dieser Epoche für französisch zu halten, ein Mißverständnis, das gradezu drollig ist. Den Ursprung des asymmetrischen Muschelstils müssen wir bei einem Vlamen und einem Italiener suchen, beide arbeiteten in Paris, wo sie sich zwar der Gönnerschaft der eleganten Welt erfreuten, von der Akademie dagegen in Acht und Bann getan wurden. Von deutschen Baumeistern und Kunsthandwerkern, die in Paris die Technik ihres Gewerbes lernten, wurde die neue Mode nach Deutschland gebracht, um sich hier in einer üppigen Blüte zu entfalten. Unser deutsches Vaterland ist ganz außerordentlich reich an Werken des Rokokostils, der auf deutschem Boden ganz ungewöhnliche Eigenschaften entwickelte. Die französischen Schöpfungen scheinen immer mehr oder minder akademisch gebändigt; in Deutschland hat man der Phantasie der schaffenden Künstler dagegen gar keinen Zügel angelegt, hemmungslos sind sie ihrem Drange nach Gestaltung gefolgt. Das

Digitized by Google

gibt dem deutschen Rokoko eine Mannigfaltigkeit, eine Vielseitigkeit, die den gleichzeitigen Werken in Frankreich fehlt. Sie verleugnen jenseits des Rheins nicht eine gewisse Einförmigkeit, während das Wiener Rokoko und das fränkische, das rheinische, das Dresdener wie das Berlin-Potsdamer alle einen ganz verschiedenen Charakter tragen. Bauten wie die Amalienburg im Nymphenburger Park, das Münchener Residenztheater, das Schloß in Würzburg, Sanssouci, Wilhelmstal bei Kassel sind Perlen einer eigentümlichen und freien künstlerischen Laune, die ihr Gesetz nur in sich selbst findet und keiner anderen Autorität gehorcht als dem genialen Einfall.

Das frei tändelnde Spiel, das den Linien der Kunst des Rokoko anhaftet, ihr anmutiges Auf und Nieder, Hin und Her, die Willkür der Formgebung, der feine Geschmack in den Farben, der von Versilberung noch lieber Gebrauch macht, als von Vergoldung, alle diese Elemente vermitteln noch heute den Eindruck von etwas ganz Ungewöhnlichem und Erlesenem. Wie das Rokoko selbst alles Schöne, Gute und Glückliche in China suchte, so suchen wir es im Rokoko. Verführt durch die hohen ästhetischen Werte, die der Kunst dieser Zeit innewohnen, glauben wir nur zu gern, daß dem Geschlecht von damals ein immer heiterer Tag gelächelt habe, daß im Schmucke dieser Kunst nur Frohsinn und Zufriedenheit gediehen. Diesen Irrglauben, denn ein solcher ist es, hat Watteau auf dem Gewissen. In seinen Werken spiegelt die Epoche ihr heiteres, sorgloses, fröhliches Dasein, das immer nur auf den Genuß des Lebens auszugehen scheint und nichts von seinem Ernst, nichts von seinen Konflikten wissen will. Diese Gemälde bilden gradezu eine Synthese des Treibens der vornehmen Welt, trotzdem der Maler, aus kleinen Verhältnissen stammend, arm und immer kränklich, nur von außen und nur von fern in diese Kreise hineingeblickt hat. Watteau hat fast ausschließlich das Völkchen vom Theater gemalt, sozusagen das Zwischenreich der Eleganz, ein Schmetterlingsdasein ohne festen Grund. Erst dem Erben seiner Kunst, François Boucher, ist die wirkliche große Welt gesessen, war er doch ein Günstling der Pompadour.

Leda. Gemälde von Paul Wendling

Dieser Name beschließt eine ganze Welt von Ideen und Urteilen, denn grade diese Dame ist in der Literatur der letzten Jahre zu einem Prototyp des Rokoko geworden, zu einer Lebenskünstlerin ohnegleichen, zu der „grande amoureuse“ hysterischer Fabelei. Nun war von Liebe im Leben dieser Frau gar nicht die Rede, nur der Ehrgeiz beseelte sie. Um jeden Preis wünschte sie eine Rolle zu spielen, zu herrschen, Einfluß zu haben und Macht auszuüben. Sie hat die Erfüllung ihrer Sehnsucht teuer bezahlt und von dem Tage an, der sie an den Hof brachte, vielleicht keine glückliche Stunde mehr gehabt. Wir wissen, daß sie volle achtzehn Jahre im Besitz

Digitized by Google

ihrer viel beneideten Stellung geblieben ist, aber nur die wenigsten wissen, daß die Marquise von Pompadour jeden Tag und jede Stunde um diesen Platz zu kämpfen hatte und ihres Liebhabers nie sicher war. Als Ludwig XV. sie zu seiner erklärten Geliebten machte, übernahm sie eine furchtbare Aufgabe, einen Mann zu unterhalten, den nichts amüsierte und der außer der allergröbsten Sinnlichkeit gar keine Neigungen besaß. Das ist ihr herzlich schwer geworden. Sie hat leider keine Memoiren geschrieben, aber um sie herum ist unendlich viel über sie und die Intimitäten ihrer Existenz aufgezeichnet worden, ihre Kammerfrau machte damit den Anfang. Aus all diesen Bekenntnissen erfährt man, daß die Marquise nichts weniger als glücklich war. Eine ihrer Freundinnen, die Marquise de la Ferté Imbault, zieht sich einmal von einem Besuch bei ihr mit dem Bewußtsein zurück, daß das Elend, das mit dem Ehrgeiz verbunden sei, durch allen äußeren Glanz nicht wettgemacht werde und Collé schreibt, als er von ihrem Tode hört, „der Ärger, den sie hatte, hat sie ohne Kummer auf ihr Leben verzichten lassen". So sah es hinter den Kulissen aus und vielleicht ist während der zwei Jahrzehnte, die sie in Versailles zubrachte, keine Frau in Frankreich mehr beneidet worden!

Und wie war es denn bei uns? Paul Wendling hat den Schauplatz seiner Rokokoszenen sehr geschickt in den Park von Sanssouci verlegt und die wunderlichen kleinen Baulichkeiten in glücklicher Weise für den Hintergrund ausgenützt. Das ist des Künstlers unbestrittenes Recht, aber — richtig ist es nicht. In Sanssouci lebte ein Junggeselle und die liebenswürdige Geselligkeit, die nur im Zusammenwirken beider Geschlechter besteht, fand im Parke und in seinen Schlössern keine Stätte. Dieses Treiben ließ Friedrich II. hinter sich, als er Rheinsberg verließ, die Königin hat Sanssouci nie betreten und wenn der König hier fürstliche Damen empfing, so ließ er seine Schwester Amalie kommen, um ihnen die Honneurs zu machen. Sie gehörte zu den am meisten gefürchteten Personen des Hofes, Gräfin Voß nennt sie die „böse Fee" und Herr von Kaltenborn spricht von ihr als der „schrecklichsten Frau, die unser Jahrhundert gesehen hat". Sie war ihrem königlichen Bruder auch äußerlich so auffallend ähnlich, daß ihre kleinen Neffen und Nichten, wenn sie ungezogen waren, sie ins Gesicht „alte Hexe" schimpften. Das bringt eben keine sehr vorteilhafte Meinung von dem geselligen Leben in Sanssouci hervor und man wird, wenn man den Park besucht, so wie er heute aussieht, vieles und vielleicht das Beste abziehen müssen, will man ein Bild von ihm gewinnen, so wie er zuzeiten des großen Königs aussah. Der tief liegende Grund war nicht gehörig entwässert, die Gräben stagnierten und versumpften; trotz jahrelanger Mühen und großer Kosten war es dem Monarchen nicht gelungen, die Wasserkünste in Gang zu bringen; die Statuen, großenteils aus Blei gegossen, hielten der Witterung nicht stand und verrotteten, mit einem Wort: die Schöpfung Friedrichs II. bot schließlich einen traurigen Anblick der Verwahrlosung dar. Sanssouci, wie wir es kennen und lieben, gehört erst der Ära Friedrich Wilhelms IV. an. Was ihm zu den Zeiten des Alten Fritzen fehlte: schöne Frauen, heitere Geselligkeit, Jugend, das entfaltete sich damals auf den Besitzungen der Brüder des Königs, in Oranienburg und Rheinsberg gab es Spiel und Tanz und Maskerade in Hülle und Fülle. Man muß die Briefe des Barons Bielfeld lesen, um einen Begriff von dem zu erhalten, was das deutsche Rokoko unter geselligem Leben verstand.

Wie vieles nun auch in manchen Schlössern der Zeit noch erhalten sein mag, um ein wirkliches Bild zu gewinnen, fehlt doch etwas sehr Wesentliches, nämlich die Gartenanlagen des Rokoko. Sie sind aller Orten von dem sogenannten englischen Gartenstil verdrängt worden. Das Rokoko hatte Garten und Haus in sehr enge Verbindung gebracht, indem es die Hauptlinien der Architektur beider in Beziehung zueinander setzte, der Naturpark hob diese Bedingungen auf und beschränkte jeden der beiden Teile auf sich selbst. Das tut der Wirkung starken Eintrag; die Amalienburg, die Badenburg, die Pagodenburg im Nymphenburger Park erscheinen jetzt in den Laubmassen ihrer Umgebung wie verloren, während sie einstmals nur die krönenden Punkte einer sorgfältig stilisierten Anlage waren. Die Alleen und Blumenparterres der Gärten setzten den Salon im Freien fort, heute ist dieser beabsichtigte Zusammenhang zerrissen und nur der Gedanke kann sich das Einst vergegenwärtigen. Übrigens war es nicht allein Sanssouci, das in seinen Gartenanlagen einen wunden Punkt besaß, das berühmte Versailles mit seinen Wasserkünsten, die in der ganzen Welt bewundert wurden, war nicht besser daran. Die Kanäle, die das Wasser regulieren sollten, wurden so schlecht gehalten, daß sie zur Sommerszeit gradezu mephitische Dünste aushauchten und wer es irgend konnte, das Schloß grade dann verließ, wenn es von Rechts wegen hätte den beneidenswertesten Aufenthalt darbieten sollen. In einem anderen Sinne waren übrigens grade die englischen Parks wieder so „Rokoko" wie möglich. Die Vielheit ihrer Bauten und Monumente, die in einer unglaublich aufdringlichen Weise die Stimmung und das Gefühl der Besucher zu beeinflussen suchten, muß grade das Gegenteil von Ruhe und Beschaulichkeit hervorgebracht haben. In Wilhelmshöhe wollte man die Schrecken des Tartarus durch rot gefärbtes Glas erzielen und welcher Gebildete glaubte im Ernst daran, das Grab Homers vor sich zu haben, das eigentlich in keinem besseren Park fehlen durfte, so wenig etwa wie ein Tempel der Freundschaft?

In jedem Fall sind Milieu und Inventar

Digitized by Google

Das neue Ohrgehänge. Gemälde von Paul Wendling

noch in großer Auswahl vorhanden, und ein Künstler, der seinen Stoff im Rokoko sucht, wird nicht in Verlegenheit kommen. Wir haben es ja an Adolf Menzel gesehen. Er hat sich so in diese Zeit und ihren deutschen Hauptheldenversenkt, daß wir Friedrich den Großen und seine Umgebung mit Menzels Augen sehen, nicht mit denen Chodowieckis, der doch der Zeitgenosse des Königs war. Es ist auch gar kein Wunder, daß die starken malerischen Reize, die das Rokoko besitzt, noch immer ihre Wirkung ausüben. Wenn man so sagen darf, war die Palette der Zeit auf ein verwöhntes Urteil berechnet. Da durfte nichts laut und aufdringlich sein, keine schreienden Farben, keine grellen Kontraste machten sich geltend, nur halbe Töne, gedämpfte Klänge. Es kam auf Nuancen an. Die Farben erschienen im Wert gemindert, etwa auf die Hälfte herabgesetzt. Nicht rot, sondern rosa, nicht blau, sondern blaßblau, nicht grün, sondern hellgrün, aber was ihnen

Digitized by Google

Besuch nach dem Bade. Gemälde von Paul Wendling

an Kraft und Entschiedenheit gebricht, gewinnen sie an Feinheit. Das Licht der Innenräume erhält durch die Spiegel, die auch erst das Rokoko in die Dekoration einführte, ein ganz besonderes Leben, eine Beweglichkeit des Ausdrucks in den Reflexen, die bis dahin nicht bekannt war und auf die eine spätere Zeit wieder verzichtete. Das Rokoko ist nicht nur für den genießenden Ästheten gut, es ist des Studiums der Maler wert.

Paul Wendling hat an dieser Zeit und ihren Menschen ein Gefallen gefunden, das von kultiviertem Geschmack zeugt. Er läßt uns wirklich etwas von der Seele erkennen und begnügt sich nicht damit, irgendein Modell in die Tracht der Vergangenheit zu kleiden. Wir haben keine Maskerade vor uns, sondern Wirklichkeit. Manchmal erreicht er das durch die Wahl seiner Farben, manchmal durch den Auftrag derselben, der sich mit Andeutungen begnügt. Er hütet sich vor dem Allzubestimmten und läßt lieber dem Zwei-

Digitized by Google

Matinee. Gemälde von Paul Wendling
(Mit Erlaubnis der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg 9)

fel Raum. In der bewußten Durcharbeitung seines Kolorites hält er sich strenge innerhalb des Rahmens, den ihm die Wahl seiner Stoffe vorschreibt, Auffassung und Pinselführung sind einheitlich, kein Anachronismus verletzt das Auge. Anderseits gefällt er sich durchaus nicht in Atavismen, er tritt nicht in einen ideellen Wettbewerb mit irgendeinem Maler des 18. Jahrhunderts. Er ist ein ganz bewußt moderner Künstler, er malt etwa so

Digitized by Google

Menuett. Gemälde von Paul Wendling

wie Willibald Alexis erzählt. Ein Mann unserer Tage spricht zu uns, in einer Art und Weise, die wir kennen und verstehen, aber was er sagt und wie er es sagt, das ist so überzeugend, daß wir ihm gern glauben. Paul Wendling wird seinem Vorwurf nicht nur malerisch gerecht, sondern auch psychisch, er weiß ihn zu jener Intensität zu steigern, die aus jedem seiner Bildchen ein anmutiges kleines künstlerisches Erlebnis macht. Er erfreut das Auge und reizt die Phantasie. Seine Linien sind weich, die Formen linde, die Farben zart, das Gefühl mit einer sentimentalen Note beschwert. Er gehört zu jenen, die aus einer trüben, an Hoffnungen armen Gegenwart heraus nach der „guten alten Zeit" Umschau halten und sie auf der Leinwand auch gefunden haben. Folgen wir ihm in das Märchenland und freuen uns an dem Stückchen Schönheit, das er uns schenkt. Heute ist es ja doch die Aufgabe der Künstler, Brücken zu schlagen nach fernen Paradiesen.

Digitized by Google

Meine literarischen Stammtische

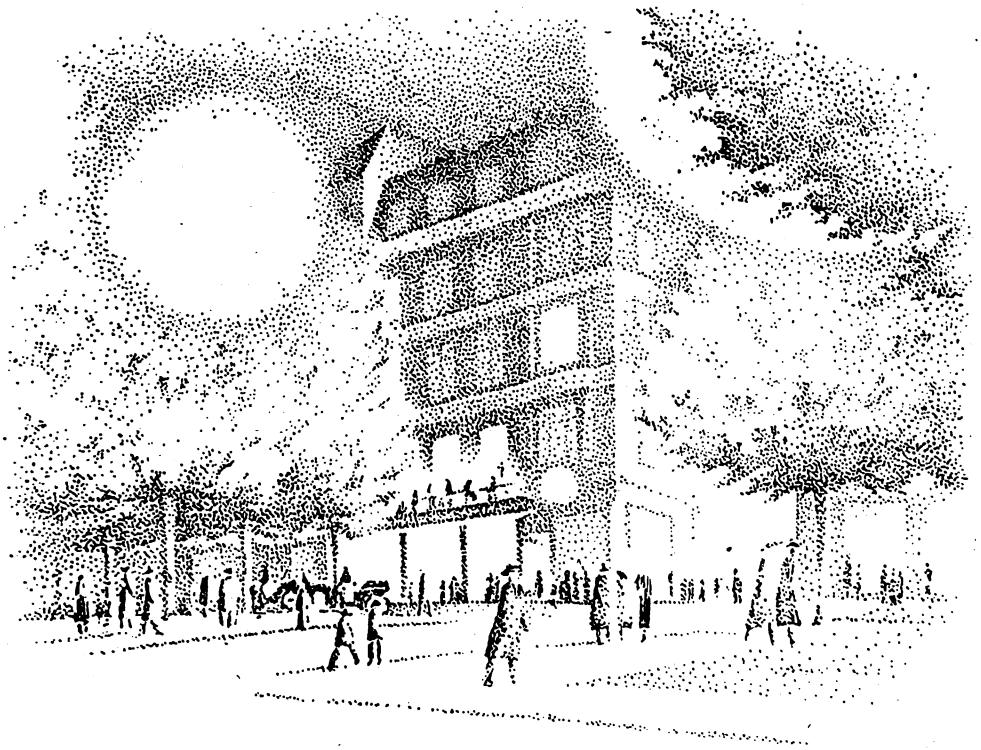
Erinnerungen aus der Bismarckzeit Berlins

Von Robert Misch

Du liebes, altes Kaffee Bauer,

nun verläßt du deine lieben, alten, gewohnten Räume, in denen unsere Jugend einst so unvergeßliche Stunden verraucht, verschwatzt, verschwärmt und auch verliebelt hat! So geht alles dahin. In den neuen Räumen wirst du nur ein „Kaffee" mehr sein, trotz der alten Firma. Aber einst, in den achtziger und neunziger Jahren, warst du der Gipfel der Mode und Eleganz, das Kaffeehaus von Berlin (trotz aller Konkurrenz), in dem jeder Fremde geweilt haben mußte. Teils, um die berühmten Bilder Anton v. Werners zu sehen, die römischen Symposien und Schwelgereien, die voll farbiger Verve zu den besten Produkten ihres Meisters gehören — teils wegen seiner denkbar günstigsten und für die Fremden bequemsten Lage an der berühmten Kranzler-Ecke — teils wegen der zwar prunkhaften, aber doch geschmackvollen Einrichtung und eigenartigen Bauart. Man denke nur an den Majolikaspringbrunnen und an die Glaswände der oberen Etage, die den Ausblick auf die unteren Räume gewährten. Für damals eine Sensation, wo es noch nicht so viele Sensationen im Berlin des ersten Kaisers gab. Auch hatte der kleine, blonde Mathias Bauer, ehemaliger Kaffee-Zahlkellner aus Wien, die Sache vorzüglich aufgezogen mit dem allerbesten Getränk und Gebäck, mit allerlei neuen Schikanen und der denkbar höflichsten und besten Bedienung. (Wie oft sind wir unsere Schale Mélange schuldig geblieben — doch davon später!)

Zwar warst du nicht der Erste, Mathias Bauer, der auf die Idee kam, das Wiener „Café" nach Berlin zu verpflanzen, das Kaffee, das so ganz anders war als die stille Konditorei des Berlins vor 1870 und so vorzüglich in die neue, lebhafte und schnell aufsteigende Reichshauptstadt paßte. Nein, der Kaiserhof und das „Passage-Café" (Keck) waren dir um die Mitte des Jahrzehntes bereits vorausgegangen, und du hinktest erst 78 (oder 79?) nach — aber du schlugst sie dennoch bald. Auch wegen der vielen Billards und Zeitungen. In der Mannigfaltigkeit des



Digitized by Google

Lesestoffes warst du damals unerhört und lange Zeit von keinem anderen Kaffee erreicht.

Und das zog auch die Literaten an und die Schauspieler, die über ein Jahrzehnt lang in dem oberen Raum um die Glaswand herum dort das Stammpublikum bildeten — neben und, wenn ich nicht irre, noch vor dem Literatenstammtisch im Kaiserhof. O meine herrliche Jugend, wie steigst du leuchtend vor mir auf, und ihr alten Gefährten, tot oder in die weite Welt zerstreut! Ohne den Stammtisch da oben hätte ich mir in den Studenten- und späteren Wanderjahren das Leben gar nicht recht vorstellen können. Namen? Ich nenne aufs Geratewohl einige. Da war Karpeles, der bekannte Heineforscher, sporadisch auch Wildenbruch, um die viel älteren als wir jungen Dachse zuerst anzuführen. Auch Ganghofer kam als Student einige Male hin. Und die meisten von uns waren es oder wollten es werden: z. B. Theodor Brandt, der spätere Bonvivant des Berliner Residenztheaters, dann Regisseur an der „Hofburg" in Wien und später Direktor in Stuttgart. Dort lernte ich auch zuerst meinen lieben alten Freund Emanuel Reicher kennen. Die beiden letztgenannten gereifte, wenn auch jüngere Mimen, soeben frisch vom Oldenburger Hof- ans Berliner Residenztheater kommend. Auch Siegm. Lautenburg, damals noch Schauspieler am Ostendtheater, tauchte zuweilen bei uns auf und Georg Engels, der prachtvolle Komiker. Dazu manche andere, die später still in der Provinz endeten und deren Namen heute niemand mehr kennt. Ach ja, auch Franz v. Schönthan kam (noch Schauspieler) und blieb auch sehr oft, wie wir anderen, seine Schale Mélange (mit den mürbesten Kipfeln von Berlin) dem Zahlkellner Felix mit dem blonden Schnurrbart schuldig. Dessen Name hat noch heute Kurs in Berlin. Er hieß Szkriwanek und ist der früh verstorbene Begründer des bekannten Pilsener Bierhauses. — Vorbei, alles vorbei! Sachte löste sich dann der Stammtisch auf — ich weiß es nicht mehr, wie und wann. Die meisten von unserem engeren Kreise waren von Berlin fortgeflogen und kamen nur noch sporadisch zurück. „Und als ich wiederkam — als ich wiederkam" (so um 1890), war zwar nicht alles öd und leer (im Gegenteil, ein infernalischer Lärm schallte mir von den oberen Tischen entgegen): aber die Artistenwelt der Varietébühnen (der Film war ja noch längst nicht geboren) hatte sich dieser Räume allein bemächtigt. Und was sich an Literaten und Schauspielern wieder zusammenfand, das war ins Schiller-Kaffee am Gendarmenmarkt übergesiedelt. (Erst zehn Jahre später ließ sich eine neue Generation um die Jahrhundertwende im alten „Kaffee des Westens" nieder.) Und das liebe, alte „Bauer" war auch allmählich nicht mehr das Kaffeehaus Berlins — Mathias Bauer war längst zu seinen Vätern versammelt —, es war eines neben vielen anderen, hauptsächlich für die Fremden, bis der Krieg kam. Der neue Westen des Kurfürstendamms hatte sich neuen Göttern zugewendet und verbrachte nicht mehr die Abend- und Nachtstunden bei Bauer.

Da spreche ich nun schon von einer viel späteren Zeit. Ich möchte aber, um nicht vorzugreifen, noch auf Reicher und Engels zurückkommen, die beide wohl einzigartige Vertreter sui generis, man kann wohl sagen, die hervorragendsten der damaligen Berliner Schauspieler-Generation in ihren Fächern waren. Emanuel Reicher fiel gleich durch sein starkes Temperament, seine ungewöhnliche Natürlichkeit und sein hervorragendes Charakterisierungsvermögen auf, alles dies gelenkt und gezügelt durch eine starke Intelligenz. Als er unter Anton Anno, der später einige Jahre der künstlerische Leiter des Königlichen Schauspielhauses wurde, den Kaiser Justinian in Sardous geschichtlichem Sensationsdrama „Theodora" spielte, eroberte er sich Berlin. Ich glaube, unter der gleichen Direktion (oder war es schon Lautenburg?) stellte er auch seinen köstlichen, rückenmärkerischen Marquis, der seinen Titel an eine grande cocotte verkauft, in der gleichnamigen Sardou-Komödie auf die Beine. In den neunziger Jahren half er dann dem neuen Naturalismus in den Sattel, verkörperte Gerhart Hauptmann-, später Ibsenrollen auf der „Freien Bühne" und anderswo. Und wir alle — das war wohl schon im Kaffee Schiller — haben diese neuen Probleme, Stile und Dichter, Stücke und Darsteller in erregten Debatten zahllose Male erörtert.

Lustiger war es, wo Engels das Wort führte — und das war hauptsächlich in Bierlokalen, vor allem in der „Wolfsschlucht". Kaffeehäuser konnte er eigentlich nicht leiden. Wie schimpfte er mir in Wien (1892), wo er sich auch richtig nicht an die „Burg" fesseln ließ, über die „ewigen Kaffeehausbrüder"! Die Wolfsschlucht hatte sich in der Jägerstraße etabliert, im alten Siechen-Lokal, nachdem dieser nach der Behrenstraße übergesiedelt war, wo er heute noch haust. (Das ganz alte Siechen-Haus war an der Kurfürstenbrücke, in der alten Post, gegenüber dem Schloß. Das war aber lange vor meiner Zeit.) Begründet und geleitet wurde die „Wolfsschlucht" von dem früheren Berliner Hofschauspieler Wiesbeck. Deren Blütezeit dauerte aber nur einige Jahre. Damals war das Lokal noch in seiner vollen Gloria, und Engels gab den Ton am Stammtisch an. Da er auch „Herrlichkeit" (d. h. Präside) bei den „Schlaraffen" war und viele Schlaraffen dort verkehrten, so kann man sich ja vorstellen, wie es zuging. Natürlich wurde auch von Kunst gesprochen — fachsimpeln war aber streng verpönt. Der Ulk und die Anekdote beherrschten die Stunde oder die Nacht; denn mei-

Digitized by Google

stens kam man da nicht vor 3 oder 4 Uhr fort. Das hat mich einmal, als ich 1883—84 mein Jahr abdiente — 2. Garderegiment — in eine scheußliche Situation gebracht. Im zweiten, dem Winterhalbjahr — damals konnte man noch als Freiwilliger im April eintreten — war für mich um 4 Uhr nachmittags Dienstschluß (ganz wie jetzt beim Arbeiter), und ich ging am Nachmittag ins Kaffee Bauer, dann ins Theater und zuletzt in die Kneipe. (O selige Zeiten!) Natürlich in Zivil; denn ich hätte ja doch nur ein- bis zweimal Nachturlaub in der Woche bekommen können. Also bezweifelte „Schorsch" Engels (der mich heimtückischerweise wohl nur hereinlegen wollte), daß ich überhaupt „diente". Also kam ich am nächsten Abend (ohne Urlaub) in vollem Wichs, d. h. in Extrauniform, wurde bewundert, auch angeulkt und zog gegen zwei Uhr heim. Aber da sah ich von weitem in der Friedrichstraße die „Patrouille", will sagen, den Ronde- oder Dujour-Offizier (mit Schärpe), der nachts vigilierte und inspizierte. Holland in Not! Ich konnte zum Glück in eine leere und geschlossene Droschke flüchten, sonst wäre ich unfehlbar als urlaubslos ertappt worden und ins Loch geflogen.

Nun weilest auch du längst im Reiche der Schatten, mein guter Schorsch — und im „Elysäischen Nektarhaus" wird dich der große William aus Stratford sicherlich auf die Schulter klopfen und dir sagen: „So wie Sie, mein lieber Mister Engels, haben nicht viele meine Rüpel und Narren dargestellt." Wie vielen modernen Lustspielautoren hat er nicht außerdem zum Siege verholfen! Auch mir — allerdings erst achtzehn Jahre nach der „Wolfsschlucht" — zu meinem allergrößten. Dafür hatte ich dann freilich die Genugtuung, nachdem du, mein lieber Schorsch, einige Jahre im Schatten unzureichender Beschäftigung hattest sitzen müssen, dir mit dem „homeridischen" Waffenknecht Manes (im phantastischen Versspiel „Das Ewig-Weibliche") zu einem deiner stärksten Triumphe zu verhelfen. Wer kann das je vergessen, der dich mit deiner Partnerin und damaligen Direktorin Nuscha Butze-Lampito „kosen" sah! Komiker, die mit so leisen Mitteln so unsagbar komisch wirkten und nie aus dem Rahmen des Charakters und des Stückes traten wie Georg Engels (und Arthur Vollmer), wo sind sie heute?

Ich kehre aber in die achtziger Jahre zurück. Außer dem Kaffee und dem Bierhaus verkehrte ich von Zeit zu Zeit auch in einem Weinhaus, und das war Raffos „Italienische Weinstube" in der Kleinen Mauerstraße (längst hat sich dort ein anderes Lokal aufgetan). Dort herrschte die tragische Muse und ein eben aufgehender Stern: Ernst v. Wildenbruch. Er war wohl gut an die sechzehn bis achtzehn Jahre älter als ich und wir alle vom „Akademisch-Dramatischen Verein". Als Assessor im Auswärtigen Amt stand er bereits in Amt und Würden. In Frankfurt a. O., von woher er kam — d. h. geboren war er in Bairut in Syrien als Sohn des Generalkonsuls v. Wildenbruch — hatten sie ebensowenig an ihn geglaubt, wie einst achtzig Jahre früher an den Frankfurter Kollegen in Apoll und auch Aristokraten Heinrich v. Kleist. Hier fand er nun in uns jungen Leuten einen Kreis aufrichtiger Bewunderer, und in der „Italienischen" las er uns in einem separaten Zimmer seine ersten Stücke vor: „Der Mennonit" und „König Harald". Damals, Ende der Siebziger, war die tragische Muse Deutschlands längst an Blutleere gestorben. Wildenbruch — das war vor seiner höfischen Periode — flößte ihr mindestens neues Theaterblut ein. Er war wohl nicht der erwartete Messias der Tragödie (der ist ja bis heute nicht erschienen); aber nach so viel blassester Rhetorik wirkte diese starke theatralische Kraft. Skeptisch schon damals, konnte ich innerlich nicht ganz in die Begeisterung unseres Kreises über „den neuen Schiller" einstimmen — aber wo war der, der es besser machte? Wie führten im Rahmen einer der damals üblichen Studentenaufführungen (ich persönlich mimte aber nicht mit) den „Mennoniten" auf. Großer Erfolg bei Publikum und Kritik! Wildenbruch war mit einem Schlage gemacht, und der alte Hülsen nahm „König Harald" um so lieber ins Königliche Schauspielhaus, als der Herr des Hauses ein Verwandter vom Dichter war. Wildenbruchs Großvater war bekanntlich der preußische Achill, Prinz Louis Ferdinand, dessen illegitimer Sohn (von seiner Freundin Fromm) jenen Namen erhielt. Mit dem Erfolge „König Haralds" begann der schnelle und große Aufstieg Wildenbruchs.

Verschiedenes Alter, verschiedene Lebensstellung und Schicksale und vor allem die verschiedene literarische Einstellung und Ausübung brachten uns auseinander. Zuletzt sprach ich ihn, als ich ihm in seiner Berliner Wohnung im Auftrag des um die Wende des ersten Jahrzehnts von uns gegründeten „Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller", die Bitte überbrachte, mitzutun und einzutreten, was er denn auch tat. Wehmütig gedachte ich im stillen der dreißig Jahre zurückliegenden Tage seines Aufstieges und meiner Jugend, als ich den von der jüngeren Generation und der Kritik schon etwas beiseitegeschobenen, alternden, schwerhörigen kleinen Herrn wiedersah. Nicht lange darauf übersiedelte er nach Weimar, wo er bald starb. Ich wünschte den meisten der heutigen, jüngsten Dramatiker-Generation (die in meinen Augen nur eine Generation von Lyrikern ist) sein Theaterblut und sein handwerkliches Können. „Doch das ist ein weites Feld" und gehört nicht hierher.

Im „Akademisch-Dramatischen Verein" lernte ich auch Ganghofer kennen, der einige Jahre älter war als ich und eben die letzten Semester in Berlin verstudierte (oder auch nicht). Ich habe ihn zwar einen, wie

Digitized by Google

mir damals schien, sehr gelehrten Vortrag über Rabelais und dessen ‚Gargantua' halten hören — aber man erzählte sich doch Wunderdinge über sein häusliches Dasein. Fama behauptete, er und sein Freund D., die zusammen hausten, hätten zuzeiten nur eine Hose (besonders gegen Monatsende), wenn die anderen versetzt wären. Und wenn der eine ausginge, müsse sich der andere ins Bett legen. Denen man solches nachsagt, die werden ja meist, wenn sich der Most geklärt, die fleißigsten Arbeiter, die besten Gatten und Musterväter, wie es Freund Ludwig Ganghofer auch wurde.

Unvergeßlich ist mir, wie ich ihn in jenen jungen Jahren einmal im Theater traf (Friedrich-Wilhelmstädtisches, jetzt Deutsches Theater), bei der Erstaufführung eines Bauernstückes, das „Die Münchener" (Hofbauer, Neuert, Konrad Dreher, die Schönchen) bei ihrem ersten Berliner Gastspiel gaben. Wir Berliner waren damals — Ende der Siebziger, gut zehn Jahre vor dem Naturalismus — noch weit mehr begeistert als die Bayern selbst. Der erste Hauch einer bis ins kleinste Detail lebenswahren Schauspielkunst. Und auch die Stücke kamen uns dadurch, und weil sie eine, uns damals neue, unbekannte Welt brachten, lebenswahr vor. Ich ging im Garten auf und ab mit Ganghofer und meinte: „Sie müßten so was doch auch schreiben können — als Bayer und Sohn eines Forstmannes" (Oberforstrat der Alte)! Da lächelte er fein und diskret, ohne jedoch etwas zu sagen. In der nächsten Saison schon brachten die Münchener seinen „Herrgottschnitzer von Ammergau", lange Jahre der Hauptschlager jener gastierenden Künstlerschar und noch heute auf dem Spielplan der süddeutschen Volks- und Bauerbühnen. (Einen ähnlichen „Rat" gab ich zwanzig Jahre später Meyer-Förster, dessen Heidelberger Studentenroman „Karlheinz" ich in einer Zeitschrift gelesen hatte. Auch er lächelte diskret. Wenige Monate später gab Lindau im Berliner Theater ‚Alt-Heidelberg', die Dramatisierung dieses Romanes, die natürlich längst fertig und angenommen war.)

Ludwig Ganghofer habe ich dann später, nach einer längeren Pause, öfters wiedergesehen, in München oder in den Bergen, einmal bei einem wundervollen Festausflug des Schriftstellertages nach dem Starnberger See. Damals war er längst glücklicher Gatte und Familienvater, das Ideal eines deutschen Dichters auch im Äußeren, mit seinem Germanenbart und seiner stattlichen, männlichen Erscheinung. Ja — so mußte der Mann aussehen, der diese Bauern, altdeutschen Mönche und Ritter geschaffen und diese Berge geschildert, in denen er so gerne und oft als Jäger und Tourist weilte. (Er hatte ein reizendes Jagdhaus bei Seefeld an der Scharnitz, unweit der Tiroler Grenze.) Jeder, der ihm nahe trat, mußte ihn lieben. Daß dies Urbild deutscher Eichenkraft so früh ins Grab sank, bald nach dem Kriege, an dem er mahnend und schildernd den innigsten Anteil genommen, man faßt es nicht. — Beiden Dichtern hatte sich der Lorbeer des Erfolges früh und reich aufs Haupt gesenkt, beide waren sie vor dem Kriege Lieblinge ihrer Nation. Kein Dichter kann mehr verlangen.

Natürlich verkehrte ich zu jener Zeit auch in anderen Lokalen mit denen vom „Bau", wozu wir manchmal auch Maler, Musiker und Presseleute zählten. Aber es waren keine eigentlichen Stammtische, mehr gelegentliche Verabredungen. Eine Zeitlang kam ich, bald nach der Gründung des „Deutschen Theaters", des öfteren mit Josef Kainz und seinem damaligen Freunde Otto Sommerstorff zusammen. Kainz war noch unvermählt (später habe ich seine beiden Frauen kennen gelernt). Auch im Leben sehr interessant, etwas sprunghaft, aber anregend, witzig und durchaus natürlich — bis auf den kleinen Schuß Komödianterie, den jeder Schauspieler (oder sagen wir: jeder Künstler oder überhaupt jeder ungewöhnliche Mensch) in sich hat. Zuweilen melancholisch, zuweilen lustig — wechselnd wie sein Spiel —, im Grunde ruhelos, eine Art Faustnatur, die alles umfassen wollte. Er strebte nach Bildung, Wissen und Ruhm und auch nach allen weltlichen Genüssen. „Zwei Seelen wohnten, ach, in seiner Brust." Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen ganz jung zur Bühne gegangen, eignete er sich im Laufe der Zeit — er wurde der deutschen Schaubühne viel zu früh entrissen — ein reiches Wissen in artibus und der Literatur an. Als Mensch vornehm und uneigennützig, war er ein ebenso guter Sohn (man lese die Briefe an die Mutter) wie Gatte und Vater, trotzdem er nur der jugendliche Stiefvater der nicht sehr viel jüngeren Kinder Sara Hutzlers, seiner ersten Frau, gewesen. In manchen Dingen war er wie ein Kind, wie das Genies — denn das war er — oft so an sich haben, leicht zu lenken, wenn man den Schlüssel dazu fand, leicht zu betrügen (und er ist oft getäuscht worden). Von seinen späteren Wiener Hofburg-Tagen, als ich dann nicht mehr mit ihm zusammenkam, hat man mir Ergötzliches erzählt, wie er mit dem Gelde umging, das er durch große Gage und viele Gastspiele verdiente. Es lag in allen Kästen frei umher — jeder konnte zugreifen. Zu meiner Zeit war das alles noch im statu nascendi — aber als Schauspieler, sagen wir, als jugendlicher Held, war er schon in jenen jungen Jahren eigentlich vollendet. Spätere Jahre reiften ihn nur in der Charakteristik, in der Entäußerung seiner eigentlichen Persönlichkeit. Er hat in seinen letzten, also noch mittleren Lebensjahren, prachtvolle Charaktertypen geschaffen.

Damals, als wir in einem Kaffeehaus in der Nähe des Deutschen Theaters zusammenkamen (anfangs der Achtziger), war er noch ganz Flamme und Jugend — trotzdem er schon die Meininger Schule und die Freundschaft mit König Ludwig II. von Bayern hinter sich hatte. Wer ihn damals gesehen —

Digitized by Google

später spielte er nicht immer gleichmäßig — wird ihn nicht vergessen. Sein Ferdinand („Kabale und Liebe"), sein Carlos waren die ersten Rollen des neuen „Deutschen Theaters", das damals das erstarrte Schauspielhaus an die Wand drückte. Der Adel seiner Bewegungen, sein Gehen, Sitzen, Stehen war von einer Federkraft, Geschmeidigkeit, Grazie und inneren Schönheit durchleuchtet, wie bei keinem Darsteller nach und vor ihm: das Ideal eines vornehmen Jünglings! Salvini und Albert Niemann, denen auch zuzuschauen, wenn sie nicht sprachen, ein Genuß war — Fachausdruck: Mimik und Plastik —, sie waren Riesen — sie konnten nur den Adel des reifen Mannes darstellen. Höchstens könnte man ihm darin den Tänzer Nijinski vom berühmten russischen Ballett aus Petersburg vergleichen. — Und dann diese Stimme — diese einzige Stimme! Und wie er sie zu behandeln verstand! Es hat wohl noch nie einen Menschen gegeben, der so schnell, so viel Worte in solchem Tempo, mit solchem Feuer, solcher Steigerung sprechen konnte, ohne daß eine einzige Silbe verloren ging. Das war nicht bloß psychisch zu erklären, sondern hatte auch körperliche Ursachen. Er hatte eine besonders schmal gebaute Zunge; auch Kehlkopf und Gaumen mußten von besonderer Bildung sein — sonst wäre dies Phänomen, das man nur atemlos anstaunen konnte, nicht möglich gewesen. So viel ich weiß, soll er noch vor seinem Tode in einen Phonographen hineingesprochen haben. Ist dies wahr, so sollten alle Schauspielschulen dies ihren Schülern vorführen, zur Nacheiferung, denn nachahmen läßt sich so etwas nicht. Wie bei Mozart, Schubert, Schiller hat diese Flamme allzufrüh ihren Docht verzehrt.

Ich rücke den Zeiger meines Daseins um gute zehn Jahre weiter. Hinter mir lagen Studien- und Wanderjahre, die Schauspielerei und die Redaktionszeit in Wiesbaden. (Wie ich dort als Kritiker, der sich mißliebig gemacht hatte, durch ministerielles Dekret aus dem Hoftheater ausgewiesen wurde und vom Gerichtsvollzieher wieder eingeführt, erzähle ich vielleicht ein andermal. Es war höchst ulkig.) Die ersten Erfolge hatten sich eingestellt, ich hatte auch schon den häuslichen Herd begründet — da pflegt in der Großstadt der Stammtisch in den Hintergrund zu treten. Und so kann ich denn von dem bekannten Literatur- und Pressetisch des Kaffee „Kaiserhof" (das sich ja viele Jahre vor Bauer zu seinen Vätern versammelte) nur als flüchtiger Gast berichten. Er soll einst sehr interessant gewesen sein. Lag's an mir oder hatte er seine Blütezeit (wie jeder Organismus hat sie auch ein Stammtisch) bereits überschritten, ich wurde nicht recht warm dort. Auch war's mehr ein politischer Pressealsein Literaturtisch, dessen Mittelpunkt der dicke Stein war, der bekannte langjährige Berliner Vertreter und Büroleiter der „Frankfurter Zeitung". (Auch tot!) Ein netter und kluger Mensch; aber es wollten sich keine rechten Beziehungen anknüpfen. Wirklich interessiert hat mich dort nur ein Mensch als Vereinigung ganz heterogener Gaben, die doch meist die Wesensart beeinflussen. Er hieß Harmonist, war Tänzer am Königlichen Opernhaus (nicht einmal Solist, glaube ich), Jude, glänzender Schachspieler, bis an die anerkannte Meisterschaft, und daneben ein wohl selbstgebildeter Mensch von scharfem Urteil, denn sonst wäre er hier nicht geduldet worden. Zum Tänzer hatten ihn wahrscheinlich die Eltern gemacht, die das Kind in die Opernschule gaben. Vielleicht ist er an diesen inneren Widersprüchen und unbefriedigten Wünschen früh zugrunde gegangen; vielleicht war nur der schwache Körper für den Hauptberuf nicht widerstandsfähig genug.

Ich möchte nun noch von zwei literarischen — Stammtische kann man sie wohl kaum nennen — also sagen wir, literarischen Zentren, erzählen, in denen ich eine Anzahl interessanter Menschen kennen lernte, was mich stets am meisten interessiert hat. Das, was dort vorgetragen wurde, war mir ziemlich gleichgültig. Ich bin allen Literatur-Vereinigungen gegenüber skeptisch, soweit sie nicht rein äußerliche Berufsfragen materieller Art umfassen. Und hier machte sich auch ziemlich viel Dilettantismus breit. Es war eine Gruppe von jüngeren Autoren und literarisch Interessierten, natürlich ganz modern Gerichteten (die Mode von damals). Ich glaube, sie nannten sich die „Kommenden". (Der Name kann aber auch anders gelautet haben.)

Der Maler und Schriftsteller Hermann Katsch führte mich ein — Jakobowski, auch ein früh Verstorbener, war ihr Gründer und Haupt. Nur einer, den ich dort kennen lernte, hat später viel von sich reden gemacht, und das war Dr. Rudolf Steiner, der Theosoph. Damals suchte er noch eifrig nach einem Wirkungskreis für sein reiches Wissen, seine unzweifelhafte Begabung und seine vielleicht noch stärkere Willenskraft. Etwas Problematisches haftete diesem eigenartigen Manne schon damals an, der einem engeren Kreise in dem Riesenatelier Katschs (im Sehringhaus neben dem Theater des Westens) einige Vorträge hielt. Ich weiß heute nicht einmal mehr, worüber. Doch streiften sie wohl hauptsächlich religionsgeschichtliche und religionsphilosophische Themen. Denn einer kleinen Diskussion nach einer solchen Vorlesung, ganz privat zwischen ihm und mir, entsinne ich mich noch, schon weil sie ein Thema behandelte, über das ich manches gelesen und viel nachgedacht, und das damals (man denke an Drews' Schriften und an des Propstes Freiherrn v. Sodens Erwiderung) vielbesprochen wurde: ist Christus eine geschichtliche Persönlichkeit? Ein Thema, das für Kirchengläubige ein Sakrileg und überhaupt nicht diskutabel, von uns natürlich rein geschichtlich und kritisch erörtert wurde.

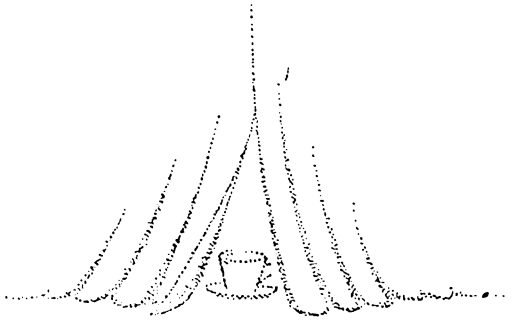
Rudolf Steiner hat jedenfalls für seinen

Digitized by Google

energischen Willens- und Tätigkeitsdrang — damals lebte er ziemlich armselig von einigen Unterrichtsstunden und seiner Feder — den gewünschten Wirkungskreis gewonnen und wohl auch manches Gute gestiftet. In seiner Vereinigung von Mystizismus und praktischem Geschäftssinn erinnert er an gewisse amerikanische Persönlichkeiten.

Das andere literarische Zentrum war noch seltsamer. Die Brüder Julius und Heinrich Hart, diese feinen, edlen und bedeutenden Menschen, hatten in Schlachtensee in einer gemieteten oder zur Verfügung gestellten Villa „Die neue Gemeinschaft" gegründet, eine Poeten-Heimstätte, die ihren guten Herzen und ihrem werktätigen Sinn allein entstammte. Diese Unzertrennlichen — leider trennte der frühe Tod Heinrichs diesen Bund zu zeitig — hatten mit zwei lyrischen Bändchen („Sansara" und „Nirwana") erfolgreich debütiert und sich dann, neben einigen dramatischen und novellistischen Arbeiten, in den Gefilden der Kritik angesiedelt, deren modernste Bannerträger sie damals neben Alberti, Bleibtreu u. a. bildeten. Was für gute, liebe Kerle sie waren! Und woher sie nur das Geld dazu auftrieben? Die meisten von denen, die da in Schlachtensee hausten und verpflegt wurden, werden wohl nicht gar viel bezahlt haben. Mich interessierte hauptsächlich Peter Hille, der Ur-Bohémien, das größte, harmloseste und herzensreinste Kind, das ich je gesehen. Ein Mann, zum Gelderwerb ganz ungeeignet, der so gar nicht in diese Industrie- und Handelswelt des neuen Berlin paßte. Seine Manuskripte bewahrte er, meist in Dachkammern hausend, in einem großen Sack auf, der ihn auf seinen Irrfahrten und Wanderschaften begleitete, gelegentlich auch Befreundeten anvertraut wurde. Hatte er kein Papier, so schrieb er auf abgerissene Briefbogenhälften, auf Rückseiten von Speisekarten oder Kuverts, oft kreuz und quer, wenn's nicht reichte. Gehetzt und gejagt, wenn sich nicht Anhänger und Freunde seiner annahmen, war er endlich in der „Neuen Gemeinschaft" untergekrochen. Ich hatte ihn schon vorher irgendwo irgendwann kennengelernt, in Gesellschaft Elsa Laske-Schülers und anderer Anhänger — lauter echte Bohémiens im Gegensatz zu so vielen unechten, die sich mit langen Mähnen im alten „Kaffee des Westens" breitmachten. Die Mähne hatte Peter Hille auch und dazu einen Prophetenbart; aber bei ihm war es urecht. Damals las er aus einem Manuskript vor, das nie stimmen wollte und Lücken hatte, so daß er sich immer verhedderte — ein Drama, in dem Shakespeare vorkam, so viel ich mich erinnere. Und dann tranken wir (es war in einem italienischen Lokal) roten Barolo und waren vergnügt mit diesem weisen Kinde, das so tragisch endete. Vermutlich durch einen Unglücksfall — man fand ihn eines Morgens tot — ich glaube, auf dem Bahnsteig in Schlachtensee. Einige Wochen vorher hatte ich ihn noch draußen angetroffen. Es war ein dunkelnder Frühlingsabend, und ich plauderte mit Julius Hart. Da sahen und hörten wir im Nebenzimmer Streichhölzer aufflammen und verlöschen, wohl zehn-, zwölfmal. Es war Peter Hille, der ein Manuskript in der Hand und ganz vergessen hatte, daß man auch das elektrische Licht anknipsen könne, um zu lesen, was dann Julius Hart für ihn tat.

Die Laske-Schüler hat ein „Peter Hille-Buch" geschrieben und andere seiner Freunde haben eine kleine Auswahl seiner Schriften (vieles war wohl verloren gegangen) herausgegeben. Wie ein Ton aus der Elfenwelt klingt es manchmal in diesen fragmentarischen Arbeiten, so daß man hoch aufhorcht. Manchmal spricht ein großer und weiser Dichter. Aber es sind nur Momente. Es fehlt das ordnende und verbindende Element, der kritische, architektonische Kunstverstand, der sichtet und aufbaut. In der Lyrik ist ihm natürlich das Beste geglückt, was er zu sagen hatte. Wer weiß: einige Hirnwindungen mehr oder anders in diesem Haupte — und wir hätten einen ganz großen Poeten in ihm gehabt! Doch die Natur ist sparsam mit den Genies. Es hat auch früher schon Menschen seiner Art gegeben — man denke an Otto Belmann, den großen schwedischen Volkslyriker, der aber sinnlicher und liederlicher war. Einen so reinen Menschen, der im Schmutz noch Edelstein blieb, wohl kaum. In unserer heutigen Zeit wäre er unmöglich — sie würde ihn bald zermalmen.



Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Vierzehn Versbücher: Otto Buchmann: Ich trage meine Minne (Leipzig 1924) — Rudolf Leonhard: Die Insel (Berlin 1923) — Friedrich Schnack: Vogel Zeitvorbei (Hellerau) — L. E. Reindl: Landschaften (Pasing) — Ernst Thrasolt: Gottlieder eines Gläubigen (Leipzig) — Alfons Petzold: Gesicht in den Wolken (Wien 1923) — Charlotte Ball: Abendgang (Berlin) — Fridolin Hofer: Neue Gedichte (Hochdorf 1924) — Max Bittrich: Der Sünder (Wolfach in Baden 1923) — Bruno Kremling: Mit roten Rosen (Leipzig) — Karl Demmel: Verse in Moll (Greifswald) — Franz Friedrich Kestner: Herzland (Erfurt)

Die Zahl der tönenden Lyren hat sich seit Jahresfrist erstaunlich vermehrt; behenden Schreibfingern mag es überlassen bleiben, auch hier einen ursächlichen Zusammenhang mit der Besserung unserer Währung herauszutüfteln — beiseite gesagt: ein nicht vielversprechendes Unterfangen, da die meisten der vorliegenden Gedichte schon vor dem Steigen der Mark gedruckt, zum mindesten aber geschrieben sind ... Unter den vielen Saiteninstrumenten, die da gerührt werden, wüßte ich freilich keines, das, wie Höltys kleine Harfe im Abendrot von selbst zu klingen begänne, so daß „die Kinder, herbeigelockt vom Kirchhof" es hören und sehen „wie die Kränze beben".

Nein, sie lassen die Kindlein nicht zu sich kommen, die heutigen Lyriker, dazu fehlt ihnen, weil unserer Zeit, die märchenstille Schlichtheit, die Einfalt des Volksliedes. Gleichwohl ist die Zahl der Hörer, die sich vom Tönen einer Lyra noch locken lassen, nicht so gering, daß unsere Dichter verzagen müßten. Da weist ein schmales Bändchen Gedichte Ich trage meine Minne von Otto Buchmann die erstaunliche Auflagenziffer „51.—70. Tausend" auf. Vergebens sucht man in dem Bändchen nach einer ausreichenden Erklärung für diese Anziehungskraft. Gewiß ist Otto Buchmann als Dichter wert, gehört zu werden. Sein poetisches Empfinden klingt echt, besonders anmutend wirkt seine reine Frauenverehrung, die ihn wie den unsteten Heinrich von Meißen des Ehrentitels „Frauenlob" würdig machen könnte. Buchmann spricht sehr viel von den Händen seiner lieben Frau (wohl in der Hälfte aller Gedichte), aber er weiß sich auch in ihre Seele hineinzuträumen:

Du spielst nicht mehr; jäh sinkt der Bogen
Und deine weißen Hände hängen laß hernieder,
Der Töne flücht'ge Schönheit hat gelogen,
Das was du spieltest, kehrt ja niemals wieder.

Du spielst nicht mehr; und deine Augen irren
Angstvoll und groß in herbstverstürmte Weiten,
Als sähest du durch Nacht und Sternesklirren
Die Seligkeiten deiner Jugend schreiten.

Es sind glatte, flüssige Verse eines kultivierten Poeten, der viele Klänge im Ohr hat, die er in einem nicht großen Bereich geschickt verwendet; Buchmann weiß Stimmungen anzuschlagen, bleibt aber im ganzen etwas eintönig. Eigene dichterische Anschauung, ein persönliches Verhältnis zur Natur vermißt man; falsche Naturbeobachtung spricht z. B. aus dem Verse eines Nachtliedes: „Es rauschen leiser alle Quellen." Umgekehrt wäre es richtig. Wenn Buchmann das nicht aus eigener Beobachtung weiß, so könnte er es aus dem Wort des Zarathustra bei Nietzsche wissen: „Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen."

Anders Rudolf Leonhard. Sein Gedichtbuch Die Insel ist eine persönliche Auseinandersetzung mit der Natur, ist neues Schauen, Wiedergeburt durch Meer und Süden, Gesundung in bräunender Sonne. Müde des Nordens und der Kämpfe, enttäuscht und innerlich zerrieben ist er der Großstadt entflohen und landet „in der Heimat: der Erde". Mit kräftigem Auftakt ermuntert er sich selber zu neuem Leben:

Steh auf und schlage deine Welt in Scherben!
Brich auf und wirf dich täglich neu ins Meer.
Dir ist gegeben, jeden Tag zu sterben —
Dich trägt die Erde und dich hebt das Meer,
Du hebst dich zu den Sternen über Schären.

Daß Leonhard die Schären ans Mittelmeer verlegt, wollen wir als „dichterische Lizenz" gelten lassen, es geschieht — die nachfolgenden Zeilen erklären — um des Reimes willen, womit sich ja schon das Morgensternsche Wiesel entschuldigte, wenn es sich just auf einen Kiesel setzte. Scherz beiseite: der innere Genesungsprozeß, den der Dichter im Süden durchmacht — damals noch ohne den Segen der veränderten Valuta — teilt sich dem Leser mit, wohltuend und befreiend:

Das Meer ist ruhig. Beug' dich über Bord
Und sieh am Kiel den klaren Wasserlauf
Die letzte Menschenstimme ist im Licht verdorrt,
Nur noch die beiden Ruder sprechen leise fort,
Manchmal springt dein Gesicht im blauen Wasser auf.

Laß deine Hand im lauen Wasser schleifen.
Sieh diesen grellen Tag für dich erschaffen,
Und sieh den Himmel über Meere reifen.

Du mußt mit Hand und Blut das Land erfassen;
Dein Auge darf sich in das Licht vergaffen,
Es hält dich schon; du brauchst nicht zu begreifen;
Du brauchst dich nur dem Blau zu überlassen
Des Meers. Blau schwillt es deinem Himmel zu.
Blau stürzt es dir zurück. Steh, überstrahlter du!

Digitized by Google

Hart ist freilich noch das Ringen mit dem alten Adam, mit dem skeptischen Hypochonder, den Nachwehen nordeuropäischen Wintergeistes: „Bald droht die böse Stunde mit dem Bangen, die eingesargten Geister werden laut in meiner Brust“ — aber trotzig ruft er: „Ich lasse mich nicht fangen. Ich bin mit Meer gepanzert und mit Wind, bin sonnenvoll, felshart und schicksalsblind.“

Keine Frage: auch eine dichterische Verjüngung erlebt Leonhard hier. Seine Sprache ist frisch und jung wie das Meer, sie springt leuchtend und gischtgekrönt, mitunter in übermütigem Reimgeplänkel („Abends auf der Piazza“) sich kräuselnd, dann wieder still und groß zum Himmel schauend („Anrufung des Meeres“). Hier fühlt man ein unmittelbares Empfangen, keine nachträgliche Sammlung vergangener Eindrücke am Schreibtisch, kein Addieren zusammenhangloser Bilder, wie bei dem sehr begabten Friedrich Schnack in seinem gehaltvollen Gedichtbuch Vogel Zeitvorbei, wenn er etwa „singt“:

Aus alten Mooskrügen rinnt Met,
Auf Vaters Brust duftet die wilde Ranke.
Aus loderndem Eichenschranke
Holen wir Honig, der tausend Sommer steht.

Unter Wurzeln und Stein
Rinnen die Quellen der Weisheit verschollen,
Schlummern die Samenknollen.
Lilien stäuben uns ein.

Wie mühsam und teilweise auch sinnwidrig ist hier alles zusammengequält! Ursprüngliche Lyrik sucht sich aus dem wirren, öden Chaos in den belebten und geordneten Kosmos hinüberzuretten, sucht die Wirrnis des Lebens zum Einklang seines Inneren zu bringen —: hier wird das Bild einer Erscheinung in Stückwerk zerlegt, zum Wirrsal gemacht. Gerade weil Friedrich Schnack zu unsern fähigen Dichtern gehört, groß in der Vision und Bildkraft, tief im märchenhaften Anschauen der Dinge, muß ihm gesagt werden, daß er sich auf absteigender Linie befindet, die zur Erstarrung in Manier führt. Es ist höchste Zeit für ihn, daß er einmal die Feder für ein Jahr oder länger hinlegt und nach innerer Erneuerung, nach jungem Erlebnis, nach Sammlung auf höherer Basis sucht, daß er vor allem auch seine steifgewordene Form verjüngt, sofern man noch an ihn glauben soll. Ist es noch Dichtung, wenn man ein Dutzend grundverschiedener Bilder in Zeilen ohne Zusammenhang untereinanderschreibt, wie hier:

Die Dörfer wachten sinnend auf, von Tau und Düften feucht, von Nebeln klar (?),
Die jungen Mägde wurden kühlen Wind gewahr
Und kämmten traurig und verträumt das Haar,
Als schwarze Vögel schlugen sonderbar.

Hier ging das Wild zum Quell, der hohen Alters war,
Und kannte nicht Geschrei und Horn, der Jagd Gefahr,
Der Hirt trieb durch Sommer seine Schar,
Der Harz der Wälder kochte unsichtbar.

Hier rollte Sonne feierlich im tiefen Kirchenjahr
Dem dunklen Volk, dem Mönch im friedlichen Talar.
Süß gor der Wein und schäumte in die Krüge klar
Bei Mond und Sternlegenden, zart und unfaßbar.

Hier endet das Gedicht. Warum? Fast jede andere Verszeile hätte ebensogut einen „Abschluß“ ergeben, oder sollte das Wort „unfaßbar“ von tieferer Bedeutung sein? Ebensogut hätte Schnack aber auch fortfahren können, noch ein Dutzend ähnliche Zeilen untereinanderzusetzen, es wäre ein leichtes gewesen, auf solche Krähenkrächzereien: Aar, Aktuar, Archivar, Inventar, sonderbar, bezweifelbar, Honorar, Formular und Bibliothekar je eine Zeile anzufertigen und sie untereinanderzureihen, um so den Anschein eines Gedichtes vorzutäuschen. Welch eine Lebensfülle in einem Buch, wo jede Zeile ihr eigenes Leben führt ... Aber sieht man näher zu, so ist es nicht einmal groß mit der Fülle der Gesichte, denn man merkt bald, daß Schnack über eine begrenzte Anzahl Lieblingswörter und Bilder verfügt, die wie in einem Karussell immer wieder an einem vorüberziehen.

Das ist bei Schnack kein Zeichen der Armut, sonder der Manier. Denn er ist reicher, als er sich gibt; auch hat alles an und in ihm Klang, Rhythmus und Melodie, wenn auch meist der besonderen Art, die Freiligraths alter Indianer einmal so kennzeichnet:

Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Man muß diesen jungen fränkischen Dichter lieben in Gedichten wie „Erbe“, „Kleine Legende“, „Ohnezeit“, „Traumzauber“ und „Landpfleger“. Immer ist eine gehobene Stimmung in ihm, mit sonntagfreudigem Auge sieht er in die Welt. Aber dies Auge kennt trotzdem das eigentliche Schauen des sinnenden Betrachters kaum noch, es hat die Unruhe des Schmetterlingjägers, des Botanikers, die nach Funden, nach Beute suchen. Er — sammelt dichterische Eindrücke mit dem Eifer und Fleiß eines Liebhabers und, wie der Botaniker in sein Herbarium, preßt er sie nebeneinander in seine Gedichtbücher, oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, er spießt seine dichterischen Visionen einzeln auf Stecknadeln und ordnet sie im Sammelkasten eines „Gedichtes“, wie hier:

Wildfremde Auen lagen verzaubert im Schein ihrer Blicke,
Staubtiefe Straßen, wo glühend der Sommerwind stob,
Einsame Schenken im Wald und freudige Freundesgeschicke.
Schmelzende Nächte, in denen ein mythischer Mond sich erhob.

Schon ein guter Prosaschriftsteller würde es vermeiden, in vier Zeilen so viele Hauptwörter ohne wesentliche Zeitwörter, ohne verbindende Tätigkeit nebeneinanderzustellen, hüten aber würde er sich, jedes Hauptwort auch noch mit einem langgereckten Beiwort zu belasten. Das soll Lyrik sein? Man höre zum Vergleich:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Kein einziges Adjektiv und doch ein anschauliches Bild voll Duft und Schimmer, beglük-

Digitized by Google

Kämpfende Faune. Gemälde von Franz von Stuck. München, Neue Staatsgalerie
(Aus der eben in 4. Auflage erschienenen Künstlermonographie: Franz von Stuck. Von Otto Julius Bierbaum)

Digitized by Google

Digitized by Google

kend und vertraut. Mehr noch: lebendig wirkende Vorgänge von Bedeutung, die das Bild zugleich mit einem Neu-Werden erfüllen, kurz: das ist Dichtung.

Glücklicherweise gibt es, allen verirrten Eigenbrötlern zum Trotz, die da meinen, mit ihrer Geburt seien Vernunft und Kultur erst in die Welt gekommen, noch Dichter der Gegenwart, die ohne einen Rucksack von Beiwörtern — diesem geschmacklosesten Notbehelf in der Schriftsprache — auskommen; so singt Ludwig Emanuel Reindl in seinen Landschaften:

In werdenden Morgen gehüllt,
Ruhet das Tal, und in Blumen
Wirken der Tau der Nacht
Neue Blüte.
Von den Felsen hernieder,
Langsam verfallend,
Sanken der Nebel unendliche Tränen.
Voller Erwartung lauscht
Hin nach dem Osten das Land.
Und hoch,
Schöner vom Morgen berührt,
Kreiset ein Adler.
Lichter Bote vom Aufgang her,
Vogel versunkener Götter der Erde!
Heiligen Lichtes
Goldener Weg
Quillt über Bergen herauf!
Täglich zu sehen ist dies.
Aber deutlicher nie
Und tiefer,
Als nach durchlittener Nacht,
Wenn von drängenden Tränen
Dunkel das Auge erscheint.
Aber darinnen
Glühen unendliche Sterne
Erschütternd zu einer Welt.

Es sind mancherlei Anklänge an Klopstock, Nietzsche, Hölderlin und andere Dichter andächtigen Schauens in dem kleinen Büchlein zu spüren, aber immer fühlt man des Dichters eigene Art, seine schlichte, empfängliche Seele, die ihre Größe darin zeigt, daß sie zu verehren und Schönes aufzunehmen vermag. Wenn das Abendrot über atmendem See niederglüht, ist seine Stunde gekommen, da fühlt er das Heimweh, das in den Tiefen des Wassers ruht, hört fern ländliche Glocken läuten und nimmt heiligen Abschied vom Licht, das „glückselige Sehnsucht hinabblutet". Und er schaut der Nacht entgegen, die sternenruhig über den Ufern langsam heraufkommt.

Diese andächtige Verehrung leitet hinüber zu den Gottsuchern, deren die Lyrik heute mehr aufweist, als jemals vorher in den letzten Jahrzehnten. Ein Zeichen der Zeit. Aus den trüben Wirrsalen der Wirklichkeit, aus der drückenden Enge des Alltags drängt es den Menschen nach Trost und Erweiterung des Seins im Metaphysischen; heißer als in guten Tagen ist, dafür sorgt schon die Selbsthilfe der Natur, die Sehnsucht nach Gott. Einer der inbrünstigsten Vermittler dieser Sehnsucht ist Ernst Thrasolt. In seinen Gottliedern eines Gläubigen ruft er allen Suchenden und Verzagenden zu: „Kommt, kommt und glaubt!" Zu Anfang freilich steht auch er noch fragend vor dem Gottesrätsel:

Gott, bist du, bist du nicht?
Bist du,
Was läßt du mich seit meinen Knabentagen
Tag und Nacht nach dir nur fragen,
Suchen, schreien, weinen? ...

Aber schon beginnt er zu ringen, in Schmerz, Verzweiflung und Hoffnung kommt er zu einem Ahnen des Gottesfriedens:

Gott, in dir sein, in dir untergehn
Und leben und sterben und auferstehn,
Immer nach deiner Stirne sehn,
In dir atmen und ruhn in dir allein
Und lächeln und schimmern in deinem Schein:
O Gott, das muß der Himmel sein!

Endlich erkennt er in ihm „das ewige Land, den Sternhimmel. Die leise Hand, den Mutterschoß, das Herz, die Quelle", kurzum —: „Du bist die ganze Welt und alle ihre Dinge". Von diesem pantheistischen (nicht einseitig gemeinten) Standort aus will er Gott anbeten, nicht mehr in düsterem Schmerz und Bußgewand, sondern als froher Erdenmensch: „O Herr, ich will dir dienen mit frohen, hellen Sommermienen" („Dein Reich"). Er ist gewiß seiner „Heimkehr" und spricht beseligt „Amen!"

Die Gedichte, noch nicht vollendet in der Form, erheben sich zu innigster Weihe. Ein Priester und Apostel unserer Zeit ruft hier wie eine Sonntagsglocke und weist den rauhen, steilen Weg, der zur Offenbarung und Läuterung in Gott führt. Er hält sich an kein Dogma, er folgt keiner philosophischen Weltauslegung, sein Gott ist ihm persönliches Erlebnis. Und das gibt diesem Weiser, gerade in unserer Zeit, seine tiefere Bedeutung. Denn Gott will nicht geglaubt, er will in schwerstem Ringen gefühlt und erfaßt sein.

Auf der Suche nach Gott war auch Alfons Petzold, der österreichische Arbeiterdichter, in seinen letzten Jahren. Gesicht in den Wolken heißt bezeichnend der wohl erst nach seinem Tode erschienene lyrische Abschiedsgruß dieses Frühgeschiedenen und von ihm selber gelten nun die Schlußworte dieses Buches, die an die Toten gerichtet sind:

Euch reißt nicht mehr Sehnsucht
Die Blicke schmerzhaft empor.
Denn eure Füße berühren
Die Fliesen der Ewigkeit.

Schade um diesen Dichter, den ein eigenes Schauen, ein ernstes dichterisches Pfadsuchen zu höherer Vollendung berufen hatten. Seine besten Jahre mußte er in der Arbeit um das tägliche Brot, mußte er um das Erringen der nötigen Bildung und endlich in der Abwehr gegen die plötzlich berückenden und bedrückenden Vorbilder, als ihm das Reich der Dichtung und Kunst erschlossen war, opfern. In diesem letzten Buch atmet er aber völlig frei; und reiner, voller, beschwingter als je strömt es von seinen Lippen, wenn er nach Gott, nach Versöhnung auf Erden ruft, oder nach dem Lotsen —:

Lotse der Menschheit unserer Zeit,
Wann wirst du kommen
Mit deinem von Fahnen der Freude

Digitized by Google

Fröhlich überwimpelten Boot?
— — — — — — — — — — — —
Lotse der Menschheit unserer Zeit,
Woher du auch kommen wirst,
Wie du auch aussehn magst,
Erscheine! Erscheine!
Völker in Sturmnot warten auf dich!

In rastlosem Ringen nach erweitertem Weltblick hat sich der einstige Revolutionär auf höhere Warte emporgekämpft, als auf die Zinne der Partei, er singt:

O Volk, du Masse,
All deine vergangenen Nächte und Tage,
Da du Not littest, erduldetest schmachvolle Pein,
Vergiß sie, o Volk, und lasse
Sie hier auf Erden nimmer gewesen sein.

O Volk, du Masse,
Recke dich auf und fasse
Den Hammer, nicht zu vernichtendem Schlage
Auf irgendeines armseligen Menschen Gebein,
Sondern er möge fallen
In deinen Stuben und Hallen
Mächtig auf deinen Stahl, dein Holz und Gestein.

Eine jedenfalls überraschende Wendung. Vielleicht rüstete sich Petzold innerlich gerade zu einer neuen Prophetie, als ihm das Schicksal den Sängermund schloß.

Wie leicht nimmt sich neben einem solchen Kämpfer die Poesie einer Charlotte Ball aus, obwohl sie gewiß nicht verdient, oberflächlich genannt zu werden. In ihrem inhaltreichen Gedichtband Abendgang haben mir am ungestörtesten Freude gemacht: „Phantasie am Strande", „Wir wurden müde", „Der alte Gott", „Die Ebene":

Und leise sprach der Gartenwind zum Baum:
Du weißt es, dunkler Freund, vom Sonnenschein, —
Dies Land, so voll von Sehnsucht, voll von Traum,
Dies Land, so voll von Gott, muß Deutschland sein.

Auch „Die Kette", „Der Nacht zu eigen", „Du weites, liebes Land", „Verse" gehören hierher. Aber es fehlt dieser Poetin an Selbstkritik. Manches mutet gesucht an („Die Schatten fielen tiefer", „Das Herz des Sommers"). Häufiger stört Reimzwang, so wenn auf „gegrübelt" dem Gleichklang zuliebe „in die kleinste Form gekübelt" hingeschrieben wird, oder auf „erbte" hemmungslos gereimt wird „vom Glücke bunt Umschärpte". Am schrecklichsten wirken diese herbeigequälten Reime in der „Herbstphantasie". Aber auch „Sonntag" bietet in dieser Hinsicht einiges:

Der taugeborne junge Tag, achaten
Vom sommerlichen Himmel überwölbt,
Erharrt gemach das Reifen seiner Saaten:
Hoch steht das Gras, und das Getreide gelbt...

Charlotte Ball verfügt sonst über eine so sichere Technik, daß sie diese Störungen bei ein wenig Feilfleiß leicht beseitigen könnte. Der Genuß an ihren, durch den festgehaltenen Ton einer leichten Resignation und Friedensseligkeit (zumal bei dunklen Nachtstimmen) anmutenden und klingenden Gedichten würde dann größer sein.

Gerne verweilt man auch ein Stündchen bei den Neuen Gedichten, die Fridolin Hofer bietet. Anspruchslos, ohne bemerkenswert weite Horizontlinien, aber warm und ungesucht in der Empfindung und mit einer ursprünglichen Gabe des Schauens. So, wenn es im „Wiegenlied" von den kleinen „Tagsängern" heißt:

Die haben ihr Bettlein hoch oben im Baum,
Da schlafen sie schaukelnd und rühren sich kaum.

Und bei dem Wind, der allein wach ist, Hänschen beruhigt wird:

Nein, Hänschen, nicht weinen, sei still, sei still!
Der Wind mag warten, solang er will,
Wir lassen ihn nicht herein.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein.

„Glühendes Scheit", „Südliche Straßen", „Weihnacht" leuchten mit dem matten Glanz kleiner Perlen in dem Büchlein auf; kaum zu Perlmutter reicht's aber in „Jugend" und „Drossel im Winter". Seite 27 scheint die vierte Zeile von oben „verhoben" zu sein, jedenfalls bedürfen die Worte hier einer Umstellung.

Der Raum wird knapp — drängen wir zusammen. Sehr männlich wirkt nach diesen weichen Tönen Max Bittrichs Gedichtbuch Der Sünder. Es ist eine Art Biographie, zusammengesetzt aus lyrischen Einzelstücken, in denen Bittrich die Hauptwendepunkte seines stark bewegten Lebens gestaltet. Träumerische Kindheit am Bodensee, Totschlag aus Eifersucht, Flucht in die Schweiz, Vagabundenleben, Fremdenlegion — hier erfreuen einprägsame Schilderungen aus Afrika, so „Am Tschadsee" — nach fünf Jahren Fahnenflucht, Rückkehr in die Heimat, Amnestie, die geistige Not der deutschen Gegenwart. Das sind in dem hervorragend ausgestatteten Buch (Els-Druck) die Hauptetappen dieses Dichterschicksals. Die expressionistischen Zerrbilder freilich, die das kostbare Papier „schmücken", sind nichts weniger als lyrisch.

Um so mehr der Buchschmuck von der Hand Alfred Pirtherts, der den Sonettenkranz Mit roten Rosen von Bruno Kremling sinnvoll umrahmt. Ein apartes Büchlein. Die Kunst des Dichters, von einem Sonett zum anderen wie mit goldener Kette hinüberzuleiten, ist sehr fein; der Sang einer tiefen Liebe, von den Geistern zartromantischer Empfindung umgaukelt.

Durch sehr intime Naturschilderungen zeichnen sich die Verse in Moll von Karl Demmel aus. Der Abschnitt „Ewige Schönheit der Schöpfung" ist denn auch der wertvollste in dem kleinen Büchlein. Demmel muß ein guter Wandergesell sein, er schaut mit offenem, freudigem Auge in die Schöpfung und findet im Unscheinbaren das Typische, im Alltäglichen das ewige Wunder.

Mehr stammeln als singen hört man vorläufig noch aus dem Herzland Franz Friedrich Kestners. Immerhin sind Ansätze zu schöner, sinnbildlicher Betrachtung zu finden, etwa in „Seidenraupe":

Seele schreckt vor rauher Welt,
Spinnt sich ein in Gott,
Liebe, Seidennetz so fein,
Seelenwürmlein kriecht hinein
Und verträumt den Tod.

Digitized by Google

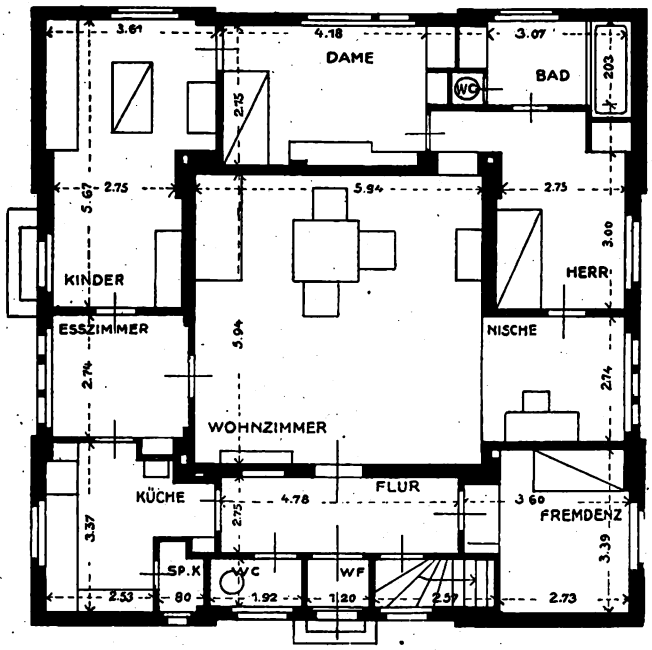
Illustrierte Rundschau

Das Einfamilienwohnhaus des Staatlichen Bauhauses. Von Georg Muche

Das Staatliche Bauhaus in Weimar errichtete für seine Ausstellung im Sommer 1923 ein Einfamilienwohnhaus, das in der Art und Weise seiner baulichen Durchführung und in der Aufteilung der Innenräume den Versuch darstellt, eine Grundform des zeitgemäßen Wohnhauses zu finden.

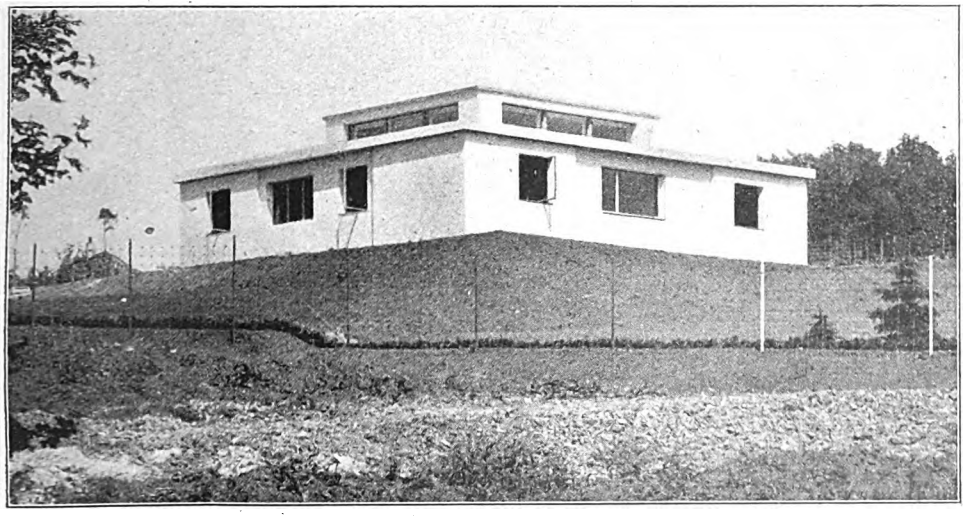
Der Wohnbau ist im gegenwärtigen Stand seiner Entwicklung ebensosehr eine wichtige Aufgabe für den Erfinder wie für den Architekten.

Gegenüber den außergewöhnlichen Fortschritten der zeitgemäßen Industrie und Technik ist die Bautechnik zurückgeblieben, besonders im Wohnungsbau, weniger bei technischen Bauten (Brücken, Fabrikgebäuden ꝛc.), also dort wo der Ingenieur der Erfinder und Erbauer ist. Der Architekt wird einerseits durch die Entwicklung der Baukunst und anderseits durch das Festhalten der Hausbewohner am Althergebrachten gehindert, die neuen technischen Erfindungen auch im Hausbau zu verwirklichen.



Der Wohnungsbau wird erst dort wirklich zeitgemäß, wo er sich damit befaßt, den Bewohnern Erleichterungen und Vereinfachungen in der Lebensführung zu verschaffen.

Der Architekt darf nicht an der gerade heute unbedingt zu lösenden Aufgabe der Vervollkommnung der Bewohnbarkeit des Wohnhauses vorübergehen. Es genügt keineswegs, dem Bewohner eine

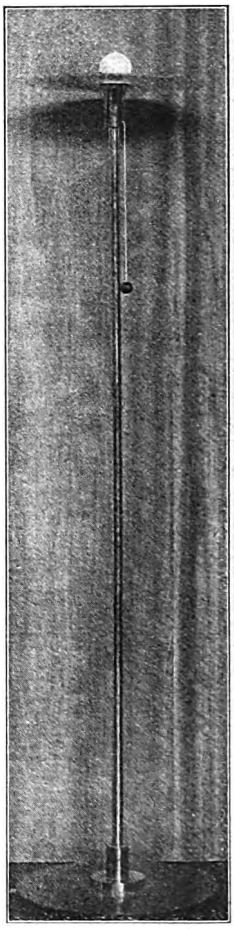


Das Ausstellungshaus (ein Einfamilienwohnhaus) des Staatlichen Bauhauses zu Weimar

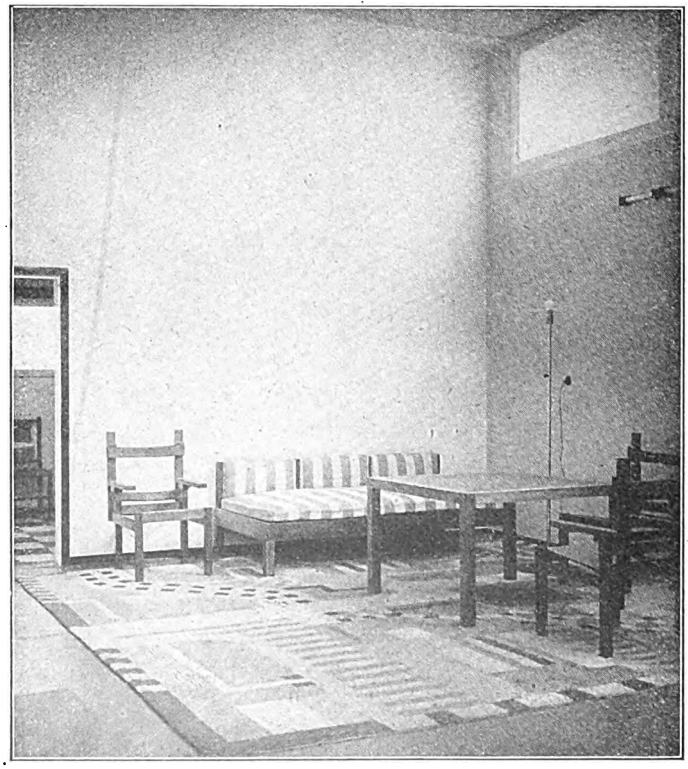
Digitized by Google

Anzahl kleinere oder größere Räume zu bieten, die mehr oder weniger gut für bestimmte Zwecke, also kochen, schlafen, baden, wohnen geeignet sind. Der Hausbau hat seinen selbstverständlichen Zweck des möglichst guten Schutzes vor Kälte, Wärme, Regen usw. über eine bloße Behaglichkeit der Innenräume hinaus zu erweitern in das allgemeine Ziel, die Lebensbedingungen der Bewohner zu vereinfachen und zu bereichern, und zwar durch immer zweckmäßigere Gliederung der Wohnung und durch immer größere Vervollkommnung der Einrichtungs- und Gebrauchsgegenstände, bei größtmöglicher Ausnutzung und Beschränkung des Raumes. Jeder zu große Raum erfordert dauernde Mehrarbeit der Bewohner. Je praktischer die Wohnung eingerichtet ist, desto mehr erspart sie den Bewohnern Arbeit und Zeit. Es kommt noch zu oft vor, daß die Arbeitskraft der Hausfrau zum größten Teil durch die unzweckmäßige Einrichtung der Wohnung und der Möbel fast vollständig aufgebraucht wird. Da die Ausgestaltung des Familienlebens für die Hausfrau keine nebensächliche, sondern im höchsten Sinne wichtige Aufgabe ist, so muß dafür Sorge getragen werden — und zwar schon vom Architekten — daß die Führung des Haushalts, besonders der Aufwand an mechanischer Arbeit mit möglichster Einfachheit, Schnelligkeit und Zweckmäßigkeit geschehen kann. Es gibt im Haushalt noch allzuviel unnötige Arbeiten, noch allzuviel unnötige Schritte, die durch kluge Voraussicht vermieden oder eingeschränkt werden können. Diese kleinen, durch stetige Wiederholung ermüdenden Arbeiten sind gerade die zeitraubenden.

Die äußere, also die eigentlich architektonische Form des hier geschilderten Hauses ergibt sich aus der Anordnung und räumlichen Ausgestaltung der Innenräume. Das künstlerisch architektonische Gestaltungsmittel ist die Proportion in allen Teilen, vor allem in der Gliederung der Fassaden durch eine symmetrische vertikale Teilung und eine unsymmetrische gesetzmäßige Gliederung durch die Maße und Tiefe der Fensteröffnungen. Bloße Schmuckformen wurden grundsätzlich in jedem Fall vermieden, aber es wurde versucht, durch die farbige, räumliche und proportionale Gliederung der Innenräume und Einzelteile (Möbel, Teppiche usw.) die Wohnlichkeit zu erzielen, die für eine Wohnung vorhanden sein muß.



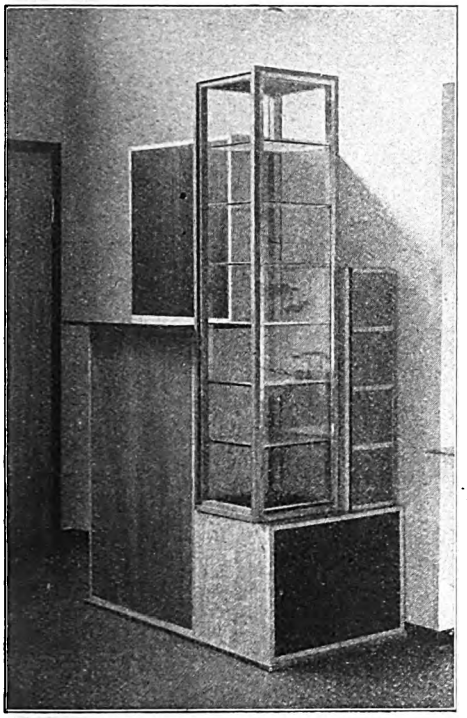
Stehlampe aus dem Wohnzimmer



Ecke aus dem Wohnzimmer

Bei diesem ersten Haus wurde absichtlich die einfachste und übersichtlichste Aufteilung des Grundrisses gewählt (überhöhter, zentraler, großer Wohnraum mit gleich-

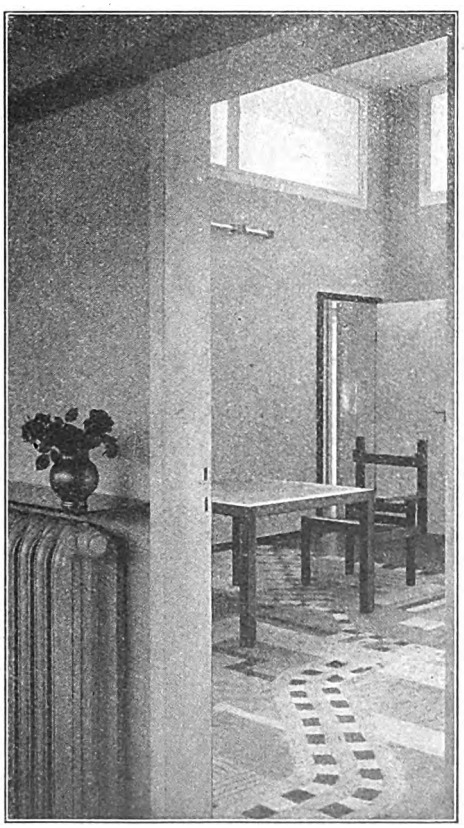
Digitized by Google



Schrank aus dem Wohnzimmer

mäßig darum liegenden kleineren niederen Nebenräumen). Diese Anordnung erweist sich als die praktischste und selbstverständlichste, weil dadurch eine Verkleinerung des Hauses und damit gleichzeitig seine Verbilligung sowohl im Bau, als auch in der Führung des Haushalts erreicht wird. Bautechnisch wurden Materialien und Methoden angewandt, die einerseits verbilligend und anderseits in ihren Bestrebungen fortschrittlich empfunden sind, so daß aus ihrer allgemeinen Anwendung und ihrer weiteren Vervollkommnung das Bauwesen aus seiner Gebundenheit befreit werden kann und dadurch schließlich etwas von seiner Schwerfälligkeit verliert. Die künstlichen Baustoffe wurden grundsätzlich bevorzugt, weil sie durch die bewußte Ausschaltung alles Zufälligen und durch immer größere Vervollkommnung schließlich zur höchstmöglichen Geeignetheit gebracht werden können. Die Außenwände wurden in Schlackenbetonsteinen (Jurkowandsteinen) errichtet, und zwar in einer Verbindung mit einem Wärme und Kälte isolierenden Material (Torfoleum-Leichtplatten). Durch diese Bauweise wurde bei einer geringen Wandstärke (28 cm) die Isolierfähigkeit einer 75 cm starken Ziegelsteinmauer erreicht. Das bedeutet gleichzeitig eine Ersparnis an Baukosten von 30 Prozent gegenüber einer normalen Ziegelmauer von 38 cm Stärke, ferner eine Ersparnis von 20 Prozent Herstellungskosten der Zentralheizungsanlage durch Verringerung der Heizflächen und Verkleinerung des Kessels. Außerdem wird durch die geringeren Abkühlungsflächen der Außenwände (auch Dach und Fußböden sind durch Torfoleum isoliert) eine jährliche Ersparnis an Brennmaterial von etwa 82 Zentnern Koks für den Winter zu erwarten sein. Das flache Dach wurde aus einer freitragenden Konstruktion aus Hohlsteinziegeln, Beton und Eisenrundstäben hergestellt (Berrahohlsteindecke), die bei großer Spannweite und bei verhältnismäßiger Leichtigkeit eine große Tragfähigkeit aufweisen.

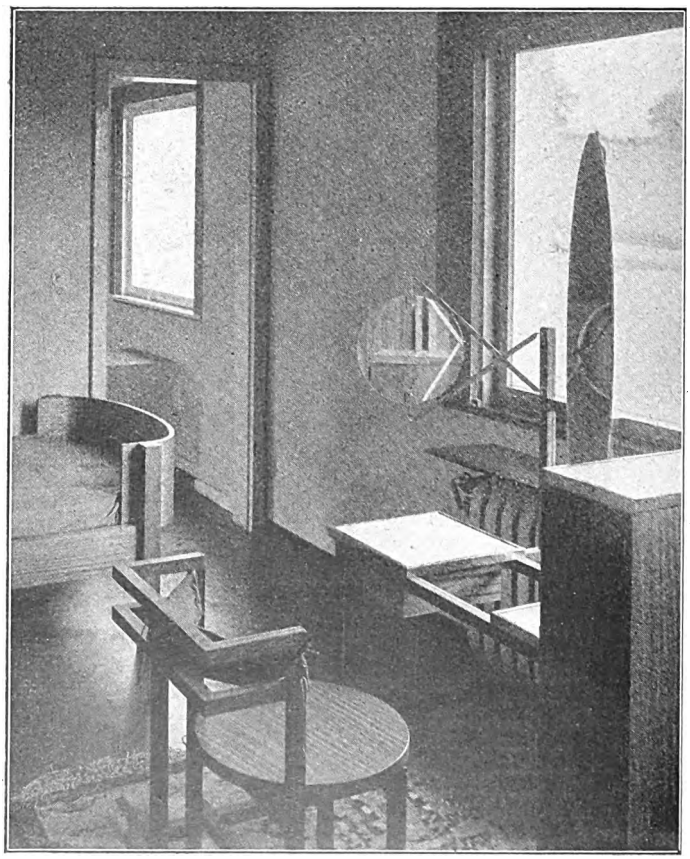
Auf einer Fläche von 12,70 m auf 12,70 m ist der Grundriß so gegliedert, daß eine möglichst zweckmäßige Beziehung der einzelnen Räume untereinander besteht. Deshalb wurden bloße Verbindungsräume, Flure und Treppen möglichst eingeschränkt oder überhaupt vermieden. Die einzelnen Räume wurden ganz ihrem Zweck entsprechend eingerichtet. Also die Küche soll nur Küche und nicht zugleich Aufenthaltsraum für die Familie sein (also keine Wohnküche), sie ist so praktisch wie nur möglich und außerdem mit allen erleichternden Einrichtungen, Heißwasserbereiter, Spülbecken, besonderem Ausgußbecken, Stadt- und Haustelephon, Steckkontakt für elektrischen Kraftstrom, Gas- und elektrischem Kochherd, Speisekammer, Besen- und Eimerschrank



Blick vom Speisezimmer in das Wohnzimmer

Digitized by Google

eingerichtet. Der Tisch steht vor dem Fenster und bildet mit dem Herd, den Deckplatten der niederen Geschirrschränke und dem Spülbecken eine breite, gleichmäßig hohe, durchgehende Arbeitsfläche, so daß diese kleine Küche die nutzbare Fläche einer zwei- bis dreimal so großen üblichen Küche hat. Ebenso soll das Speisezimmer nur Speiseraum sein und nicht gleichzeitig Arbeits- oder Wohnzimmer. Es ist nur für verhältnismäßig kurzen Aufenthalt eingerichtet und braucht deshalb nur so groß oder wenn man will so klein zu sein, daß vier bis sechs Personen am Tisch bequem Platz nehmen können. Der Geschirrschrank ist eingebaut, so daß in diesem Raum auf farbig geteiltem Fußboden mit farbig behandelten Wänden und erhöhtem, breitem Fenster nur die für ein Speisezimmer unbedingt notwendigen Möbel vorhanden sind. Es wurde weder mit Teppichen noch durch das übliche Büfett ausgestattet. Das Speisezimmer schützt durch seine Lage gleichzeitig die übrigen Räume des Hauses gegen Küchendünste. Nach dem Flur hin wird die Küche durch einen Windfang isoliert. Das zentral gelegene Wohnzimmer, der Hauptaufenthaltsraum der Bewohner, soll im Gegensatz zu den übrigen Zimmern, die nur für den Aufenthalt einer Person eingerichtet sind, möglichst groß sein. Die umliegenden Räume schützen den großen Raum (6 m auf 6 m) vor Abkühlung durch die Außentemperatur, und da die Decke und die Außenwände im überhöhten Teil des Zimmers gleichfalls durch Torfoleumplatten isoliert sind, so ist auch dieser Teil der Wohnung leicht heizbar, und im Sommer gegen Sonnenwärme gut geschützt. Licht erhält der Innenraum durch erhöhte Seitenfenster (Doppelfenster mit inneren Mattglasscheiben) und durch ein breites Fenster in der Schreibtischnische. Das Schlafzimmer der Eltern, mit reichlich eingebauten Schränken, ist als Doppelzimmer mit eingegliedertem Bad und Waschraum eingerichtet. Die Wände des Badezimmers sind aus Gründen der Zweckmäßigkeit und Schönheit mit weißem Alabasterglas verkleidet. Als Fußbodenbelag wurde Gummi verwendet. Das Kinderzimmer hat unmittelbaren Zugang zum Damenzimmer und eine Tür zur Terrasse. Es wurde so ausgestaltet, daß es für das Kind eine möglichst günstige und gesunde Umgebung bildet. Blaue, gelbe und rote beschreibbare Wandtafeln bekleiden die Wände des Spielzimmers bis etwa zur halben Höhe. Der Spielschrank ist zum Teil aus leichten, bewegbaren, hellfarbigen, lackierten Kästen zusammengestellt, die zugleich zu Kindersthlen und Tischen, zu Bauklötzen und zu Spielgelegenheiten gebraucht werden können. Der übrige Teil des Zimmers ist zum eigentlichen Schlafraum mit Wäschekommode, Bett und Waschtisch mit fließendem Wasser ausgestaltet. Die Vorrats- und Abstellräume, die Waschküche (mit elektrisch betriebener Wasch- und Trockenmaschine) und der Kessel der Zentralheizung wurden in den hellen Kellerräumen untergebracht.



Damenzimmer mit Toilettetisch

An neuen Materialien wurde besonders farbiges und durchsichtiges Spiegelglas in der verschiedenartigsten Weise zur Anwendung gebracht. Dieses Spiegelglas ist von besonderer Schönheit und wegen seiner glatten Flächen leicht zu reinigen und deshalb in seiner praktischen Anwendung von großer Zweckmäßigkeit. Die einschei-

Digitized by Google

Baronin Lucy Hatvány, Budapest
Atelier d'Ora, Wien

haltende Hausherr. Wir wollen ihm für die Auseinandersetzung über das schwierige Thema, die nun sicher im Familienschoße stattfinden wird, eine freundliche Miene abzwingen, indem wir ihm hier ein paar sonnige Wiener G'sichtel zeigen. Die Lichtbilder des Wiener Ateliers d'Ora haben, abgesehen von der technischen Meisterschaft, meistens den Vorzug, durch hübsche, gepflegte, schöngekleidete Menschen selbst auf die grämlichste Stimmung einzuwirken. Es ist aber doch endlich — endlich! — Mai geworden nach diesem ekligsten aller Nachkriegswinter, und die Schriftleitung hält es für eine ihrer liebsten Aufgaben, auch die Verbitterten und Gebeugten aufzurichten. Sie steht fortdauernd mit so vielen Berufskreisen und Menschengruppen in Arbeitsgemeinschaft, in denen am Wiederaufbau mitgewirkt wird, daß ihr das Hoffen und Glauben nicht schwer fällt.

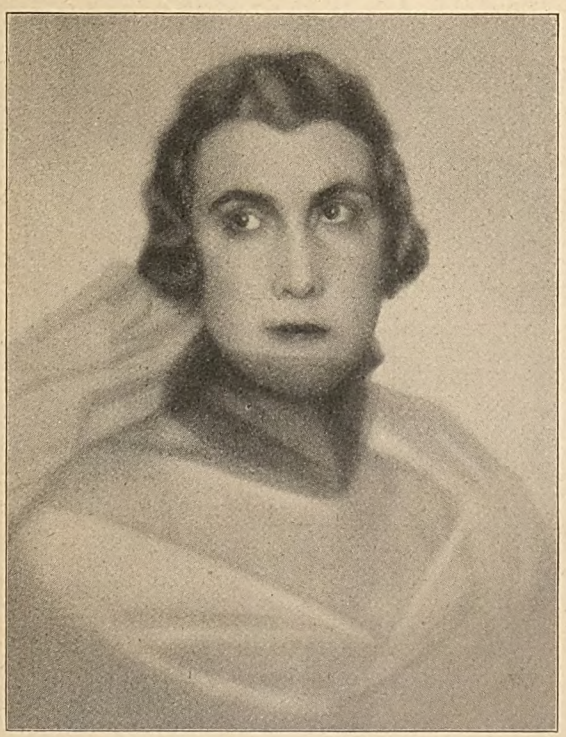
Die Abhandlung von Hans Wolfgang Singer über die Greizer Kupferstichsammlung, die das Märzheft brachte, führte uns eine Reihe von Zuschriften ins Haus, die starkes Interesse an diesem Unternehmen bekundeten. Wir können heute darauf aufmerksam machen, daß die Kunstverlagsgesellschaft Wohlgemut & Lissner in Berlin kürzlich ein künstlerisch fein ausgestattetes Verzeichnis aus dieser Stiftung herausgebracht hat. Es enthält vierzig Kupfer in Großfolio von vollendeter Pracht und Schönheit. Das aus bestem

bigen Drehfenster wurden ebenfalls aus durchsichtigen Spiegelglasscheiben hergestellt. Einen neuen Versuch stellt die Anwendung von Soffittenlampen als Zimmerbeleuchtung dar. Die formale Ausgestaltung der Fassungen und die teilweise Mattierung bezw. Verspiegelung der Röhren macht die Anwendung eines besonderen Beleuchtungskörpers überflüssig. Durch eine gute Zusammenstellung mehrerer Röhren läßt sich zugleich eine schöne Wirkung der gesamten Beleuchtungsanlage erzielen.

Die Einrichtungsgegenstände der Innenräume, die Möbel, Teppiche und Beleuchtungskörper usw. wurden in den Werkstätten des Bauhauses hergestellt. Das Staatliche Bauhaus selbst entstand durch die Vereinigung der ehemaligen Thüringischen Hochschule für bildende Kunst mit der Kunstgewerbeschule.

Zu unsern Bildern

Den strengen Gedanken des neuartigen Hausbaues, für die hier ein ernster Fachmann wirbt, wird vermutlich die moderne, praktische Hausfrau noch leichter folgen als der an der Urväterbehaglichkeit fest-

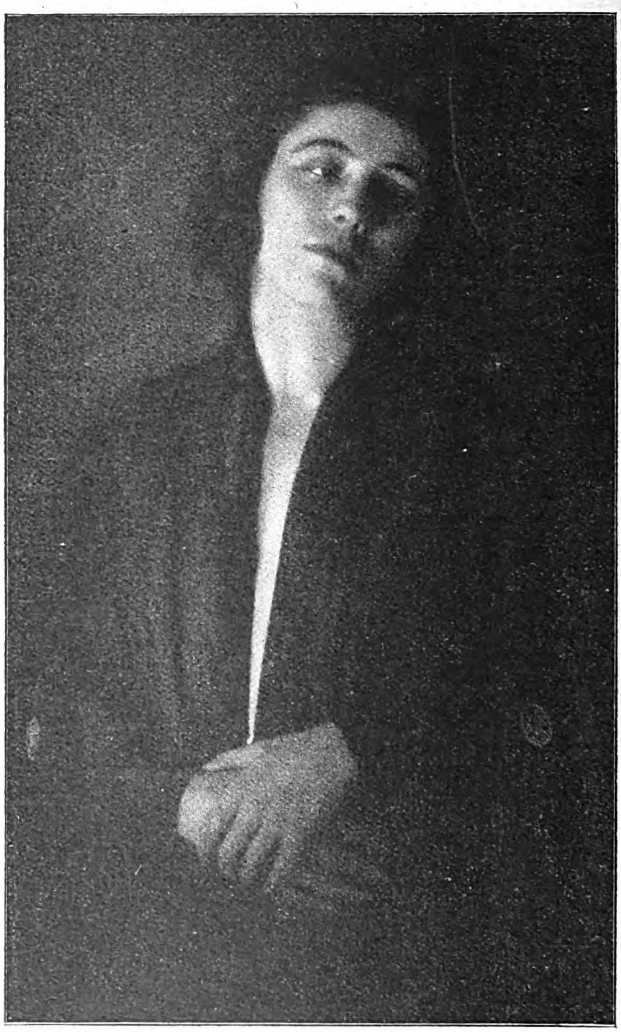


Madame Yturbe de Amor, Spanien. Atelier d'Ora, Wien

Digitized by Google

Hadernstoff hergestellte Büttenpapier, die China-Einlage, Buchdruck, Kupferdruck, Titel und Einband entsprechen auch äußerlich dem hohen Wert der Sammlung. Prof. Dr. Hans W. Singer, Kustos am Dresdener Kupferstichkabinett, hat selbst den Text des Katalogs verfaßt. Es sind nur 150 Exemplare des Werkes gedruckt — in bibliophilen Kreisen wird es stark umworben werden.

Ein festlicher Blumengruß leitet das Heft ein, das Titelbild von Ludwig Bartning. Ist es nicht überraschend, wie diese Kunst uns sofort lieb und vertraut anmutet, uns alle, selbst solche Galeriebesucher, die sonst nur Farbwerte verlangen, gar keine „Porträts" von Blumen oder andern Stücken der heiligen Natur? Da liegt das Geheimnis: Bartning hat ein reiches Leben lang mit Blumen gelebt, er hat sie auf seinen Landschaftsbildern in Vorkriegszeiten schon immer fast zu „Hauptpersonen" gemacht. Nun sind sie ihm Lebewesen geworden, raumlos, zeitlos, und er schildert sie mit der Andacht der alten Holländer, der alten Spanier, voll Liebe und Verehrung, so daß nirgends die Gefahr gestreift wird, an ein Herbarium zu erinnern. Alles, was er mit zarter, sicherer Hand der Leinwand gibt, das lebt, wächst, strahlt, blüht und duftet. „Der Mai ist da!"



Frau Ellenka Cornelius-Edzard von der Robert-Bühne. Gattin des Bildhauers Kurt Edzard. Atelier d'Ora, Wien

Unter den Meistern der übrigen Kunstblätter, die unser Maiheft darbietet, sind lauter liebgewordene Schöpfer und Gestalter zu begrüßen: Arthur Kampf und Willy Jüttner, C. A. Brendel und L. Pasternak, Heichert und Stuck. Die „Kämpfenden Faune" von Franz von Stuck sollen auch die demnächst in unserem Verlag erscheinende Neuauflage der Künstler-Monographie zieren, ein Bild, das die Neue Staatsgalerie in München erworben hat. Peter Winter-Heidingsfeldt, der unlängst viel zu früh der Kunstwelt entrissene Bildhauer, ist unseren Freunden wohl noch nicht bekannt. Sein „Titan" zeigt die tiefe, ernste Leidenschaftlichkeit seines Ringens. Schmerz und Trauer führten diesem Künstler Griffel und Meißel. Aber bei allem Revolutionären, das aus seinen Werken spricht, blieb er doch immer ein Jünger edler Schönheit. Die ihn kannten, nannten ihn einen zarten Menschen, in dem eine starke Seele lebte. Wir dürfen auf solche Künstler stolz sein, da sie von deutschem Blut sind — deutsches Gut sind!

H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
38. Jahrg. / Juni 1924 / 10. Heft

Der Apfel der Elisabeth Hoff

Roman von Wilhelm Hegeler

Schluß

Wenige Minuten später trat die Kellnerin zufällig aus der Wirtshaustür, ging auf Schmundt, der auf seinem alten Platz saß, zu und sagte: „Herrjeh, da sind Sie ja wieder. Ich dachte schon, Sie wären mir mit der Zeche durchgebrannt."

„Ich sorge schon, daß niemand mit der Zeche durchbrennt," erwiderte er mit schielendem Blick.

„Noch ein Gläschen?"

Er nickte.

Aus drei Fenstern im ersten Stock des Gasthauses strahlte jetzt Lichtschein. An dem Fenster rechts war der Vorhang heruntergelassen und ließ nur ein schwachrotes, gedämpftes Licht durch. Aus den beiden geöffneten Eckfenstern daneben aber fiel ein üppig rotes, heißes Licht, das in dem Lauernden immer neue Wutschauer goß. Da mußte es vor sich gehn ... er glaubte Seufzer und Flüstern zu hören ... wenn er nur einmal die Schatten hätte sehn können ... und nebenan schliefen die ahnungslosen Kinder ... oder war es vielleicht grade da, in dem sicheren, warmen Brutloch? ... und das Ende war dann ein Bastard, ein unglückseliges Wurm, dem der Betrug dieser Stunde das Blut vergiftet hatte und dem die lebenslängliche Schande das Selbstgefühl zerfraß ... das mußte dann die Zeche bezahlen! Aber diesmal nicht! Diesmal kam's anders!

Von Zeit zu Zeit brachte die Kellnerin ihm ein neues Glas Schnaps. Die Gäste verließen nach und nach das Haus, die einen trollten sich still, andere räusperten sich geräuschvoll und spuckten gewaltig aus, der letzte grölte in die Nacht hinein. Die Kellnerin gebot auch dem Gast vor der Tür Feierabend. Aber die Lichter im ersten Stock brannten noch immer.

„Wie wär's, wenn Sie mir eine ganze Flasche von dem Zeug verkauften? Ich habe noch Durst."

„Herrjeh, was ist denn in Sie gefahren? Sie haben wohl 's große Los gewonnen?"

Nach einer Weile brachte sie ihm eine entkorkte Flasche, setzte sich an seine Seite und goß ein.

„Nun lassen Sie mich mal die Blume trinken!" Sie lachte und tätschelte ihrem Nachbar die Schulter.

„Warum denn immer solo, Herr Schmundt? Wenn's Ihnen Spaß macht, komme ich nachher noch ein bißchen 'naus. Dann machen wir's uns mollig."

Aber der Förster stieß die Aufdringliche grob zurück. Allein gelassen blieb er noch lange sitzen, bis endlich als letztes das dunkelrote Licht erlosch. Dann wollte er nach Hause, trug jedoch an seinem Haß so schwer, daß er meinte, im Walde einen Augenblick niedersitzen zu müssen. Hier schlief er ein und fand erst lange nach Sonnenaufgang seine einsame Behausung. Nachdem er den wühlenden Schmerz mit einigen Gläsern Schnaps beschwichtigt hatte, legte er sich wieder schlafen.

Als er sich dann erhoben hatte, fand er sein Mittagsessen kalt auf dem Küchentisch stehn. Die alte Frau war fortgegangen. Draußen heulte der Hund.

Er machte ihn los und stellte ihm die Schüssel mit der unberührten Mahlzeit hin, war auch sonst von einer ungewohnten Zärtlichkeit gegen das Tier. Nach längerem Grübeln aber, ob er es nicht auf den Weg, den er gehn wollte, vorausschicken sollte, legte er es doch wieder an die Kette.

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Es trieb ihn in den Wald zurück. Bedürfnisse, die von seiner Seelenzerrüttung unabhängig waren, verlangten zu sehn, zu hören, zu riechen, was er gewohnt war.

Aber als er in die Gegend kam, wo er gestern nachmittag gewesen war, gewahrte er, daß die Holzstapel, die dort in bestimmten Abständen gelegen hatten, verschwunden waren. Sämtlich waren sie verschwunden, die Stapel mit Scheitholz, die mit Knüppeln und Stöcken, selbst das Stockholz — alles gestohlen! Er entdeckte frische Spuren von Handkarren, er sah noch tiefere Spuren, fand Abdrücke von Hufen. Mit Pferdegespannen waren die Halunken angefahren! Ein nie dagewesener Plünderungszug hatte stattgefunden.

Was ihn jetzt den breiten Holzweg auf- und niedertaumeln und über die Baumwurzeln stolpern ließ, war noch etwas anderes als Zorn und Wut, war Bestürzung über eine ihm angetane Schande, war etwas wie der Schrecken eines herrschgewohnten Königs über eine ausgebrochene Revolution. In seiner Aufregung wollte er in den Ort eilen, die Polizei, die Gendarmerie alarmieren. Aber er kannte die Brüder! Die beiden Polizisten standen mit den Dieben auf du und du, und ehe der Gendarm seine Recherchen anstellte, konnte der Tag vergehn. Und derweil ächzten und kreischten im ganzen Ort die Sägen. Hinter jedem Zaun, hinter jeder Mauer, hinter Schweineställen, aufgehängter Wäsche und Aborten standen Männer und Weiber und krumme Greise und halbwüchsige Burschen und sägten und sägten. Und viele gaben sich nicht einmal diese Mühe, entfernten nicht einmal die Brandzeichen, sondern schleppten das Holz, so wie es war, in die Keller und auf die Böden. Und ein Gelächter war im ganzen Ort über den Verhaßten, dem man endlich den längst geplanten Streich gespielt hatte. Und ein neues Gelächter würde sein, wenn in der Zeitung stand, daß die angekündigte Auktion nicht stattfinden könnte, für die schon teure Annoncen aufgegeben waren hier und in den Blättern der Umgegend. Betrogen war er und zum Narren gemacht, er, — gestern der gefürchtetste Mann und heute der verhöhnteste. Und daran war niemand anders schuld als der, der an allem Unglück seines Lebens schuld war.

Er knirschte mit den Zähnen, schüttelte die Fäuste, in ihm schrie es: ‚Du Schuft, du Zechpreller, du Falschspieler, ich will dir sagen, was du für einer bist! Die niedrigste Schurkerei ist dir nicht zu schlecht. Begaunert hast du mich wie ein Jahrmarktgauner. Ich hatte neun geworfen und du acht. Von Rechts wegen hätte sie mir gehört. Aber du dachtest: ein Auge weniger für mich, dann sind wir quitt. Darum schossest du mir das Auge aus. Und jetzt wo sie verheiratet ist, willst du sie verführen, willst den Kindern ihre Mutter zur Dirne machen, bloß damit du deinen Lüsten frönst. Du viehischer, herzloser Schuft, für dich ist eine Kugel noch zu schade. Dir müßte man vergifteten Schrot zwischen die Rippen jagen, damit dir die Knochen bei lebendigem Leibe verfaulen ... Ruhig, ruhig, ruhig!' dachte er und preßte krampfhaft die Fäuste gegen seine Schläfen — ‚sonst könnte man am Ende noch denken, ich wäre nicht ganz bei Sinnen und ließe mich von meinem Zorn hinreißen und bin doch so vollkommen seelenruhig, so nüchtern und klar bei Verstand, als säße ich auf dem Richterstuhl und spräche im Namen des Königs Recht ... Ich klage dich des versuchten Mordes an und des Ehebruchs und verurteile dich zum Tode.'

Er atmete in langen Zügen und kauerte sich beruhigter nieder. Ein warmer goldner Schein war in der Luft und ließ den Wald sanft erglühn, den Wald der hohen ernsten Stämme und den kleinen Wald der Gräser. Er unterschied die Vogelstimmen, hörte die Mücken summen und die Käfer schwirren. Wie die kleine Kreatur voll Freude war! Er war es nie gewesen. In ihm hatte immer etwas gebrannt, in ihm hatte immer etwas die Freude beschmutzt. Was für ein empfindliches und eigenwilliges Herz er schon als Kind gehabt! Nie hatte er in der Gaststube die Schularbeiten machen wollen, immer hatte die Mutter für ihn eine Extralampe brennen müssen, wie sehr auch der Vater schmähte — dieser gehaßte, heimlich verspottete und doch so gefürchtete Vater. Aber später waren glücklichere Zeiten gekommen. Nicht beim Regiment. Auch da hatte er immer auf der Lauer sein müssen, und wegen jedes harmlosen Scherzes eines Kameraden hatte es Händel gegeben. Aber in Urlaubszeiten zu Hause — dort wo er sich wirklich zu Hause fühlte, auf dem Gut, wenn er mit seinem wahren Vater durch Feld und Wald streifte ... Und mit einem Male die ganze Herrlichkeit zu Ende! Vielleicht war er ein Narr gewesen, daß er sich nicht geduckt hatte, daß er, statt zu den Beschimpfungen zu schweigen, aufbegehrt hatte ... Aber es hatte ihm nun mal gefallen zu sein, wie er war! Es hatte ihm nun mal gefallen, der Welt den Rücken zu kehren und zu sagen: „Ihr könnt mich alle!" ... Und nun wollte dieser hergelaufne Betrüger ihn in die alte Herrlichkeit einsetzen um den Preis seiner Ehre? Aber lieber war er ein toter Schmundt als ein Hellborn von Rysecks Gnaden.

Digitized by Google

Er glaubte Schritte zu hören, verbarg sich hinter einem Stamm. Er sah das Gelb der Automütze leuchten. Da riß er die Büchse an die Backe und schoß.

Noch einmal sog er den würzigen, geliebten Duft in sich ein. Dann steckte er den Flintenlauf in den Mund und drückte mit dem Fuß ab. Die Kugel riß ihm die Schädeldecke los und verspritzte sein Gehirn.

⁂ ⁂ ⁂

Als das Auto, worin Elisabeth mit den Kindern und Ryseck sich befand, fortgefahren war, trat Professor Hoff ins Haus zurück und setzte sich wieder an den Schreibtisch, wo er die ganze Nacht gesessen hatte, über seiner Arbeit. Eine kleine Weile schloß er die blicklosen, müden Augen, preßte seine Hand gegen die Stirn und ließ sie erleichtert wieder fallen. Diese winzige, unscheinbare Geste drückte doch das ganze Pathos seines Martyriums aus und auch das Glück seiner Befreiung. Allein! Erlöst von dem nicht mehr zu ertragenden Zwang der Verstellung. Frau und Kinder in Sicherheit. Die Gefahr der Ansteckung nicht mehr zu fürchten. Und seine Arbeit vollendet.

Da lag, was seinen Namen über ihn hinaustragen würde in die Dauer der Zeit, ein Häuflein von nicht ganz hundert Seiten. Er fürchtete nicht, daß sie übersehn oder vergessen werden könnten. Sie würden sich Gehör verschaffen. Nicht deshalb, weil man den Worten eines Sterbenden Gehör schenkt, sondern vermöge ihrer eigenen Kraft. Er hatte nur das Gesetz formuliert und, was die Beweise betraf, sich mit kurzen Andeutungen begnügen müssen. Andere würden darauf weiter bauen. Eine heftige Polemik würde entstehn, Aufsätze, Broschüren, dicke Bücher würden darüber geschrieben werden, aber durch alles Für und Wider würde das Hoffsche Gesetz der Umwandlung sich behaupten wie die Darwinsche Deszendenzlehre und das Mendelsche Gesetz der Vererbung.

Er ließ sich zurücksinken, schloß wieder die Augen, und das wunderbare Gefühl der Entspannung erfüllte ihn von neuem. Nicht mehr kämpfen zu müssen! Er hatte Widerstand geleistet bis zur letzten Kraft, er hatte nicht krank sein wollen, obwohl er seit Tagen wußte, daß er es war, er hatte jeden Blutstropfen mit Energie geladen, damit er dem Zerstörungswerk der Millionen kleiner Lebewesen sich widersetzte. Nun konnte sein erschöpfter Wille ruhn, nun konnte er die letzten, tiefen, gleichmäßigen Atemzüge genießen und die letzten lichten, glücklichen Augenblicke. Und dann ... vielleicht schon in einer Stunde, vielleicht erst gegen Abend, würde der jetzt so dünne, kaum fühlbare Puls rasen, der stechende Schmerz in seinem Hinterhaupt würde sein ganzes Hirn durchglühn, sein Bewußtsein würde sich trüben, Fieberdelirien würden ihn hin- und herwerfen, bis schwere Bewußtlosigkeit ihn niederstreckte zum unbeweglichen Körper. Dann war er nur noch Objekt. Er — jetzt noch Herr seines Willens, Träger unzerstörbarer Gedanken und nun ... nichts als Objekt, nichts als der Schauplatz eines Kampfes von Millionenheeren, an dessen Ausgang er so machtlos war wie der Fleck Erde, auf dem feindliche Armeen ihre Kräfte messen. Vielleicht würde seine gesunde Natur ihm durchhelfen, doch etwas in ihm ließ ihn einen andern Ausgang ahnen. Dann würde er nicht wieder erwachen. Dann ... bin ich tot, sagte er sich. Ich bin tot! Seltsamer, widerspruchsvoller Gedanke, denn: auch tot, bin ich doch immer noch! Also ist der Tod vielleicht noch etwas anderes als der Zerfall dieser Erscheinungsform in ihre Bestandteile, noch etwas anderes als das gänzliche Aufhören dieses Ich? Vielleicht stand auch der Tod unter dem Gesetz der Umwandlung ... ‚Ach,' dachte er, ‚den Blick verlierend in der wolkenleeren, unendlichen Himmelstiefe, keine freundlichen Beschwichtigungsversuche, keine Gaukeleien in dieser letzten Stunde, man muß der Wahrheit ins Gesicht sehen können.' Was dieser Vergänglichkeit Dauer gab, war das Gedächtnis der Nachlebenden. Und dennoch stand vor ihm der widerspruchsvolle Gedanke: ich bin tot — also bin ich doch noch, wenn auch in anderer Form, wenn auch nicht mit Bewußtsein, so doch immer noch irgendwie ich! Und wie die Forderung eines immanenten Willens zur Vollendung kam dem Grübelnden die Überzeugung, daß es noch ein anderes Wissen geben müsse als das Stückwerkwissen, das er jetzt besaß, daß der grobe Sinnenmensch, begabt zu fragen, gequält von Fragen, aber nicht begabt, diese Fragen zu beantworten, eine Umwandlung erleben müsse, die ihn die quälenden Rätsel durchschauen ließ, die an Stelle seiner Unzulänglichkeit, seines ewigen Ungenügens etwas anderes setzte. Das Gesetz der Umwandlung auch auf den bewußtseinsbegabten Menschen angewandt und der Tod als Vollbringer dieses Gesetzes — ihm war, als läge da ein Geheimnis und er brauchte nur zuzugreifen. Gedanken bestürmten ihn, trugen ihn mit sich fort, aber das Geheimnis lief schneller als sie.

Das Mädchen klopfte, rief ihn zum Essen. Er ging hinüber, setzte sich an den Tisch, füllte den Teller, begann zu essen ... und wunderte sich, daß er es tat, da doch der Zweck der Nahrungsaufnahme hinfällig geworden war. Aber die Erregung, die Erwartung einer letz-

Digitized by Google

ten Entscheidung gab diesem Verwundern keinen Raum. Doch allmählich wurden seine Gedanken zerstreut.

Er legte sich nieder. Als er aufwachte, war es völlig dunkel. Sein Puls raste, sein Kopf war wie abgeschnitten. Er hatte das Gefühl, in Kleidern auf der harten Straße zu liegen. Doch das träumte er nur. Er befand sich im Krankenhaus. Aber warum hatte man das Fenster und die Vorhänge geschlossen? Er erstickte, er brauchte Luft. Als er die Decken abschütteln wollte, stieß er mit den Schuhen zusammen. Da merkte er, wo er war. Taumelnd erhob er sich und machte Licht. Es war gegen zwei Uhr morgens. Wie lange mußte er sich doch quälen! In der Frühe würde er selbst an die Sanitätswache nach einem Krankenwagen telephonieren.

Nachdem er sein Gesicht gewaschen hatte, ging er durch die leeren Zimmer, blieb an den Betten seiner Kinder, an dem seiner Frau stehn. Wie schwer war das, ohne Abschied fort zu müssen!

Er setzte sich wieder an seinen alten Platz und zog Elisabeths Bild zu sich heran. Und jetzt, wo es keine Gefahr mehr für sie war, gab er sich ganz seinem gewaltsam unterdrückten Gefühl hin. Während er ihr sagte, wie lieb er sie hatte, wie viel er ihr zu danken hatte, daß sie in dieser wirren, trostlosen Zeit das einzige Glück für ihn bedeutet hatte, kam ihm zum erstenmal recht zum Bewußtsein, wie schwer auch für sie seine scheinbare Abkehr und seine Kälte gewesen war. Und wie tapfer, mit welchem unerschütterlichen Vertrauen sie das hingenommen hatte. In dem Bedürfnis, ihr noch irgendeinen sichtbaren Beweis seiner Liebe zu geben, griff er zur Feder und schrieb auf die erste Seite seines Buches: „Für meine liebe Frau als letzten Gruß."

Aber sein Verlangen nach ihrer Nähe, nach lebendiger Verbindung und sinnlicher Berührung mit ihr konnte sich kein Genüge tun. Unruhig ging er durch die Zimmer, nahm die Gegenstände, die ihr gehörten, von ihrem Platz, öffnete den Kleiderschrank, in dem ihre Toiletten hingen, schlug ihre Schreibmappe auf und — fand dort einen Brief der Deutschen Bank, ein Depot von achthundert Dollar betreffend, das von Herrn Ryseck auf ihren Namen überschrieben war, ging, ohne noch den andrängenden Gedanken Gehör zu geben, an ihren Schreibtisch und entdeckte dort nicht bloß eine Anzahl anderer Bankmitteilungen, Börsengeschäfte anlangend, sondern auch eine Menge einzelner Dollarscheine und saß dann in einer Ecke des Zimmers, die erbrochene und aufgerissene Schublade anstierend, wie ein Mensch, der von allen Seiten angegriffen wird und sich dieser Angriffe mit verzweifelter Kraft erwehrt.

Aber was diese Entdeckung bedeutete, daran konnte auch ein geschäftsunkundiger und wenig welterfahrener Mann wie er nicht zweifeln. Sie bedeutete nicht — nein, das bedeutete sie nicht, daß seine Frau ihn in ehelicher Beziehung hinterging, daß sie ihm untreu war in dem gemeinen groben Sinn ... aber sie hatte Heimlichkeiten, war leichtsinnig, hatte sich auf Dinge eingelassen, auf die seine Frau sich nie und nimmer einlassen durfte, hatte sich, vielleicht aus Vertrauensseligkeit, zum Zweck Gott weiß welcher Machenschaften von diesem zweifelhaften Gesellen das Depot aufschwatzen lassen ... und war jetzt mit ihm auf einer Autofahrt unterwegs, wie? und war beinah Abend für Abend mit ihm ausgewesen, wie?

Er ging auf das Bild los, schüttelte es, als wenn er den Menschen, dessen Schatten es war, schüttelte, und knirschte: „Sage die Wahrheit! Sage die Wahrheit!"

Oh, er hatte das Martyrium dieses furchtbaren Zustandes auf sich genommen, um ihre Ruhe zu schonen, er hatte sich das Labsal versagt, was jeder, jeder ... in seiner Lage sich gegönnt hätte, sich ihr anzuvertrauen, sich von ihr trösten zu lassen — und sie hatte Theater besucht! Wie er sie plötzlich sah, eine ganz andere Frau, nahmen auch ihre Tapferkeit, ihr Vertrauen, womit sie seine Abkehr und Kälte ertragen hatte, ein verändertes Gesicht an. Er lief umher, schlug die Hände vors Gesicht, wehrte sich gegen dies aufdringliche Gespenst einer eleganten Frau mit hoch frisiertem Haar, mit glänzenden Augen, mit weinduftendem Munde. Wie war es möglich, daß er sie früher nicht so gesehen hatte!

Auf einmal stand er vor dem Schreibtisch, hielt seine Arbeit in den Händen, war nahe daran, die Blätter, die ihre Widmung trugen, zu zerreißen — und kam dann plötzlich zur Besinnung, wurde scheinbar völlig ruhig.

Er mußte ihr sofort nachreisen, um sich Gewißheit zu verschaffen, aber vorher mußte er sich auf der Bank erkundigen, was es mit dem Depot und den Börsengeschäften für eine Bewandtnis hatte.

Es war mittlerweile ganz hell geworden. Im Garten sangen die Vögel, und das Dienstmädchen rumorte schon in der Küche. Als er zum Frühstück gerufen wurde, ging er an einem Spiegel vorbei und betrachtete sein verfallenes, graues Gesicht — ein schwerkrankes Gesicht. ‚Ja,' dachte er mit einem Gefühl furchtbarster Bitterkeit, ‚er hatte das Herannahen einer Krankheit gefühlt, nur war es die nicht, die er gefürchtet hatte.' Als wäre das Gift durch ein stärkeres Gift vertrieben,

Digitized by Google

war alles Gefühl einer körperlichen Erkrankung von ihm gewichen. Aber wäre es nicht besser gewesen, zu sterben als das erleben zu müssen, was er in wenigen Stunden wahrscheinlich erleben würde? Sein ganzes Glück eine Lüge und seine Frau ...? Seine Hände erhoben sich, als müßten sie seinen Gedanken wehren, Elisabeth zu beschmutzen.

Er saß am Frühstückstisch. Nach einer Weile kam das Dienstmädchen und wunderte sich, daß er nichts angerührt hatte. Er sagte, daß er in die Stadt wollte. Aber für die Bank war es noch zu früh. Er ging durch die Zimmer. Endlich machte er sich auf den Weg. In der Bank gab man ihm einen Auskunftsbeamten mit, einen freundlichen alten Herrn, der ihn endlich an die richtige Abteilung führte. Dort erfuhr er, daß das Depot in der Tat das Eigentum seiner Frau sei. Die Frau Professor sei selbst vor einiger Zeit mit Mister Ryseck hier gewesen und habe sich die Abrechnung angesehn. Es fehle nur noch ihre Unterschrift.

Aschgrau im Gesicht, ließ Hoff im Vorraum sich in einen Sessel fallen und murmelte: „Verzeihung, einen Augenblick!" Dann aber saß er wohl fünf Minuten so.

Der freundliche alte Herr, der sich diese Verstörtheit nicht recht erklären konnte und dem die Zeit etwas lang wurde, begann zu plaudern. In seiner Stellung erlebte man allerhand Überraschungen. Vor einer Stunde sei ein Herr bei ihm gewesen und hätte sich nach seinem Vermögensstand erkundigt. Die Papiere wären alle vollzählig vorhanden gewesen, aber fast bis zur Höhe ihres Wertes mit Bankschulden belastet. Leichtsinn der Frau, der der Ehemann während des Krieges Generalvollmacht erteilt hatte. Fatale Sache! Da sei ein Guthaben von achttausend Dollar jedenfalls eine angenehmere Überraschung.

Hoff erhob sich und ging nach kurzem Dank wieder auf die Straße. Zum Bahnhof Friedrichstraße. Dort aber fiel ihm ein, daß er keine Ahnung hatte, wohin seine Frau gefahren war. Er versuchte sich zu besinnen. Vergeblich! So fuhr er wieder nach Hause. Dort gab ihm das Mädchen einen Zettel, worauf seine Frau sowohl das Ziel, wie den Ort, wo sie zuerst übernachten wollten, aufgeschrieben hatte.

Er erfuhr, daß ein Zug erst am nächsten Morgen ginge. Er war so erschöpft, daß er, wenn auch mit Unterbrechungen, die Nacht hindurch schlief.

Als er aber am nächsten Tag in der Stadt, wo Elisabeths Schwester wohnte, anlangte, erfuhr er, daß weder seine Frau noch seine Schwägerin dort seien. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zurückzufahren nach dem Ort, den Elisabeth als erste Übernachtungsstation angegeben hatte. Dort traf er am frühen Nachmittag ein. Er ging von Gasthaus zu Gasthaus und erkundigte sich nach seiner Frau und Ryseck. Am „Lindenhaus" aber, das wegen seines ländlichen Charakters etwas abseits von den Hauptstraßen lag, wäre er beinah vorbeigegangen, wenn nicht Elisabeth, die vor der Haustür im Schatten der Bäume saß, ihm entgegengeeilt wäre.

Aber der Ausdruck erlöster Überraschung, womit sie ihn begrüßte, wich, als sie sein Gesicht sah.

Er ergriff kaum die hingestreckte Hand und fragte sofort: „Wo ist Herr Ryseck?"

„Ausgegangen."

„Wann kommt er zurück?"

„Ich weiß nicht."

„Du weißt nicht? — Gut. Dann muß ich also mit dir sprechen."

„Willst du nicht den Kindern guten Tag sagen?"

„Nachher."

Aber schon kamen die Kinder aus dem Garten herbei, begrüßten ihn jubelnd und sprangen an ihm hoch. Er zitterte im Schüttelfrost. Waren es überhaupt seine Kinder? Furchtbarer Gedanke! Wenn erst das Vertrauen erschüttert war, dann wankte alles.

Langsam folgte er seiner Frau die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

„Da wohnst du?"

„Ja. Mit den Kindern."

„Und Herr Ryseck ist aus? Und du weißt nicht, wann er zurückkommt? — Ich wollte dich nur fragen:" — er zerrte an dem Bündel von Briefen in seiner Brusttasche, aber je mehr er da riß, desto hartnäckiger stauchte dieses sich fest — „dich nur fragen, was das für Papiere sind, die ich in deinem Schreibtisch gefunden habe."

„In meinem Schreibtisch?"

„Ja. Ich habe ihn aufgebrochen. Was sind das für Papiere?"

Er warf das Bündel wie etwas Ekelhaftes auf den Tisch und zerrte dann einen doppelseitigen Brief daraus hervor. „Dies Depot von Herrn Ryseck auf deinen Namen. Wie kommst du dazu?"

„Das ist Geld, das ich Ryseck geliehn habe und das er mir zurückgeben wollte."

Er versuchte aufzulachen, ein Lachen, das wie Schluchzen klang, und sagte dann: „Das soll ich dir glauben?"

„Ich wüßte nicht, wann ich dir je Grund zu Mißtrauen gegeben hätte."

„Du ihm achttausend Dollar geliehn?"

„Als ich sie ihm lieh, waren es keine achttausend Dollar."

Digitized by Google

„Wann willst du sie ihm denn geliehn haben?“

„Damals, als er nach Amerika reiste.“

„Da hättest du, ein junges Mädchen, ihm eine solche Summe geliehn? Warum?“

„Weil ich mit ihm befreundet war und er kein Geld hatte.“

Er schüttelte sich wieder, als wenn ihre Worte, getragen von ihrem Atem, ihn wie etwas Körperliches anwiderten. Nach einem Augenblick sagte er mit tonloser Stimme: „Ihr hätte doch wenigstens versuchen können, eine nicht ganz so plumpe Lüge ausfindig zu machen.“

Jetzt war auch ihr Gesicht ganz blaß geworden, und unter der Stirn, die eine einzige tiefe Falte über der Nasenwurzel durchgrub, und über den Wangen, auf deren wie von innen eingesogener Haut ein Flaum zartester Härchen zu sehn war, lagen die Augen unwahrscheinlich groß und unwahrscheinlich brennend blau. So blickten sie sich an, eine ganze lange Zeit, und eine solche Feindschaft lag zwischen ihnen, eine solche ferne Fremdheit trennte sie, wie sie nur zwischen zwei Menschen, die einander ganz nah gewesen sind, entstehn kann. Aber war es, daß zugleich mit dem Schuldgefühl sich Mitleid in Elisabeth regte mit diesem Gesicht, das unter dem flammenden Haß die unbarmherzige Verwüstung des Leidens verriet ... sie kam zuerst zur Besinnung.

„Wir haben gar nichts ausfindig gemacht,“ sagte sie. „Übrigens gehören diese achttausend Dollar mir überhaupt noch nicht. Ryseck hat sie mir aufgedrängt, aber einstweilen habe ich sie nicht angenommen. Wenn du willst, dann werde ich dir alles erklären.“

„Bitte. Aber verplappere dich nicht. Ich werde mich nachher auch bei Herrn Ryseck erkundigen.“

Und scheinbar unabsichtlich, aber mit offenbarem Hohn, wirbelte er unter den Papieren das Päckchen Dollarscheine hoch.

Er setzte sich. Auch sie nahm Platz. Als sie noch schwieg, warf er ein ungeduldiges: „Nun, bitte!“ hin.

Es war ihr unmöglich, ihn anzusehn. Dies Gesicht war jetzt, wo seine Erregung sich gemeistert hatte, ihr noch fremder als eben in der Entstellung des Hasses; sie fühlte, daß er entschlossen war, ihr nichts zu glauben, daß ihm nur daran lag, das Schuldig auszusprechen. Sie mußte vergessen, daß er dort saß, und so begann sie zu sprechen, in den leeren Raum hinein ... erzählte umständlich und verworren, sich dann und wann berichtigend, was zwischen Ryseck, Hellborn und ihr vorgefallen war. Und wie ein kreischendes Nebengeräusch begleitete ihre Worte der Gedanke, daß alles anders gewesen wäre, wenn sie ihm gleich die Wahrheit gesagt hätte, daß dann auch das, was sich gestern ereignet hatte, ihr erspart geblieben wäre.

Ihr Mann hatte im Verlauf ihrer stockenden Worte, wie um seine Aufmerksamkeit zuzuspitzen, mit Daumen und Mittelfinger seine Augen zugepreßt. Nun als sie schwieg, wiederholte er, nach seiner Gewohnheit, umständliche Berichte seiner Patienten zusammenzufassen, kurz und klar, aber mit einem höhnischen Unterton, das, was sie gesagt hatte: sie hätte, obwohl verlobt, sich mit den beiden Herren so intim eingelassen, daß diese sich in sie verliebt, und sie dann weiter durch verschiedene Gunstbezeugungen zu dem Glauben verführt, Anrechte auf sie zu haben. Die Folge sei die wüste Szene im Wirtshaus und das Duell gewesen, welches allen Bestimmungen des Ehrenkodex Hohn spreche. Ob es sich so verhielte?

Ja, es verhielt sich so ... wie der Tatsachenbericht des Untersuchungsrichters zum Geständnis des Angeklagten.

‚Fremd!‘ dachte sie. ‚Fremd! In unserer ganzen Ehe immer fremd!‘

Er fragte, warum sie ihm weder vor noch während ihrer Ehe je ein Wort davon gesagt hätte?

„Wohl darum nicht,“ erwiderte sie leise, „weil ich ahnte, daß du es so auffassen würdest, wie du es jetzt aufgefaßt hast.“

Er zuckte nur die Achseln, zum Zeichen, daß er sie nicht verstände. Nach einigen Augenblicken des Schweigens wiederholte er seine Frage.

„Ich habe es dir sagen wollen. Ich hab's versucht. Aber du hast mir ja nie geholfen.“

„Es ist allerdings recht schwierig, etwas in Erfahrung zu bringen, von dessen Vorhandensein man keine Ahnung haben konnte. Dieser Versuch, mir die Schuld zuzuschieben —“

„Ich schiebe dir nicht die Schuld zu und will mich nicht entschuldigen. Ich war feige. — Aber ... sag' mir, hast du jemals etwas begangen, was dich bedrückte und was du gern gestanden hättest, deinen Eltern etwa?“

„Was soll das? Das gehört nicht hierher.“

„Ich meine nur: dann wüßtest du vielleicht, wie schwer so etwas auf einem liegt, wie gern man sich davon befreien möchte und ... wie man's schließlich doch nicht kann.“

„Wenn du mir offen und ehrlich die Wahrheit eingestanden hättest —“

„Ach ja, offen und ehrlich ...“ murmelte sie.

„Dann hätte ich dir verziehen. Damals hätte ich es getan. Das weiß ich.“

Digitized by Google

Warum hatte sie immer geschwiegen?

„Ich will mich nicht entschuldigen," wiederholte sie. „Ich war feige. Aber ich hatte auch das Gefühl, es läge dir gar nicht daran zu wissen, wie's wirklich in mir aussah. Du hattest dir ein ganz bestimmtes Bild von mir zurecht gemacht, als von einer Frau, deren Leben von den Haushaltungssorgen und den Sorgen für die Kinder ausgefüllt ist und die im übrigen zufrieden ist. Und wenn dann etwas diesem Bild widersprach, dann wurdest du gereizt und ungeduldig. Hättest du mir einmal zugehört, nicht nur mit dem Verstand, sondern mit der Hellhörigkeit des Herzens, dann hättest du vielleicht gemerkt, daß vieles in mir ganz anders war und daß ich nicht so glücklich war, wie du glaubtest. Aber dazu kam es nie. Und so blieb auch dies unausgesprochen."

„Also die unverstandene Frau!"

Aber er hatte diese Worte kaum gesagt, als sie ihm auch schon leid taten.

„Die unverstandene Frau. Da hast du nun deine Formel. Aber" — und wieder war es, als spräche sie nicht zu ihm, sondern irgendwohin, zu jemandem Fernen — „was sucht denn eine Frau in ihrem Mann? Er soll über ihr stehn, er soll ihr ein Halt sein, aber zugleich soll er auch alles Dunkle in ihr verstehn. Ich glaube, eine Frau erlebt lieber von ihrem Mann eine Enttäuschung und verzeiht ihm einen großen Schmerz, wenn er dafür nur ihr mitfühlender Freund wird."

Zu leicht wäre dieser Verdacht, dieser felsenhafte Berg von Verdacht, der eben noch sein Vertrauen begraben hatte, zusammengebrochen und es hätte sich zu schnell in entschuldbaren, längst vergangenen Fehl verwandelt, was eben noch seine Ehe zerstört, als daß er der Hoffnung Raum geben dürfte, dachte Hoff. Und dennoch, ... vieles hatte ihn getroffen, hatte Türen in ihm zum Aufspringen gebracht und selbstanklägerische Stimmen zum Reden. Er schwieg verwirrt, blickte sie an, ein milderes, einlenkendes Wort schon auf der Zunge — aber etwas an ihr, nichts Bestimmbares, aber von starker Magie, eine fremde, gefährliche Schönheit, die ihn lockte wie ein Köder und ihn verwundete wie der stachlige Widerhaken darunter, hieß ihn schweigen, hieß den Verdacht wieder hervorzerren.

„Du hast mir das verschwiegen. Gut. Aber wie konntest du danach noch mit Ryseck freundschaftlich verkehren? Wie konntest du jetzt mit ihm diese Autofahrt machen?"

„Ich wollte ihn hier mit Margret zusammenbringen. Erinnere dich doch, ich dachte, Margret wäre die richtige Frau für ihn."

„Und wo ist sie?"

„Sie konnte nicht kommen."

„Natürlich! Sie konnte nicht."

„Jawohl! Sie schrieb mir das hierher. Da ist ihre Karte." Elisabeth sprang auf, suchte auf dem Tisch, wühlte zwischen den Briefschaften, den Spielsachen der Kinder. „Eben lag sie noch da —"

„Sie wird wohl ebenso verschwunden sein, wie dein Herr Ryseck."

„Da ist sie." Verächtlich warf sie ihm die Karte hin.

Er las sie, prüfte mißtrauisch den Poststempel, stand unschlüssig, halb schon geschlagen und dennoch sich an einen letzten Zweifel klammernd.

„Das also wäre der Grund?" murmelte er.

„Ich glaubte, Margret wäre die richtige Frau für ihn. Ich habe mich geirrt. Er will von ihr nichts wissen. Gestern abend, nach einem Spaziergang, hat er mich an dieselbe Bank geführt, wo er mir damals eine Liebeserklärung gemacht hat — und da hat er mir gesagt —"

„Hat er dir gesagt —"

„Daß er mich noch immer liebt. Genau so wie vor zehn Jahren."

„Dieser Bube hat dir eine Liebeserklärung gemacht?"

„Jawohl. Eine Liebeserklärung hat er mir gemacht. Und hat mich geküßt. Und ein Bube ist er darum noch lange nicht."

„Er ist ein ehrloser und heimtückischer Bube. Am letzten Abend sprach ich noch mit ihm. Ich habe ihm gesagt, wie viel ich ihm anvertraute. Wäre er ein anständiger, ehrlicher Mensch, dann hätte er mir sagen müssen, wie er zu dir stand."

„Hätte er das tun müssen?"

„Jawohl, als anständiger Mensch."

„Ach, höre doch auf mit deiner Anständigkeit! Es gibt wertvollere Dinge als das. Er liebt mich! Als wenn die Liebe danach fragte, ob sie lieben darf. Mir ist nur wichtig, daß er mich liebt. Er ist in seiner Art ein ebenso anständiger und ehrlicher Mensch wie du. Aber wenn er auch ein Schuft wäre, was täte das, wenn er mich liebt!"

„Und du ... liebst du ihn wieder?"

„Ich ihn? Ich weiß nicht. Ich weiß nicht. Aber dankbar bin ich ihm für seine Liebe. Auf den Knien möchte ich ihm danken, denn nun weiß ich doch, daß ich noch Weib bin. Er liebt mich! Zehn Jahre hat er mich geliebt. Und ist herübergekommen aus Amerika um seiner Liebe willen. Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe. Vielleicht liebe ich nur seine Liebe. Seine Liebe, die für mich Worte fand, die du nie gefunden hast, die mich so stolz, so glücklich, so jung gemacht hat, wie ich bei dir alt und gedemütigt und ohne Schwung und

Digitized by Google

Kraft war. Ach du, wenn du nur wüßtest, was Liebe heißt! Wenn einer kommt und sagt: Du Quell! Du Licht! Du Glanz! Ach, seit gestern abend habe ich wieder mein Mädchenherz, das klingt, das klingt, das singt, so voller Melodie, und die ganze Welt ist voll heimlicher Musik, ist nicht mehr der graue Alltag wie deine Welt!"

Wie sie da stand, nicht stand, sondern ganz aufstrebende Bewegung war in der jungen Straffheit ihres Körpers, wie ein steil aufschießender Strahl, wie ein schlanker Blütenschaft und ihr Gesicht mit den blauen Feuer sprühenden Augen, mit den geröteten Wangen, röter noch umglüht war vom tiefen Sommersonnenlicht, das sie in sich zu sammeln und auszustrahlen schien ... wie Hoff sie da vor sich sah: war er geblendet, berauscht, hingerissen wie jemand, dem ein neues Land sich auftut, aber der Gedanke, daß dies fremde, in abenteuerliche Gefühlsfernen ihn lockende Wesen seine Frau sei, die Mutter seiner Kinder, der vertrauteste Mensch noch gestern und jetzt der fremdeste, und verwandelt nicht durch ihn, sondern durch einen andern, der ihm dies Vertraute gestohlen hatte, der alles, was er ihr gewesen war, besudelt und vernichtet hatte — dieser Gedanke raubte ihm jede Besinnung, erweckte in ihm tierische Wut, ließ ihn die Hände ballen, sie schütteln, als wollten sie etwas packen, zerschlagen, ganz und gar zunichte zerstampfen. Plötzlich ergriff er auf dem Tisch eine Vase mit einem Feldblumenstrauß und setzte sie zerbrochen nieder. Dann nahm er Hut und Stock, umspannte schon die Klinke, kehrte aber plötzlich um und trat noch einmal vor seine Frau: „Du gibst der Leidenschaft das Recht, sich über jedes Gebot, das zwischen anständigen Menschen existiert, hinwegzusetzen. Gut! Sei's so! Ich aber nehme mir das Recht, einen Buben, der wie ein Einbrecher in mein Haus eindringt, auch wie einen Einbrecher zu behandeln."

„Was hast du vor? — Roland, wenn du dich an ihm vergreifst ... dann sind wir für immer geschieden!"

„Geschieden? O Gott, wir sind so weit voneinander geschieden, daß alles, was du sagen kannst, mich nicht mehr erreicht. Mit dir habe ich nichts zu schaffen. Geh du mit deinem Liebhaber, wohin du willst, wenn er noch Lust und heile Knochen hat, dich mitzunehmen."

Sie griff nach ihm, wollte ihn am Arm festhalten, aber er packte ihre Hand, riß sie herunter, preßte sie so zusammen, daß sie schmerzstöhnend in die Knie brach.

Auf dem Treppenabsatz blieb er vor einem Spiegel stehn, brachte seinen Anzug, sein Haar in Ordnung und dachte nach. Er machte gewaltsam in dem trüben Chaos seines Hirnes einen Winkel frei und dachte sehr ruhig, sehr bestimmt nach. Vor allen Dingen mußte er erfahren, wo Ryseck steckte. Wenn es Elisabeth gelang, ihn zu warnen, so war es nicht unmöglich, daß die beiden mitsamt den Kindern im Auto die Flucht ergriffen.

Er durchsuchte die Räume im Erdgeschoß, trat in Rysecks Zimmer. Niemand da. Endlich wies draußen eine Kellnerin ihn an den Chauffeur. Der Mann erklärte auf seine Frage, daß Herr Ryseck nach der Försterei gegangen wäre und erst gegen Abend wiederkommen würde. Zu Fuß durch den Wald sei es eine gute Stunde.

„Können Sie mich hinfahren? Ich übernehme für die Benutzung des Autos jede Verantwortung."

Der Mann erklärte sich dazu bereit. Sobald Hoff im Auto saß, war wieder das dunkel trübe Chaos in seinem Hirn. Auf rotzerflossenem Hintergrund sah er zwei dunkle Gestalten, die sich im Wald gegenüberstanden, die Pistolen langsam hebend ... Vorhin als Elisabeth ihm von einem ähnlichen Vorgang erzählt, hatte etwas in ihm sich aufgebäumt gegen die Wüstheit dieses Vorgangs. Jetzt labte, beruhigte sich sein Blut daran.

Er dachte kurz an Kinder, Arbeit, kommende Jahre — alles würde sich einrichten lassen, aber erst mußte die Gestalt da vor ihm, die langsam die Pistole hob, fallen. Das ganze, trüb schäumende Rot vor seinen Augen mußte zusammenschießen in den aus der Wunde stürzenden Blutstrahl.

* * *

Eine scharfe Wendung. Ein rasches Stoppen. Das Auto hielt. Hoff sprang hinaus, warf einen kurzen Blick auf das Haus und spürte etwas von düsterer Vorfreude: wie eine Falle lag es da, von gespenstischen Schicksalsarmen umkrallt. Der darin weilte, ahnungslos vielleicht, vielleicht in Gewissensangst sich versteckend, sollte ihm nicht entgehn.

Er riß an der Schelle, riß ungeduldiger ein zweites Mal. In das gellende Gebimmel mischte sich das wütende Aufheulen eines Hundes. Der Chauffeur, der annehmen mochte, daß sein Herr das Auto mit dem Gast zur Rückfahrt benutzen würde, war sitzen geblieben. Als er aber wahrnahm, daß auf das wiederholte Klingeln niemand erschien, stieg er aus und ging durch das offne Tor in den Hof. Nach einigen Augenblicken aber kam er verstört zurückgerannt und rief, der Professor solle mitkommen.

Hoff, in seiner Aufregung sich einbildend, Ryseck könne versuchen, vor ihm zu fliehn,

Digitized by Google

Familienfest. Gemälde von Prof Ludwig von Herterich
(Ausstellung der Münchener Sezession 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

stürzte über den Hof, an dem heulenden und sich in tollen Sprüngen überschlagenden Hund vorbei, ins Haus, drängte durch den dunklen Flur in die erste offen stehende Tür, sah vor einem Bett die düstere Gestalt einer zerlumpten Greisin gekauert und stand dann still, als wenn die gespenstischen Schicksalshände nicht nur die stürmende Bewegung seines Körpers, sondern auch sein hämmerndes Herz und seiner Gedanken wilden Lauf zum Stocken gebracht hätten. Denn, was er da sah, war röter und blutiger als jede Vorstellung, die den roten Dämpfen seines Zornes entstiegen war, und das Gesicht des Mannes im Bett war blaß, hilflos, bejammernswert über alle Wut und Rache hinaus.

Einen Augenblick hatte die Kauernde ihr geierähnliches Gesicht rasch zu dem Eintretenden hingewandt, fuhr dann aber fort, mit jetzt schreiender, jetzt murmelnder Stimme unverständliches Zeug schnell herunterzuleiern, während sie zugleich mit ihren gichtgekrümmten Fingern einen schmutzigen, schwarzen Brei auf der entblößten Brust des in einer Blutlache Ausgestreckten zusammenklaubte und festdrückte. Hoff sagte, er wäre Arzt, sie möge ihn an den Verwundeten heranlassen. Als die alte Frau seine wiederholte Aufforderung nicht zu hören schien, sondern ihre sinnlose Litanei nur noch lauter herunterschrie, schob er sie trotz ihrem Sträuben beiseite und begann, den, wie es schien, schon fast entbluteten Körper zu untersuchen, ohne ihn aus seiner Lage zu bewegen. Knapp über der linken Brustwarze befand sich eine Wunde, die jetzt durch den schwarzen Brei verstopft war. Offenbar eine Schußwunde. Das Blut hatte bereits aufgehört zu rinnen. Vielleicht sickerten noch Tropfen durch die Ausschußöffnung. Aber ihm kam es vor allem darauf an, zu wissen, ob überhaupt noch Leben in diesem Körper sei. Mit dem bloßen Ohr vermochte er Herztöne nicht mehr wahrzunehmen. Aber der Puls schlug noch, wenn auch sehr schwach.

‚Wer es auch immer gewesen sein mag,' dachte Hoff, ‚der mir meine Rache vorweg genommen hat, ich brauchte ihren Lauf nur nicht zu unterbrechen: ehe der Tag herum ist, wäre alles geschehn ...'

Dieser Gedanke hielt jedoch den raschen Lauf seiner Überlegungen durchaus nicht auf.

Vor allem galt es, Instrumente herbeizuschaffen. Ohne die war nichts zu machen. Er fragte den Chauffeur, ob er im Ort einen Arzt wüßte. Dieser bejahte.

„Dann fahren Sie mich sofort hin. Los!"

Er schrie der Alten zu, bei dem Verwundeten sitzen zu bleiben, aber ihn nicht anzurühren, und eilte hinaus.

Der Arzt war über Land gefahren. Aber seine Frau stellte dem Professor die nötigen Instrumente zur Verfügung, versprach auch, ihren Mann so schnell wie möglich nachzuschicken.

Die Hinfahrt, das Suchen der Instrumente hatte kaum eine halbe Stunde in Anspruch genommen. Auf der Rückfahrt dachte Hoff: ‚Wenn er stirbt, ist er der Sieger. Er muß durchkommen, um mir Rechenschaft zu geben. Helfe ich ihm darum? Unsinn! Man tut seine Pflicht.'

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Verwundete noch lebte, sagte er zu dem Chauffeur: „Ich habe eine Bitte an Sie. Sie sehen, Ihr Herr hat so viel Blut verloren, daß er in kürzester Zeit draufgeht, wenn ihm nicht neues Blut eingepumpt wird. Ich möchte Ihnen ein Schälchen Blut abzapfen. Sind Sie dazu bereit? Besondere Gefahr ist bei der Sache nicht. Jedenfalls wird Herr Ryseck, der ja ein reicher Mann ist, Sie entsprechend belohnen. Wollen Sie?"

Aber der stämmige Chauffeur, der eben noch so betulich und hilfsbereit sich an den Arzt herangedrängt hatte, war schon bei dessen ersten Worten ängstlich nach der Tür hin zurückgewichen und erklärte, darauf ließe er sich nicht ein, um keinen Preis! Seine gesunden Glieder seien sein einziges Kapital. Wer zahlte seiner Witwe Pension, wenn er drauf ginge?

„Also dann nicht! Zeit haben wir keine zu verlieren. Dann helfen Sie mir wenigstens. — Mutter, setzen Sie mal einen Kessel mit heißem Wasser auf!" schrie er die Alte an. „Aber der Kessel muß ganz sauber sein. Verstehn Sie! Absolut sauber."

Er holte den Gummischlauch, an dessen beiden Enden zwei Kanülen von der Dicke eines Streichholzes befestigt waren, Messer, Schere und Verbandgaze hervor. Nachdem er dann eine Kanüle in die Armvene des Verwundeten eingeführt und befestigt hatte, legte er mit einigen kurzen Schnitten die Pulsader seines linken Armes frei und band die andere Kanüle dort ein.

Wie Hoff so am Bettrand saß, die Hand Rysecks in seiner Linken, und beobachtend sich über ihn beugte, hätte man die beiden für zwei Freunde halten können, von denen der eine zärtlich über den Schlummer des anderen wacht. Der Chauffeur, die Azetylenlampe seines Autos hochhaltend, stand noch immer ängstlich auf der Schwelle und schaute mit dummer Verwunderung zu.

Nach einiger Zeit begann die Wunde frisch zu bluten. Hoff entfernte die Kanüle aus seinem Arm, klebte die Wunde zu und wickelte einen Verband darum. Dann berei-

Digitized by Google

tete er in der Küche eine Kochsalzlösung und injizierte dem Verwundeten davon eine größere Menge. Aber damit war seine Kraft auch zu Ende.

Er setzte sich, gab dem Chauffeur einige Anweisungen, seine Stimme verlor sich jedoch in unverständliches Murmeln, und sein Kopf fiel auf die Seite. Der Chauffeur konnte grade noch herbeispringen und den vom Stuhl Rutschenden auffangen.

Es war ein Glück, daß nach einigen Minuten das Wägelchen des Arztes vor dem Hause hielt. Er hatte den Amtsrichter und einen Polizeidiener mitgebracht.

Der Arzt hielt es für das Richtigste, sich zuerst um den Ohnmächtigen zu bekümmern, der nach einiger Zeit wieder zu sich kam. Hoff teilte ihm mit, welche Maßnahmen er ergriffen hatte. Über den Unglücksfall selbst konnte er den beiden Herren keine nähere Auskunft geben.

Als bald darauf dieselben Männer, welche Ryseck in das Haus gebracht hatten, mit der Meldung kamen, daß die Leiche des Försters noch im Walde läge, entfernten der Amtsrichter und der Polizeidiener sich. Hoff und der Arzt begannen, den Verwundeten zu verbinden. Nachdem das geschehen war, fuhr Hoff auf Anraten des Arztes, der ihm mit vorsichtiger Dringlichkeit bemerkte, daß sein Herz nicht intakt zu sein scheine, in das Gasthaus zurück, ließ sich, ohne nach Elisabeth zu fragen, ein Zimmer geben und wollte sich niederlegen. Aber mehrfach mußte er die geringe Mühe des Auskleidens unterbrechen und sich mit geschlossenen Augen ausstrecken. Es war nicht der Blutverlust, der diesen ohnmachtähnlichen Zustand verursachte, und das umflorte Dunkel, hinter dem ihm alles entglitt, kam nicht aus körperlicher Schwäche, kam aus der Leere und Traurigkeit seines Herzens.

Kurze Zeit nachdem Hoff fortgefahren war, erschienen Elisabeth und ihre Schwester, die inzwischen eingetroffen war, im Forsthaus. Der Arzt teilte den beiden Damen mit, was er von den Geschehnissen wußte. Während Margret auf Elisabeths Bitte bei dem Verwundeten blieb, eilte diese in das Gasthaus zurück.

Als sie vorsichtig ihres Mannes Zimmer öffnete, schlug Hoff die Augen auf, schloß sie aber wieder, sobald er seine Frau erkannte. Elisabeth wollte sprechen, wollte seine Hand ergreifen, als sie aber an deren Gelenk den weißen Verband erkannte, drückte sie auf die unbeweglich nebeneinander ausgestreckten Finger nur einen inbrünstigen Kuß.

Er wies die neben dem Bett Kniende auf einen Stuhl und sagte dann, das an Bläße den Bettüchern gleiche Gesicht zu ihr hinwendend, mit einer etwas matten und rauhen, aber von jedem höhnischen Unterton freien Stimme: „Du kannst vollständig beruhigt sein. Er hat Glück gehabt und wird mit dem Leben davonkommen."

Sie wollte etwas antworten, aber er schloß mit ungeduldiger Miene die Augen. Nach einem kurzen Moment fuhr er fort: „Ich werde morgen abreisen —"

Sie unterbrach ihn. Er wiederholte nach derselben Geste seine Worte: „Ich werde abreisen. Ich wünsche nicht, daß du mitkommst. Die Kinder mögen einstweilen bei dir bleiben. Ein ferneres Zusammenleben von uns beiden kann ich mir nicht vorstellen. Du hast mir das Bitterste gesagt, was eine Frau einem Manne sagen kann. Zehn Jahre sind wir verheiratet gewesen, du und die Kinder waren mein ganzes Glück, und ich glaubte, daß auch du glücklich seiest. Und nun sagst du, es hätte ein anderer kommen müssen, der dich lehrte, was Liebe ist. Ich will dir offen bekennen, daß mir diese Art Liebe fremd ist und immer fremd bleiben wird. Ich will dich nicht halten. Es wäre mir richtiger erschienen, wenn du oder dein Freund mir gesagt hätte, wie ihr miteinander steht. Unterbrich mich nicht! Gleich bin ich zu Ende. — Ich meine, so viel Vertrauen und auch so viel Rücksicht auf meine Ehre hätte ich wohl verdient. Ich wollte deinen Freund zur Rechenschaft ziehn. Ich werde es nicht tun. Es ist lächerlich, dem Lauf des Schicksals vorgreifen zu wollen. Ich werde eurem Glück nicht im Wege sein. Laß mich doch ausreden! Vielleicht tun dir jetzt deine Worte von vorhin leid, und du glaubst, anders zu empfinden. Aber morgen würdest du schon bereuen, was du jetzt sagst. Zehn Jahr ein glückliches Zusammenleben, und es war nichts als Lüge, nichts als ... es ist nichts, so laß doch ... was machst du? ..."

Sein Murmeln wurde schwächer und ferner. Als er wieder zu sich gekommen war, lag er schweigend, apathisch da. Elisabeth wagte nicht einmal, seine Hand zu berühren, ließ nur ihre Tränen über ihre Wangen rinnen.

Nach einer Weile kam der Arzt noch einmal. Während er mit Hoff sprach, hatte Elisabeth sich entfernt. Aber sie hörte doch, wie ihr Mann sagte: „Bedeuten Sie doch meiner Frau, daß sie mich allein läßt. Ich möchte schlafen, es ist mir aber in ihrer Gegenwart nicht möglich."

Da ging sie still aus dem Zimmer.

Professor Hoff reiste am nächsten Tag nicht ab. Elisabeth hatte den Arzt gebeten, ihrem Mann dies Vorhaben auf jede Weise auszureden. Aber es bedurfte des Zuredens

Digitized by Google

nicht. Wie nach einer schweren Krankheit lag er apathisch im Bett, ließ es sich gefallen, daß seine Frau ihn pflegte, ohne durch irgendein Zeichen zu verraten, wie ihre Gegenwart auf ihn wirkte. Wenn sie betreffs einer Kleinigkeit nach seinen Wünschen fragte, war seine stete Antwort: „Wie du willst." Sie hatte bald gemerkt, welch eine Überwindung es ihn kostete, auch nur die kleinste Entscheidung zu treffen, und handelte still nach ihrem eigenen Ermessen.

Es war, als wenn der heroische Eigensinn, womit Hoff alle natürlichen Regungen in sich unterdrückt und sein Wesen vergewaltigt hatte, nach diesem übermenschlichen Energieaufwand nun sich rächte durch eine völlige Auflösung seiner Willenskräfte. Er war sich über seinen Zustand halb und halb klar und suchte dagegen anzukämpfen. Eines Tages sagte er wieder: er würde nun abreisen. Elisabeth antwortete, sie hätte nach Berlin geschrieben, daß er erkrankt sei, und um Urlaub für ihn gebeten. Die Bewilligung sei eingetroffen, er hätte einstweilen drei Wochen Urlaub. Er dankte ihr mit einem Blick mehr der Verwunderung als der Freude, aber gleich darauf schlief er fest ein.

Was den andern Gast des „Lindenhauses" betraf, so war er ein desto unruhigerer Patient. „Gott bewahre!" sagte der alte Landarzt, „den möchte ich mal sehn, wenn er gesund ist. So etwas von einem perpetuum mobile ist mir noch nicht vorgekommen." Margret hatte ihr liebe Not mit ihm. Unaufhörlich mußte sie seinen Verband erneuern, mußte ihm immer wieder Kissen und Laken zurecht schieben; kaum daß sie sich ein paar Minuten von seinem Bett entfernt hatte, sah es wieder darin aus wie nach einem Kirchweihfest. Wo nahm der Mensch, der so schwach war, daß er nicht einmal die Tasse selbst halten konnte, nur die Kräfte her?

In den ersten Nächten phantasierte er viel, und Margret verfolgte mit halb unheimlichem, halb bewunderndem Interesse die vielfachen Wege, die sein Geist dabei lief. Was für eine mannigfaltige, reiche Welt mußte er in gesunden Tagen umspannt haben! Anfangs konnte sie sich in der Wirrnis nicht zurechtfinden, aber allmählich entdeckte sie doch gewisse Gegenstände, die ihn vor allem beschäftigten und die der beängstigenden Vorstellungsflucht einen Halt gaben.

Manchmal hielt er in dem raschen Gemurmel inne, sah sie listig und ängstlich fragend an, indem die erhobenen Finger seiner Rechten sich zu einem Kreis formten, und flüsterte: „So hielt sie ihn."

Darauf wartete er, bis sie antwortete: „So hielt sie ihn."

„Dann fiel er ihr aus der Hand."

„Dann fiel er ihr aus der Hand," klang ihr Echo.

„Sie ließ ihn fallen."

„Sie ließ ihn fallen."

Aber nach dieser Antwort kam in sein Gesicht immer ein ratloses, unruhiges Staunen.

„Der Apfel ist an allem schuld," flüsterte er. „Wo ist er?"

Sie drückte seine Hand zu, und er war dann eine Weile zufrieden, bis das Spiel sich wiederholte.

Eines Abends aber wollte er sich mit seiner leeren Hand nicht beruhigen, sondern behauptete, der Apfel wäre fortgerollt und müßte irgendwo liegen. Er machte den Versuch, zum Bett hinauszusteigen. Sie half ihm suchen und verfiel schließlich auf den Ausweg, zu sagen, er hätte ihn aufgegessen. Er seufzte tief und sah sie traurig an. Da ließ sie sich am nächsten Tag vom Wirt einen schönen geflammten Winterapfel schenken und gab ihm den, als er das Spiel wieder begann. Er riß ihn ihr förmlich aus der Hand, schien entzückt, aber nachdem er ihn von allen Seiten betrachtet hatte, machte er ein enttäuschtes Gesicht, als wenn es der richtige nicht wäre. Der Apfel blieb unbeachtet auf der Bettdecke liegen, während sein Geist auf neuen Wegen umging.

Als sie aber nach einiger Zeit an seinem Gesicht merkte, daß die alte Erinnerung ihn wieder beunruhigte, tat Margret, als wenn sie den Apfel, von dem sie ein Stück abgebissen, unter dem Bett gefunden hätte.

Er nahm ihn ihr ab, betrachtete das weiße Fleisch der abgebissenen Stelle und hielt dann wie ein glückliches Kind den Apfel ganz fest in seiner Hand.

„Elisabeth!" sagte er plötzlich, und seine Stimme hatte nicht mehr den unheimlichen, traumdämmernden Klang.

Es war das erste leise Aufblitzen des Bewußtseins aus fieberbewölktem Geist. Sie aber, an die das Wort sich richtete, war seltsam davon berührt, beglückt und verwundet zugleich, da es an sie ja nicht gerichtet war.

Langsam und sacht kehrte sein Geist aus den verworrenen Fieberbezirken in die Wirklichkeit zurück. Noch machte er zwischen den Schwestern keinen Unterschied, hielt auch Margret für Elisabeth, dennoch hatte er eine undeutliche Vorstellung, daß zu gewissen Stunden, während Elisabeth ihre Schwester vertrat, die, welche um ihn war, weniger munter, weniger gesprächig sich zeigte, daß sie, anstatt bei ihm zu sitzen, am Fenster ihren Platz nahm, hinaussah oder las, ohne sich mit ihm zu beschäftigen. Dies veränderte Benehmen aber stand in einem deutlichen Zusam-

Digitized by Google

menhang mit dem Ring an ihrem Finger. Die Hand ohne Ring war leicht und zärtlich, ließ sich von ihm streicheln und liebkosen, und er liebte sie, die Hand mit dem Ring aber entzog sich ihm, und er empfand sie als unfreundlich.

Eines Tages, während er über diesen seltsamen Umstand nachgrübelte, fragte er: „Elisabeth?“

„Ja?“ antwortete vom Fenster her eine Stimme.

„Bist du immer bei mir?“

„Nicht immer. Manchmal ist auch Margret bei Ihnen.“

„Wer ist Margret?“

„Meine Schwester. Erinnern Sie sich nicht, daß sie uns besuchen wollte?“

Beinah jedes Wort, das er eben gehört hatte, war ein Stück Vergangenheit, von dem krause und dunkle Pfade ausliefen. Über dem Umhersuchen darin schlief er ein. Nach einiger Zeit aber fragte er wieder: „Elisabeth?“

„Ja?“ antwortete ganz aus der Nähe eine Stimme. „Was möchten Sie denn?“

Er streichelte beglückt die ringlose Hand, die auf seiner Bettdecke lag, und sagte: „Elisabeth, warum bist du nicht immer bei mir?“

„Ich bin doch immer bei Ihnen.“

„Manchmal ist auch Margret bei mir. Die Schwester Margret.“

„Ja, manchmal ist auch die bei Ihnen,“ erwiderte Margret lächelnd. „Soll sie nicht?“

„Nein. Du sollst immer bei mir sein.“

„Ist Ihnen Margret nicht angenehm?“

Er schüttelte nur den Kopf.

„Dann werde ich ihr sagen, daß sie abreisen soll.“

„Ja, sie soll abreisen.“

„Sie sind mir schon der Rechte,“ lachte Margret leise und klopfte ihm auf die Finger.

Er hielt noch immer den geliebten Apfel in der Hand, dessen abgebissene Stelle ganz braun und schmutzig geworden war. Margret sagte, er möge ihn hergeben. Das könne er nicht, erwiderte er, und das halb schon vergessene Spiel erneuernd, hob er ihn in der gerundeten Hand ein wenig hoch und sagte: „So hieltest du ihn.“

„Und da rollte er mir aus der Hand.“

„Du ließest ihn fallen.“

„Ich ließ ihn fallen,“ antwortete Margret.

„Aber darauf kommt es doch an: rollte er dir aus der Hand oder ließest du ihn fallen? Denn mit dem Apfel fing alles an. Wie war es?“

„Ich weiß wirklich nicht,“ gestand Margret.

Er schwieg einen Augenblick und sagte dann — es klang nicht wie ein ungefährer Einfall, sondern als hätte grade auf diesen Vorgängen auch in der Trübung des Fiebers noch ein gewisses Licht gelegen —: „Das ist es. Du weißt es nicht. Und ich weiß es nicht. Und wir alle wissen nicht bei dem, was wir tun, wollten wir es oder rollte es uns aus der Hand. — Du lagst im Gras, als ich dich zum erstenmal sah. Weißt du noch? Deine Füße waren nackt. Du hattest einen ... gibt es rote Mäntel?“

„Ja, rote Mäntel gibt es.“

„Einen roten Mantel hattest du an, und der war offen. Aber darunter ... darunter hattest du nur ein Hemd an.“

„Aber an dergleichen sollten Sie nun wirklich nicht denken.“

„Woran denn?“

„Versuchen Sie doch, an gar nichts zu denken. Schlafen Sie!“

Sie rückte ihm die Kissen zurecht und legte seinen Kopf auf die Seite. Eine geraume Weile war es still, dann hörte sie wieder seine Stimme: „Elisabeth!“

„Ja, Herr Ryseck?“

„Du warst so schön, wie du im Grase lagst. Du hattest nur ein ganz dünnes Hemd an.“

„Sie sollen doch nicht immerfort an solche Sachen denken. Sie sollen Ihren Kopf hübsch in Ruhe lassen und an nichts denken.“

„Wenn ich an nichts denke, muß ich immer an dich denken. Das ist nun so. Immer habe ich gewünscht, dich noch einmal zu sehn, wie du im Grase liegst, den Apfel in der Hand. Gib mir einen Kuß, Elisabeth!“

„Oh, was Sie aber auch für Wünsche haben! Kaum können Sie sich ein bißchen rühren, da wollen Sie auch schon küssen. Werden Sie erst mal gesund.“

„Erst werde ich mal gesund,“ wiederholte er wie ein artiges Kind. „Aber dann werde ich dich küssen. Du liebe Elisabeth, ich kann mich gar nicht satt an dir sehn. Ich sehe dich immer, auch wenn ich die Augen zu habe. Aber wenn ich dich wirklich sehe, bist du noch tausendmal schöner. Was hast du für einen entzückenden Mund. Lach' mal!“

Sie lächelte ein wenig.

„Ja, so habe ich dich am liebsten.“ Er streichelte zärtlich ihre Hand. „So mußt du immer sein, wie du jetzt bist. Ganz zart, ganz lieb. Du mußt immer tun, was ich will. Widerspruch kann ich gar nicht vertragen. Nur manchmal — manchmal mußt du sagen: ‚Ich will nicht!' ... Sag' mal: ‚Ich will nicht!'“

Sie schüttelte, ein wenig errötend, nur leise den Kopf.

„Du Liebe!“ flüsterte er mit seiner weichen Stimme. „Wie gut du bist! Ich bin so glücklich. So glücklich! Du liebe Elisabeth!“

Wußte er wirklich immer noch nicht, wer sie war? Hielt er sie in Wahrheit für ihre

Digitized by Google

Schwester? Oder gefiel es ihm nur, auch jetzt, wo sein Bewußtsein wieder klar war, das Spiel der Verwechslung fortzusetzen?

Als er sie am nächsten Tag wieder Elisabeth rief, öffnete sie die halb geschlossenen Fensterläden ganz, so daß volles Tageslicht hereinströmte, setzte sich an sein Bett und sagte: er möge sie einmal richtig ansehn, dann werde er erkennen, daß sie Margret sei und nicht Elisabeth.

Nachdem das Fieber und damit auch seine Unruhe sich gelegt hatten, hatte sein Gesicht etwas sehr Verjüngtes bekommen. Es war kaum schmaler und nur ein wenig blasser als in den Tagen der Gesundheit. Vor allem hatten seine Falten und Runzeln sich geglättet. Wie es so in der tiefen Delle des Kopfkissens lag, blickten die schwarzen Augen glücklich, ein wenig verlegen, ein wenig verschmitzt, gleich denen eines großen Jungen, zu ihr hinüber. Er führte ihre Hand an seine Lippen und sagte: „Für mich bist du Elisabeth und mußt immer bei mir bleiben. — Aber sage mir, wieso bin ich hier? Woher habe ich die Verwundung?“

Als sie ihm nun berichtete, daß man ihn schwer verwundet und den Förster tot im Wald aufgefunden hätte, nahm er das ohne irgendein Zeichen von Erregung hin. Dagegen schien es ihn sehr zu beunruhigen, daß, wie sie weiter erzählte, Professor Hoff ihn aus dem hoffnungslosen Zustand, worin er sich befunden, nur durch eine Bluttransfusion gerettet hätte. Er runzelte die Stirn und schien lange nachzudenken. Dann ließ er sich genau wiederholen, wie die Operation vor sich gegangen war. Er fragte, wo Elisabeth und ihr Mann wären. Sie erwiderte, die beiden befänden sich ebenfalls im Gasthaus. Ob er etwa Elisabeth zu sehn wünsche? Er antwortete: „Nein. Sie soll nur bei ihrem Mann bleiben. Und du sollst bei mir bleiben.“

„Ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben. Mein Urlaub geht zu Ende.“

Er fuhr auf: „Ist das Spaß oder Ernst?“

„Es ist mein Ernst. Ich muß wieder ins Geschäft.“

Da warf er unmutig den Kopf zur Seite und sagte nach einer kleinen Weile: „So etwas darfst du nie wieder sagen, verstehst du? Wie kann man einen Menschen, der sich nicht wehren kann, nur so kränken? — Sprich mit deiner Schwester. Die weiß ganz genau, was du tun sollst. Wenn ich gesund bin, dann heiraten wir uns.“

Margret befand sich in der wunderlichsten Lage. Ihrem natürlichen Gefühl folgend und von Elisabeth gebeten, hatte sie die Pflege des Verwundeten übernommen und hatte Zuneigung zu ihm gefaßt — die Zuneigung der Krankenschwester für den Patienten, dessen Wiederherstellung zum Teil ihr Werk ist. Gingen ihre Gefühle tiefer? Glich dieser sonderbare Mensch, der seit der ersten Begegnung ihr nicht wieder aus dem Sinn hatte kommen wollen — bald war ihr Erinnern ein übermütiges Lachen über sein komisches Benehmen bei dieser Verwechslung und bald war es ein unruhiges Gefangensein unter der Magie dieser so zärtlich weichen, so herrisch zwingenden Augen — glich er wirklich dem Wunschbild ihrer Träume? Ach, dachte sie, ihre Gefühle gingen genau so tief, waren genau so nachhaltig wie seine eigenen. Aus ihrer Erfahrung als Krankenschwester wußte sie, daß die Zuneigung eines Patienten wächst mit dem Grade seiner Krankheit und wieder abnimmt im Verhältnis zur Wiederherstellung seiner Kräfte. Sie wollte ihm das Peinliche einer unfreiwilligen Bindung und sich selbst den Schmerz einer Enttäuschung ersparen. Darum nahm ihr spröder Stolz sein Werben von der scherzhaften Seite. Was ihn entzückte und fesselte, kam ja ohnehin noch immer von dem Trugbild der Schwester.

Während nun seine Genesung von Tag zu Tag raschere Fortschritte machte, wurde die Lage für sie beide etwas schwierig. Ryseck empfand die kleinen Hilfen und Handreichungen nun als peinlich, und bei der Morgen- und Abendtoilette mußte sein Chauffeur Margrets Stelle vertreten. Dafür mußte sie ihm dann zu den übrigen Tagesstunden Gesellschaft leisten. Er sprach mit ihr von der Zukunft so, als wenn sie über ihre Heirat einig wären. Immer ungestümer bat er um einen Kuß. Sie mußte alle List und ihre ganze Munterkeit aufbieten, um ihn, ohne ihm wehe zu tun, in der Rolle des schonungsbedürftigen Patienten zu halten. Erst mußte er gesund sein, erst mußte er ohne Stock und Stütze dreimal ums Haus herummarschieren, dann ließe sich über derlei Extravaganzen sprechen.

Er behauptete, schon gesund zu sein, und schalt den Arzt, der vom Aufstehn noch nichts wissen wollte, einen Esel. Um seine Ungeduld zu beruhigen, verfiel sie auf das Mittel des Schachspiels. Da sie von Elisabeth wußte, daß er das Verlieren nicht vertragen konnte, spielte sie herzlich schlecht. Bei dieser Gelegenheit gewann sie den Eindruck, daß seine geistigen Fähigkeiten noch recht geschwächt seien. Oft brauchte er lange Minuten des Nachdenkens, um dann den Zug eines stümperhaften Anfängers zu tun.

Aber nachdem sie auf diese Weise einige Partien gespielt hatten, schob er plötzlich das Brett beiseite und sagte seufzend: „Ach, mein liebes Kind, du hast zum Schachspielen wirk-

Digitized by Google

lich keine Spur von Talent. Ich möchte dich so gern mal gewinnen lassen. Aber wenn ich mir auch die größte Mühe gebe, gegen deine Virtuosität im Fehlermachen komme ich nicht auf."

Sie lachte und gestand ihm schließlich den Grund ihres Verlierens. Er aber, statt ebenfalls zu lachen, fuhr in die Höhe, und seine Augen hatten zum erstenmal einen zornigen Glanz.

„Das ist denn doch ein starkes Stück, so mit einem umzuspringen, als wenn man ein Kindskopf wäre!"

„Sind Sie ernstlich böse?"

„Ja, ganz ernstlich. Einen so zum Narren zu machen!"

„Aber, lieber Herr Ryseck!"

„Ach, was, lieber Herr Ryseck! Warum sagst du nicht du und Hans? Hast du mich auch sonst zum Besten gehabt? Du — wir sind doch verlobt? Du hast doch nicht etwa deinen Spaß mit mir getrieben? Sag' mir — hast du mich denn lieb?"

Er umklammerte ihre Hände, seine Augen brannten in dunkler Angst.

„Hast du mich lieb oder nicht?"

Sie sah ihn an, rot — blaß — ihr Lächeln erstarb in Verwirrung.

Es wollte weder ein ja, noch ein nein über ihre Lippen.

„Sag' mir die Wahrheit! Wenn du mich nicht lieb hast, dann ist es wirklich besser, du reisest gleich ab. Ach, warum warst du so gut, als ich krank war, und bist jetzt so schlecht zu mir? Quäl' mich doch nicht! Ich kann ja nicht mehr ohne dich sein. O Gott, wenn ich denke, ich sollte wieder in meine Einsamkeit zurück ..."

„Aber, lieber Herr Ryseck, werden Sie doch erst mal richtig gesund!"

„Auf diese Weise werde ich nie wieder gesund. Nie wieder! Ach, daß du so sein könntest!"

Er zog die Decke über sein Gesicht. Margret hörte ihn in die Kissen murmeln. Es begann zu dunkeln. Sie drehte Licht an. Die Kellnerin brachte das Essen. Margret stellte alles auf das Tischchen neben sein Bett und bat, er möge nun doch aus seinem Schmollwinkel hervorkommen. Er rührte sich nicht. Sie klopfte ihm auf die Schulter.

„Hans, nehmen Sie doch Vernunft an!"

Da stieß er die Decke zurück.

„Ich brauche gar keine Vernunft anzunehmen, da ich sie im reichlichsten Maße besitze. Zum Beweis werde ich mit dir eine Partie Schach spielen und werde dich hereinlegen, wenn du dir auch die größte Mühe gibst zu gewinnen. Aber erst muß ich einen Kuß haben, damit ich weiß, daß du mich lieb hast."

„Aber das heißt doch wirklich, einen mit Gewalt zwingen! Sie pochen auf Ihr Recht als Kranker —"

Er hatte ihre Arme umklammert und richtete sich immer höher, sie wollte sich zurückbeugen, zog ihn aber nur näher an sich.

„Einen Kuß muß ich haben. Sonst kann ich nicht essen, nicht schlafen und werde überhaupt nicht wieder gesund."

Da senkte sie den Kopf und drückte leise ihre Lippen auf seine.

„Du liebes Mädchen! Hast mich in deinem Arm gehalten, als ich so krank war, und willst mich jetzt von dir stoßen. Nie komme ich von dir los. Küß mich noch einmal! — Ach, nun bin ich morgen gesund und marschiere dreimal ums Haus. Ich bin so glücklich! Du liebe Elisabeth!"

So viel schimmernder Glanz funkelte jetzt aus seinen dunklen Augen, und auch unter dem blinkenden Behang ihrer Augen leuchtete es weich und voll Glück, und nur ganz leise spielte um ihren Mund ein kleines, zweifelndes Lächeln.

Elisabeth? Elisabeth? Wer war's, den er meinte?

⁂ ⁂ ⁂

Es war die Stunde zwischen Nacht und Morgen. Graue Dämmerung bedeckte die Landschaft und ließ die Häuser, die Bäume, den Wagen, der mit erhobener Deichsel auf der Straße stand, als substanzlose Schatten erscheinen. Selbst der Fall des Wasserstrahls im Brunnentrog klang matt und gedämpft, als begleitete das Wasser seinen Schlaf mit diesem eintönigen Murmeln.

In diesem Zwielicht trat aus der Tür des Gasthauses ein Mann, welcher der Kälte wegen den Rockkragen hochgeschlagen, den Hut in die Stirn gezogen und die Hände in die Rocktaschen vergraben hatte. Auch seine Erscheinung wirkte schattenhaft und unbestimmt. Sein Schritt war ein drängendes Zögern, ein gehemmtes Vorwärtsstürmen. Obwohl seine Augen offen waren, schienen sie doch eher die eines Träumers oder tief Nachdenklichen, und sein Blick war nach innen gekehrt, als wäre er auf der Suche nach sich selbst. Dieser Mann, der sich selbst suchte, war Professor Hoff.

Ihn hatte an diesem Morgen die Unruhe so früh aus dem Bett getrieben, ein ungeduldiger Drang aus einem Überschuß von Kraft, erwachter Lebenshunger des Genesenen und das Vorgefühl einer Entscheidung.

Außerdem aber erfüllte ihn noch eine ganz besondere Unruhe. Er hatte sich in der Tat verloren und war auf der Suche nach sich.

Er hatte eine Umwandlung erlebt; durch nicht kontrollierbare Vorgänge seines Innern war er ein anderer geworden. Und dieser

Digitized by Google

andere fühlte, dachte, urteilte nicht mehr auf die alte Weise. Wohl schlug sein Erinnerungsvermögen zu der Vergangenheit eine Brücke, aber wenn er dann vor seinem Vorgänger stand, ergriff ihn nur verlegene Ratlosigkeit, ja gradezu etwas wie Unwille und Scham. Wie war das zu erklären? Er mußte sich darüber Rechenschaft ablegen.

Er schritt jetzt über taunasse Wiesen. Der graue Dunst am Firmament hatte sich in rauchiges, feines Grau verwandelt. Mit dem aufkommenden Wind war die Luft noch kühler und fast eisig geworden. Trotzdem nahm er den Hut ab und lüftete den Rockkragen.

Allzulange war er krank gewesen, ein nicht körperlich, aber desto tiefer seelisch Erkrankter. Er hatte es hingenommen, daß seine Frau ihn pflegte, hatte sich an den Kindern gefreut, die rasch wieder das alte Zutrauen zu ihm faßten, mit ihm scherzten und spielten, wenn sie auch immer noch in seiner Gegenwart auf den Zehen schlichen und ihre Stimme dämpften. Aber er hatte dies Glück genossen wie jemand, der kein Anrecht mehr darauf hat. Und sobald er allein war, tat sich das Dunkel wieder auf, Elisabeths Lüge, ihre Untreue, ihre schwarze Lieblosigkeit, die ihre Ehe zerstört hatte.

Gestern abend jedoch, bei einem Spaziergang im Walde, als er sich sagte, daß er diesem unmöglichen Zustand ein Ende machen müßte, und an den Abschied von Elisabeth dachte, da strömte plötzlich aus dem eben noch finsteren und harten Grund seiner Seele etwas wie ein lind brennender und sanft glühender Schein, ein Strom von Liebe, von Glück und ungestümen Hoffnungen, der, als er sich zerteilte und ihn wieder zu sich kommen ließ, zugleich die Erkenntnis seiner eigenen Schuld und Torheit mit emportrug.

Ja, es war nicht anders: die alten Schriftzüge waren erloschen, und an ihrer Stelle standen neue, die nichts anderes besagten, als daß er während seiner ganzen Ehe ein großer Narr gewesen war. Er hatte den köstlichsten, immer neu zu erringenden Gewinn seines Lebens wie einen selbstverständlichen Besitz behandelt, der keiner Pflege bedurfte.

In dieser Stunde war es geschehn, daß die Beziehungen zu dem Menschen, der er einst gewesen, zerrissen. Vielleicht hatten sie sich längst gelöst. Aber in dieser Stunde erst war es ihm zum Bewußtsein gekommen.

Daher die Unruhe, daher der frühe Aufbruch. Der neue Mensch in ihm war wie ein flügger Vogel, der seine Schwingen regt, den es verlangt, sich in den weiten Luftstrom zu stürzen.

Nachdem Hoff in einem Dorf sich ein Frühstück hatte geben lassen, wanderte er weiter und stieg einen hohen Berg hinan. Er freute sich der dampfenden Glut, die seinem Körper entströmte, als strömten damit die letzten Reste eines alten Giftes hinaus. Und mit Genugtuung beobachtete er seine regelmäßigen, kräftigen Herzschläge. Der brave Kollege hatte sich offenbar getäuscht. Oder es hatte sich nur um eine vorübergehende, nervöse Störung gehandelt.

Auf dem Gipfel angekommen, legte er sich ins Gras. Die Sonne war inzwischen aufgegangen und beleuchtete grüne Wiesen und blühende Felder, helle Landstraßen, einen blinkenden Flußlauf, zu seinen Füßen die dicht gedrängten Dächer des Städtchens, nahe und ferne Dörfer und am Horizont eine größere Stadt mit ragenden Schornsteinen.

Es war durchaus keine Aussicht von überwältigender Schönheit, und dennoch erfüllte sie sein Herz mit unbeschreiblichem Glück. Er liebte die Welt und er liebte das Leben, obwohl weder die Welt noch das Leben sich seit gestern irgendwie verändert hatten, obwohl Torheit und Laster, Elend, Krankheit, Tod nichts von ihrer alten Macht eingebüßt hatten. Aber was bedeutete dies Wissen gegenüber seiner Liebe, gegenüber der heißen Freude, daß er noch eine Weile mittun durfte, mit leiden, mit kämpfen, mit helfen! Wo Liebe ist, was will da Recht oder Unrecht? schoß es ihm durch den Kopf. Er liebte seine Frau, und er ahnte, etwas wie eine innere Gewißheit durchglühte ihn, daß auch sie ihn lieben müsse. Und deshalb wollte er ihr — nein, nicht verzeihen wollte er ihr. Nicht verzeihen! Er stieß diesen Gedanken von sich wie das lächerliche Gebaren eines ihm wesensfremd gewordenen Menschen. Was sie ihm auch gesagt hatte in ihrem Zorn und was sie auch getan hatte in dieser Stunde leidenschaftlichen Wahns: sollte das aufwiegen die Jahre treuer Liebe? Die waren Wahrheit, eine auch von ihr nicht zu zerstörende Wirklichkeit. Er wußte es besser als sie. Nicht verzeihen wollte er ihr, aber sie schützen und ihr helfen gegen ihre eigene Verblendung.

Was geschehen war, stand in einem früheren Buche des Lebens, das gefüllt war mit ihrer beider Torheit und Schuld. Jetzt aber war ein neues aufgeschlagen. Wo Liebe ist, was bedeutet da Recht oder Unrecht? Wo der Wille zum Guten ist, was bedeuten da Sünde und Schuld? Wenn man emporsteigt, was tut's, ob man strauchelt und fällt? Wenn man nur steigt!

Diese Gedanken wuchsen in ihm, entfalteten sich immer mächtiger, während die Sonne ihn durchglühte und der Wind ihn durchwehte. Am späten Nachmittag kam er

Digitized by Google

heim. Die Kinder sprangen ihm entgegen, Elisabeth folgte ihnen.

Sein Herz war so voll, daß er sich am liebsten gleich mit ihr ausgesprochen hätte. Aber es war doch noch ein letztes Zögern in ihm. Er ging auf sein Zimmer, sie begleitete ihn. Er sagte, daß er sich waschen und umkleiden wollte. Sie trug ihm Sachen herbei und goß Wasser in seine Schüssel.

Er aber stand in zögernder Verlegenheit und wiederholte, daß er sich umkleiden wollte. Da schoß ihr die Röte ins Gesicht, und sie verließ das Zimmer.

Nachdem er seine Toilette vollendet hatte, begab er sich auf ihr Zimmer.

Das Gefühl, sein allzu stürmisches Herz bändigen zu müssen, und auch ein Rest von Unsicherheit gaben seiner Haltung anfangs etwas von dem alten professoralen Ernst und ließen seine Worte trockener herauskommen, als er wollte.

„Ich will morgen nun wirklich abreisen," sagte er, „denn ich bin ja völlig wiederhergestellt. — Über das, was geschehn ist, habe ich lange nachgedacht und sehe das Ganze jetzt in einem neuen Licht. Es geht einem ja manchmal wunderlich" — fuhr er mit freierem Lächeln fort — „zuerst sieht man nur das, was einem selbst widerfahren ist, man setzt den andern auf die Anklagebank und gießt die ganze Schale des Zornes über ihn aus. Aber wenn sie geleert ist, dann sitzt man unvermutet selbst auf der Anklagebank, und der andere ergreift das Wort. Was du mir da gesagt hast, das brauche ich dir gewiß nicht alles zu wiederholen. Aber ich meine, trotz allem, was wir gegeneinander hatten — unsere Ehe brauchte deshalb nicht auseinander zu gehn."

„Das meine ich auch," erwiderte sie leise. „Und deshalb solltest du mich gleich mit dir nehmen."

„Nein!" antwortete er. „Nein! Du hast mir gesagt, daß Ryseck dich liebt, dich beinah ebenso lange geliebt hat wie ich. Und daß auch dir seine Liebe ein Glück bedeutet hat. Das ist eine Tatsache, die ich respektieren muß. Ich will nicht mit ungleichen Waffen gegen deinen Freund kämpfen: ich gesund und er krank, ich bei dir und er ans Krankenbett gefesselt und unfähig, dich zu sehn. Deshalb warte, bis er gesund ist. Sprich dich mit ihm aus und höre, was er dir zu sagen hat. Dann entscheide, zu wem du gehörst. Wenn du dann zu mir zurückkehrst, weiß ich, daß du es aus freiem Willen tust."

Sie schwieg. Eine so seltsame Wirkung ging in diesem Augenblick von ihm aus. Sie hätte vor ihm niederknien mögen in Ehrfurcht und hätte im selben Augenblick seinen Kopf an sich pressen und sagen mögen: „Du großes Kind!"

Aber sie schwieg. Sie senkte nur den Kopf zum Zeichen ihres Einverständnisses.

Während des Abendessens verhielt Elisabeth sich still und zurückhaltend. Nachdem sie aber die Kinder in Eile zu Bett gebracht hatte, kam sie wieder hinunter und bat ihn, an diesem letzten Abend mit ihr noch einen Spaziergang zu machen, auch sie hätte ihm mancherlei zu sagen.

Sie nahm seinen Arm und führte ihn ins Freie hinaus.

„Vor allem muß ich dir sagen, daß ich jetzt weiß, was der Grund deiner fürchterlichen Kälte gegen mich während der letzten Wochen war. Wie konntest du das nur tun?" Sie schmiegte sich dichter an seinen Arm. „Wozu hat man denn eine Frau? Du trugst dich mit Todesgedanken und ließest mich abends ausgehn und mich amüsieren. Ich komme mir ja so jämmerlich vor, daß ich den wahren Grund auch nicht einmal ahnte! Aber wir waren einander ja überhaupt so fremd. Und das war vor allem meine Schuld. Ich hätte offen gegen dich sein müssen. Aber jetzt haben wir in diesen wenigen Tagen mehr voneinander erfahren als in der langen Zeit vorher. Zuerst hat es mich geschmerzt, so wenig von dir zu wissen. Nun aber beglückt es mich, daß ich dich immer neu kennen lerne. Und auch ich — auch ich will immer offen gegen dich sein. Aber nun muß ich dir noch einmal sagen, wie es mit Ryseck war. Sieh, diese Allee führte er mich damals hinauf. Die Kastanien blühten. Und gleich kommen wir an die Bank."

Sie ging rascher. Dann blieb sie stehn und sah noch einmal um sich, sah auf die schwarze, vom Tann überdachte Höhlung des Waldweges, sah den tiefen Wiesengrund und gegenüber die ernste Wölbung der Waldhöhe, aus der das graue Gemäuer des Schlosses sich erhob als schwarze Silhouette in dem zarten, unendlich tiefen Glanz dieses verdämmernden Sommerabends. Eine wunderbare, klingende Stille lag über der Landschaft. Grillen zirpten, und über dem Gebüsch des Abhangs zogen Glühwürmchen ihre Bahnen.

„Dort habe ich mit ihm gesessen," sagte sie in atemlosem Flüsterton. „Und er hat mir von seiner Liebe gesprochen. Er sprach davon mit solcher Leidenschaft — auf eine so betörende Weise, daß auch ich nur meine Liebe zu ihm fühlte. Und wenn nicht ..."

Ihr Flüstern stockte. Ihre Hand griff nach seiner. Ihr Blick glitt blaß, in tödlichem Erschrecken nach dem Gebüsch, als täten sich die Zweige wieder auf und erschiene dort noch einmal das unwahrscheinlich spitze, tierhafte Gesicht des Einäugigen.

Digitized by Google

Die Limonade. Gemälde von Alfred Stevens
(Sammlung Ed. L. Behrens, Hamburg)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Er war uns nachgeschlichen und belauerte uns. Und wenn ich ihn nicht gesehn hätte — er legte schon auf uns an — dann hätte er schon damals geschossen und hätte wohl besser getroffen als das nächste Mal. Er war es — er — nicht ich — nicht ich — du mußt es wissen, damit du weißt, wie schwach ich bin, damit du mich immer hältst. Ich hatte mich verloren —"

Er umschlang die Wankende, er streichelte ihr Haar und sprach zu ihr gütige, tröstliche Worte aus seinem ergriffenen und verstehenden Herzen. Sie versuchte, ihr Schluchzen zu unterdrücken, ihre zitternden Glieder zu meistern. Aber ihre ganze Gestalt war wie aufgelöst. Er wollte sie zu der Bank führen. Da riß ein neuer Schreck sie zusammen.

„Nein, nein! Komm fort!"

Sie drängte ihn weiter. Sie stiegen höher hinauf. Er fühlte, wie ihr Körper, von ihm gehalten, sich allmählich beruhigte. Auf weichem Moos, zwischen den Tannen, ließen sie sich nieder. Ganz still lag sie an seiner Brust, von seinen Armen umschmiegt. Zuerst konnten sie einander kaum erkennen, als aber ihre Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, gewahrte sie immer deutlicher über sich sein Gesicht.

„Hast du mich denn noch lieb?"

„Hast du je daran gezweifelt?"

„Ja. Ich habe gezweifelt. Ich hatte mich nur verloren, weil ich glaubte, dich verloren zu haben. Du weißt ja nicht, wie mir zumute war, als du mich allein ließest in meiner Kammer. Ich kam mir so alt, so häßlich vor, ich war mir selbst zuwider und dachte, auch du könntest mich nicht mehr ausstehn."

Er drückte sie an sich und sagte mit bewegter Stimme: „Nie habe ich dich so geliebt wie in diesen Tagen. Ich bin ja nur geflohn, um deiner Gegenwart nicht zu erliegen."

„Und ich glaubte, durch unser langes Zusammenleben wäre ich dir ganz verhaßt geworden. Ich dachte, da sieht er nun Abend für Abend diese langweilige, traurige Gestalt —"

„Ach, wenn du nur ahntest, wie mir zumute war, wenn du abends vor dem Spiegel saßest und dein wundervolles Haar kämmtest. Und wenn du dann die Kleider fallen ließest — ich wagte kaum hinzusehn. Ich mußte doch standhaft bleiben!"

„Wirklich? Aber morgens — wenn ich aufwachte — mit meinem zerzausten Haar —"

„Mit deinem zerzausten Haar? Weißt du denn nicht, daß du nie reizender bist, als wenn du morgens aufwachst und deine Löckchen sich um deine lieben, verschlafenen Augen ringeln? Wie oft war ich nahe daran, alles zu vergessen und dich einfach zu nehmen —"

„Wirklich?" lachte sie glücklich. „Du hast dich nach mir gesehnt? Aber als ich mich zum Abschied an dich drängte — so schmiegte ich mich an dich —"

„Da stieß ich dich zurück. Aber so wollte ich dich umschließen. So dich küssen — so! — so! — so! —"

Als am nächsten Frühmorgen — die Sonne war zwar schon aufgegangen, aber die Gäste lagen noch in tiefem Schlaf — Elisabeth aus dem Zimmer ihres Mannes in ihr eigenes zurückhuschte und ganz leise die Tür öffnete, um den Schlaf der Kinder nicht zu stören, blieb sie in einem kleinen Schreck auf der Schwelle stehn.

Die Kinder waren schon erwacht. Sie knieten in ihren Betten und hatten ihre Hände über ihren Nachthemden gefaltet. So beteten sie zum lieben Gott, er möge doch ihrer Mutter, die sie verloren hatten, den rechten Weg zeigen, daß sie schnell wieder zu ihnen zurückkehrte.

Elisabeth schloß die beiden in ihre Arme und nahm sie mit sich zu ihrem Vater. Dort durften sie sich, wie in den schönen Tagen von einst, noch eine Weile in sein Bett kuscheln und mit ihm spielen.

Nun stand der so oft geplanten und jedesmal wieder aufgeschobenen Abreise nichts mehr im Wege. Der Vormittag verging mit den nötigen Vorbereitungen. Am Nachmittag aber schlug Elisabeth ihrem Mann vor, Ryseck zu besuchen. Vielleicht würden sie, wie sie lächelnd meinte, dort noch eine Überraschung erleben.

Ehe sie noch anklopften, hörten sie in seinem Zimmer schon eine recht lebhafte Unterhaltung. Als sie eintraten, fanden sie Ryseck und Margret auf dem Sofa sitzen. Er war vollständig angezogen, und man sah ihm kaum noch etwas von der Krankheit an. Beide hatten etwas rote Köpfe, als hätte es zwischen ihnen grade eine kleine Meinungsverschiedenheit gegeben.

Diese bestand darin: er hatte wieder einmal von „seiner Elisabeth" einen Kuß verlangt. Margret aber hatte ihm erklärt, sie sei Margret und nicht Elisabeth. Darauf hatte er geltend gemacht: wenn sie als seine zukünftige Frau ihm schon das große Opfer ihres Familiennamens brächte, so fiele das kleine des Vornamens doch überhaupt nicht ins Gewicht. Ihm sei der Name Elisabeth nun mal ans Herz gewachsen. Dagegen hatte Margret eingewandt, daß sie ihren Vornamen als einen Teil ihrer Persönlichkeit empfände, die aufzugeben sie nicht gesonnen sei. Sie wolle als Margret geliebt sein und nicht als Elisabeth.

Ehe dieser Disput sich noch entschieden

Digitized by Google

hatte, waren die beiden eingetreten. Sobald die erste Begrüßung vorüber war, wies Ryseck lachend auf Margret und sagte: „Mit dieser jungen Dame habe ich mich eben tödlich entzweit."

„Und ich," versetzte Margret, „habe diesem Herrn soeben den Krieg erklärt. Krieg bis ans Lebensende!"

„Mit anderen Worten, Kinder, ihr habt euch eben verlobt," sagte Elisabeth.

Die beiden vermochten es nicht zu leugnen.

Als nun der Professor seinem zukünftigen Schwager gratulieren wollte, ergriff dieser die hingestreckte Hand und sagte: „Mit Ihnen habe ich überhaupt noch ein Hühnchen zu rupfen. Jawohl! Sie haben in einem Augenblick, wo ich gänzlich unfähig war, mich zu wehren, es für angebracht gehalten, eine Verbesserung meiner Persönlichkeit vorzunehmen, indem Sie mir Ihr Blut einpumpten. Ich gebe zu, ohne das wäre ich erledigt gewesen. Aber darum bleibt es doch ein hartes Stück. Ich verspüre jetzt Anwandlungen in mir, gewisse Regungen, gewisse Gedanken — ich weiß überhaupt nicht, bin ich noch ich oder bin ich Sie."

„Ich glaube, Sie haben ... übrigens sollten wir doch du zueinander sagen — du hast," erwiderte Hoff lächelnd, „noch genug von dem alten Ryseck in dir, daß dir eine kleine Aufbesserung nichts schadet."

„Da magst du recht haben. Aber ich muß dir noch etwas sagen" — auf Ryseks Gesicht trieben jetzt in raschem Übergang Spott und ernste Ergriffenheit ein wunderliches Spiel — „vielleicht sollte ich es lieber nicht in Gegenwart einer gewissen jungen Dame sagen, die dadurch nur noch mehr Oberwasser bekommt, aber es muß heraus — du hast mich gelehrt, wie sich ein wirklich anständiger Mann benimmt. Du hast mich beschämt. Du hast mich vor mir selber ganz klein und häßlich gemacht. Es fällt mir schwer — aber ich verzeihe dir auch das. — Nun aber Schluß damit, denn hier sitzt jemand, der Sentimentalitäten haßt. Weiß Gott!" Er sprang auf und setzte sich an Elisabeths Seite. „Sieh dir das Girl einmal an! Das wird mir noch viel zu schaffen machen. Ich, ein smarter Yankee, werde hierher getrieben, hierher in die alte Heimat, von meiner unverbesserlichen Sehnsucht nach dem deutschen Gemüt. Und was muß ich entdecken? Daß ich ganz allein mit diesem Atavismus behaftet bin. Deine Schwester zum Beispiel — die nennt sich zwar Margret und schwört auf Margret, aber vom deutschen Gretchen hat sie nicht eine Spur in sich. Weißt, du, was sie getan hat? Der Apfel da —" er wies nach dem unter einer Glocke auf dem Tisch liegenden Apfel — „ist doch eine kostbare und verehrungswürdige Reliquie für mich. Ich bat deine Schwester, eine würdige Schutzhülle dafür zu besorgen. Und was hat sie getan?"

„Es ist die anständigste und teuerste Glocke, die ich hier auftreiben konnte," verteidigte Margret sich.

„Aber es ist doch eine Käseglocke. Eine Käseglocke für unsern Apfel!"

„Wenn wir nach Berlin kommen, lasse ich ihn vom Juwelier in die herrlichste Kristallglocke fassen," versicherte Margret.

„Das wollen wir tun," sagte Ryseck. „Denn ohne den Apfel hätte ich mich ja nie in euch verliebt. Er ist mir wirklich eine teuere Reliquie."

‚Und hat wie die meisten teuren Reliquien das Schicksal, nicht echt zu sein,' dachte Margret mit lustigem Augenblinzeln. Aber diesen Gedanken behielt sie für sich.

Zwei Gedichte von Otto Ernst

Die beiden Geheimnisse

Gegen den Fels auftrotzender Wald,
Höher dann, höher durch Runsen und Spalt —
Unter mir wiegende Wipfelgründe,
Über mir starrende Schroffen und Schründe,
In mir jagender, schlagender Wille,
Um mich die Feier der ewigen Stille. —

Beten will ich, daß euch ich verstehe,
Rauschen der Tiefe — Schweigen der Höhe!

Ewiger Sonntag

Hinter Tannentoren, gewölbt von rauschenden Säulen,
Steht von Gipfeln ein Meer fern in verträumender Glut.
Dumpf hinunter zum Tale erdonnert des Felsenstroms Orgel;
Weihrauch der Wälder durchdampft duftend den steinernen Dom.
Kanzel ist jeglicher Fels in heilig erschauernder Runde;
Von der höchsten im Licht redet der ewige Gott.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Erinnerungen aus einem Künstlerleben

Von Waldemar Meyer

Freitag den 4. Februar 1853 ward ich in Berlin geboren. In unserer mit fünfzehn Kindern gesegneten Familie kam ich als dreizehntes zur Welt. Meine Eltern waren sächsischer Herkunft; mein Vater stammte aus Annaberg im Erzgebirge, die Mutter aus Dresden. Sie hatten sich in Chemnitz kennen gelernt, wo die Mutter zu Besuch bei ihrer Schwester weilte, deren Mann Besitzer eines kleinen Gasthofs war. Mein Vater war mit seinem Regiment aus Dresden, bei dem er schon mit 23 Jahren als Musikmeister angestellt worden war, während eines Manövers nach Chemnitz gekommen. Die Herzen fanden sich rasch. Mit 25 Jahren heiratete mein Vater die Siebzehnjährige. Meine Kinderzeit war sehr schwer. Die Eltern waren nach Berlin gezogen, wo mein Vater für seine musikalische Tätigkeit einen größeren Wirkungskreis erhoffte und auch fand. Er hatte ein Orchester zusammengestellt und konzertierte damit im Hofjäger und in Arnims Hotel. Diese Konzerte mit guten Programmen, auch Sinfonien, wurden bald beliebt beim großen Publikum und so wurden sie auch 1848 von den Führern der revolutionären Bewegung, Waldeck und Jacoby und ihrem Anhang benutzt, um sich dort zu treffen. Meinem Vater lag nichts ferner als Politik, aber er hatte doch darunter zu leiden, denn vom Polizeipräsidenten wurde ihm verboten, diese Konzerte weiterzuführen.

Dann folgte Unglück auf Unglück. Ein ungetreuer Diener stahl die Orchesterkasse; unvorsichtige Nachbarn teilten dies der Mutter mit, die in Erwartung eines Kindes war. Der Schreck fiel auf den Neukömmling Otto, der für sein ganzes Leben schwerleidend blieb. (Dabei besaß er eine so engelgleiche Stimme, daß er schon mit acht Jahren in die Berliner Kurrende als Sopran aufgenommen wurde.) Den ältesten Bruder Oskar, der beim Vater im Orchester spielte und der auch bereits als Solist hervortreten konnte, ergriff plötzlich der Drang nach Wandern und Seefahrten, und so verschwand er eines Tages. Erst lange Zeit danach erfuhren die Eltern, daß er von Berlin nach Hamburg gewandert war und sich dort als Schiffsjunge hatte anwerben lassen.

Durch Konzertreisen mit meinen beiden älteren Brüdern Hugo und Felix versuchte mein Vater, das Geld zur Erhaltung der großen Familie zu verdienen. Als auch dies in der Hauptsache mißglückte, begann er in Berlin abends in Bierlokalen zur Unterhaltung der Gäste zu spielen. Die Vorträge bestanden aus Opern-Ouverturen, Potpourris aus Opern und Volksliedern mit Tänzen und waren alle vom Vater für zwei Geigen und Klavier arrangiert. Ich selbst bekam mit fünf Jahren an Stelle des Stiefelknechts, mit dem ich sonst spielte, die Geige in die Hände und den ersten Unterricht und mit sieben Jahren konnte ich schon den Vater zu seiner Tätigkeit begleiten. Wir wohnten im Osten von Berlin und es war eine Stunde Wegs bis zu dem Lokal, wo um ein halb acht Uhr die Unterhaltungsmusik beginnen mußte, die sich gewöhnlich bis zwei Uhr nachts hinzog. Der Heimweg war das schwerste. Ich lief immer im Trab dem Vater eine Viertelstunde voraus, setzte mich auf Stufen vor einem Laden nieder, um sofort in tiefen Schlaf zu sinken. Wenn dann der Vater mich erreichte, weckte er mich, und so ging es weiter bis nach Hause, wo wir um drei Uhr früh anlangten. Um sieben Uhr morgens mußte ich schon wieder heraus, zur Schule. So verlief meine Kindheit bis zu meinem vierzehnten Jahre, als ich aus der Schule entlassen wurde. Oft weinte ich, wenn ich nachts nach Hause kam und die Geschwister schon seit Stunden im Schlafe fand; nur die treuen, guten, blauen Augen der fürsorglichen Mutter stärkten meinen Mut und meine Ausdauer.

⁂ ⁂ ⁂

Eine Besserung trat für mich ein, als ich im Orchester des Luisenstädtischen Theaters in Berlin, Dresdener Straße, als zweiter Geiger Aufnahme fand. Dort versuchte man, dem Volke die Oper nahezubringen. Die Vorführungen des „Freischütz" und von „Zar und Zimmermann" fanden auch großen Anklang. Außer den Vormittagsproben gab es Abenddienst von sieben bis zwölf Uhr, so daß ich meine Ruhestätte nun schon um ein halb ein Uhr nachts erreichte. Mein monatliches Gehalt betrug fünfundsiebzig Mark, die den Eltern sehr erwünscht waren. Meine Mutter gab mir immer, wenn ich zum Theaterdienst ging, fünfundzwanzig Pfennige; davon sollte ich mir Wurst für meine Stullen und ein Glas Bier kaufen; aber die Wurst sparte ich oft und auch das Bier, da mein Kollege am Pult, ein alter Herr, mich immer bat, bei schweren Stellen recht stark zu spielen, auf daß man seine Schwäche nicht bemerke; dafür bekam ich dann die Hälfte seines Glases Bier. Ferner gab ich einem früheren Mitschüler aus der Schule wöchentlich zwei Geigenstunden und erhielt für die Lektion fünfundzwanzig Pfennige.

Digitized by Google

Sonntags waren im Kullackschen Konservatorium Orchesterproben, und wer da mitspielte, bekam den Einzelunterricht umsonst. So wurde ich denn für ein Jahr Schüler von Professor Grünwald und machte zugleich meine theoretischen Studien bei Wuerst und im Klavierspiel bei Carl Drömer.

Die einzelnen besseren Musiker in diesem Orchester mußten auch zuweilen zur Verstärkung dienen, wenn in der Singakademie hervorragende Konzerte stattfanden, und so nahm mich einer mit zur Probe, bei der ich zum ersten Male einen großen Geiger hörte; das war Joseph Joachim. Er spielte sein Ungarisches Konzert und das Beethovensche. Ich wurde beim Zuhören wie in eine neue Welt erhoben. Als ich das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatte, hörte ich, Joachim sei nach Berlin gekommen, um an der neu zu gründenden Hochschule für Musik das Direktorat zu übernehmen. Ich erfuhr auch, wann die Aufnahmeprüfung stattfand, und bat meine Mutter, mit mir hinzugehen. Es hatten sich im Raczynski-Palais auf dem Königsplatz, wo die Aufnahmeprüfung abgehalten wurde, viele Studierende und Künstler eingefunden, die alle gern von dem größten Geigenmeister dieser Zeit lernen wollten. Bei seinem Rundgang trat plötzlich Joachim an uns heran, wohl angezogen durch die flehenden Augen der Mutter, und fragte uns aus.

Ich kam dann als erster daran, vorzuspielen. Das D-Moll-Konzert von Ferdinand David. Es war wohl die Gegenwart des Meisters, die mich inspirierte; jedenfalls spielte ich besser, als ich es vorher vermocht hatte. Ich spielte dann noch, um mein Klavierspiel vorzuführen, die As-Dur-Polonaise von Chopin und schließlich, um meine kompositorische Begabung zu zeigen, einen von mir anläßlich einer Rubensfeier verfaßten Trauermarsch. Als ich in der Mitte des Marsches die Kirchenglocken erklingen ließ und dazu im Baß laute Kanonenschüsse lospaukte, fragten mich die Herren nach der Bedeutung dieses Ganzen, und als ich ihnen den Sinn erklärte, hielten sie sich den Bauch vor Lachen.

Es folgte nun eine Aussprache zwischen den Herren, wobei Rudorff in mir die Begabung für einen hervorragenden Pianisten fand; Joachim aber hielt mich für begabter für die Geige, und so wurden für mich zwei Solostunden, zwei Quartettstunden und eine Orchesterstunde wöchentlich bei Joachim angesetzt. Damit war ich der e r s t e Schüler, der in die Königliche Hochschule für Musik — und zwar als Freischüler — aufgenommen wurde.

⊠ ⊠ ⊠

Joachim begann mit mir zu arbeiten wie mit einem Anfänger. Ich mußte die Bogenhaltung ändern, immer nur in der ersten Lage spielen, und so quälte er sich und mich wohl vier Wochen, aber dann hatte ich es heraus und ging nun zum Studium von Rhodeschen Etüden und dem A-Moll-Konzert von Viotti über. Während meines Studiums spielte ich immer noch abends im Luisenstädtischen Theaterorchester. Als Joachim dies durch Mitschüler erfuhr, verbot er es mir, da es sich mit einem künstlerischen Studium nicht vertrüge. Als ich ihm erwiderte, daß unsere große Familie auf meine Monatsgage von fünfundsiebzig Mark mit angewiesen sei, sagte er: „Du bist doch Freischüler", worauf ich nur noch schüchtern bemerkte, daß davon die andern doch nicht leben könnten. Dieser Moment ist mir oft im Leben durch den Kopf gegangen, und es blieb mir stets unbegreiflich, daß der Sohn eines armen Oberrabbiners, der nur durch Spenden den Weg bis zu Felix Mendelssohn in Leipzig gefunden, meine Lebenslage so gar nicht verstand. Aber mein Studium bei Joachim nahm einen sehr günstigen Verlauf. Joachim sprach schon davon, mich später nach England mitzunehmen, wo er in jedem Frühjahr engagiert war.

Am 17. Dezember 1871 schrieb Joachim über mich das folgende Zeugnis: „Selten ist es mir vorgekommen, daß glückliche Anlagen für Musik mit so stetigem Fleiß Hand in Hand gingen, und demgemäß hat sich auch das Violinspiel des Waldemar Meyer in den zwei Jahren, welche seit seinem Eintritt verflossen sind, so entwickelt, daß es in bezug auf Technik wie auf Auffassung oft schon wirklich künstlerisch zu nennen ist. Ich hoffe, daß aus ihm mit der Zeit ein trefflicher Musiker wird, welcher ein hervorragender Zuwachs der ausübenden musikalischen Kräfte des Vaterlandes genannt zu werden verdient. Joseph Joachim."

Eine Abschrift dieses Zeugnisses wurde in einer Eingabe an Kaiser Wilhelm I. mitgeschickt, worin um ein Stipendium zur Ermöglichung eines sorglosen Weiterstudiums gebeten wurde.

Es machten sich mehr und mehr große Schwächezustände bei mir bemerkbar, wohl infolge des nun schon zwölf Jahre lang unzureichenden Schlafes. Meine Kräfte begannen zu schwinden, und als eines Tages meine Mutter mit mir nach der Tiergartenstraße Nr. 2 zu dem berühmten Arzt Geheimrat Traube ging, stellte dieser eine Entzündung der rechten Lunge und drei schon recht erhebliche Kavernen fest. Ich müßte sofort Berlin verlassen, möglichst nach Davos gehen. Er machte meiner Mutter Vorwürfe, wie man ein so junges Leben hätte durch nun zwölfjährige Überanstrengung so vernichten können. Die arme Mutter erklärte ihm unter Tränen unsere Verhältnisse, für die eine Reise nach Davos undenkbar sei, und zeigte ihm auf seinen Wunsch auch noch das Zeugnis von Joachim. Er bekundete nun ein rührendes Interesse. Also aufhören mit dem Abendspielen müßte ich sofort, und ich sollte jedenfalls gleich auf den Weißen Hirsch bei Dresden gehen, jeden Morgen früh dort im Kuhstall frische Milch

Digitized by Google

trinken und möglichst stundenlang in dieser Stallluft bleiben. Als wir beim Fortgehen fragten, was wir schuldig seien, gab er erst der Mutter und dann mir die Hand. Ich solle ihm öfters schreiben und gesund wiederkommen, sagte er; dabei drückte er mir etwas Papiernes in die Hand; erst draußen sahen wir, daß es drei Hundertmarkscheine waren. Wir wußten gar nicht, wie uns geschehen!

Schon nach zwei Tagen wurde abgereist. Bei einem Schuhmacher auf dem Weißen Hirsch fand ich ein Zimmerchen für sechs Mark den Monat. Der gute Kern, der doch wohl von den starken Eltern auch auf mich gekommen, half mit, und nach fünf Monaten fühlte ich mich vollständig geheilt und fuhr nach Berlin zurück. Meine Geige hatte ich die ganze Zeit nicht gesehen, auch infolge der Reisen des Kaisers nichts aus dem Zivil-Kabinett über ein etwa bewilligtes Stipendium vernommen. Ich besuchte zuerst Joachim, der erfreut war, mich wohl zu sehen, und nun gleich von Zukunftsplänen und Reisen sprach. Auf dem Heimweg von Joachim begegnete ich dem Professor Müller, der Cellist im Joachim-Quartett, Lehrer an der Hochschule und Konzertmeister in der Hofkapelle war. Auch er freute sich sehr, mich wohl wiederzusehen, und empfahl mir, da gerade in zwei Tagen eine Konkurrenz für eine erste Geigerstelle in der Hofkapelle stattfinden sollte, mich sofort auf der Intendantur zu melden. Der Tag kam heran. Ich war von den sechsunddreißig Bewerbern der erste, der sein Solo spielen sollte, und trug mit Begleitung des Orchesters die ersten vier Seiten des Beethoven-Konzertes vor. Zum Glück rief da der Intendant, Exzellenz von Hülsen, der mit den Kapellmeistern im Parkett saß, daß es genug sei. Ich hätte aber auch nicht weiter spielen können, denn die nach so vielen Monaten wiedergehörte herrliche Musik bewegte mich derart, daß ich in Schluchzen ausbrach. Nun hatte ich genügend Zeit, mich auszuruhen und den fünfunddreißig zuzuhören, bis nachher die Prüfung mit Vom-Blatt-spielen und Transponieren losging.

Eben waren die Herren der Prüfungskommission auf der Bühne zusammengetreten, als der Hausmeister mir meldete, daß meine Schwester Mieze einen Brief aus dem Kabinett des Kaisers gebracht habe. Neugierig und gespannt öffnete ich ihn und sah zu meiner größten Freude, daß Seine Majestät auf das Zeugnis von Joseph Joachim hin mir für zwei Jahre ein Jahresstipendium von zweitausendfünfhundert Mark bewilligte.

Mein erster Impuls war, daß ich dies Exzellenz von Hülsen melden müßte, und so trat ich denn ungeniert auf den Gefürchteten zu, der mich sehr barsch im Majorston anfuhr: „Was gibt es denn?“ Als ich ihm den Brief gab, las er ihn, steckte ihn ein und sagte zu mir: „Sie werden schon morgen Bescheid haben.“ Auf dem Nachhausewege ging es nun durch meinen Kopf, wie das wohl werden mag: ob ich das Stipendium annehmen oder ob ich nicht doch vielleicht Königlicher Kammermusiker würde. Die Lösung kam schnell, denn es war gewiß auch dem sparsamen König Wilhelm sehr angenehm, daß meine Tüchtigkeit mich zum Königlichen Dienst befähigte und dadurch die schon bewilligten fünftausend Mark gespart wurden.

Schon am folgenden Tage erhielt ich das Dekret, daß ich als Königlicher Kammermusiker an der ersten Geige lebenslänglich angestellt sei. Den Abschluß meines Studiums bei Meister Joachim machte ich durch mein erstes Konzert in der Berliner Singakademie unter gütiger Mitwirkung von Amalie Joachim und dem ausgezeichneten Pianisten von der Hochschule Heinrich Barth, der sonst gewöhnlich nur mit Joachim konzertierte.

Ich gründete nun ein Trio mit dem Cellisten in der Hofkapelle Jakobowski und dem Pianisten Dr. Hans Bischoff, einem Schüler von Theodor Kullack. Unsere vier Konzerte im Winter fanden einen guten Abonnentenkreis; auch kamen Engagements nach auswärts. Da ich neben gut bezahlten Privatstunden auch noch die Lehrerstelle für Violinspiel am Sternschen Konservatorium erhielt, so war ich künstlerisch befriedigt und konnte auch ausreichend für meine Eltern und Geschwister sorgen.

Mein Soloauftreten im Sinfoniekonzert der Dessauer Hofkapelle führte mich in das Haus des Staatsministers von Krosigk, wo der Plan besprochen wurde, ein erstes Musikfest in Bernburg zu veranstalten, bei dem ich als Solist und in Kammermusik mithelfen sollte. Es verlief glänzend; unter den Gästen befand sich auch die Schwester des Herzogs, die Prinzessin Friedrich Karl. Ein sehr glanzvoller Abend im Hause von Exzellenz von Krosigk beschloß das Fest. Der Herzog reichte mir die Hand, dankte mir für meine künstlerische Hilfe beim Musikfest und teilte mir mit, daß er mich zum Ritter des Anhaltinischen Hausordens ernenne. Strahlend kam ich zu Hause an, wo auch nach zwei Tagen das Dekret mit dem goldenen Ritterkreuz eintraf. An demselben Tag fand ein Hofkonzert statt. In der Probe meldete ich die Auszeichnung Exzellenz von Hülsen; er sagte mir, daß ich den Orden schon abends anlegen dürfe. In dem Hofkonzert saß neben dem Kaiser der große Feldmarschall von Moltke, da die Kaiserin durch Unpäßlichkeit verhindert war, dem Konzert beizuwohnen. In der ersten Pause trat der Kaiser mit Moltke an die Künstler heran, begrüßte erst die Mallinger und Albert Niemann mit Kapellmeister Eckert. Darauf kam er zum Orchester und wünschte den Herren einen guten Abend. Sein Blick traf dabei mich und blieb auf meinem Orden hängen. Mit seinen großen, blauen Augen

Digitized by Google

sah er mich prüfend an, und indem er mir gratulierte, fragte er, ob ich mir denn bei meiner großen Jugend der hohen Auszeichnung, die mir widerfahren, so recht bewußt wäre, denn ich müsse wissen, daß dies der älteste deutsche Orden sei, gegründet von Albrecht dem Bären, dem Erbauer von Berlin.

Da trat mir so recht der Augenblick, als der Orden gekommen war und die Mutter als erste ihn hatte sehen müssen, vor meinen Sinn, und ich erwiderte dem Kaiser, wenn es mir selbst noch nicht so sehr zum Bewußtsein gekommen, dann wäre es mir durch meine Mutter klar geworden. Auf seine verwunderte Frage: „Die Mutter?“ berichtete ich von ihr, von den fünfzehn Kindern... Als heute früh der Orden und das Dekret gekommen wäre, hätte ich zuerst die Mutter gerufen und nachdem sie das Dekret gelesen und den Orden betrachtet, habe sie mir tief und liebevoll in die Augen geschaut, um mir dann eine schallende Ohrfeige zu geben mit den Worten: „So, mein lieber Junge, dies sei die letzte Ohrfeige, betrachte sie als Ritterschlag.“ Selten habe ich Seine Majestät und den großen Feldmarschall so herzlich lachen sehen, wie in diesem Augenblick. Der Kaiser reichte mir freundlich die Hand mit den Worten: „Der liebe Gott segne Ihre liebe Frau Mutter.“

Im Jahre 1875 wurde ich zu Freunden nach Weimar eingeladen; die besaßen das frühere Besitztum einer Sängerin, das „Heigendorffgarten“ genannt wurde. Eines Tages traf ich auf der Straße Schüler von Liszt, darunter Xaver Scharwenka, Moritz Moszkowski, Zaremski und Martha Remmert. Sie alle wunderten sich, daß ich in Weimar und noch nicht bei Liszt gewesen wäre. Auf meine Entgegnung, was ich alles Abfälliges über Liszt gehört, suchten sie das zu zerstreuen, ich sollte nur selbst kommen und mich überzeugen. Ich ging nun mit zu einem Maler Schauß, der gerade Liszt malte. Der Meister saß auf einem Podium und zu seinen Füßen vier von seinen Schülerinnen, mit denen er sich lebhaft unterhielt, zuweilen mit den Händen über ihre Haare streichelnd, während der Maler ununterbrochen sich bemühte, den charakteristischen Ausdruck Liszts festzuhalten. Er war sehr freundlich zu mir, sagte mir, daß der ausgezeichnete Geiger und Konzertmeister an der Oper erkrankt wäre und ich möchte mir doch mal sein Geigenstück „Epithalam“ ansehen, das er Remeny gewidmet habe, um es vielleicht in der nächsten Matinee vor dem Großherzog mit ihm zu spielen. Am nächsten Morgen ging ich in die Hofgärtnerei, wo er wohnte, um mir die Noten zu holen. Dort war schon eine Reihe von Schülern versammelt, um ihm vorzuspielen. Wenn man etwas von ihm vorgetragen hören wollte, so schob man immer eine Schülerin vor, die das Stück nicht beherrschte und die er dann lautlos vom Stuhle fortschob, um das Werk selbst zu spielen. Er rauchte fast immer eine lange Virginia-Zigarre, die er kaum aus dem Munde nahm und die immer weiter hineinrutschte.

Nun spielte er das Italienische Konzert von Joh. Seb. Bach. Ich hörte ganz berückt zu und als er schloß, entrangen sich mir die Worte: „Gott, wie Joachim!“ Ich glaubte in diesem Augenblicke, daß der Boden mich verschlingen müßte, nach allem, was ich in Berlin Feindseliges und Erniedrigendes über Liszt gehört hatte. An der Hochschule durfte ja kein Stück von ihm gespielt werden! Um so überraschter war ich, als Liszt aufsprang, seine Hände auf meine Schultern legte und seiner Freude Ausdruck gab, daß ich den Namen Joachim ausgesprochen, denn er denke immer noch gern an die Zeit zurück, als der junge Künstler täglich mit seiner Geige zu ihm gekommen und sie namentlich Bach und Beethoven studiert hätten. Ich hörte dann auch, daß Joachim unter Liszt bei der ersten Aufführung von Lohengrin in Weimar als Konzertmeister fungiert hatte. Wie litt ich nun in meiner Verehrung für Joachim, daß er dies alles sollte vergessen haben und eine offene Feindschaft gegen Liszt und Richard Wagner bekundete!

Eine Woche später war der musikalische Mittag bei Liszt; wir spielten die Kreutzer-Sonate von Beethoven und später, als mein Solo, „Epithalam“ von Liszt und Gartenmelodie und „Am Springbrunnen“ von Robert Schumann. Als mein Solo herankam und Liszt mich aufforderte, vorzutreten, bat ich, noch einen Augenblick warten zu dürfen, da ich so kalte Hände habe. Als er später die Matinee mit einem Solovortrag beendete, trat er vorher zu mir heran und fuhr mit seiner Hand über meine Backe; seine Hand war ganz kalt; dann bemerkte er, daß sich so stets bei ihm eine gewisse Nervosität geäußert habe, der wahre Künstler müsse auch nervös sein, sonst halte er sich nicht. Ich habe dies im Leben dann oft bestätigt gefunden. Joachim war so nervös, daß er oft zu Anfang mit dem Bogen zitterte. An einem wichtigen Konzerttage war er auch mit seiner Kost sehr vorsichtig. Aber er hat bis zu seinem sechsundsiebzigsten Jahre öffentlich gespielt. Gegenbeweis war unter anderen der Riese August Wilhelmy. Der wußte nichts von Nervosität und mußte oft von Zerstreuungen und Vergnügungen jeder Art herausgerissen werden, um sich für sein Konzert fertig zu machen.

Im Jahre 1875 waren die Vorproben für die Nibelungen-Aufführungen in Bayreuth, die 1876 stattfinden sollten. Ich hatte in Berlin in einem Konzert, das zum Besten des Bayreuther Fonds von der Frau des Kultusministers von Mühler arrangiert wurde und welches Richard Wagner dirigierte, als Konzertmeister mitgewirkt und war wie alle hingerissen von der überwäl-

Digitized by Google

tigenden Wirkung der Teile aus den Nibelungen mit der Materna und Albert Niemann in den Hauptrollen. Eine Aufforderung zur Mitwirkung im Orchester für die Vorproben und Aufführungen hatte auch ich erhalten, lehnte aber trotz freundlichen Zusprechens meines sehr verehrten Kapellmeisters Carl Eckert doch ab, da ich es gegenüber meinem Lehrer Joachim nicht wagte. Nun fragte mich Liszt, ob ich denn nach Bayreuth ginge, und als ich ihm mein Bedauern ausdrückte, mich bei der Einladung, die an die Mitglieder der Hofkapelle ergangen, nicht unterschrieben zu haben, und daß es nun wohl doch zu spät wäre, bemerkte er, daß er sogleich an Richard Wagner depeschieren und ihn ganz besonders auf mich aufmerksam machen werde. Am gleichen Tage kam noch die Antwort: „Herzlich willkommen an der ersten Geige."

So kam ich denn nach Bayreuth. Hier galt es zuerst, das ganze Stimmaterial in Ordnung zu bringen. Ich habe viele famose Dirigenten in der Welt kennen gelernt, doch bin ich sicher, daß keiner imstande gewesen wäre, in so kurzer Zeit die Stimmen richtig zu stellen, wie Hans Richter. Er hatte die Partitur im Kopf, und bei falschen Tönen wurde nicht abgeklopft und aufgehört, sondern es ging weiter; und er rief fast andauernd korrigierend: „Zweites Horn fis, dritte Tube es, Trompeten cis, erste Geige d, Bratsche des, zweite Geigen as" usw. Welch ein Unterschied gegen Neueinstudierungen in Berlin unter Taubert, Eckert und Radecke! Sobald dort etwas falsch war, wurde aufgehört, und der Betreffende, bei dem der Kapellmeister den Fehler vermutete, mußte die Noten seiner Stimme aufsagen, um dann zu korrigieren. Oft fand man den Fehler endlich bei einem ganz anderen Instrument. Auf diese Weise hätte man wohl ein Jahr gebraucht, um die Noten der vier Werke der Nibelungen richtig zu stellen, was hier in Bayreuth in vierzehn Tagen geschah.

Die Zeit in Bayreuth verging ganz reizend. Ich war bei einem Hauptmann Raila untergebracht; die Logisgebenden erhielten dafür einen Patronatsschein zum unentgeltlichen Besuch eines Zyklus im Jahre 1876. Meine freie Zeit benutzte ich zum Angeln im Roten Main, und meine Wirtsleute waren sehr erfreut, wenn ich ihnen zuweilen drei große Äschen brachte. Da meinem Wirt auch das Pferd eines Kameraden zur Verfügung stand, der auf Urlaub war, so ritten wir oft nach Berneck, wo wir bei dem Müller ein tadelloses Frühstück, bestehend aus Kaffee, Milch, Brot, Butter und Forellen für 1.20 Mark erhielten. An den Abenden traf man sich meist in einem Bierlokal von Angermann, wo auch Richard Wagner oft mit seinen Schülern und Helfern Mottl und Seydl erschien.

Nun kam das große Jahr 1876. Hans Richter dirigierte und Richard Wagner fungierte als Regisseur. Es war oft komisch, den kleinen Mann mit dem langen, braunen Rock auf der Bühne mit schwebenden Armen herumfliegen zu sehen, um den einzelnen Künstlern die Wiedergabe in seinem Sinne zu imputieren. So zeigte er der Materna, wie ein liebendes Weib in voller Hingabe sich dem geliebten Siegfried an den Hals wirft; wie die Rheintöchter beim Singen nicht die schwimmenden Bewegungen aufgeben durften. Nur eine Ausnahme ereignete sich, und zwar im ersten Akt der Walküre. Als Albert Niemann bei Hunding und Sieglinde sitzt und von seiner Wanderung singt: „Aus dem Wald trieb es mich fort, mich trieb es zu Männern und Frauen," wendet er sich bei den letzten Tönen zu Sieglinde und macht auf „Frauen" eine Fermate, die in der Partitur nicht vorgesehen war. Wagner schreit aus dem Parkett: „Halt, halt!", kommt auf die Bühne gestürzt, will Niemann umarmen, der ganz gleichgültig bleibt und diesen Ausbruch wohl als selbstverständlich betrachtet, sagt dann zu Hans Richter, daß die Fermate sofort in Partitur und Stimmen angebracht werde.

Während der sehr anstrengenden Probewochen fanden auch öfters musikalische Abende in der Villa Wahnfried statt. Ich hörte da zum ersten Male August Wilhelmy Quartett spielen, und zwar das große A-Moll-Quartett von Beethoven. Richard Wagner nannte ihn seinen Volker. Als Wilhelmy zum ersten Male in Berlin gespielt hatte, und zwar das Beethoven-Konzert und auch die Chaconne von Joh. Seb. Bach, hatten einige Berliner Zeitungen geschrieben, daß ihnen jetzt erst die Größe dieser Werke durch Wilhelmys Wiedergabe enthüllt wäre. Ich ging damals gerade mit Joachim nach der Stunde durch den Tiergarten seiner Wohnung zu und fühlte, daß er heute unruhig war. Er trug einen Pack Zeitungen unter dem Arm und auf einmal am Königsplatz blieb er stehen und las mir einige Stellen aus den Kritiken vor. Lebhaft äußerte er, welche Dummheit sich da zeige, denn Wilhelmys Art zu spielen sei nur der Ausdruck der Unbildung, gerade als wenn ein Sänger, statt die Phrase auf einem Atem zu singen, für jede Silbe einen lauten, schreienden Ton mache, oder der Geiger für jeden Ton einen Bogenstrich. Damit könne man natürlich viel lauter spielen, aber wo bliebe der Stil, das Gefühl für Ausdruck und Stimmung; beim Singen würden es die Herren natürlich merken, aber beim Geigen nicht. Und dabei fing er an zu singen: „‚Ich wollt', mei-ne Lie-be er-gös-se sich', und so spielt er die Chaconne, verrückt!" Es klang zu komisch, wie der Meister für jede Silbe einen Atem nahm und jeden Ton über den Königsplatz hinausbrüllte.

Ein ganz hervorragender Kreis versammelte sich an solchen Abenden bei Richard Wagner in Wahnfried, darunter auch mein lieber Kapellmeister Carl Eckert aus Berlin

Digitized by Google

mit seiner schönen Gattin. Eines Abends war Wagner sehr animiert, denn die Proben gingen schön vorwärts, und auch Kaiser Wilhelm I. hatte seinen Besuch der Festspiele ankündigen lassen. Als alles in heiterster Unterhaltung war, kam Wagner auf einmal in den Saal und trug seinen kleinen Sohn Siegfried auf dem Arm. Er war zu ihm ins Schlafzimmer getreten und glaubte, daß er schon im tiefsten Schlaf läge; als er ihn aber noch so munter antraf und der Junge an ihm hinaufkletterte, behielt er ihn im Arm und brachte ihn in seinem Schlafhemdchen zu seiner Gattin. Es war ein rührendes Bild. Die Gesellschaft schien heute besonders lange bleiben zu wollen und ich meinte schon zu meinem Wirt, Hauptmann Raila, daß ich eigentlich nach der siebenstündigen Probe heute etwas abgespannt wäre. Auf einmal ging Richard Wagner ans Klavier und spielte mit einer Hand eine kurze Melodie. Die große Gesellschaft nahm keine Notiz davon, und als er sie nochmals wiederholte, sagte ich meinem Wirt, daß dies aus dem „Barbier von Sevilla" von Rossini wäre: „Wünsche Ihnen wohl zu ruhen." Wenige Minuten später war Richard Wagner allein.

⁂ ⁂ ⁂

Eine große Freude war es mir, König Ludwig II. von Bayern zu sehen, dessen Unterstützung diesen deutschen Künstler ja in den Stand gesetzt hatte, seine Werke in so großzügiger Weise vorzuführen. Ich sah ihn freilich nur, wenn er aus seinem Wagen am Festspielhaus ausstieg; er schien vor Menschen Scheu zu haben, die Fenster seines geschlossenen Wagens waren stets verhängt. Infolge mangelnder Bewegung war er auch unnatürlich korpulent geworden, und noch lange Zeit verfolgten mich die aus dem starken, bleichen Gesicht herausseheuden träumerischen, melancholischen Augen, die das schreckliche Ende dieses genialen Menschen in geistiger Umnachtung fast vorausahnen ließen.

⁂ ⁂ ⁂

Als ich von Bayreuth nach Berlin zurückkam, war mein erster Gang zu Joachim. Es drängte mich, ihm über Franz Liszt und Richard Wagner zu berichten, alles was ich erlebt, gehört und gesehen hatte. Ich traf auch seine Frau Amalie und nun ging's ans Erzählen. Ich geriet dabei in eine derartige Ekstase, daß seine Frau, die mit ihm in der Abneigung oder besser, in der vollständigen Unkenntnis sowohl in bezug auf Liszt als auf Wagner, vollständig einig war, bemerkte, daß ich mich ja ganz verloren hätte. Doch antwortete ich ruhig, daß ich mich nicht verloren, sondern endlich gefunden hätte und nun wüßte, daß neben Brahms und Herzogenberg auch noch andere deutsche Meister lebten. Zum Schluß bemerkte ich noch, daß die bedeutendsten Leute der ganzen Welt sich in Bayern zusammengefunden hätten, und da hätte es mich besonders geschmerzt, ihn und seine liebe Frau zu vermissen. Beim Abschied sagte er dann zu mir, daß er ja gerne gegangen wäre, wenn — er einen Tarnhelm bekommen hätte.

⁂ ⁂ ⁂

Ein interessanter Winter stand mir nun bevor. Zunächst war ich zu Konzerten nach Rußland engagiert und spielte auch in der Kaiserlichen Musikgesellschaft in Warschau. Als ich meinen Solovortrag geendet, stürmte das Publikum auf das Podium und schrie: „Bis, bis!" Mehrmals mußte ich noch etwas zugeben. Bis schließlich eine alte Dame auf mich zutrat, mich auf die Stirne küßte, von ihrem Finger einen Brillantreif abzog und mir ihn ansteckte. Stolz trug ich dann meinen Ring, auch beim Spielen in Konzerten und Gesellschaften. Aber als der Juwelier Friedländer ihn einmal mit der Lupe prüfte, stellte er fest, daß der Stein unecht war. In meiner Enttäuschung warf ich beim Fortgehen von dem Juwelier, der am Schloßplatz wohnte, den Ring in die Spree.

Nun rüstete ich zu einer sechswöchigen Konzertreise mit der großen Sängerin Pauline Lucca. Sie war der Schwarm von Ganz-Berlin. Neben der Lucca wirkten auf dieser sechswöchigen Tournée noch der Cellist Bernhard Coßmann und der mir befreundete Pianist Dr. Otto Neitzel aus Köln mit. So kam mit Trios und Solovorträgen ein abwechslungsreiches Programm zustande. Es war sehr nett, mit der Lucca zu reisen, denn sie hatte vieles erlebt und gesehen und wußte durch ihre Erzählungen die Eisenbahnfahrten angenehm zu verkürzen.

Frau Lucca sang nur dreimal in der Woche, indes suchte der Agent uns drei übrigen Künstler dazwischen anderweitig herauszustellen. So hatten wir auch in Baden-Baden eine Soirée beim Fürsten von Monaco. Schon in der Mitte des Programms fragten einige Damen den Fürsten, ob ich denn nicht die Ungarischen Tänze von Brahms-Joachim wieder spielen könne, wie am Abend zuvor. Der Fürst trug mir das vor, und als ich die Tänze anfing zu spielen, gab es freudigsten Enthusiasmus. Während so die Damen begeistert um mich herumstanden und mir herzlichst dankten, glaubte wohl der Fürst, nun auch etwas Besonderes tun zu müssen, und überreichte mir einen Brillantring. Als wir nach Hause gingen, kam mir Warschau in den Sinn und ich dachte, ob dieser Ring auch wieder vielleicht eine Imitation wäre. Da schimmerten uns die Kioske entgegen, die Läden waren noch offen, und ich stürzte zu einem Goldschmied hinein, um gleich die Wahrheit zu hören. Der Brillant war echt — und ich beruhigt. Ich bewahrte ihn stolz, bis ihn später meine Frau für ihr Armband als Solitär bekam.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Das neue religiöse Bild

Von Prof. Dr. Joseph Popp

Gott ist tot, verkündete Zarathustra-Nietzsche dem Geschlecht der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es war die richtige Diagnose für die damalige Hochblüte des Materialismus in Philosophie, Kunst und Leben: die Gottlosigkeit als Stigma der Gründerzeit. Aber schon in den 90er Jahren, da Nietzsches Philosophie bekannter geworden, traf das Wort nicht mehr zu. Und heute regt sich in immer weiteren Kreisen und auf den verschiedensten Gebieten ein lebhaftes, religiöses Interesse, eine Art Gottessehnsucht. Trotzdem findet auch der Dichterphilosoph Leopold Ziegler in seiner geistvollen Religionsgeschichte, „Gestaltwandel der Götter" (1920), im religiösen Bewußtsein der heutigen europäischen Menschheit keine allgemeine Religion mit Mythus und Kult, mit Macht und Beseligung. Er ruft deshalb den modernen Menschen zur „tragischen Tapferkeit" auf, auch ohne einen befreienden Heiland das Leben zu meistern.

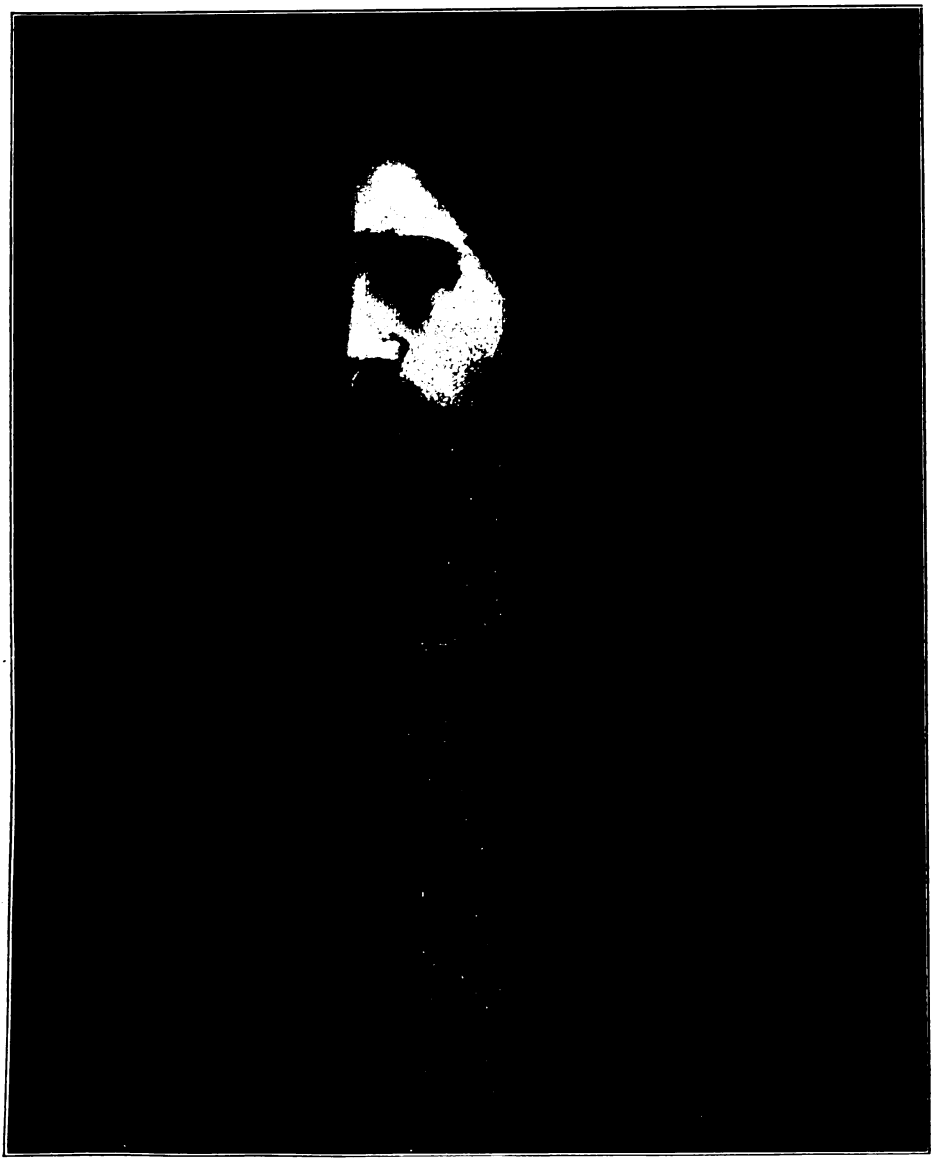
Was sich im letzten Jahrzehnt als religiöse Strömung entwickelte, entstammt den verschiedensten Quellen: dem Gefühl des aus dem Weltzusammenhang Entwurzeltseins, der Angst vor dem Leben und dem Tod, dem Bedürfnis nach sittlicher Vertiefung, der Ehrfurcht vor den Geheimnissen unseres Seins und der Welt, dem Verlangen, diese Schleier zu lüften, einer dumpfen Hingabe an das Hintersinnliche und Übersinnliche — aber auch wirklicher Gottessehnsucht.

Diese letztere zeigt sich am wirksamsten in den Reihen katholisch, evangelisch und jüdisch gläubiger Jugend, die aus ihrer Weltanschauung neue Lebenskraft gewinnen und deren sieghafte Macht erweisen will.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Ausschnitt aus einem Gemälde von Adolph von Menzel. 1852. Hamburg, Kunsthalle. (Schabkunstblatt im Verlag von R. Wagner, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google



Christus. Gemälde von Prof. Leo Samberger

eines eigenen religiösen Inhaltes sucht sie hier vorläufig ihre geistigen Unterlagen. Das mag für die christliche Kunst tragisch sein; es ist aber tatsächlich so, daß ihr Salz schal geworden ist und jenes der Erde den himmlischen Boden befruchten muß.

Da es eine religiöse Kunst innerhalb der evangelischen Kirche grundsätzlich nicht gibt, kommt nur die katholische in Betracht. Ihren gegenwärtigen Stand bezeichnet nach einem kurzen Rückblick auf die glorreiche Vergangenheit der Kunsthistoriker Lill als „Titanensturz, der bis zur äußersten Barbarei und Verständnislosigkeit führte." (Hochland 1922. XX. 2.) Der Schweizer Alex. Cingria beklagte 1917 in einer besonderen Schrift „La décadence de l'art sacre." Claudel hat diese Feststellung auch für Frankreich übernommen. Dem italienischen Franziskaner Gemelli ergab eine diesbezügliche Rundfrage (1922) für sein Vaterland ebenfalls „La decadenza dell' arte cristiania."

Aber auch für die nächste Zukunft ist hier von innen heraus nichts zu erwarten. Lill bezeichnet an der genannten Stelle als „das Fruchtbarste am heutigen Problem der christlichen Kunst die Tatsache,

Digitized by Google

daß es nicht etwa nur gilt, nach einem bestimmten klaren Ziel hin zu arbeiten, sondern, daß man in den eigenen Reihen erst Sinn schaffen muß, damit nicht unter jedem künstlerischen Niveau überhaupt gearbeitet

sten Versuchen gegenüber nicht sehr zukunftssicher sein, zumal ihr sachlicher Untergrund dunkel und schwankend ist. Trotzdem kann gerade eine Rückschau auf das bisher Erstrebte zuversichtlicher stimmen; wenn auch

Schiffspredigt. Gemälde von Prof. Eduard von Gebhardt

wird." Die Bestätigung dessen erbrachte im gleichen Sommer die Münchner Ausstellung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" in einer religiös und künstlerisch erschreckend leeren Gesamtleistung.

Wer das 100jährige Ringen um die Erneuerung der religiösen Kunst kennt — zumal in Deutschland — wird auch den jüng-

nicht im Sinne einer religiösen Neuschöpfung. So fassen wir das „neureligiöse Bild" in weiterem Sinn auf, um dadurch die Erkenntnis und Wertung des jüngsten zu gewinnen. Die beigegebenen Bilder bieten eine freie Illustration des Textes, der in ihnen anklingt und nachschwingen möchte.

Das Ideal des Expressionismus, eine

Digitized by Google

neue Geistigkeit der Kunst aus persönlichstem Erlebnis, das auch das Tiefste und Heilige umfaßt, erstrebten vor etwa 100 Jahren schon die Nazarener. Alles schien gegeben, nachlebten, war ihr letztes Ziel. Ringseis, der diesem Kreise längere Zeit nahe war, schrieb 1917/18: „Alle sind überzeugt, und es ist nicht bloß ein gesagter, sondern in das

Die Auferweckung. Farbenstudie zum Gemälde. Von Albert von Keller

nach dem Rokoko ein eigenes religiöses Kunstwerk erstehen zu lassen. Die Künstler besaßen bemerkenswerte Fähigkeiten und waren von feinem Naturgefühl erfüllt, über dem ihnen als höheres Ziel der Ausdruck von „Herz, Seele und Empfindung“ stand. Der Dienst an die höchsten Ideale, denen sie Leben übergegangener Ernst, daß man sein müßte, was man im Bilde darstellen wollte, . . . daß man innerlich christlich und innerlich deutsch sein, daß das Christentum und die Deutschheit Fleisch und Blut müssen geworden sein, damit die Darstellungen von beiden wahrhaftig seien.“ Aus solcher Ein-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Apsisgemälde in der Olchinger Kirche von Joseph Bergmann

Was der Idealismus nicht vermochte, versuchte der Realismus der folgenden Jahrzehnte in immer neuer Form. Zunächst übertrug er die Methoden des gleichzeitigen Geschichtsbildes auf die christliche Urzeit und deren Persönlichkeiten: mit Hilfe wissenschaftlicher Genauigkeit sollte der Geist der Vergangenheit lebendig werden. Hatte die möglichst getreue Wiedergabe des Schauplatzes, historischer Einzelheiten bis zum Kostüme und wirksame Massenregie nicht einmal den Geist der Profangeschichte und ihre großen Persönlichkeiten zu erwecken vermocht, so mußten diese Mittel für das religiöse Bild vollends versagen. Dennoch wurde nach dem Vorgang von Frankreich und England auch in Deutschland der Orient, vor allem das Heilige Land, bereist, in Menschen und Sitten, wie Kostümen studiert, und gewissenhaft auf Christus und die Apostel übertragen. Aber was hat des Herrn Persönlichkeit mit seinem menschlichen Judentum, was das Apostolat mit dem Beduinentum, Palästina mit der von Raum und Zeit unabhängigen Heilslehre und ihren Wundern zu tun? Menzels „Christusknabe im Tempel" (1852) ist ein typisches Werk dieser Art: nichts kündet in diesem aufgeweckten Judenjungen eine höhere Würde, noch in den verblüfften Zuhörern die Schauer religiöser Ergriffenheit. Ebenso enttäuschten ähnliche Bilder von E. Zimmermann, Liebermann, Munkaczy u. a. Mit derartigem Aufwand kann man nur im Panorama Eindruck erwecken. Und in der Tat hat der begabte Piglhein hierin einen mächtigen Erfolg erzielt, der Fugel zu einer schwächeren Wiederholung veranlaßte. Der religiös empfindliche Mensch wird hiervon ebenso peinvoll berührt wie von einem allzu modern ausgestatteten Mysterienspiel.

Tiefer erfaßte E. v. Gebhardt den religiösen Realismus und gewann damit Nachfolge. Er wollte die Wirkung der Predigten und Wunder Christi möglichst unmittelbar auf die Zeitgenossen, zumal das Volk übertragen und machte dieses deshalb zu deren Zeugen. Selbst die Apostel seines großen Abendmahles sind estnische Bauern. Hier offenbart sich die typisch protestantische Religiosität, die aber nicht durchgehalten wurde: Gebhardt kleidet Christus, dessen Jünger und Hörer in das Gewand des ausgehenden Mittelalters und rückte damit das innerlich Nahe willkürlich wieder in eine gewisse Ferne, ohne für den Inhalt irgend etwas zu gewinnen. Schlichter und einheitlicher nahmen Thoma und Steinhausen den Gedanken auf, Christus mitten in die heutige Zeit hineinzustellen, um dadurch religiöse Erhebung zu schaffen. Des Herrn Erscheinung wird auf das Edle, Stille, Gütige gestellt. Die Skala ist nicht sehr umspannend und versagt in Thomas Christusbild schon beim Hoheitsvollen, an dessen Stelle eine bürgerliche Idealität tritt. Außerdem zeigt sich hier, wie in der Gesamtkunst des 19. Jahrhunderts, die Unfähigkeit, ein Christus-

Digitized by Google

Christus und der reiche Jüngling. Gemälde von Wilhelm Steinhausen

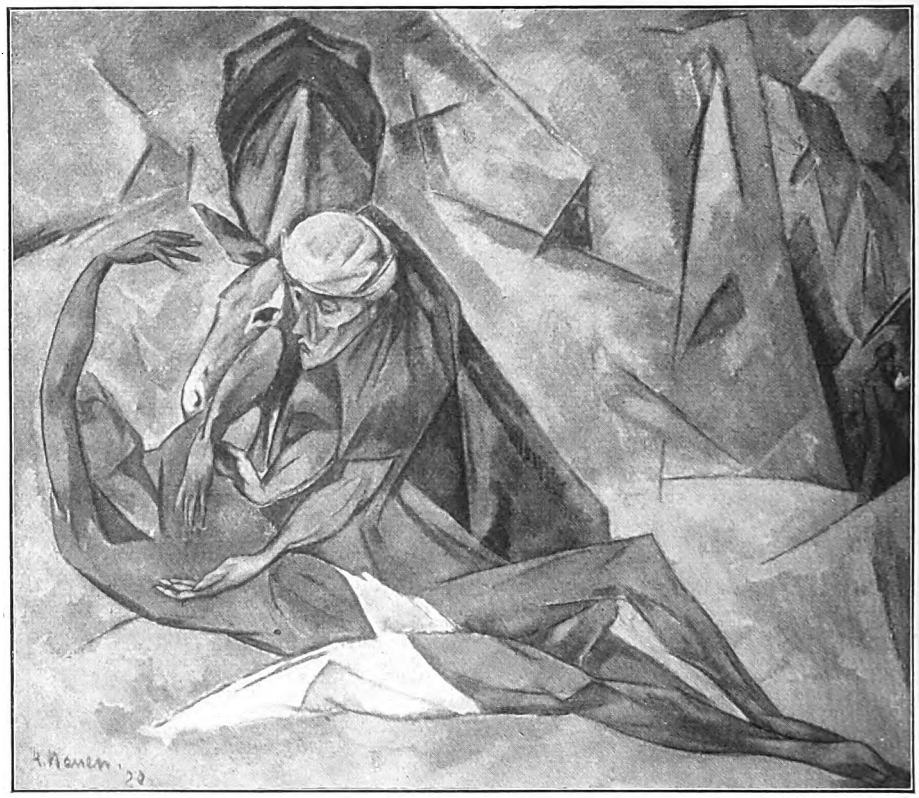
ideal zu schaffen, das dem Gläubigen entspricht und auch den freireligiösen Menschen zu packen vermag.

Der wachsende naturwissenschaftliche Einschlag in unserer gesamten Geistesauffassung ließ einzelne Künstler den Spiritismus und Hypnotismus zur Veranschaulichung höherer Sendung und göttlicher Macht ausnützen. Gabriel Max übertrug die erregten Augen, blassen Gesichter und zuckenden Hände der Medien auf Maria; A. v. Keller schuf mit diesen Elementen seine berühmte „Auferweckung von Jairi Töchterlein," ein Motiv, das er in späteren Jahren noch wiederholt abwandelte; schließlich wird ihm Christus zum fanatischen Hypnotiseur, die Zeugenschaft des Wunders zum erregten Publikum einer Séance. Der Psychologe hat

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Der barmherzige Samariter. Gemälde von Prof. Heinrich Nauen
(Mit Erlaubnis der Galerie Flechtheim, Düsseldorf)

eine hieratisch strenge Altar- und Gebetskunst schufen. Dieser objektive Kultdienst schließt jede persönliche Äußerung des Künstlers aus, verlangt von ihm einzig die Verherrlichung des Göttlichen, die Verklärung des Heiligen — gleich der alten byzantinischen Kunst. Trotzdem haben sich die Beuroner nicht an diese als Vorbild angeschlossen, vielmehr auf die griechische und ägyptische Kunst zurückgegriffen — und auch das nicht im Sinne irgendeiner Nachahmung, sondern nur als Schule hoher und strenger Form für geläuterte Linearität, reiner Farbgebung und ideale Maße. Das ergab eine weitgehende Einheit der Gesinnung und Erscheinung, erdenferne, überirdische Werke von fast abstrakter dekorativer Schönheit. Leider hat sich das kanonisch Gebundene durch den großen Bedarf für die Klöster in Prag, Monte Casino u. a. O. immer mehr zum Schema verengt und verhärtet; auch ist der begabte Nachwuchs ausgeblieben. Das beste dieser mönchisch strengen, spiritualistischen Kunst gehört mit zum Erhabensten und Feierlichsten, was religiöse Gesinnung seit Jahrhunderten geschaffen. Das katholische Volk und sein Klerus aber haben hierzu kaum einen Weg gefunden — sie empfinden instinktiv, daß eine solch unerbittliche Gebetskunst für das Leben in der Welt zu hohe Anforderungen stellt, und gestanden damit zugleich, wie schwer auch dem gläubigen Menschen von heute die Versenkung in das unmittelbar Göttliche wird.

Wenn solches am grünen Holze geschieht, was will man von den Kindern der Welt verlangen, die sich erst wieder eine Religion schaffen müssen. Was darf man von ihrer religiösen Kunst erwarten, wenn diese schon den Gläubigen so schwer fällt? Dennoch ist gerade der Expressionismus der jüngsten Künstlerschaft ein bester Nährboden für solche Kunst. Wir hätten aus der Fülle derartig gerichteter Künstler und Werke neben den hier bevorzugten noch manch andere bedeutsame Namen, wie Max Beckmann, Meidner, Kokoschka, Block, Barlach u. a. erwähnen können, aber sie würden das Gesamtbild nicht wesentlich beeinflußt haben.

Das Gemeinsame im religiösen Schaffen dieser so sehr verschiedenen Künstler liegt in der Vorliebe für gewisse Inhalte, in der Art ihrer Auffassung und Wiedergabe.

Die Mannheimer Ausstellung „Neuer religiöser Kunst“ (1918) zeigte eine starke Bevorzugung des Neuen Testaments. Es war dies um so überraschender, als in Literatur

Digitized by Google

Die drei Frauen am Grabe. Gemälde von Prof. Karl Caspar

und Leben der Orient und das Theosophentum eine bedeutende religiöse Rolle spielen. Man darf hieraus wohl ohne weiteres schließen, daß sich auch heute das religiöse Bild zunächst und zumeist am Christentum, aber an einem neu erfaßten Christentum inspiriert. Wie weit dabei dessen ursprünglicher Sinn gewahrt bleibt, läßt sich noch nicht absehen. Außerdem hat sich auf jener Ausstellung, wie auch sonst erwiesen, daß die Künstler selbst kein religiöses Neuland zu bieten haben. Wer bei aller Anerkennung der inneren Verwandtschaft des künstlerischen und religiösen Erlebnisses um die besondere Wurzel des Religiösen weiß, wird von diesem Versagen nicht weiter enttäuscht sein: nur insofern ein schöpferischer Künstler auch ein religiöser Typ ist, wie Rembrandt, wird er in der Sichtbarmachung eigener Gotteserlebnisse etwas Neues zu sagen haben. Was die Themata im besonderen betrifft, erstrebt auch diese neutestamentlich gerichtete Kunst nicht ein neues Christusideal, das im 19. Jahrhundert so angelegentlich gesucht wurde; denn man hat sich zu einem konkreten Gottesglauben noch gar nicht durchgerungen. Es interessiert mehr Christi schweres Schicksal. Aus der Not des eigenen Lebens und der Zeit wird im Leiden des Herrn ein tieferer Sinn des Daseins erahnt, der die Untergründe der Seele sehnsüchtig schmerzvoll aufreißt und die Seele über sich hinausdrängt — ohne daß die Siegesgewißheit einer höheren Welt schon wirksam würde, wie etwa in Dürers Passionen. Daneben finden sich Darstellungen visionärer Erwartung oder tiefer Ergriffenheit, wie die Geburt Christi, das Abendmahl, der Emausgang, Pfingsten. Aus solcher Gerichtetheit ersteht auch eine besondere Vorliebe für das alttestamentliche Prophetentum und seine Ekstatik, ohne daß sie in die Region des Überweltlichen hineinreichte.

In der Auffassung solcher Inhalte überwiegt durchaus das Subjektive und Primitive. Ein gespanntes, ja überspanntes Verstandes- und Willensringen strebt aus dumpfer und schwerer Befangenheit zu befreiender Lebensäußerung, die eine heftige, laute, gewalttätige Hingerissenheit oder hilflose Scheu und Gebundenheit bevorzugt und dem feiner Gefühlsmäßigen weniger abzugewinnen ver-

Digitized by Google

Christus. Farbenholzschnitt von Otto Lange, Dresden. (Aus Emil Richters Kunstausstellung, Dresden-A.)

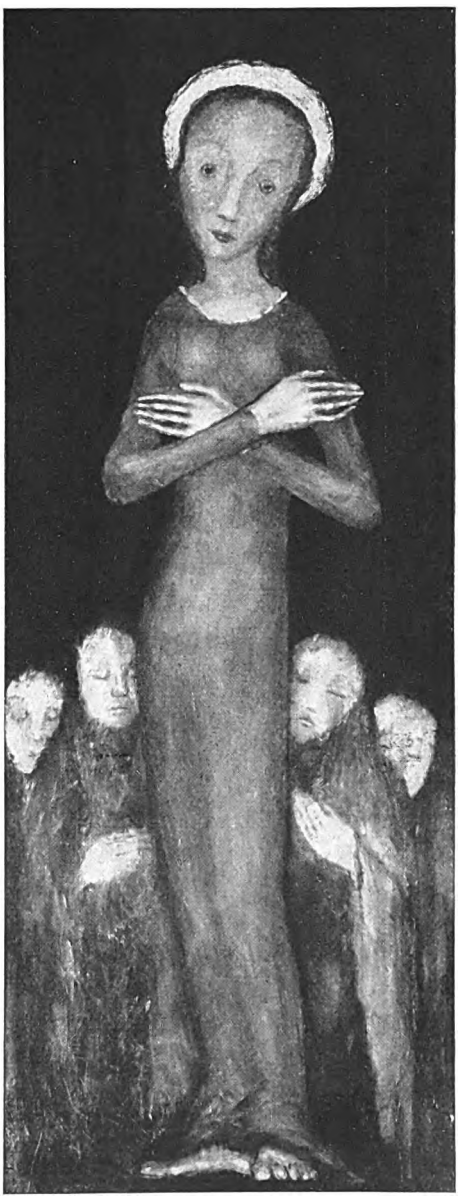
mag. Aus mangelnder innerer Frohheit und Ruhe nur ein geringer Sinn für die Jugend Christi und seine Gleichnisse, für Maria und die Heiligen! Auch im Gebet mehr eine schmerzliche Bannung als befreiende Versenkung! Nur Künstler wie Caspar, Eberz, Edzard, Nauen, Lange, Jagerspacher, Thorn-Prikker, die aus der Hingabe an die christliche Auffassung schaffen, verfügen über eine reichere Empfindungsskala. Aber auch bei ihnen fehlt das triumphatorisch Großartige, Selbstsichere des Göttlichen, der religiöse Schwung des hiervon Ergriffenseins — einzig Thorn-Prikkers Glasfenster sind dessen Zeuge. Dennoch fanden auch diese erst nach jahrelangem Hinzögern die kirchliche Aufnahme.

Digitized by Google

Madonna. 1913. Mosaikgemälde von Joh. Thorn-Prikker. (Ausführung von Puhl & Wagner-Heinersdorff, Treptow)

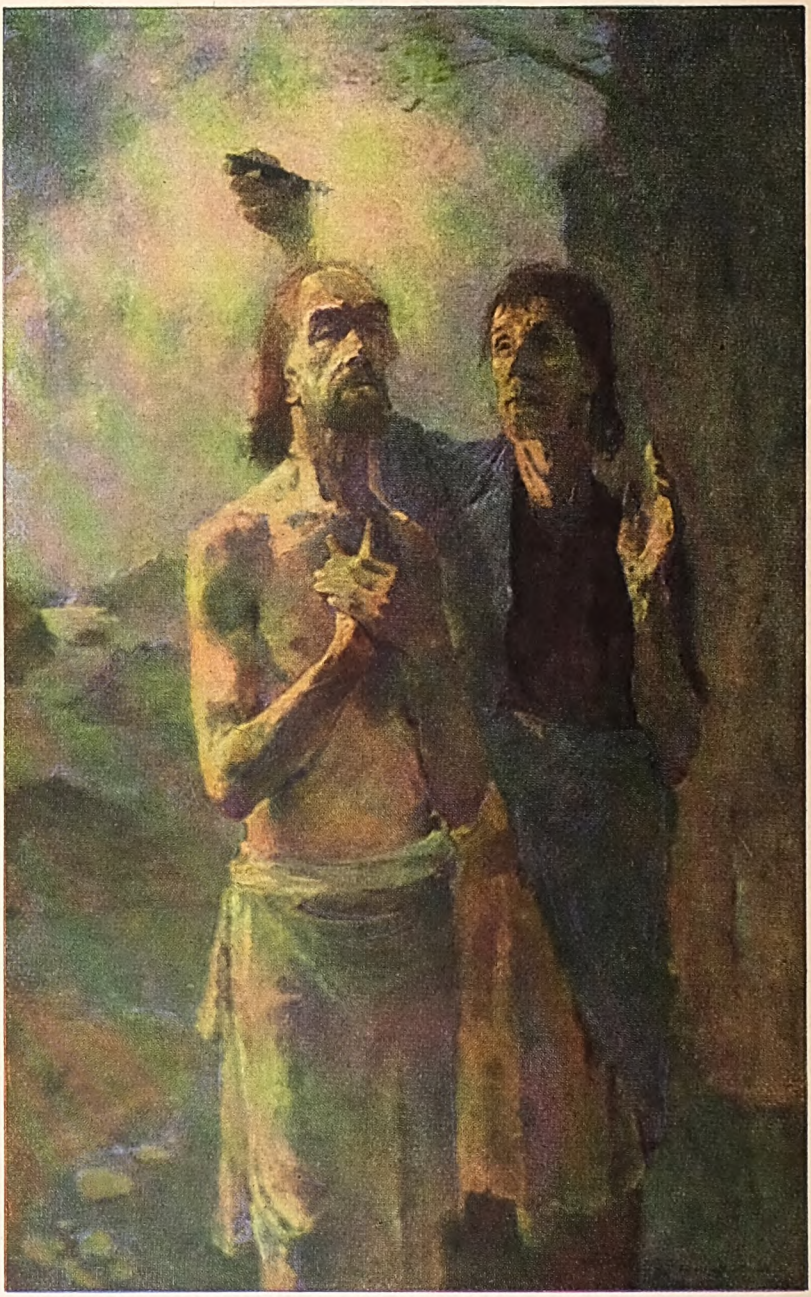
Die künstlerischen Mittel der heutigen Malerei sind der religiösen Darstellung günstiger denn je seit hundert Jahren. Selbst die Vorliebe für das Primitive, das nicht einmal vor dem Barbarischen und Exotischen zurückschreckt, birgt fruchtbare Möglichkeiten für den Ausdruck des einfach Starken, ursprünglich Echten und Mächtigen (Nolde und Schmidt-Rottluff). Die bewußte Abkehr von aller naturalistischen Form und die Bereitschaft, alle Ausdrucksträger in den Dienst des Geistigen zu stellen, kommt gerade dem vielseitigen religiösen Gehalt zugute. Der dekorative Sinn im Bunde mit einer hoch entwickelten Linien- und Flächendynamik drängt nach dem Raum, dem heiligen Raum und seiner ewigkeitserfüllten Stimmung. So ist alles, was in der Moderne an frühchristliche Mosaiken oder romanische Buch- und Wandmalerei, an gotische Tafelbilder erinnert, nicht archaisierendes Wiederholen, sondern Verwandtschaft im Geistigen. Daneben liegt in der geschärften Empfindsamkeit für die Linie und Farbe jede Möglichkeit, religiösen Gehalt und religiöses Erlebnis künstlerisch zu verwirklichen.

Vergleicht man diese Kunstsprache mit jener der Nazarener, so kommt ihr etwas durchaus Eigenes und Schöpferisches zu, wie sie sich auch von allen Versuchen des Realismus durch ihre Geistigkeit wesentlich unterscheidet. Selbst beuronische Absichten und Wirkungen wären damit erreichbar. Ein überzeugender Erweis dessen ist die Apsis der Olchinger Kirche, von Bergmann al fresco ausgemalt. Pfarrherrn und Gemeinde hat die bedeutsame Schöpfung in ihren Bann



Madonna mit den Frauen. 1918
Gemälde von Dietz Edzard

Digitized by Google



Taufe Christi. Gemälde von Gustav Jagerspacher. (München, Sammlung Arbini)

genommen — auch der religiös freiere Mensch ergibt sich willig ihrer Würde und Weihe: Christi überweltliche Hoheit, Macht und Güte wird ihm in ihrer gräberöffnenden Gewalt zum triumphalen Symbol des Auferstehungsglaubens. So könnten heutige Künstler für heutige Menschen aus dem Christentum viel gewinnen, ja dem Religiösen überhaupt wiederum werbende Kraft schaffen, bis es einen neuen Heiland gewinnt, dessen Leben und Lehre neue Bildmacht besitzt. Die Lösung dieses Problems steht aber nicht so fest bei der Kunst und den Künstlern, als in der religiösen Bedürftigkeit und Schöpferkraft des europäischen Geistes, seiner Versenkungsfähigkeit in das Göttliche.

Digitized by Google

In Reinhardshagen

Skizzen von Eva Duncker

Die Ankunft

Berge weiten sich — werden zu Tälern, helle Flüsse rinnen — kleine Häuser, niedere Gehöfte spiegeln sich darin. Wälder kommen von den Höhen herabgestiegen — alte Burgruinen träumen in vielhundertjährigem Schlaf.

Das Züglein der kleinen Lokalbahn schnaufte bergauf und rasselte wichtig mit kreischenden Bremsen wieder abwärts.

Der stille Winkel! So durchfuhr ich ihn. Alles schien noch wie im Dornröschenschlaf versunken. Die Natur von Wintererinnerungen umfangen. Aber sobald ich die Augen sehend umhergehen ließ, da schaute ich das Erwachen. Auf den Äckern arbeiteten die Pflüge, in den Bäumen trieb der Saft, dicke Knospen saßen an den Zweigen. Und der Föhn schrie über das Land, und wo sein Fuß die Bergkuppen berührte, da schmolz der Schnee und stürzte in großen Bächen wie auf der Flucht zu Tal.

Eine Landstraße lief jetzt neben den Schienen her. Obstbäume standen zu ihren Seiten, und vorsichtig lugten die ersten Blüten hervor.

Du frieden- und zauberumsponnenes Ländchen, sei mir gegrüßt.

Keine surrenden elektrischen Bahnen füllen deine stillen Täler mit ihrem Lärm. Keine hohen Steinkolosse, keine Fabriken mit qualmenden Schloten zerstören das Bild deiner sanften grünen Weiden.

Sei mir gegrüßt!

Professor Doktor Asam

Ehe ich meine Kur begann, ging ich zu Professor Doktor Asam. Er ist der bedeutendste Arzt im Bade, aber auch der gröbste zugleich. Einem on dit zufolge sollen das alle großen Ärzte sein. Ich wurde kurz abgefertigt und mir bedeutet, alle acht Tage wiederzukommen. Gehorsam wie ich bin, folgte ich dem Gebot. Der Professor beschäftigte sich nun jedesmal ein paar Minuten länger mit mir. Sollte es mir schlechter gehen, fragte ich mich mißtrauisch. Aber ich sah bald ein, daß er nur Fragen allgemeiner Art an mich stellte. Wir sprachen, was man so spricht, vom Wetter, von seinem schönen Garten und dem zierlich gebauten Haus, vom „stillen Winkel" im allgemeinen und vom Bad im besonderen.

„Ich bin auch ein Kind des ‚stillen Winkels'," sagte er einmal lächelnd. „Schon mein Vater war hier Arzt — und ich hab's ihm halt nachgemacht —"

„Sie haben einen so bedeutenden Ruf, Herr Professor, daß ich annehme, Sie sind mit Leib und Seele Arzt." — „Ich weiß nicht," sagte er. „Vielleicht habe ich nie so recht gründlich darüber nachgedacht. Vielleicht war es auch nur so eine Art Bequemlichkeit, in die Fußtapfen meines Vaters zu treten. Nur fortsetzen zu brauchen, was er begonnen —" Dann lachte er, als habe er schon zuviel gesagt und müsse es rasch löschen. Er reichte mir die Hand. „Alte Suppen soll man nicht aufwärmen. Also in acht Tagen."

Ich war entlassen. Ich dachte in diesen Tagen viel über Professor Doktor Asam nach. Ich wußte, daß dieser große, starke Mann mit dem dunklen, ein wenig angegrauten Haar, mit dem feinen Gelehrtenkopf und den überhellen, scharfen Augen, die weder Kneifer noch Brille schützten, eine Maske trug. Und daß er bei meinem letzten Besuch ein winzig kleines Zipfelchen dieser Maske gelüftet hatte, gelüftet, um sich rasch wie verschämt sofort wieder zu verdecken. Ich wußte auch, daß er sich darüber geärgert hatte, ein freimütiges Wort vor mir gesprochen zu haben. Distanz, eisige Kühle oder unglaubliche Grobheit, damit hielt er seine Patienten in Schach. Und alle hatten sie Angst vor ihm.

Und ich wußte auch, dieser Mann ist des ehrlichen Erkennens wert. Der gibt, wenn er aufrichtig wird, wenn er sich selbst ohne Maske zeigt, mehr als hundert andere Menschen. —

Bei meinem nächsten Besuch hatte ich den festen Entschluß gefaßt: den da läßt du nicht wieder aus, er soll, er muß hergeben, er soll die Maske abnehmen. Was er vor ihnen allen verbirgt — mir soll er es sagen — ich will es wissen. Dann zwang ich mich zur reinsten Selbstehrlichkeit: warum willst du das tun? Jedes Ding hat einen Grund. Warum interessiert dich das wahre Gesicht dieses Mannes so brennend? Ist es nur reine Jägerleidenschaft — wie ich's nennen will — die Jagd nach der Seele?! Auf die alle Poeten ausziehen? Hast du die Sucht — den Ehrgeiz, etwas zu erspüren, das anderen entgleitet? Interessierst du dich vielleicht nur als Frau für diesen Mann?! Nein, das konnte ich mir mit gutem Gewissen sagen — das letztere war es gewiß nicht! Was dann? Ist es ein Spiel, das du treiben willst? Ein Spiel um des Spieles willen? Nein, auch dies nicht! Oder wie ein Sammler seltene

Digitized by Google

Juwelen — Spitzen — Gemälde — Rüstungen sammelt, willst du so seltene Menschen sammeln? Vielleicht! Vielleicht war es das!

Nach sechs Wochen sagte Asam mir: „Ihre Kur ist beendet. Sie können reisen.“ Wieder ganz schroff und unnahbar.

„Ich danke Ihnen, Herr Professor — aber ich bleibe.“

„ — — —?“

„Ich hatte mir schon lange vorgenommen, hier fürs erste im ‚stillen Winkel‘ zu bleiben.“

„Warum, was suchen Sie hier?“

„Ruhe — Frieden vor der Raserei der Großstadt — vor ...“

„Und vor sich selber ...“

Ich blieb ihm die Antwort schuldig. Er sprach fort: „Sie haben sich verloren und wollen sich wiederfinden. Glauben Sie, ich hätte das nicht gesehen?“

„Ich habe nichts zu verstecken,“ sagte ich kühl.

„Das weiß ich. Und dennoch haben Sie sich eine Maske vorgehalten.“ Nun mußte ich lächeln. Also er trieb dasselbe Spiel wie ich. Auch ein Seelensammler. Und ich hatte geglaubt, er habe nur auf körperliche Leiden gesehen.

Freimütig sagte ich: „Sie haben recht. Ich suche mich selbst.“

Er gab mir die Hand. „Eine ehrliche Frau. Man findet das selten.“

Der Professor trat an seinen Schreibtisch und zündete sich eine Zigarette an.

„Und ehrliche Männer?“ fragte ich.

Er sah mich an. „Lohnt es sich — sagen Sie selbst, lohnt es sich, ehrlich zu sein?“

„Vor den meisten Menschen — nein!“

„Aber Sie meinen, man soll auch Ausnahmen machen?“ Und er lächelte.

„Ja,“ sagte ich, „das soll man. Zu Ihnen— wünschen Sie — soll ich ja auch ehrlich sein!“

„Und ich gegen Sie!“

„Das habe ich nicht gesagt,“ log ich tapfer.

„Nein — aber gedacht!“ Ich muß ein recht verdutztes Gesicht gemacht haben. Wieder lächelte er. Ich sah mich ertappt. Er wußte also, daß ich ihn „erforschen“ wollte. Ein heftiger Ärger über mich selbst kam in mir auf. Wie töricht mußte ich vorgegangen sein. Am liebsten wäre ich nun ohne ein weiteres Wort davongegangen und nie mehr wieder gekommen. Was dachte er von mir! Er war im Zimmer auf und nieder gegangen und blieb jetzt hart vor mir stehn. Ich wollte irgend etwas sagen — vielleicht irgend etwas Entschuldigendes. Oder würde es gut sein, ihm zu erklären: Sie haben sich geirrt. Nichts dergleichen hatte ich im Sinn! Ihn anlügen? Nein!!

Er sah mir in die Augen und legte seine Hand über meine Lippen. „Nicht sprechen jetzt. Wir wissen nun, daß wir Komödie voreinander gespielt haben. Vielleicht kommt auch einmal die Stunde, in der ich ehrlich bin — über mich. Vielleicht auch sind Sie ein Mensch — vor dem man ehrlich sein darf!“

Wir gaben uns die Hand, dann ging ich.

Ich kam nun öfter zu Professor Doktor Asam, und wenn er Zeit hatte, plauderten wir ein wenig. Ängstlich vermied ich alles, was irgend den Anschein haben könnte, ich wolle ihn aushorchen oder mich in sein Leben, seine Ansichten drängen. Einmal, an einem regendunstigen Vorsommertag wurden wir in unserer Unterhaltung unterbrochen. Im oberen Stockwerk des Hauses erklang eine feine, weiche, müde Stimme. Seltsam schwermütige Lieder in seltsamen Rhythmen sang sie — ganz eintönig — auf und nieder — auf und nieder glitten die Töne — schläfrig fast — so wie draußen die Regentropfen fielen.

„Meine Frau,“ sagte Asam. Dann schwieg er wieder. Ich fühlte, er wollte mehr sagen — viel mehr. Still wartete ich. Wartete lange. War dieser Mann so einsam geworden, daß es ihm unüberwindbar schwer fiel, vor anderen über sich zu sprechen? Oder trug er in scheuem, hartem Stolz ein schweres Schicksal?

Oben verklangen die Töne. Asam lief mit raschen Schritten durch das Zimmer — hastig drehte er die Zigarette zwischen den Fingern. Plötzlich begann er zu sprechen — rasch — unaufhaltsam — als wollte er etwas von sich wälzen, das ihn zu ersticken drohe. Unzusammenhängende Worte stieß er hervor — ich sah und fühlte, er wollte nicht — er mußte reden.

„Meine Frau! — Meine Frau ist Italienerin. Ihre Mutter war hier zur Kur. So lernte ich Elisa kennen. Ihre Mutter starb hier — Elisa blieb bei mir. — In einem Land, in dem sie nie heimisch werden konnte — bei Menschen — die sie nicht verstehen — wie sie glaubt! Und die sie nicht liebt! — Nicht lieben kann. Sie gehört uns nicht. Es ist gegen ihre Natur — sie ist aufgewachsen in Heiterkeit und Frohsinn — zwischen Blüten — sie ist ein Kind der Sonne —! Wenn es schneit, weint sie! — So ist meine Frau. — Ich hätte sie nicht bei mir behalten dürfen — Nein! — Viel zu schwer und ernst sind wir alle für sie — viel zu schwer!“ Dann murmelte er Unverständliches vor sich hin — Anklagen!? Schmerz!? Es schien, als ob er meine Gegenwart vergessen habe. Er sprach wie zu sich selbst. „Ich hätte es wissen müssen. Man soll Blumen und Menschen nicht

Digitized by Google

verpflanzen. Es tut nicht gut. Ich hätte das wissen müssen. Immer ist sie krank. Ist nie mehr Gattin — nie mehr Mutter — Den ganzen Tag sehe ich Kranke — höre ich Kranke — meine Frau ist auch krank. Sie geht nie mehr aus. Seit drei Jahren ist sie nicht auf der Straße gewesen. Im Sommer geht sie manchmal durch den Garten oder sitzt auf der Veranda. Das ist alles! Alles! Sie haßt uns — mich und die Kinder. Die nicht ihre Kinder sind. Meine sind's — nur meine. Keinen Tropfen Blut hat sie ihnen mitgegeben. Sie haßt uns alle — sie weiß es nicht, instinktiv! Aber sie haßt uns. Mich — die Kinder — meine Freunde — ihre Dienstboten — dies Haus — diesen Garten — dies Land — alles, was um sie ist. Kein Zorn hilft da und keine Liebe. Sie rührt nichts an — sie träumt den ganzen Tag — des Nachts schläft sie nicht — am Abend fiebert sie — sie geht zugrunde hier — das weiß ich — und lasse sie doch nicht fort — nicht fort. Keiner meiner Kollegen erkennt ihre Krankheit — ich weiß es — ich weiß es — sie sehnt sich — unaufhörlich — Tag und Nacht — jede Stunde — jede Minute — jede Sekunde — die Heimat ruft sie."

Asam blieb stehen und legte die Hände über die Augen.

Ich schlich aus dem Zimmer.

Es wurde Herbst. Spätherbst! Die Bäume reckten ihre kahlen Zweige gen Himmel. Dürr und raschelnd bei jedem Windhauch lag das Laub auf dem Erdboden.

Die ersten Flocken sanken aus den grauen Wolken nieder, die sich wie Mäntel um die Gipfel der Berge legten. Stiller ward's im Bade, ganz stumm und still. Wagen um Wagen war in den letzten Wochen mit den letzten Kurgästen zur Bahn gerollt. Vom Kurplatz wurden Bänke und Stühle entfernt und die Rosenstöcke in dichte Strohhüllen verpackt. Die Buch- und Galanteriewarenläden schlossen sich. In den Villen wurden Betten, Decken und Teppiche geklopft. Auf den Treppen standen Eimer mit Sodawasser, und die Mägde knieten mit geschürzten Röcken auf den Stufen und scheuerten. Dann wurden die Gastzimmer verschlossen und die Läden vor die Fenster geschoben. Das Bad schlief den Winterschlaf.

Ich wurde, je stiller es im „stillen Winkel" ward, immer öfter Gast im Hause des Professors Asam. Die meisten Ärzte verreisten im Winter. Asam blieb! Die Armen des Städtchens und in den Dörfern ringsum, die wohlhabenden Bürger der nächsten Kreisstadt, die reichen Bauern, alle wallfahrteten sie zu ihm. Er behandelte sie alle gleich, mit derselben ärztlichen Gewissenhaftigkeit — derselben eisigen Kühle oder bodenlosen Grobheit. Alle gleich.

Ich spielte mit den Kindern, half bei den Schularbeiten, oder rodelte an schönen, schneereichen Tagen mit ihnen. In der Dämmerstunde saß ich oft in ihrem Kinderzimmer und erzählte ihnen Märchen.

Zuweilen saß Frau Elisa dann bei uns, in einen hochlehnigen Stuhl gekuschelt wie ein schmollendes Kind. Aber sie hörte nicht zu. Sie träumte mit offenen Augen. War uns allen fremd.

Sie war klein und zierlich, hatte herrliches, blauschwarzes Haar und samtweich dunkle Augen, ihr Mund war von auffallender Röte, ohne geschminkt zu sein. Winzig klein ihre Ohren, ihre Füße und die Hände, die bräunlich und schmal ohne irgend welchen Ringschmuck waren, auch ihren Trauring trug sie nicht. Ich habe sie nie anders als in weichen, weißen Gewändern gesehen, eine seltsame Kette aus goldgefaßten Raubtierzähnen um den schlanken Hals.

Oft bat ich sie, uns etwas vorzusingen, sie lehnte es ab. Ich brachte ihr Bücher und las ihr vor, Prosa und Gedichte — was ich annahm, daß es sie interessieren könnte. Sie dankte mir dann herzlich für die „Mühe", die ich gehabt hätte. Ich sah aber bald, es war nur wohlerzogene Form, die sie lächeln ließ. Dann fing sie auf meinen Rat an, feine Handarbeiten zu machen. Elf verschiedene Dinge: Deckchen, Kissen, Kinderschürzchen fing sie an und legte sie dann wieder beiseite. Da gab ich es auf, denn ich sah, es war ihr nur müßiges Spiel.

Ihre Kinder waren entzückend. Zwei Buben und ein Mädel. Prachtkinder! Kraftvoll und lebendig, wie der Vater, und voll seliger, überschäumender Lebenslust. Mit all ihren großen und kleinen Leiden und Freuden kamen sie zu dem überlasteten Vater. Immer hörte er sie liebevoll an, immer hatte er Verständnis für ihre Fragen und Wünsche. Die Mutter kannten sie nicht. Sie erschien ihnen wie ein zerbrechliches Spielzeug, das man wohl bestaunen und bewundern, aber mit dem man sich nicht eingehender beschäftigen darf.

Da ich tagsüber nicht genug an den eigenen Arbeiten und Aufzeichnungen zu tun fand, stellte ich mich dem Professor zur Verfügung. Ich schrieb also Rechnungen aus und führte die Register. Seine Sekretärin war auf Urlaub.

Zuweilen auch vertieften wir uns in eine wissenschaftliche Arbeit, die ich durchstudierte, ins reine übertrug, wenn er eine Abschrift

Digitized by Google

brauchte, und ich mühte mich, an Hand seiner Erklärungen die Schriften zu verstehen. Je länger ich mich damit beschäftigte, desto leichter wurde es mir.

So hatten wir — wenn Asam nicht im Schlitten zu den Patienten fuhr oder Kranke Hilfe suchend zu ihm kamen — manche gute Stunde miteinander. Er zeigte mir sein Laboratorium und seine Bibliothek — sprach mir von seiner Studienzeit — versuchte, mir komplizierte Fälle auseinanderzusetzen. Ich interessierte mich schon von je für die Medizin, hatte auch früher verschiedene Kurse durchgemacht und wollte einst selber studieren. Der Beruf des Arztes erschien mir als der idealste und würdigste. Helfen dürfen! Kranke gesund machen — Verzweifelte aufrichten.

All meine verstaubt gelegenen Interessen grub ich nun wieder aus. Ich lernte viel bei Professor Doktor Asam. Und ihm machte das Lehren und mein Eifer Freude.

Über seine Frau sprachen wir nicht mehr. Ich sah ja nun mit eigenen Augen. So gingen die Wochen. Da an einem Abend im Dezember saßen wir in seiner Bibliothek. Er rauchte feine türkische Zigaretten. Eine nach der anderen. Eine nach der anderen. Ich machte ihm einen leisen Vorwurf. Er lächelte bitter. „Es beruhigt." Da schwieg ich wie immer, wenn ich wußte, meine stumme Nähe tat ihm wohl.

Frau Elisa lag im Bett. Sie fieberte und hustete. Er hatte lange bei ihr gesessen, sie zart umsorgt, ihr jeden Wunsch aus den Augen gelesen. Dann bat sie ihn müde, sie allein zu lassen. Und er ging — zu mir.

Nun saßen wir beisammen. „Sie wird immer kränker und ich kann ihr nicht helfen. Und bin Arzt — wissen Sie, was das heißen will?! —"

„Sie können ihr helfen — aber Sie wollen nicht!"

Er sprang auf. „Was soll das heißen?"

„Das soll heißen: packen Sie Ihre Koffer und fahren Sie mit Ihrer Frau in den Süden — in ihre Heimat — geben Sie ihr das, wonach sie krank ist — Sonne — Blumen — blauen Himmel!"

„Und die Kinder, und meine Kranken?!"

„Lassen Sie all dies ein Weilchen hinter sich — leben Sie nur für Ihre Frau —"

„Und Sie glauben, ihr hülfe das, wenn ich mit ihr fort ginge?! Sieht sie erst all das wieder, was sie verlor — sieht sie die Menschen, mit denen sie eines Stammes — eines Blutes ist — dann — dann — erkennt sie selbst ihre Krankheit — dann weiß sie, woran sie leidet — dann geht sie mir völlig zugrunde — dann verliere ich sie ganz!"

„Geben Sie sie frei! Lassen Sie sie in ihre Heimat zurück — in das Land, in dem Sonne und Blüten sind — zu den heiteren Menschen — wo Schönheit ist, alte herrliche Kunst!"

Er ließ mich nicht ausreden. „Sie geht nicht von mir — sie verläßt mich nicht — sie weiß ja nicht, was sie heilen kann — wüßte sie das — nein — nein — auch dann nicht — auch dann ginge sie nicht —"

„Und diesen Weg wollen Sie ihr auch nicht zeigen —?"

„Niemals! Ich gebe sie nicht frei!"

„Nicht? —"

„Niemals. Sie liebt mich — sie gehört mir — meine Frau — die Mutter meiner Kinder — sie gehört mir —"

„Aber Sie haben mir selbst einmal gesagt: sie gehört mir nicht mehr. Allen ist sie uns fremd. Warum —"

„Weil ich mich belügen *will*!"

„Herr Professor!"

Er stöhnte auf. Das Telephon schrillte. Mechanisch nahm er den Hörer ab.

„Nein — tut mir leid — ich kann jetzt nicht kommen — rufen Sie Kollege Steller an — ich muß ja nicht immer zur Verfügung sein —"

Er warf den Hörer mit einem Ruck auf den Apparat zurück. „Ich bin auch nur Mensch," murmelte er, „auch nur Mensch. Elende Komödie! Wissen Sie schon, was ein Arzt ist? Ein guter Arzt ist ein guter Schauspieler! Und was sind wir im Grunde? Armselige Stümper. Ohnmächtige Menschen, Harlekine der Wissenschaft! Wenn die Natur nicht mehr will — was sind wir dann? Wenn sie will, daß so eine komplizierte Maschine, aus Fleisch, Blut, Knorpel, Knochen und Weichteilen, was wir Mensch nennen, still stehn soll, steht sie still. Da können wir mit Mixturen und Messern und Verbänden in ganzen Heeren anrücken! Die Maschine steht!!! Aber wenn die Natur will, daß so ein Mensch leben bleiben soll, dann bleibt er leben, und hätten wir ihn schon zehnmal aufgeschnitten und zehnmal wieder zusammengenäht und mit Tropfen und Spritzen vergiftet. Elende Komödie! Da kommt so ein armer Mensch, so einer, der nach unserem Ermessen nicht mehr hoch kommt, den lügen wir an und lächeln ihm zu und machen Versprechungen, und er hört auf uns wie auf einen Allmächtigen und er glaubt uns — oh," schrie er heraus — „glaubt uns — und wir müssen lügen — lügen — lügen, sein Vertrauen mißbrauchen — ihn täuschen mit Ruhe — mit eisiger Kühle — mit Grobheit — die unsere Deckung sind — unsere Notwehr — lügen! Lügen! lügen! —" Er sank in einen Stuhl.

Digitized by Google

Um einige Wochen später reiste Professor Doktor Asam ab — mit seiner Frau in den Süden. Ich saß indes bei den Kindern, die weinten, weil der Vater fortfuhr. Aber dann bauten wir einen Schneemann im Garten, und er wurde so herrlich, daß bald lauter Jubel auf die stille, verschneite Straße hinausscholl.

Kindertränen — die so leicht zu trocknen sind! — — — — —

— Als Asam fort war, wußte ich, daß ich ihn geliebt hatte.

Der Staudthof

Der Anfang dieser kleinen Episode begann im Hochsommer, Mitte August. Jeder Abend fast brachte neue, aufregende Sensationen im Kurtheater. Ein heiteres Lustspiel — ein ernstes Stück — eine Operette — ein Lautenabend — ein Konzert — ein Tanzabend.

Degenbrodt war in seinem Element. Überall hatte er Augen und Ohren, nichts entging ihm. Keinen Weg scheute er und keine Arbeit. Alle glaubten die Herren des Augenblicks, die Hauptsächlichsten zu sein — Direktor, Regisseur und die Schauspieler. Aber alle wurden leise und unmerklich von Degenbrodt regiert. — Eines Tages stand das ganze Bad Kopf. Plötzlich, auf der Promenade, war Waldemar Herg, der Sänger, aufgetaucht. Herg, der Tenor, dessen Name Zauberkraft übte, wie der Name Carusos oder Erik Schmedes und in abgelebten Zeiten Albert Niemanns. Dem alle Frauen ausnahmslos zu Füßen lagen, dessen Stimme Werte von Hunderttausenden barg. Alle, alle kannten sie, diese wundervoll weiche und doch so große, leuchtende Stimme, denn wo es an Geld oder Zeit mangelte hinzupilgern, wo Herg sang, da verkündeten Grammophone seinen Ruhm.

Als Mensch aber wollte er nichts vom Komödiantentum wissen. Da war er so schlicht wie der Einfachsten einer. Er zog sich gut, aber weder auffallend oder stutzerhaft an. Er war freundlich und humorvoll im Verkehr, hatte aber eine bestimmte, ruhige Art, niemanden zu nahe an sich herankommen zu lassen.

Kurz vor dem Krieg, während der Festspiele in Bayreuth, hatte ich ihn kennen gelernt. Siegmund, Tannhäuser und Lohengrin sang und spielte ihm keiner nach, aber es schien auch, als seien ihm diese Partien äußerlich auf den Leib geschrieben. Seine hohe, sehnige Gestalt, das schöne, etwas grobzügige Gesicht und die strahlenden, blauen Augen deckten sich mit der Phantasie, wie diese urdeutschen Männer, diese Wahrzeichen des Germanentums, in unseren Träumen leben.

In einem großen, fröhlichen Künstlerkreis hatten wie in jenen schönen Sommerwochen unvergeßlich übermütige, aber auch reiche Stunden verlebt. Die Gegenstände, die Herg berührte, wurden zu Reliquien. Handschuhe, Taschentücher, Bleistifte, angerauchte Zigaretten wurden ihm dutzendweise entführt. Die internationale Damenwelt, besonders die schlanken, blonden Töchter Albions, konnten sich darin Unglaubliches leisten. —

Und heut war Herg im „stillen Winkel", ging seelenruhig zwischen den Kurgästen auf der Promenade auf und nieder und ließ sich nicht im mindesten von dem Getuschel, Gemurmel und Geraune ringsum stören: Warum war er wohl hierher gekommen? Wollte er die Kur gebrauchen? Würde er vielleicht einmal singen? —

Um zwei Tage später traf ich ihn auf einem Waldspaziergang. Er ging erst an mir vorbei, drehte sich dann um, eine Erinnerung kam ihm. Er hatte mich erkannt. Er reichte mir seine große, breite, aber wohlgepflegte Hand und lachte. „Ja, grüß' Sie Gott. Sie werden auch wieder gedacht haben, erst stiert dich der Taps groß an, bis er endlich die Gewogenheit hat, dich zu erkennen." Wir gingen ein paar Schritt nebeneinander her und wechselten gleichgültige Worte über das Woher und Wohin. Ich neckte: „Sie haben in diesen drei Tagen schon wieder das ganze Nest auf den Kopf gestellt. Sie sind in den Frieden des ‚stillen Winkels' eingedrungen wie ein Wolf in eine Lämmerherde. Nun bekommt allen Leutchen die Kur nicht mehr."

„Sakramento, was hab' ich da angerichtet."

„Wollen Sie länger bleiben?" Er schüttelte den Kopf. „Nur ein paar Tage vor der Winterarbeit verschnaufen," und als er mein erstauntes Gesicht sah, „ich habe dies Jahr keine Ferien gemacht, ich war den ganzen Sommer auf Gastspielreisen."

„Degenbrodt hängt sich auf, wenn Sie abfahren ohne zu singen. Wissen Sie, wer Degenbrodt ist?"

Er lachte. „O ja, er hat sich schon wie eine Klette an mich geklammert." Nachlässig und so nebenbei warf er dann hin: „Vielleicht singe ich auch."

Eine Weile blieben wir stumm. Still beobachtete ich Herg. Er sah nicht gut aus. Das Gesicht war schmal geworden und über seinen Augen lag es wie ein Schleier. Er hielt sich ein wenig vornübergeneigt. Sein Lachen klang gequält. Was mochte ihm fehlen? Ich hatte des Weges gar nicht acht und bemerkte plötzlich staunend, daß der Fremde mich mit selbstverständlicher Sicherheit die versteckteften Waldwege führte. Unterhalb des Hochberges stiegen wir wieder taleinwärts.

Digitized by Google

„Kennen Sie den ‚stillen Winkel'?" fragte ich. Er blieb mir die Antwort schuldig und fing an, in Bayreuther Erinnerungen zu kramen: „Wissen Sie noch — wie wir zehn Mann hoch nach Berneck wallfahrteten? — und nach dem ‚Lohengrin', wie wir alle die nächtliche Autofahrt nach der Ermitage machten und die armen Wirtsleute herausklopften? — Und wie wir beim Grampner gelacht und getobt haben? — und wissen Sie noch — wie wir uns vor der ‚Eule' einen Wagen nahmen und der Kutscher hatte eins über den Durst getrunken und fuhr uns immer in den engen Gäßchen gegen die Häuser? —"

Ich wußte alles noch —

Auf dem Rückweg zum Bad begegneten wir Degenbrodt. Als er mich mit Herg zusammen sah, stieg ich so hoch in seiner Achtung, daß er mir acht Tage lang nicht mehr die Hand zu geben wagte. —

Und Herg sang wirklich im Kurtheater. Degenbrodt hatte kein leichtes Spiel. Alles raufte sich um die Eintrittskarten zu dem Konzert. Das Kurtheater war für diesen einen Abend fast dreimal ausverkauft. Degenbrodt grübelte Tag und Nacht, wo er die Leute unterbringen sollte. Er entwarf rasche Pläne, berechnete und benahm sich wie ein Feldherr vor einer großen Entscheidungsschlacht. Oben die schmale Galerie, die vom Lesesaal ausgehend in den Theaterraum hinüberführt, sehr hoch unterhalb der Decke entlangläuft und wegen Baufälligkeit nicht betreten werden soll, wird als „1. Rang" ausstaffiert und mit Stühlen vollgestellt. Die Plätze in den Nischen und auf den Fensterbrettern werden „Parkettlogen", natürlich mit doppeltem Aufschlag. Zahllose Schemel, Stühle und Klappsitze können noch im letzten Augenblick eingeschoben werden. Mit dreifachem Aufschlag! Ich dachte mir, daß Degenbrodt nach diesem Abend seiner „Ahnengalerie" ein neues Bild mit Widmung zugesellen dürfe und sein Villenterrain nach erfolgter Abrechnung getrost um ein paar Quadratruten Land würde erweitern können. —

Und Herg sang, wie ich ihn selten hatte singen hören. Wagner — Leoncavallo — Meyerbeer — Verdi — Mascagni und Kienzl in buntem Durcheinander. Er warf das aufgestellte Programm vollständig um. Er war in der reichsten Gebelaune. Er schenkte und schenkte, als wolle er all sein Können, all seine wunderbare Kunst an diesem einen Abend ausströmen lassen. Weich und doch machtvoll erklangen die Töne. Er sang und sang. Die Menschen saßen wie in der Kirche, keiner rührte sich. Keiner wagte laut zu atmen.

Als er vom Podium stieg, umringte ihn die Menge. Rufe — Bitten! Und Herg gab zu. Und als letztes Lohengrin: „Fern diesem Land".

Dann war er fertig, so fertig, wie ich ihn nach den anstrengendsten Partien nicht gesehen.

Am nächsten Tag war er spurlos verschwunden. Der arme Degenbrodt war fassungslos, denn er war um das Bild gekommen. Einen kleinen Trost gewährte es ihm, der breiten Masse weismachen zu können, er habe Herg bewogen, zu dem Konzert in den ‚stillen Winkel' zu kommen.

Das war das Vorspiel — — — —.

Ein strahlend sonniger Wintertag. Es war gegen Weihnachten, um die Mittagsstunde. Der Himmel blitzblau und die Helle des Schnees so glitzernd und blendend, daß es den Augen ordentlich weh tat.

Ich lief mit Professor Asams Kindern im Garten umher und wir lieferten eine wilde Schneeballschlacht. Die blinkenden Geschosse flogen wie schimmernde Kugeln, bis sie an einem Baum oder an der Mauer als ein breitgeschlagenes Klümpchen kleben blieben. Plötzlich öffnete sich die Haustür und Asam im Pelz trat heraus. Der Diener folgte mit warmen Decken und Kissen.

Die Kinder stürzten — ihr Spiel unterbrechend — auf ihn zu. „Du willst fort, Papa?" „Wohin gehst du?" „Fährst du im Schlitten?" „Ja, mein Bübchen, ich fahre im Schlitten." „Papa, Papa, nimm uns doch mit." „Bitte, bitte, lieber Papa." „Bitte, bitte, bitte." Sie hingen sich wie die Kletten an ihn, er reichte mir die Hand. „Ich will zum Staudthof, der alte Staudtbauer ist schwer krank. Er ist an achtundachtzig, zäh wie eine Katz, aber ich meine, jetzt macht er's doch nimmer lang. Vor drei Tagen war ich gegen Abend draußen und heute früh schickte —"

„Papa, Papa, nimm uns doch mit, die Fahrt wird so himmlisch, bitte, bitte, bitte."

Asam lächelte.

„Ihr Quälgeister, jetzt laßt mich aber in Ruh." Aber sie ließen nicht ab. Schon fuhr der Schlitten mit hellem Läuten vors Haus. „Also meinetwegen, aber in fünf Minuten seid ihr fertig oder ich fahre allein." Wie der Blitz war die kleine Gesellschaft im Haus.

„Wollen Sie nicht mitfahren?" fragte mich Asam. Ich nickte: „Gern, bei dem herrlichen Tag."

Zehn Minuten später saßen wir alle wohlverpackt und in Decken gewickelt im Schlitten. Die schönen Rappen zogen an, fort ging's. Die Kinder jauchzten. Zwei saßen auf dem Rücksitz und eins hockte beim Kutscher. Es war eine wundervolle Fahrt, die Luft war

Digitized by Google

sehr kalt, aber nicht scharf. Die Sonne lag in breiten, goldenen Flächen über den weißen Feldern. Es glimmerte und flimmerte, als seien Milliarden von Diamanten verstreut. Dörfer flogen vorüber, deren Häuschen in ihrem Schneekleid fast völlig versanken. An den Scheiben der niederen, kleinen Fenster blühten Eisblumen. Kinder spielten und nickten und winkten und warfen Schneebälle. Die Glöckchen an den Pferdegeschirren läuteten hell und lustig und die warmen, weiten, dunkelblauen Schabracken der Tiere blähten sich im Luftzug. Wir fuhren durch den Wald. Still und feierlich standen die hohen, schneebelasteten Tannen, zu deren Häuptern der lichte Winterhimmel in seidiger Bläue glänzte. Stieß einer von uns im Vorüberfahren mit dem Kopf an einen Zweig, dann schüttete sich wie Silberstaub der Schnee über uns. Tief im Dickicht sahen wir ein paar Rehe stehen, sie äugten neugierig, stoben dann aber rasch davon. Wie dunkle, feine Silhouetten hoben sich ihre braunen, schlanken Körperchen von der unendlichen Weiße ringsum ab. Die Kinder waren ordentlich andächtig: „Wie im Märchen," sagte eins leise.

Nach anderthalb Stunden etwa tauchte an einer Talsenkung, dicht an die Bergwände gelehnt, der Staudthof auf. Trotzig und einsam lag er da. Weit dehnten sich Felder um das Gehöft. Der vereiste Spiegel eines kleinen Sees glimmte auf. Breit, nieder und ausladend wuchs das Wohnhaus zwischen den Ställen und Scheuern auf. Wie Wächter standen Gruppen alter, knorriger, entlaubter Rüstern und Kastanienbäume mit schimmernd bereiften Ästen um die Gebäude. Ein Knecht in hohen Schaftstiefeln stapfte heran und wickelte uns aus den Decken. Ein wenig steif waren unsere Glieder dennoch, als wir uns wieder frei bewegten. Der Knecht stieß die Tür zum Wohnhaus auf.

Asam fragte ihn. „Nun, Friedrich, wie geht's dem Bauern?"

„Schlecht," antwortete der Mann einsilbig. Wir traten ein. Nieder hing eine Decke aus schweren Holzbalken über uns. Der Raum schien eine Art Vorplatz. Türen mündeten auf ihn. In einem seltsamen Ofenbau — halb Herd, halb Kamin — brannte ein mächtiges Feuer. Die Magd kam, uns die dicken Mäntel abzunehmen. „Vielleicht warten Sie hier mit den Kindern auf mich?" fragte Asam, sich an mich wendend. Ich nickte. Da ging er auf eine der drei Türen zu.

„Gehe Sie doch lieber hier 'nein," sagte die Magd zu mir und stieß eine zweite Tür auf. Die Kinder trippelten schon hinter ihr her. Ich wollte ihnen eben folgen, da sah ich, daß aus dem Zimmer, in dem der Kranke lag und auf das der Professor zugegangen war, eine große Männergestalt trat. Asam stieß ein kleines, freudiges „Ah" aus. „Gut, daß Sie da sind, Herr Staudt."

„Ich bin gestern gekommen. Einen Augenblick noch, lieber Herr Professor, ehe Sie zu meinem Vater hineingehen."

Die Stimme frappierte mich. Schärfer sah ich auf den fremden Mann. Die hohe, kraftvolle Figur — die schönen, etwas grobgeschnittenen Züge — die strahlenden, blauen Augen — das war ja — das war ja — nein — keine Täuschung möglich — Valdemar Herg! Valdemar Herg, der Sohn des Staudtbauern! Unwillkürlich machte ich eine rasche Bewegung, die Herg aufsehen ließ. Auch Asam wandte sich um und wollte uns miteinander bekannt machen. Da lächelte Herg und trat auf mich zu. Immer noch war ich ganz wirbelig im Kopf, die Gedanken liefen mir kunterbunt durcheinander. „Herr Herg," sage ich, „Herr Herg!"

„Ja, ich bin's, wie ich leibe und lebe." Asam fragte seinerseits ein wenig erstaunt: „Ja, woher kennen Sie sich denn?"

„Und Sie? Wie lange kennen Sie sich?" fragte ich töricht zurück.

„Wir sind alte Freunde," erwiderte Herg an des Arztes Statt, „ganz alte Freunde. Asam gehört zu den auserwählt wenigen, die wußten, daß Valdemar Staudt und Valdemar Herg ein und dieselbe Person sind."

Wir traten in das Zimmer, in das die Magd mit den Kindern hineingegangen war, der Raum war leer. Eine zweite Tür führte in den Garten. Herg wies darauf hin. „Luise wird ihnen das Vieh zeigen."

Ich wendete mich auch hinauszugehen. „Wo wollen Sie hin?" fragte der Sänger. „Ich will nicht stören." Aber er zog mich zurück und schob mir einen Stuhl hin. „Bleiben Sie, bitte, wir haben keine Geheimnisse."

Dann wandte er sich an Asam. „Ich möchte Sie nur kurz orientieren, ehe Sie zum Vater hineingehen. Gestern früh bin ich gekommen — um für immer zu bleiben. Ruhig und zufrieden wie ein müdes Kind ist er, seit er das weiß. Aber nun, da die Last der Einsamkeit von ihm genommen ist und die Sorge um die Scholle, daß sie nicht in fremde Hände übergeht, ist er völlig zusammengebrochen. Heute nacht schon erschien mir die große Schwäche sehr bedenklich, darum schickte ich den Knecht heut morgen nach Rheinhardshagen, wo er von Brandts aus an Sie telephoniert hat." Asam stand auf und reichte Herg die Hand. „Ich wäre ohnedies heut gekommen." Dann ging er zum Kranken.

Stumm, die Hände auf dem Rücken zu-

Digitized by Google

sammengelegt lief der Sänger in der Stube auf und nieder. Nur um etwas zu sagen, fragte ich endlich: „Hat Asam Sie benachrichtigt?“ Herg schüttelte den Kopf. „Es war nicht nötig, als ich im Sommer hier war, habe ich meinen Frieden mit dem Vater gemacht, der mir es wohl zwanzig Jahr lang nicht verzeihen konnte, daß ich unter die Komödianten gegangen war, anstatt ein Bauer zu bleiben. Sehen Sie, seine erste Ehe blieb kinderlos, und als die Frau gestorben war, da verheiratete er sich zum zweitenmal noch mit fünfundvierzig Jahren, nur um für den Hof einen Erben zu haben. Meine Mutter starb, als ich zehn Jahre alt war. Ich blieb das einzige Kind. Die große Hoffnung seines Lebens —“ Herg fuhr mit der Hand durch die Luft, wie um etwas fortzuwischen, und sprach dann in gleichgültigem Tonfall weiter: „Vor zwei Wochen ließ mir der Vater schreiben, daß es ihm nicht zum besten gehe, und wenn der Vater das eingesteht, muß es schon weit mit ihm sein.“

Und fassungslos fragte ich: „Sie wollen also fort von der Bühne — ganz fort — nie mehr singen!“

Da antwortete er mir sehr ernst: „Ja, ich will nie mehr singen. Meine Zeit war um.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ich wollte nach Haus, verstehen Sie, was das heißt: nach Haus! Ich war und blieb halt ein echter Bauer, so ein rechter Komödiant — wissen Sie — so ein rechter, waschechter — das war ich nie und wäre es nie geworden.“

Ich dachte an seine wundervolle, schlichte, ehrliche Gradheit in seiner Kunst, in der Auffassung der Menschen, die er zu schaffen hatte, und sagte: „Nein, ein Komödiant waren Sie nie. Sie haben nie etwas vortäuschen können, das nicht in Ihnen war. Sie haben immer nur sich selbst gegeben.“

Er antwortete mir nicht, sondern spann an seinen Gedanken fort. „Schon vor drei bis vier Jahren ging es an mit mir, diese förmlich krankhafte Sehnsucht nach Haus, nach dem Staudthof. Nachts träumte ich von den Feldern, roch die frische, prächtige Luft, hörte die alten Rüstern und Kastanien da draußen rauschen und das Vieh in den Ställen brüllen. Ich ging im Traum durch das Haus und die Scheunen. Heu fuhr ich ein, fütterte die Pferde und streichelte ihre samtweichen Nüstern. Und brach der Tag an und ich fuhr zur Probe — diese niederträchtige, dumpfe Luft, die nach schlechten Farben und Leim stank, die Kollegen mit ihrem Getratsche und Geklatsch und ihrer lächerlichen Eifersucht und Eitelkeit, die gefallsüchtigen Weiber, die an alles andere eher, nur nicht an ihre Kunst dachten und an das, was sie zu leisten und zu geben hatten. Oft wenn ein Wald und schöne Landschaftskulissen auf die Bühne geschoben wurden, da habe ich die Zähne zusammenbeißen müssen, um nicht laut loszuheulen über diesen Leinwandplunder, in dem man sich einen lebendigen Wald träumen sollte. Und in den Ferien, wenn ich auf das Land hinaus konnte und in die Berge, rein närrisch war ich da vor Freude und habe mir immer und immer wieder geschworen: jetzt aber machst du Schluß und gehst nicht mehr zurück in die Fron. So in allen Nerven und in allen Muskeln habe ich's dann gefühlt: du mußt wieder neben dem Pfluge hergehen, die frisch aufgewühlte Erde riechen können und vor dir mußt du deine starken, herrlichen Stiere stampfen sehen.“ Er reckte die Arme und preßte die Finger zur Faust: „Sakramento noch mal —“

Eine ganze Weile war es still zwischen uns, dann fragte ich: „Und Sie wollen ohne Abschied gehen?“

„Es ist schon geschehen. Wissen Sie noch, als ich im Sommer hier sang im Bad — im Kurhaus — das war das letztemal.“

Darum der Reichtum des Gebens — darum — darum brach er fast nach dem Konzert zusammen. Nun verstand ich alles.

„Ja, hier mußte es sein — hier im ‚stillen Winkel', in der Heimat. Seit ich damals fortging, habe ich die Zeit benutzt, all meine noch laufenden Verträge zu lösen.“

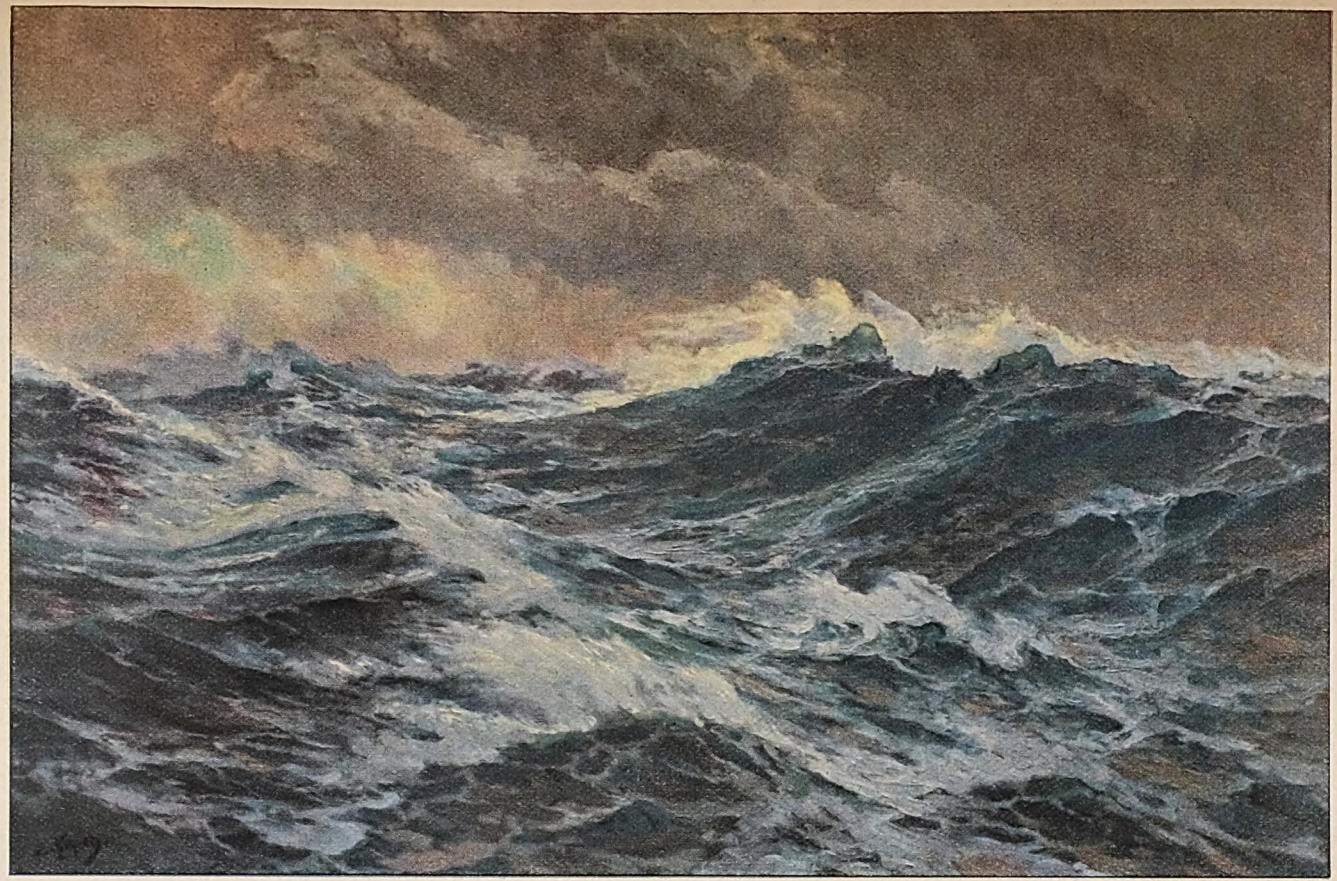
Die Tränen traten mir in die Augen. Bei dem Gedanken, daß wir alle diesen herrlichen Sänger nun nie mehr hören würden.

„Man wird Sie zurückholen,“ stieß ich hervor, „mit Gewalt — kein Mittel unversucht lassen.“

Er winkte ab und schüttelte den Kopf. „Mein Name wird bald gelöscht sein in der Scheinwelt. Andere werden kommen. Ich bin ein abgespieltes Instrument. Ich habe meine Schuldigkeit getan. Der Kunst habe ich gegeben, was der Kunst ist. Jetzt aber spricht der Mensch; spricht das Blut, ruft die Heimat. Das Theater braucht mich nicht mehr. Wohl aber diese Scholle, die ohne mich verwaist sein würde, wenn mein Vater die Augen schließt.“

Die Tür öffnete sich leise. Es war Asam, der Herg winkte, mit ihm zu gehen. — Ich war allein. Für eine kleine Weile blieb ich untätig wie benommen von dem eben Gehörten sitzen. Dann ging ich hinaus, um die Kinder zu suchen. Ich fand sie, wie wir vermutet hatten, mit der Magd im Stall. Sie standen bei den Schafen und Ziegen und lachten und spielten mit ihnen. Ich nahm sie und führte sie ins Haus zurück. Die Magd brachte Kuchen, Brot und Butter und heißen Kaffee.

Digitized by Google



Frühlingssturm im Atlantischen Ozean. Gemälde von Prof. Hans Bohrdt
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Wärme Sie sich nur noch e bißle, auf der Rückfahrt werde Se doch friere."

Ich blieb mit den Kindern allein. „Fahren wir bald heim?" fragten sie mich. Ich vertröstete sie und redete ihnen zu, recht leise zu sein. „Der Papa ist gewiß bald fertig mit der Untersuchung, dann fahren wir gleich nach Haus." —

Aber es verging Viertelstunde um Viertelstunde und er kam nicht. Eine Uhr schlug vier — halb fünf — es wurde dämmrig im Zimmer. Schreckhaft still war's im ganzen Haus. Der frühe Abend sank rasch herein. Von draußen leuchtete der helle Schnee ins Zimmer. Eng drängten sich die Kinder um mich. Instinktiv fühlten sie, daß in ihrer Nähe etwas geschah, das sie mit banger Furcht erfüllte. „Was ist jetzt?" fragte das jüngste und kletterte auf meinen Schoß. „Nichts ist, Liebling, wir warten auf den Papa." Aber das Kind fing an zu weinen, leise und scheu. Ich selbst war unruhig und bedrückt. Es mußte schlechter gehen, sonst wäre Asam längst hier gewesen, oder man hätte uns nicht so allein im Dunkel sitzen lassen. Ich raffte mich auf und fing an, den Kindern Märchen zu erzählen. Das beruhigte sie. Das Kleinste schlief ein und lehnte sein Köpfchen in meinen Arm. Es schlug fünf Uhr, es schlug halb sechs. Es schlug sechs. Plötzlich hörte ich die Glocken des Schlittens läuten. Er fuhr vor das Haus. Fast im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür. Licht blendete mich. Der Knecht kam mit einer Lampe. Hinter ihm stand Asam. Sein Gesicht war ernst. „Kommen Sie," sagte er ruhig. Wir zogen die Kinder an, die nun alle drei, die Augen halb geschlossen, blinzelnd und schläfrig auftorkelten.

Keiner von uns sprach ein Wort. Wir stiegen in den Schlitten und hüllten uns in die warmen Decken ein. Und fuhren davon.

Schweigend sahen wir über den mondbeschienenen Schnee und hinauf in den blauen, sternklaren Himmel. Lautlos und sanft glitt das Gefährt. Der Wald nahm uns auf. Schweigen. Nur hin und wieder ein leises Rauschen von abgleitendem Schnee. —

Der Wald blieb zurück. Wir fuhren über die Felder. Schweigen. Ein Dörfchen. Wie liebe, trostreiche, wachende Augen blinkten vereinzelt erleuchtete Fenster.

Ich wollte Asam fragen, was er von all dem Erlebten denke, aber irgend etwas hielt mich zurück. Zerbrach mir das Wort, noch ehe ich es ausgesprochen. Stumm sah ich ihn an. Er verstand mich sofort und nickte mir zu. „Er hat heimgefunden."

‚Wer,' dachte ich, ‚wen meint er? Den Alten, hat er das Irdische abgetan? Oder Herg, der nach zwanzig Jahren heimkommt?'

Professor Doktor Asam sah mein zweifelndes Gesicht. Es war, als lächle er ganz sacht.

„Beide," sagte er besänftigend. „Beide."

Wir gehen. Von Walter von Molo

Ach, es ist unser Hirn zu eng, daß es sehen könnte voraus,
und ich sage euch, das kommende Hirn wird sehen nicht mehr,
es verliert, was gewinnt.
Die Unendlichkeit hielte ein Hirn nur, das selber Unendlichkeit würde:
die Schöpfung im Hirn.
Die Laterne in der Hand, die die dunkle Straße erleuchtet,
schwankt durchaus im Dunklen;
und du schreitest und schreitest im Dunklen;
was von der Straße dein Wandern enthüllt,
das gleiche versinkt dir, im nachtappenden Dunkel des umklammernden finsteren Kreises, hinter dir,
was die Menschheit erkannte und sich zum Gedächtnisse schrieb,
versinkt, im Maße du Neues dazu schreibst.
Wer kennt die ganze Bibel, wer las sie ins Blut, wem lebt der Mohammed, Sokrates, Christus, Napoleon und Luther und Kant,
und alle die Geister, aus allen den Zeiten und Ländern,
alle Finder, Dulder und Sieger und Kämpfer, auf Erden, im All?
Wer kann sie bewahren?
Die neuen Bibeln vergessen die alten, es wird alles zum Zeichen des Rätsels:
Wer vorgeht, verliert das Wissen, woher er kam,
und was vor ihm liegt, ist unendlich und wird niemals erreicht, wird niemals gewußt,
niemand weiß, woher er kam, wohin wir gehen,
aber:
Wir gehen!

Digitized by Google

Der Stammbaum Godiva's

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In Shakespeare's ganzer Dichtung, zunehmend nach den späteren Dramen hin, halten die heimatlichen Bilder Warwickshire's bei ihm phantasievolle Einkehr, verfestlichte Landmannsereignisse mit Reigen und Burlesken, märchenversteckte Natur und Ursprünglichkeit der Menschen. Auch die Ortssage von Coventry in Warwickshire entstammt volkstümlichen Bräuchen. Herausgewachsen aus breiter Fläche frühgeschichtlich gleichbedingter Sitten, ist sie wie ein Baum auf der Lichtung, der seine Blöße fühlt, nachgeblieben.

An drei Punkten sieht der Godiva-Ritt unter der Verschüttung der Bräuche und Volkslustigkeiten des alten England für uns noch erkennbar hervor. Wo der Severn zum Fjord wird, zieht sich das heidige, hügelige Waldgebiet weit ausgedehnt entlang, das als Forest of Dean bekannt ist, von alther Eigentum der Krone. Davon nördlich liegt am Rande der Grafschaft Gloucestershire der Ort St. Briavells. Seine Einwohner erlangten in frühen Zeiten das Recht, in den Wäldern von Dean zu holzen, dadurch, daß die Gemahlin des Earl von Hereford, des Inhabers der Grafschaft, als Fürbitterin einen nackten Umritt auf sich nahm. Das Unpassende der alten Erzählung hat einen Historiker Gloucestershire's (1779) sie zu erwähnen nicht gehindert, und wichtig ist seine Beifügung, daß zum Andenken an das erlangte Recht jährlich noch am Weißen Sonntag in der Ortskirche Brot und Käse verteilt wurden. Nach Warwickshire zurück führt die Nachricht von einem dörflichen Umzug in Southam um die Pfingstzeit, worin eine „weiße" und eine „schwarze Godiva" ritten.

Der Name hat den Ton auf der zweiten Silbe, Godeiwa. Geschichtlich hieß sie auf angelsächsisch Godgifu, also dasselbe wie Dorothea, Theodora. Den Originalritt zu Coventry, der für die gebildeten, höheren Stände den Wildgeschmack der epischen Aventiure nicht verfehlte, hat sich schon das England des Richard Löwenherz herumerzählt, und so haben wir über diesen Hergang den nach 1200 aufgezeichneten Bericht eines Chronisten in der Nähe von London. Von dem Earl Leofric von Mercia war Coventry eine Abgabe auferlegt worden. Von dieser versuchte seine Gemahlin wiederholt, die von ihr begönnerte Gemeinde loszubitten. Der hierzu nicht gewillte Grafschaftsherr, ihres Drängens überdrüssig, nahm schließlich die Zuflucht zu einer unmöglichen Bedingung: wenn seine züchtige schöne Gemahlin den Ort vor allem Volk von einem Ende zum anderen nackt durchreite. Godiva indessen zu seinem Erstaunen entschloß sich: von ihrem offenen, aus dem Gebende gelösten Haar ummantelt, so daß die Einwohner nur die Beine der schönen Reiterin sahen — es kommt hier auf die Wiedergabe der Erzählung an —, machte sie den Ritt, und der beim Wort genommene Leofric erließ nun die Steuer.

Der geschichtliche Leofric war der politisch bedeutende Mann, der 1035 König Knud's Bastardsohn Harald auf den englisch-nationalen Thron erhob, gegen seinen Bruder Hardaknud von Dänemark, und die Union der beiden Königreiche damit sprengte. Für eine solche, noch allgekannte Persönlichkeit nimmt es die chronistische Anekdote etwas leicht damit, daß außer dem häuslichen Empfinden des vornehmen Mannes durch die Bravour seiner Ehehälfte doch auch vom Respekt vor dem gestrengen Amtsherrn ein erhebliches Stück auf der Strecke dieses Straßenrittes liegen bleibt. In dem Augenmaß dieser Erzählung finden wir ein gefühlswidriges Hinüberzerren der edelmütigen Gönnerin in die phantasievollen Zudringlichkeiten der Jahrzehnte um 1200, wie sie zwar durch die französische Courtoisie, die Blume der Ritterschaft, international und modehaft geworden waren. Wird auch Godiva längst nicht zu der gnadenvoll ehrgeizigen, geschmeichelt zugänglichen Dame der Minnedienstromantik gemacht, so ist doch das Lüsternde darin und die Stimmungsmache für die Unbesinnlichkeit der Frau. Die Sprödheit, die ungelernte, bleibt volksepisch, brunhildisch, wie auch die unerschütterliche Treue oder wie die Gewissenhaftigkeit des rechtlichen Verlöbnisses in der lieber verjumpfernden, duldend erniederten Gudrun. Dasselbe Volksempfinden, besser gesagt das wirklichere Allgemeinempfinden hat auch keinen Sinn für die beluchsenden Augen der Schönheit Godiva's in dem chronistischen Bericht. Das Nackte hatte überhaupt dem Volke die Radioaktivität nicht, die in der romantisierenden Epik herumprickelt und von ihr, wie von einem Teil der andächtigen Legenden erreicht wird mittels Herandreistung an das Vornehme, Eheliche, Keusche, ganz Reine und ganz Fromme. Das Denken macht es erst dazu, wie Hamlet sagt. Die noch weitgehenden Unbefangenheiten des Mittelalters, nicht allein in den häuslichen und gastlichen Schlaf- und Badesitten, waren sehr alte Herkömmlichkeiten, die als solche aber auch ihren Takt und ihre Unterscheidungen ausgebildet hatten. Auf ihre Art begriffen, enthielten sie keine Unzüchtigkeiten, kein Problem der Unruhe und für sich allein auch keinen Reiz. Die Schönheit zieht man sich mit den Kleidern an, anders wußten es noch die meisten nicht. Das weitaus mehrheitliche Denken des echten Mittelalters, nicht zu verwechseln mit dem spätmittelalterlichen Protzbürgertum, liebt neben dem Heldischen und episch Großen das poetisch Sinnige, Zartfühlende, Mitfühlende, und es möchte hier-

Digitized by Google

Lady Godiva. („Reite nakt!") Gemälde von E. Blair Leighton. Photographie von Mansell & Co., London

von nichts verunedelt haben durch ein Hineinspielen des sinnlicheren Sehens und des Pikanten.

So hat sich denn auch die mündliche Weiterbildung der Godivaerzählung verhalten. Sie wünschte das Antastende, Optische wieder herauszubringen, das in der chronistischen Fassung unverhohlen ist. Der flirrigen Züchtigkeit mit dem aufgemachten Haar legte sie keinen vernünftigen Wert bei. Übrigens wird wohl in dem uralten jährlichen Frühlingszug, der zu Coventry die örtliche Vereinigung mit dem Fürbitteritt Godiva's fand, die sinngemäße Festfigur, ein aufs Pferd gesetztes jugendliches Mädchen, das offenhängende, entflochtene Haar kulturgeschichtlich ganz wahrscheinlich so gehabt haben. Es ist für die Erfindung dieses anekdotischen Schutzes nicht gleich nötig, an das fromme Haarmittel der nacktbüßenden Magdalena zu denken, obwohl die frühchristliche Heilige ihre unvergänglichen Wirkungen damals auch zeitgemäß verjüngte, auf die Mysterienbühne gelangte und ihr legendarisches Kostüm an Nachgestaltungen lieh. Die erfolgreichste ist die von einem Laacher Mönch poetisch gut nach dem Volkssinn geformte Erzählung von der Pfalzgräfin Genoveva. Im Germanischen ist die Voraussetzung eine fleckenlose, vorwurfsfreie Weiblichkeit. Und dann hat der unentstellte Volkssinn es gerne, auch mit äußerlicher Ehrerbietung zu seinen erdichteten Gestalten aufzublicken. Die opfermütige Fürbitterin zu Coventry darf als die vornehme edle Frau sich dennoch nichts vergeben. Sie ist die hoheitliche Herrin, die auch ein sachgemäßes Befehlen gewohnt ist. So läßt die jüngere, nachgebesserte Überlieferung ihre Lady Godiva durch den Herold zuvor die strenge Bekanntmachung ausblasen, daß sich während ihres Rittes niemand in den Straßen blicken lassen darf und alle Fensteröffnungen dicht versorgt sein müssen. Damit bringt sie die Sache auf die Gescheitheiten in den Volksmärchen hinaus.

Daß das jährliche Gedenkfest in seiner öffentlichen Begehung und das erzählte Verfahren der persönlichen Lady hiermit vollends aneinanderfielen, hatte nichts zu bedeuten. Über Logiken des Stilgerechten haben sich vor dem 19. Jahrhundert weder Feste und Bühne, noch mythische, biblische Gemälde den Kopf zerbrochen. Das Fest des landstädtischen Coventry, welches am zweiten Freitag nach Pfingsten stattfand, hielt sich in der Richtung jener Art Frühlingsbräuche, die am alt-echtesten durch die jüngere Jugend und die Kinder bis zu uns gekommen sind, sinngetreuer als wie diese germanischen Dionysien oder Luperkalien —

Digitized by Google

denn damit sind sie urverwandt — in den spätmittelalterlichen Handelsstädten ihre Vergnüglichkeiten weitergebildet haben. Deswegen konnten auch zu Southam die im Umzug reitenden Mädchen, die weiße und dunkle Dorf-Godiva, zur Patin die berühmte Lady haben. Und so sind der schließlichen Ablösung der weiblichen Frühlingsgestalten durch halbwüchsige Jungen die Godiva's von Coventry auch nicht entgangen. Nur war das bei der dortigen „great Fair,' nichts so Geringfügiges, als anderswo, und im 17. Jahrhundert wird mit Namen erwähnt, welcher Bürgerssohn im Umzug des betreffenden Jahres die Lady dargestellt habe.

Um zu dem Bild der ancient legend zurückzukehren, mit ihrer Entfernung der Zuschauer und der hüllenden lichtblondenHaarflut der edlen Angelsächsin, so hat Tennyson in seiner Ballade von Godiva sich um die glättende Ermöglichung viele Mühe gegeben. Die Steuer ist so schrecklich, daß die Bürger dabei sterben müssen. Und den Earl macht er zu einem eingesponnenen rauhen Grimmbart, dessen verkrustetes Herz näher mit seinen aufs Wort folgenden Hunden steht, als zu dem schönen jungen Weib mit den Einfällen ihrer Menschenliebe. Das „Ride you naked" wirft er kurzangebunden so hin, weil Godiva sagt, daß sie für die armen Leute alles tun würde.

Der Ausgangspunkt der Godivasage ist jedoch in keiner Laune oder derenErdichtung zu suchen, sondern im urtümlichen Ritual des Bittgangs. Im Grimmschen Märchen hat die kluge Bauerntochter vom König ihren Vater loszubitten. Da sagte der König, komm zu mir nicht gekleidet, nicht nakkend; da ging sie hin, zog sich aus splinternackend und nahm ein großes Fischgarn und wikkelte es ganz um sich herum. — Seinen Rätselpointen zuliebe behält das Märchen die verschollenen Altertümlichkeiten unverstanden bei. Deren Richtigkeit ist auch darin, daß der König das Mädchen nicht beäugeln will, und die Tatsache, daß die zeremoniell geforderte Entkleidung früher oder später in Milderungen überging.

Die alten Gebieterhoheiten aller Erdteile beruhten nicht auf Verfassungen, sondern auf ethnographischem Herkommen und eingeflößter Achtung. Zu deren Sicherung diente der psychische Drill im Bauchrutschen, Knien und in anderen, in tiefster Ehrfurcht alleruntertänigsten Kurialien. Wer Begnadigung oder Gnadenerweise will, dem steht kein mitgebrachtes Selbstbewußtsein an. In minder vergeistigten Zeiten als heute ist aber für das Selbstgefühl, auch für Rang und Stand, das meistbedeutende die Kleidung. Man macht sich zum Nichts, indem man alles abtut. Bis vor kurzem empfingen noch Negerpotentaten im inneren Afrika die Abgesandten tributärer Stämme im derartigen, sich ziemenden Naturzustand. Jemanden seiner Würde entkleiden, sagt die gedankenlose Redensart. Die zur Prüfung verstoßene Griseldis hat vor den Hofherren ihre Gewänder bis auf die leibliche Haut abzulegen, damit sie vor Zeugen in aller Form auf ihren Stand, den sie durch die Ehe mit dem Markgrafen gehabt hat, verzichtet. Eine Folter des Schamgefühls der armen Griseldis beabsichtigt der Markgraf nicht, dessen verbohrte Absicht ja ist, ob er sie ohne Anzweiflungen ihrer Sinnesart gewisser lieben kann. Die Völkersitten wünschen die

Lady Godiva beginnt ihren Ritt. Gemälde von J. van Lerius
Mit Erlaubnis von Mansell & Co., London

Digitized by Google

körperliche Verlegenheit auch nicht. Sobald diese anerkannt wird, machen sie es wie die neueren Nacherzähler der Griseldissage und vergönnen ein letztes Gewand, wenn nur sonst das Rangloseste und Demütige herauskommt. Im Leinenhemd barfuß erscheinen vor Barbarossa die höchstbeamteten Nobili des sich unterwerfenden Mailand. Nicht rittermäßig am Gürtel tragen sie ihre Schwerter, sondern an einem Bandelier vom Hals, wie zur Biedermeierzeit noch die Stadtsoldaten. Wir Neueren genießen weitgehende Rücksichten und entblößen nur den Kopf noch vor einem anderen „Herrn".

Weit konservativer blieb die rituelle Nacktheit, die Selbsterklärung zum Nichts, dem übersinnlich Höheren, Göttlichen oder dämonisch Furchterregenden gegenüber. Alle diese unsichtbaren Begünstiger oder Bedroher wollen gebührend geehrt und beschenkt sein. Man übermittelt den Gottheiten den dankenden Anteil an der Ernte oder Kriegsbeute, bringt ihnen Hähne, Widder, Häupter des Großviehs, ungerittene Rosse dar, und man opfert auch Menschen zu ihrem Dienst. In der Demutbezeigung geht man bis unter die Entkleidung noch hinunter, verunziert sich mit Staub, Asche, Blut, schmutzigen Erdfarben. Die Milderung der Blöße zu geringer Kleidung beginnt schon beim altägyptischen und beim altmexikanischen Priester, wenn er im Kultus amtiert. Doch dies ist menschliche Rücksicht, und der Laie ist unsicherer als der Priester. Vor dem übersinnlichen Gegenüber soll man die Demut lieber nicht verdächtig verringern wollen. Infolge dieser nie abgeknickten gedanklichen Behutsamkeit, auch wo sie nur noch Aberglaube ist, läuft die rituelle Nacktheit von Jahrtausend zu Jahrtausend bis zur Gegenwart durch, auch noch in Bittkulten öffentlicher Gemeinschaften. Man kann aber den Mitmenschen, den Unbeteiligten ausweichen. Deshalb wendet sich die breite Unzahl der Bräuche solcher Privatbitten um Feldsegen, Flachssegen, Viehsegen, bösen Unsegen, Ungeziefervertreibung, Heilungen, Erkundungen der Zukunft oder des persönlichen männlichen „Zukünftigen" in das schützende Nachtdunkel, ins einsamere Frühdämmern, in die Heimlichkeit der Hexenküche und der braven Mägdekammer.

Wieder gleichartig erkennt die ganze Völkererde der Weiblichkeit eine nähere Beziehung zu dem Schicksalswillen der waltenden Götter zu. So ist auch die Stelle des Tacitus „sanctum et providum" zu verstehn, nicht als eine sentimentale Höherstellung des germanischen Weibes. Vollwertig ist auch den Göttern nur der Mann. Wenn es drauf und dran geht, Mißjahre, Seuchen, Kriegsniederlagen nicht weichen wollen, opfern sich als stärkstes Mittel germanische geschichtliche Könige oder ein von römischen Priestern geweihter Held wie Decius Mus. Der Grund jener Auffassung ist, außer der weiblichen Eignung zum Medium (Pythia), die mehr gefühlsmäßige, als denkend vertiftelte Art des Geschlechts, sein tatsächlich oft bewährtes Herausfühlen und Ahnen. Das Fach der weiblichen Wahrsagerei führt hier seitab. Aus der gesagten Auffassung empfahl es sich, die kultmäßige Erflehung des Jahressegens oder die besondere Notbitte den herunterblickenden Augen der Gottheit sichtbar zu machen durch die Frauen und Mädchen in den Umzügen, Bittgängen, auch in nackten Kulttänzen. In Indien und bei afrikanischen Negern schützt man bei solchen Regen- und Notbitten die hüllenlosen Frauen durch seitherige Maßregeln gegen männliches Publikum. Denkbarst altertümlich für unser Europa schritten sie in den Festumzügen der alten Briten, mit mißfarbig dunkel beschmierten bloßen Leibern. Die vollbürtigen Römerinnen machten die, zur geschichtlichen Zeit nicht mehr nackten Bittgänge nur noch barfuß, was auch bei der christlichen Wallfahrt verdienstlich ist. Denn diese ist die Übernahme der vorchristlichen Bittgänge. Was gelegentlich der nordische Skalde Thormod äußerte, als er in einem christlichen Hause am Herd aß: „Entweder ist zwischen mir und dem Christ eine größere Mißhelligkeit, als um einen halben Speckknödel, oder aber wir können ganz gut auskommen," ebenso verständigungsbereit hatte die Kirche von Anfang gedacht. Zelotisch sind mehr spätere Bewegungen gewesen. Die Praxis der missionaren Kirche war zu einsichtig und auch zu fein, um den Leuten ihr Seelisches und Gläubiges auszureden. Sie erklärte es ihnen nur auf eine christliche Weise, Geduld habend mit vielem. Als Minderheitsfaktor suchte sie in die Heidenbräuche ihrerseits hineinzukommen. Vor tausend Jahren war ihr auch nicht alles anstößig, was vordem die Kirchenväter in fäulnisreicher Entartungszeit verletzte. Den frommen Sinn ritueller Nacktheiten kennend, benutzte die Kirchenpraxis die einen zur löblichen Kasteiung, andere wurden sonstwie in den Mantel der Christlichkeit genommen. Im hohen Mittelalter, zur ungefähren Zeit der anekdotischen Godiva, ziehen von einsamen entlegenen Burgsitzen kleine private Prozessionen an österlichen Kalendertagen über Land, das fromme Adelspaar mit Töchtern und Gesinden, barfuß und alle andächtig nur im rauhen Umhang auf dem kleiderlosen Körper. Draußen hat dann der Burgherr auf der ergrünenden Flur ein Zelt aufschlagen lassen, daneben prasselt das Feuer, welchem auch uralte Bräuche noch gelten; Hühner oder Fische warten am gespitzten Bratstock, dünnsüffiger Honigmet oder gar Würzwein ist herausgeschafft, die landgesunden Rittermädels haben ihre Gespiele, die Hündlein, harmlos fromm auch mitgenommen; Glaube, Gemeinschaft und Fröhlichkeit der Ostererstehung halten es christlich-heidnisch so, wie Thormod sagte, nur dies wissen sie zu dieser Zeit nicht mehr.

Die Geschichte des Ritus, nur nach Völkern und Erdteilen genommen, sieht regelhaft einfach und übersichtlich aus, eine wahre Er-

Digitized by Google

mutigung für kosmopolitische Denkmacher. Erst wenn man hineingeht, ist man wie im tropisch dichten Urwald; aus den Keimsamen schießt an jedem örtlichen Fleck das Wachstum in seiner besonderen Gestalt heraus, und es behängt sich mit üppig andersartigem Geschlinge. Was zum Lichthimmel der Neuzeit hinausblüht, sind die unentwirrbaren Geranke, die den tragend echten Stamm oft ganz umhüllen. Das Mädchen, welches einstmals als Opfergabe der Erdgöttin geschenkt wurde, tut nach manchen Übergängen zuguterletzt ihren Dienst vielfach so, daß sie jene im verchristlichten Feste ehrenreich vertritt; sie wird die Maibraut, Maikönigin genannt, oder sie hat andere schönste Namen und reitet auf des Hofes schönstgezäumtem Pferde.

Die eine Sage weiß von Abraham's verhinderter Opferung des jungen Isaak. Die zweite erzählt, daß ein fachmännischer Kalchas ein zu bringendes staatliches Menschenopfer und die Wahl der Königstochter hierfür anempfohlen, die Göttin Artemis jedoch auf ihre eigenen Kosten eine junge Hirschkuh für jene unterschiebt. Auch Frühstufen der Menschlichkeit haben die eine große Wahrheit immer schon aus sich gefunden, daß mehr als die konkrete Gabe die Willigkeit es ausmacht, der Glaube, die Gesinnung, damit die Himmlischen gewährend und erlösend sind. Die weiblichen Gottheiten der Heidenvölker hatten ebenfalls ihre Menschenopfer erhalten, deren Häufigkeit im Zivilleben man doch nicht überschätzen darf. Auch für sie mußte eine solche Mädchengabe edel, untadelig und unbedingt jungfräulich sein. Im Tieropfer zeigen sich gleiche Taktgefühle, der Gottheit nicht zuzumuten, der zweite Inhaber zu werden, nach dem Menschen. Mit dem Logarithmus der nur noch fiktiven Vornahme, nachdem dieser gefunden war, gelangte die Menschenopferung zu jener lawinenhaft wachsenden Verhäufigung, von deren nicht mehr herzbedrückenden Überbleibseln die örtlichsten Jahresbräuche voll sind. Nach und nach, da so die Geopferte nicht streng tatsächlich an ihre unsichtbare Adresse hinübergelangte, vermochten auch langzeitig behutsam gewahrte Anforderungen zu verdämmern, so die Jungfräulichkeit. Beim Kult der Demeter zu Eleusis steigt festlich vor den Tausenden ins Meer hinab die dazu aufgeforderte Hetäre. Nicht mehr bis in die Unterwelt hinab, durch opfernde Ertränkung. Die Riten begnügen sich auch mit Mägden oder Kindern. Wiederum das dauerhafteste ist die völlige Entkleidung. Dies fiele weniger auf bei den nach Usus praktisch vorgenommenen Bräuchen, als durch die festgehaltene grundsätzliche Wichtigkeit in nur nacherinnernden, poetischen Völkersagen und noch in christlich gewandten lateinischen Legenden. Aus der Durchschnittlichkeit einer solchen Mirakellegende hat Hartmann von Aue im „Armen Heinrich" seine, die Erhörung tief veredelnde Bearbeitung gemacht. Durch das Scheinopfer ward aber auch die Scheidewand zerlöchert zwischen dem männlichem Todesgeleit des Mädchenopfers und dem festlichen Kultumzug mit den Frauen und den umhergetragenen Weihegaben. Ferner ward die Nacktheit der vor den Augen der Gottheit sich meldenden standeslosen Dienstbarkeit herumgedreht zur minder kahlen Gutmeinung. Man schmückt der Gottheit ihr Opfer, bekränzt es. In anmutige Laub- und Blumengewinde hüllt man die entkleidet herumgeführte junge Regenbitterin. Der Junge, der statt des Mädchens die Ehre erlangt hat, im Frühlingsbrauch der dunkle Jahresteil und gleichzeitig der Darsteller des Opfers zu sein, kann die übergestülpte Strohhülse brauchen, da es nicht ohne sinnvolle Prügel abgeht, bis man „den Winter ertränkt", ins Wasser wirft.

Jahrhunderte später und näher heran zu uns, seitdem beim Frühling zu Southam die schwarze und weiße Godiva frohgemut ritten, wird aus der tschechischen Ortschaft Rosin eine strenger altertümliche, noch gut heidnische Form erzählt. Zur Saatzeit geleiteten die Bauern in der hehlenden Dämmernacht in schweigsamer Feierlichkeit einen Ackerpflug hinaus, vor dem eingespannt eine nackte starke Magd und ein schwarzer Kater gingen, und den Kater vergruben sie lebendig auf der Feldflur. Ertränken und Eingraben stehn sich gleich. Fehlt das Tier, so ziehn diesen rituellen Pflug zwei junge Weibspersonen. Die Katzen sind im Mythos das Tier der mütterlichen großen Göttin, welche die tragende Erde ist, die Demeter, die germanische Nerthus, von Tacitus als Terra Mater übersetzt, Berchta, Frija, die mit Katzen auch fährt, Frau Holle, Frau Harke, Herke, Erke. „Erke! Erke! Erke, eordhan modor!" Erden-Mutter! wird sie angelsächsisch um Frühlingssegen angerufen. Die Mütter unserer Kinder erzählen es ihnen noch, wie das Mädchen unter die Erde kommt, als es durch den Brunnen hinabspringt und dort der Frau Holle fleißig dient. Das zweite Mädchen, das hier kein dunkler Kater ersetzt, ist dann die „Pechmarie". Wissen und Herkommen bleiben, und die Veranlagungen des Volkes für die gute Art und Lehre und anderenteils, wo es recht ist, für spaßhafte Vergnüglichkeit, mit ihrem germanischen Hauptwitz am Necken. Mit großem Hallo wird bei den Frühlingslustbarkeiten eine alte Dorfledige, deren guter Humor und schlechteste Kleider es vertragen, auf dem Festwagen (Schubkarre) an den Dorfteich gefahren und hineingekippt. Das Herausschleppen der Mädchen zur Osterzeit früh aus dem Bett unter die Pumpe oder Brunnenröhre gehört in die ungewußte Jungfrauenertränkung ebenfalls. Aber auch für den Bock, den Hahn, für die Katze der Hausfrau wird der Dorfzug, der sie mitherumzerrt, ungefährlich. Das Opfer der Tragödie wird auch so zum Satyrspiel. Dann kann aber vernünftigerweise auch der scherzhafte Mensch das Tier übernehmen, ein Jüngling mimt es mit Maske und Tönen, Miauen und heiteren Gebärden, bis auch

Digitized by Google

Lady Godiva auf ihrem Ritt durch St. Briavells. Gemälde von John Collier

diese Hanswursterei unbegriffen, albern wird.

In diesen dichten Kranz nachlebiger Bräuche, aus welchem nun die Disteln und die Kuhblumen so viel mehr als die Dornrosen noch hervorsehn, stellt sich die Frühlingsfeier von Coventry. Sie hat weiter nichts eigentümliches, als daß sie ihren Ursprung in der Losbittung sucht. Bevor die schriftliche Beurkundung alles und jedes Rechtswesen erfaßte, nahm man sinnfällige, gut erinnerbare Handlungen vor reichlichen Zeugen vor. So läßt man auch ein Herrenrecht nicht so mirnichtsdirnichts schießen. Das wäre schon den Empfängern zu formlos. Godiva's Entkleidung gehört zu der eindrucksvollen Verdeutlichung der Gnadengewährung und der nach Weistum erfolgten Bitte. So kommt die Forderung des Earl heraus. Nur haben bei Sagen, Märchen, Anekdoten die Namen und Zeitmerkmale keinen Wert. An diesen wird am leichthändigsten nachgeputzt, damit die Erzählung sich an Gekanntes hält, nicht an aschgraue Undeutlichkeiten. Es steht nichts im Wege, ist eher wahrscheinlich, daß Coventry und St. Briavells ein für sie wichtiges, frühes Geschehnis mit solcher rituellen Erbittung erinnerten. Die geschichtliche Godiva ist es nicht gewesen. Aber als Klostergründerin in Coventry war sie sozusagen die weltliche Ortsheilige. Persönlichkeiten wie sie und Leofric können sich, wenn sie tot sind, gegen sagenhafte Zuschiebungen nicht schützen, so wenig wie Kaiser Heinrich II. und Kunigunde gegen die in ihre Ehe sich eindrängenden Legenden. Der Ritt der Fürbitterin als Erklärung des jährlichen Festzuges ist eine länger vor 1200 bereits verübte Volksetymologie, Beziehung von Ungewußtem auf Gekannteres. Es wäre zur Not noch erträglich, daß die vor den Herrn gehörende Entkleidung hier verschoben wird, in die Stadt, an die Augen der Einwohner, weil diese Formalie ihre Zeugen haben sollte und nicht im Vorzimmer zu arrangieren war, wie bei der klugen Bauerntochter auch nicht. Die Fürbitte-Deutung überhaupt war der Irrtum der guten Leute von Coventry. Aber ein genialer. Alles hatte nun Hand und Fuß, in erster Linie das nackte Warum im Frühlingszug. Wichtige Ortsinteressen wurden geschützt und als Präzedenzfall hervorgehoben. Zu Pferde war die im Umzug blinkende Figur, da aus der gnädigen Herrschaft selbst die edelmütige Fürsorge gekommen war. Man mußte alles nur richtig zurechtlegen. Im Reiten der Gnadenbitterin war kein Bedenken, keine Schwierigkeit. Auch wenn die Demütigung nicht formell, sondern bitterernst persönlich hätte sein sollen, konnte sie der Reitgewöhnten das Pferd lassen. Dies bezeugt der von den besten Kennern ausgedachte Zeitgenosse Herzog Orilus im Parzival, der sein bezauberndes junges Weib wegen vermeintlicher Eheschuld auf jede Weise erniedrigt. Peinvoll im vertragenen, kläglich reduzierten Hemd, so daß der durch-

Digitized by Google

aus nicht gotische Wolfram von Eschenbach die ihr beigelegte Sinnenschönheit voll bespiegeln kann, hat sie hinter dem Rächer seiner Ehre jahrlang herzureiten; aus ihrem einstigen vornehmen Schimmel ist ein verhungerter Klepper geworden, dessen Gurt und Zäumung elende Stricke sind. Zu dem, was vorhin über die anekdotische Vernachlässigung des Earl Leofric gesagt worden ist, paßt auch dieser episch fabrizierte Orilus, der das eheherrliche Sichblamieren besorgt durch ausdauerndes Herumreisen bei den Standesgenossen mit seiner wonnesüßen Sünderin, was den in sie verliebten Dichtern nicht einmal ganz klar ist.

Für St. Briavells, mit seinem wichtigen Holzungsrecht, war Godiva's frühe Berühmtheit dahin einleuchtend, die Pietät von Coventry mit schlichter Vertauschung der Earle zu kopieren. Der Frühlingsbrauch hat hier minder gelitten durch die weltliche Nachdeutung. In Coventry blieb die alte Feier an einem Freitag, „Tag der Frija", ungeachtet der Vorurteile gegen diesen Wochentag. In St. Briavells lag sie am Weißen Sonntag. Dieser fällt nach den verschiedenen Gegenden ungleich, von Invocavit bis nach Pfingsten, der englische Whitsunday ist Pfingsten selbst geworden. So heißt aber stets derjenige Sonntag, der die rituelle Frühlingsfeier christlich übernommen hat. Auch der Grüne Donnerstag hieß früher öfter der Weiße, beides sind Farben der lichten Jahreszeit. In St. Briavells war der Umzug zu protestantischer Zeit verschwunden, aber die Verteilung in der Kirche von Brot und Käse nachgeblieben. Käse ist Milch, und Milch bekam die Erdmutter außer dem Opferbrot auch, in dessen Teig sie deswegen überging. Das Brot trägt von Rechts wegen die Weiblichkeit, es ist ihr rituelles Opfer. Jetzt tragen im fränkischen Mitteldeutschland beim Sommertag die Buben das Gebildbrot, die Bretzel, auf ihren weißgeschälten und geschmückten Stäben. — Sommertag, Stab aus! Schlag' dem Winter die Augen aus! Stri, Stra, Stroh, der Summerdag isch do.

Über uns wird Chopin gespielt ... Von Berthold Hoch

Über uns wird Chopin gespielt;
Irgend ein kleines Nocturno.
So zierlich und so entzückend graziös,
So weich und dann wieder
So kapriziös. —

Der hastende Trubel unserer Zeit
Ließ Anmut und Grazie schwinden.
Und was einst die Guillotine nicht tat:
Er tötete unser Empfinden.
Jetzt wackelt der Tänzer, sinnlich grob
Im niggerhaft süßlichen Trotte.
Der Geist unsrer Zeit wird mehr und mehr
Zum rüdesten Sansculotte. —

Über uns wird Chopin gespielt;
Irgend ein kleines Nocturno ...

Da steigt Entschwundenes in mir auf,
Der Gipfel feudaler Kultur,
Entzückend, wenn auch schon wurmstichig alt:
Die Zeiten der Pompadour.
„Marquise, die Rosen dufteten so schwer,
Und der Abend ist gar so schwül!" —
„Vicomte, die Rosen duften nicht mehr
Als sonst, und der Abend ist kühl!" —
„Marquise, wenn ich kein Herze hätt',
Wie wohl, wie wohl wär' mir da!"
„Ah, hört, man beginnt das Menuett.
Ich fröstle. Vicomte, votre bras!"
Sie schreiten dahin. Die Kerzen im Saal
Beleuchten entzückende Friese.
Der Graf verneigt sich im Tanz, jedesmal
Lächelt lieblicher die Marquise.
Und nach dem Tanze, im nächtlichen Park —
Leuchtkäferchen glimmen am Strauch —
„Marquise! Die Rosen duften so stark!"
„Vicomte, jetzt fühl' ich es auch!" —

Über uns wird Chopin gespielt;
Irgend ein kleines Nocturno.
So zierlich und so entzückend graziös
So weich und dann wieder
So kapriziös. —

Im Trianonpark vor der Grotte steht
Lachend der alte Silen.
Die Faune hüpfen von Beet zu Beet
Und necken und haschen die Feen.
Die sprudelnde Freude des Altertums paart
Sich entzückt mit der Anmut der Zeiten.
Nie hatte das Lachen so köstliche Art,
Nie sah man so zierliches Schreiten.
Da hast du bei manchem Karneval
Und wohl hinter manchem Boskett
So fröhlich gelacht, Prinzessin Lamballe,
Und auch du, Marie Antoinette!
Und selbst das Wasser im Brunnen rauscht
So zierlich und so graziös,
So weich: tab, tab, so sacht: tab, tab,
Und dann wieder so kapriziös!

Über uns wird Chopin gespielt;
Irgend ein kleines Nocturno ...

Und als euch der Pöbel zum Tode geführt,
Wie seid ihr zum Tode gegangen?
Ihr habt euch gepudert und habt euch geschnürt
Und legtet euch rouge auf die Wangen.
Ihr tanztet im Kerken noch die Gavotte
Mit unsagbar entzückender Miene.
Ihr bliebt, was ihr wart; trotz der Sansculottes
Und trotz aller Guillotine!
Der letzte Gang, Vicomte, Marquise,
Der wird euch so bald nicht vergessen.
Ihr habt nicht nur Grazie, ihr habt auch dies:
Entzückende Größe besessen.
Ihr schrittet zum Tode, wie ihr gelebt
So zierlich und so graziös,
So weich, tab, tab — so sacht, tab, tab —
Und dann wieder so kapriziös! —

Über uns wurde Chopin gespielt;
Irgend ein kleines Nocturno. —

Digitized by Google

Albatros. Gemälde von Roman Kransztyk

Digitized by Google

Digitized by Google

Um Josephine

Novelle von Irmgard Spangenberg

Der junge Apotheker Martin Mende stand in der dämmrigen Offizin und sah träumend in den leuchtenden Sommergarten hinaus.

„Acid. mur. 2,0 —“

Wie das draußen duftete und blühte! Rosen, Rosen, überall Rosen und die liebe, grelle, glühende Junisonne dazu!

„Pepsin 5,0 — Aq. dest. 150,0 —“

Wie schwer die kleinen, blanken Messinggewichte heut in den Fingern lagen — so kalt — die roten Rosen draußen waren sicher ganz warm von der Sonne! Er mußte doch einmal hinausgehen und nachsehen, ob die rosa Testout wieder so viele Knospen hatte! Er ging langsam und versonnen durch die buchsbaumgefaßten, runden Wege, und mit ihm gingen die Gedanken der vielen, längst gestorbenen Mendes, die vor ihm auf diesem gesegneten Stückchen Erde gelebt und gelitten hatten.

Da war der erste Mende, der als Schillscher Offizier gekämpft hatte und nur durch seine kühne Flucht dem Schicksal seiner elf Kameraden entgangen war. Da war die kleine Maria, die elend und gelähmt ihre paar Jahre fristete, weil die Eltern vor lauter Liebesglück nicht gesehen hatten, daß sich ihr kleines Bündelchen vom Wickeltisch herunterstrampelte. Da war der rothaarige Johannes Mende, der die hohe, blonde Schwedin in die kleine Apotheke brachte — da war Waleska Waling, die eigne Schwester, die aus Gram und Enttäuschung über ihre Ehe in der Elbe Erlösung suchte.

Und wieder mußte er, wie so oft, an den alten Familienaberglauben denken. „So ein dunkler Mende geboren wird, ist er kein echter Mende und wird vom Schicksal verfolgt —“

Er wollte unwillig den Gedanken abschütteln — aber wer kann sagen: dies will ich denken oder das?

Der junge Ehemann sah zu den weinumrankten Fenstern hinauf, warf den Kopf in den Nacken und lachte. Was da! Rot oder dunkel! Wenn's nur ein gesundes Kind war! Und wenn die liebe, kleine Annalotte es nur nicht gar so schwer hatte!

Seine feine, junge, junge Annalotte!

Nun war es schon über ein Jahr her, daß er sie mitten aus ihrer Kunst heraus in seine alte Apotheke in die kleine Elbstadt geholt hatte. Er sah sie noch in ihrem weißen Kleid vor dem schwarzen Flügel sitzen und eine Chopin-Etüde nach der andern spielen. Wie schüchtern und kindlich sie war trotz ihrer reifen Kunst!

Zuerst hatte sie wohl ein wenig Sehnsucht und Heimweh gehabt, das hatte er wohl gemerkt!

Martin Mende ging ins Haus und stieg sommermüde die ausgetretene Treppe hinauf. Da trat ihm Annalotte entgegen. Sie sah ein wenig ängstlich aus und bat, er möge einen Arzt holen. Martin erschrak. „Annalotte?“

Sie nickte mutig und lachte mit ihrem lieben, lustigen Kinderlachen. „Ja, ja, geh nur! Und laß mich nicht gar zu lange warten, Apotheker, wenn der Bub da ist und nach dem Vater fragt — und du bist nicht da — was soll ich dann sagen?“

Es kamen bange, schwere Stunden über die alte Apotheke, aber morgens, als die Glocken der Johanneskirche zum Frühgottesdienst läuteten, wurden die kleinen Zwillinge geboren. Mitten ins Glockenläuten hinein, mitten in den strahlendsten, gottseligsten Junisonntag hinein. Annalotte lächelte stolz und legte auf jedes der kleinen Köpfchen eine Hand: Gott segne dich! Aber Martin sah nur, daß das eine Köpfchen ein dunkles war, und er dachte an Waleska und die lahme Maria und an das alte Verhängnis der Familie. Doch Annalotte sagte er das nicht. Er trug Rosen ins Zimmer, Arme voll, und schmückte die Wiege mit den schönsten und Annalotte mit den allerschönsten — aber die junge Mutter klagte übermütig über soviel Kindersegen.

Unter Rosen schliefen die Kinder den ersten Erdenschlummer, unter Rosen lagen sie zum erstenmal an Annalottes Brust und unter Rosen taufte sie der alte Pfarrer auf die Namen Geno und Philipp.

Geno war der dunkle, aber Philipp hatte das echteste, rote Mendehaar und die zarteste Haut dazu.

Es war, als ob der alte Garten aus langem Schlaf erwachte.

Nun hub dort wieder Leben an, Stimmen lachten und schrien — schwerfällige Kinderwagen fuhren mühsam durch den Elbkies, dann kleine Holzpferdchen auf Rädern, die immer an jeder Ecke kippten, und wieder später polternde Kastenwagen, Bullerwagen, wie sie die Mendes nannten.

Bei Gabriel Sylvius und seiner Sophie mit dem ländlichen Frohsinn wurde auch ein Kind geboren; das war Josephinchen, der

Digitized by Google

Liebling der ganzen Elbstraße. Josephinchen wuchs eifrig den großen Vettern nach und spielte bald mit ihnen im Garten, als ob sie eine echte Mende wäre und keine Sylvius aus dem unteren Teil der Elbstraße. Annalotte ging zwischen ihren Kindern umher und sonnte sich an soviel Liebe. Sie war so einsam groß geworden, elternlos, ohne Geschwister, und hatte niemand gehabt auf der Welt, der ihr aus dem Fenster nachsah, wenn sie zur Schule ging. Nun gab sie ihren Kindern das doppelt und dreifach und genügte sich immer noch nicht. Sie saß abends im Kinderzimmer und sang seine Kinderlieder in seltsamen Melodien, die ihr gerade durch den Sinn gingen und oft zart wie Elfenweisen, oft stürmisch und wild wurden — aber die kleinen Herzen ihrer Söhne verstanden alles gleich gut!

Märchen konnte Annalotte erzählen wie keine andere Mutter auf der Welt, und immer waren zwei kleine Zwillingsbrüder die Helden darin. Sie lebte nur für ihre Kinder, sie wusch sie morgens und ließ sie abends beten, sie flickte die zerrissenen Höschen ohne zu seufzen — aber den schwarzen Flügel hielt sie verschlossen und schmückte ihn mit Blumen wie einen Sarg.

Erst später, viel später, hatte sie wieder den Mut, in der Dämmerung den treuesten Freund ihrer einsamen Jugend zu sich reden zu lassen. Da saß sie oft stundenlang und phantasierte, und Martin wurde das Herz schwer, wenn er es hörte.

Die beiden Zwillinge wuchsen heran. Sie waren beide stämmige, kraftstrotzende Buben, aber schon in der Schulzeit grundverschieden.

Geno war klug, ruhig, weit für sein Alter und ging als Erster durch die Klassen. Aber er hatte etwas Verschlossenes und konnte oft grausam gegen seine besten Freunde sein. Er war bei weitem der Hübschere der beiden und hielt seinen Scheitel schon als sechsjähriger Schuljunge in tadelloser Ordnung. Seine Hefte sahen sauber aus, sein kleiner Schrank war peinlich ordentlich, aber er hatte Stunden seiner Freizeit, von denen Annalotte nicht wußte, wie er sie hinbrachte.

Philipp, der rote, war sommersprossig und immer lustig. Überall mußte er necken, überall war er, wo etwas „los war", und sprang jedem bei, wenn er sah, daß Hilfe not tat. Er hatte kein Fältchen in seiner Kinderseele, das er nicht willig weit vor der Mutter öffnete; er war klug wie Geno — aber faul wie Josephinchen. Er hatte immer irgend etwas Zerrissenes an sich und einen ewig zerwirrten Scheitel, aber er hatte eine stolze Art, den Kopf zu tragen, und wich vor keinem Feinde.

Geno ließ sich auf keine Händel ein und war mit seinen acht Jahren schon weit darüber hinaus.

Josephinchen war ebenso wild und unbändig wie Philipp, aber sie hielt sich fast lieber zu Geno, weil seine ruhige, bestimmte Art ihrem unsteten Wesen gewaltigen Eindruck machte.

„Ach, Geno, wenn ich doch auch so sein könnte wie du," klagte sie und er sah finster vor sich in den Sand.

„Ja, Finchen, so wie du bist, kannst du nicht bleiben. Du bist viel zu zigeunerig."

Sie senkte den dunklen Kopf und seufzte und das tat ihm wieder leid. „Weißt du — du hast wohl auch was Gutes. Ein Gutes weiß ich jedenfalls schon —"

Sie sah strahlend auf. „Was?"

Er kaute wichtig auf einem Grashalm. „Ein Gutes ist das jedenfalls, daß du nie heiß wirst! Das ist vornehm."

Josephinchen sah betroffen auf. „Heiß? Aber ich werd' doch auch heiß — heut zum Beispiel auch. Fühl' mal!"

Er schüttelte ärgerlich den Kopf. „Ihr Mädchen müßt immer alles gleich so deutlich haben wie ein Professor. Heiß — na ja, natürlich! So'n Unsinn, zu denken, daß du nicht heiß werden sollst! Aber du schwitzst nie!" Sie verstand nicht recht. „Schadet das was?" Er sprang auf. „Ach geh — pfeif deinen Puppen was vor — mir bist du zu dumm." Damit lief er weg.

Josephinchen saß ganz bekümmert da. Philipp mochte sie nicht danach fragen, denn bei Jungens war man nie sicher, ob sie freundlich waren oder einen auslachten. Aber zu Hause fragte sie den Vater danach, mitten in die Sprechstunde hinein. Sie stand erst einen Augenblick und sah zu, wie der Vater Watte auf den kranken Finger des Gastwirts Mucke legte, dann wurde sie ungeduldig. „Vater — wie ist schwitzen?"

Er sah auf. „Schwitzen? — Gesund!"

„Nein," rief sie zornig, „das ist nicht wahr! Schwitzen ist unfein!"

Da lachte Gabriel Sylvius, wie er lange nicht gelacht hatte, und Josephinchen steckte die dunklen Zopfenden in den Mund und lief heulend fort.

Geno erzog immer an ihr herum. Bald war sie ihm zu wild, dann wieder zu langweilig; irgendwas paßte ihm nie an ihr. Aber immer ließ sie sich das auch nicht gefallen. Dann spielte sie schon lieber mit Philipp, und wenn die beiden zusammen waren, kamen zwei rechte Feuerseelen aneinander.

Einmal mußten sie vom Scheunendach heruntergeholt werden, ein andermal waren sie heimlich auf die Elbe gefahren. Oder sie hatten einfach mitten in den Tag hinein die

Digitized by Google

Glocken der Johanneskirche gezogen oder den weißen Pudel der Frau Bürgermeister mit Anilinfarbe bunt gefärbt.

Annalotte kam aus den Ängsten nicht heraus. Einmal mußte sie eine ganze Nacht bei Philipp wachen, der mit gebrochenem Nasenbein und entsetzlichem Bluten lag. Er war beim Turnen mit der Teppichstange zusammengebrochen, und Vetter Sylvius war über Land. Ein andermal kam sie darüber zu, wie Philipp auf dem Hof bei der Pumpe stand und seinen aufgeschlissenen Kopf kühlte. Josephinchen spülte blutige Taschentücher in einem Eimer daneben, und beide heulten gottsjämmerlich. Er hatte sich in der Apotheke an dem Messingknauf der Schieblade für Leinsamen gestoßen.

Und so ging es oft. Heulende Kinder, blutende Wunden und Risse in den besten Hosen waren bald keine Alltäglichkeit mehr. Gabriel Sylvius schalt, so wilde Kinder hätte er überhaupt noch nicht gesehen, Annalotte klagte, wie gerade sie dazu komme, und Martin lachte darüber und freute sich über seine Prachtbuben, denn ihm waren sie gerade recht nach seinem Herzen!

Geno war etwas ruhiger und bestimmter in seinem ganzen Wesen. Es war Verlaß auf ihn, und was er sagte, galt. Bei Philipp konnte man getrost von allem die Hälfte streichen; er übertrieb zu sehr.

Im Garten war eine Schaukel. Wenn Josephinchen so hoch flog, daß die weißen Röckchen flatterten, standen die beiden Jungen mit trotzig verbissenen Lippen dabei und pufften sich heimlich, weil jeder ihre Schaukel in Schwung bringen wollte. Sie beachtete keinen von beiden und stieß allein ab, aber sie lachte vergnügt, wenn die beiden „Katteker" sich balgten. Sie schaukelte noch ein wenig höher und noch etwas wilder und sah nicht unter ihre Füße — so kam es, daß sie auf das kleine gelbe Küken trat, das gerade darunter pickte. Es blieb wie tot liegen.

Da war die Lustigkeit vorbei, und die drei armen Teufel standen sehr bekümmert um das kleine Häufchen Unglück in Josephinchens Hand. Es atmete noch und zuckte mit den kurzen Flügeln. Josephinchen weinte aus Mitleid, Philipp mehr aus Angst vor dem Vater — aber Geno war still und versuchte mit Hauchen das kleine, gestörte Leben wieder anzufachen.

Josephinchen sah aufmerksam zu. „Kann er keine Luft kriegen?"

„Das siehst du doch selbst. Frag' nicht so dumm!"

„Warum pustest du ihn?"

„Gott — sag' doch nicht immer ‚er' und ‚ihn'! Küken sind doch ‚es'!"

Josephinchen ärgerte sich. „Wenn's nun aber 'n kleiner Hahn ist —?"

Geno drehte ihr einfach den Rücken zu.

Da drängte sie sich dicht an den heulenden Philipp, vielleicht gab der Auskunft. „Du, Philipp — warum pustet er ihn?"

Philipp heulte weiter. „Weil man das immer tut! Bei Maikäfern doch auch!"

Alle drei beugten sich gespannt auf das kleine gelbe Küken, und keiner merkte, daß die Mutter aus dem Eßstubenfenster lehnte. Dann meinte Geno plötzlich: „Es wird wieder," und trug es behutsam in den Hühnerstall, wo er es sorgfältig in Stroh bettete. Die rechte Fröhlichkeit wollte aber nicht wieder aufkommen, und alle paar Minuten lief einer hin, um nachzusehen.

Am nächsten Morgen erzählte die Mutter, daß ein gelbes Küken tot im Stall gelegen hatte, und wunderte sich, woran es nur so plötzlich hatte sterben können. Sie sah dabei in ihre Tasse und seufzte und sah nicht, daß zwei frischgescheitelte Jungensköpfe sich tief auf ihre Teller neigten und wenig heldenmäßig in ihrer Angst wirkten.

Aber am Abend saß sie lange an jedem Bett und sprach vom Lügen und von lauter Dingen, die ein kleiner Bub mit bösem Gewissen gar nicht gerne hört.

Philipp beichtete schon am nächsten Abend, und Josephinchen hatte schon ein paar Stunden vor ihm unter vielen Küssen abgebeten. — Aber Geno biß die Lippen zusammen und schwieg. Erst vier Wochen später kam er mit der Wahrheit heraus und wunderte sich, daß er statt Schelte nur ein „mein alter Kerl" zu hören bekam.

Die Zeit kam heran, daß Josephinchen bewußt wurde, daß sie eine Macht über die Zwillinge besaß. Sie fing allmählich an, ihre kleinen Künste wirken zu lassen, und spielte oft die beiden Buben gegeneinander aus.

„Du bist heut garstig — ich geh' zu Philipp!"

„Geh doch!"

„Tu nur nicht so — du bist nachher ja doch eifersüchtig!"

„Ich? Ach du liebe Zeit, Jungfer Eitelkeit — ich hab' auch noch andere Mädels — etsch!"

Da stieg ihr die helle Wut hoch. „Schafskopf!" rief sie ärgerlich und hielt sich ein paar Tage ganz zu Philipp.

Dann ging Geno still und verschlossen im Hause umher und taugte in der Schule nichts. Und wenn sie ihn so finster sah, wandte sie sich mehr und mehr dem lachenden Philipp zu, der nie lehrmeisterte und immer alles schön und gut fand.

Und je größer die drei wurden, desto hef-

Digitized by Google

tiger wurde der Zwist der jeweiligen Parteien.

Geno liebte Josephinchen mit einer blassen, erschreckenden Leidenschaft. Er dachte nur an sie, er lebte für sie, er arbeitete, um ihr zu zeigen, daß er ein ganz anderer Kerl sei, und konnte doch nicht gegen Philipp an, der ihm lachend den Rang ablief — aber so und soviel andere Mädchen nebenher anschwärmte.

Martin hatte seinen Spaß daran und konnte sich herzlich belustigen über diesen edlen Männerstreit — aber Annalotte war doch das Herz recht schwer. Es schien ihr auch die beste Lösung, als die beiden kampflustigen Jungen nach Seehausen aufs Gymnasium kamen. Solange hatte der junge Gottfried Sage sie in Latein und Griechisch unterrichtet.

Das gab zum Abschied ein gewaltiges Heulen, ein Schwören und Händedrücken ohne Ende, aber Josephinchen stand dabei und warf Herrn Sage von hinten heimlich Kletten an den Rock.

Nun wurde es wieder stiller in der alten Apotheke.

Josephinchen sah wohl gelegentlich einmal vor, aber so ohne Buben war es ihr dort zu langweilig. Und dann kam sie auch fort in eine Pension nach Lüneburg.

Im Apothekengarten blühten die Schneeglöckchen und der Flieder, die Rosen und die Astern, Regen ging darüber und heißer Augustsonnenschein, Schneetreiben und Hagelschlag, alles ganz so, wie es sein mußte, wenn seine Zeit war. Die alte Apotheke lebte nur noch von den Ferien.

Aber Annalotte schloß den Flügel wieder auf, und die Leute in der Apotheke blieben stehen und sahen verwundert auf.

„Wer spielt das?"

„Das ist meine Frau!"

Das klang so stolz und reich, als ob einer sagte: ich habe just das große Los gewonnen!

* * *

Über den Wiesen vor der Stadt zitterte die heiße Junisonne. Pfingsten!

Überall blühte der Rotdorn und die Bauernrosen hingen wie Blutstropfen schwer im Kraut. Die Kiebitze flatterten über den Wiesen und in den Straßen prellte die blendende Sonne. Da trockneten sogar die Gassen aus.

Im Apothekengarten wollten sich schon die ersten Rosenknospen öffneten und der braune Hektor lag vor dem Springbrunnen unter den Blattgewächsen, weil es da am kühlsten war.

„Fröhliche Pfingsten!" rief Martin den Bauern nach, wenn sie wieder auf ihre Fuhrwerke kletterten, und „Pfingsten! Pfingsten!" sang Annalotte vom Morgen bis zum Abend.

Das ganze Haus war geschmückt. Es roch nach Platenkuchen und Kalbsbraten, und der Duft der braunen Butter zog bis in den Garten hinaus. Und dort lag Josephinchen in der Hängematte und rupfte dunkle Akeleien auseinander. Vor ihr kauerten die beiden Mendes, einer rechts und einer links, beide gleich verliebt, beide gleich wütend aufeinander, und keiner wollte weichen!

Geno scharrte mit der Fußspitze im Kies. „Und das sag' ich dir, Josephinchen — ich reise nicht ab, ohne zu wissen, wie wir zueinander stehen! So soll es nicht weitergehen, ich will endlich Klarheit!"

Philipp lachte höhnisch auf. „Nettes Pfingstfest!"

„Bitte, Philipp Mende — jetzt rede ich!"

Josephinchen freute sich diebisch. „Red' doch! Nun sagt keiner was!"

Geno fuhr zusammen. „Laß das! Sei doch einmal wenigstens ernst in deinem Leben! Du siehst doch selber, daß es so nicht weiter geht! — Josephinchen, entscheide dich heute — auf der Stelle! Wer von uns —"

Philipp sprang auf. „Halt! Das ist gegen die Abmachung! Was hast du mir neulich nach der Abiturientenfeier versprochen? He? Was hast du da geschworen mit tausend Eiden, Lügner? Nein, mein lieber Junge — sowas gibt's nicht. Wenn Josephinchen einem gehört, so ist es nur — sind es nur wir beide! Beide! Hörst du? Und nicht einer allein!"

„Oder dem Herrn Notar Sage," lachte Josephinchen und freute sich, wie schnell da die beiden einig wurden.

„Sage?" — „Dem langen Kerl?" — „Dem Mummelgreis von 37 Jahren?"

Aber Josephinchen lächelte nur und warf jedem der beiden Verliebten eine Handvoll Akeleistiele ins Gesicht.

„Also gebt Ruh'. Ich hab' alle beid' gleich viel lieb! Geno ist tausendmal hübscher und viel klüger und wird noch mal viel mehr im Leben und da ist Verlaß drauf und wahrscheinlich werd' ich den heiraten! Ruhig, Philipp! Wer Zank macht, spielt nicht mehr mit! Aber Geno ist dafür ein jähzorniger Kerl, der einem bange macht, und ich müßt' als seine Frau immer Angst vor ihm haben. Am wahrscheinlichsten heirat' ich doch Herrn Sage, weil der so wunderschön gleichmäßig ist, wißt ihr —"

Beide standen sich wütend gegenüber, und Josephinchen wartete voll Spannung auf den losbrechenden Kampf. Aber sie nahm sich nicht einmal die Mühe, den Kopf zu wenden. „Ihr seid beide gleich dumm! Und weil ihr

Digitized by Google

beide gleich dumm seid, kann ich ja gar nicht wissen, wen ich lieber haben soll! Jedenfalls den nie, der Krach macht." Damit sprang sie auf und ging ruhig an beiden vorüber ins Haus.

Aber am Nachmittag auf dem Weg nach den Brodaer Tannen machte sich Geno heimlich an Josephinchen heran. „Sag', bitte, bitte, sag', daß du mich doch am liebsten hast!"

Josephinchen kniff die dunklen Augen ein wenig und sah ihn kühl an. „Ich hab' alle beid' gleich lieb!"

„Sag' doch — liebes, liebes Josephinchen! Du m u ß t einen ein bißchen weniger liebhaben!"

„Dann den, der grad' fragt! Den mag ich allemal am wenigsten gern. So — da hast du's!"

Und beim Roten Haus machte es sich, daß Philipp plötzlich an ihrer Seite schlich. „Wenn du mir jetzt nicht auf der Stelle sagst, daß du mich tausendmal lieber hast — dann —"

„Dann?"

„Dann reiß' ich dich in die Arme und küss' dich!"

Josephinchen blieb erschrocken stehen. „Um Himmels willen, Bub — dir ist wohl Pfingsten zu Kopf gestiegen?"

„Hast du mich lieb?" — „Ja." — „Sehr?" — „Sehr!" — „Furchtbar?" — „Furchtbar, ganz furchtbar — aber keinen Deut mehr als Geno!" — „Josephine!"

Philipp trollte verdrossen hinter ihr.

Josephinchen sang leise und schnippte mit dem Zeigefinger nach jeder Mücke, die ihr zu nahe kam. Dann sagte sie so ganz nebenher: „Aber — die andern Mädels — weißt du, mein Lieber — die kannst du nun ruhig laufen lassen!"

Er zuckte zusammen. „Hat Geno geklatscht?"

„Wer mir das erzählt', sag' ich nicht, aber das merk' dir: wer mich liebt, muß mich und nur mich ganz allein liebhaben!"

„Josephinchen!"

Das klang schon sehr drohend, aber Josephinchens Grausamkeit war noch immer nicht befriedigt. „Philipp Mende — sag' mal: wieviele hast du schon geküßt?"

Da wurde der große Junge leichenblaß und funkelte sie zornig an. Er hätte sie schlagen können. „Keine hab' ich geküßt! Keine einzige — und das — das merk' dir — daß — und du bist die allererste —" Und ehe sie sich zur Wehr setzen konnte, hatte er sie in die Arme gerissen und küßte sie ein paarmal auf den Mund. Aber er erschrak selber vor sich und seine Küsse wurden scheu und ungeschickt. Da fühlte er sich von zwei kräftigen Fäusten gepackt.

„Schuft!"

„Geno!"

„Wortbrüchiger!"

„Laß los — du — du —"

Josephinchen stand ganz blaß dabei und rang die Hände, aber sie wagte nicht, die beiden Ringenden auseinander zu bringen. Ihr war das alles selber noch wie im Traum und sie wußte nicht, ob sie nun mit Philipp verlobt war oder nicht. Sie hatte nur das Gefühl, daß die Küsse von Philipp etwas unerhört Gewaltiges gewesen waren.

„Laßt doch das Balgen," bat sie ein paarmal schüchtern, aber ihre Stimme drang gar nicht bis zu den beiden hin.

Da war ihre Fassung zu Ende, laut schluchzend sprang sie den weitvoraufgegangenen Erwachsenen nach.

Jeder ging auf einem anderen Weg nach Hause. Geno auf der Chaussee, wo die Eltern gingen, Philipp auf dem Deich entlang und zur Scheunentür hinein.

Schweigend sahen sie beim Abendbrot auf ihre Teller, und wenn die Mutter etwas wollte, sprangen beide übereifrig und unerhört liebenswürdig zu. Geno sah, wenn er hochblickte, auf die Uhr, Philipp zum Fenster hinaus.

Martin Mende hatte seinen Spaß daran und gab Annalotte heimlich kleine Zeichen unterm Tisch, aber Annalotte seufzte und sah schon im Geist graue Bilder von Bruderhaß und Familienzwisten in der Zukunft.

Das war nun schon wieder ein Jahr her, und keiner spürte, wie grausam schnell die junge Zeit zerrann.

Annalotte Mende bekam schon viel weißes Haar, aber ihr Blick war noch immer jung und kindlich. Sie sehnte sich sehr nach ihren Kindern und hätte am liebsten alle recht weich und dicht neben sich genommen ins schirmende Nest. Nun waren sie alle auseinandergerissen. Geno in Marburg und Philipp in Jena, und es war, als ob die alte Apotheke unter ihrer Blutbuche lag und schlief.

Aber dann die Tage, wenn die Söhne daheim waren!

Josephine saß bei Annalotte im Garten. Es war ein stiller, verträumter Sonnabendnachmittag.

Josephinchen saß untätig da und schlug mit ihrem Spitzentuch die Eintagsfliegen vom Kleid. „Soviele Gnidden wie hier gibt's wohl sonst nirgends auf der Welt, Tante Lotte!"

„Meinst du, Kind?"

„Es ist so schwül heut — ich mag nichts

Digitized by Google

tun! Wie kannst du es bloß aushalten vor soviel Gnidden?"

Annalotte lächelte. „Mir tun sie nichts. Mein altes Blut zieht sie wohl nicht so an. — Morgen um diese Zeit sitzen wohl schon zwei mehr um den Tisch!"

Josephinchen schwieg, aber eine heiße Glutwelle schoß ihr in die Stirn, daß es in den Schläfen hämmerte. Sie schlug einen Schmetterling zu Boden, daß er flatternd im Sand lag. „So — da liegt er! Ich mag keine Kohlweißlinge! Ich bin nicht übellaunig — aber ich kann nun einmal dies ungewisse Wetter nicht leiden —"

Annalotte Mende sah auf ihre Handarbeit und verbarg das heimliche Lachen in ihren Augen. „Ach, Josephinchen — ich möcht' eine Wette eingehen, daß du gestern noch nichts davon gewußt hast, daß du die Kohlweißlinge nicht leiden magst! — Finchen, gesteh' nur: wer von den beiden Buben ist's?"

Sie hatte ein trotziges Hochfahren erwartet oder ein kaltes Nichtverstehenwollen — aber dieser Ausbruch kam ihr überraschend.

Josephinchen schlug die Hände vors Gesicht und schien untröstlich. „Tante Lotte — wenn ich das wüßt'! Das ist's ja grade, daß ich das nicht weiß! Und der arme kleine Kohlweißling muß nun dran glauben! Ach Gott, Tante, ich bin so schlecht, so furchtbar schlecht und unbrauchbar und wankelmütig und feige. Morgen kommen sie nun und fragen mich wieder — und ich hab' doch alle beide wirklich gleich lieb und könnt' ohne einen von ihnen gar nicht leben! Ich hab' solche bodenlose Angst, Tante Lotte!"

Annalotte warf ihre Arbeit auf den Tisch und zog das ratlose Josephinchen in die Arme. „Dummkopf, du — wenn es erst richtig über dich kommst, brauchst nicht lange zu überlegen!"

Am nächsten Tag schien wieder die Sonne und da sah auf einmal die ganze Welt wieder anders aus! Sogar für Josephinchen. Sie stand schon eine Stunde vor der Zeit bei Annalotte im Schlafzimmer und drängte.

„Kommst du noch nicht bald, Tante? Mußt du wirklich nochmal vor den Spiegel? Laß doch sitzen, wie's sitzt! Ist Paul auch wirklich schon zur Bahn? Hast du auch Handtücher hineingehängt? Ach Gott, ich glaub', ich hab' meine Blumen vergessen. Wie kann ich bloß!" Und sie sprang im letzten Augenblick noch einmal die Treppe hinauf und überzeugte sich, daß alles in Ordnung war. Aber endlich war Annalotte fertig, und sie gingen beide durch die heißen, holprigen Gassen. Josephinchen nickte allen und jedem zu, ihr war das junge Herz zum Zerspringen voll. Annalotte konnte mit ihren engen Schritten gar nicht so schnell mit. Sie konnte ja selber die Zeit kaum erwarten. Die Buben kamen! Die Jungen! Diesmal als Studenten! Soviel Freude war kaum zu ertragen!

Dann standen sie wirklich da. Alles Lachen und Begrüßen und Necken war wirkliche, echte Wahrheit. Geno war noch größer geworden; er ging schon ordentlich ein wenig in die Breite. Und Philipp schien noch viel sommersprossiger, aber noch viel, viel lustiger als sonst. Er lachte Josephinchen unbefangen an und Annalotte dachte: ‚Du Racker!' Geno wurde rot und warf mit unnachahmlicher Lässigkeit Paul seiner Mantel in die Arme, daß Philipp es peinlich empfand, wie kindlich und unbeholfen er daneben war. Er beneidete den Bruder und wunderte sich, wo der dies Auftreten gelernt haben mochte, und wagte nicht, Josephinchen anzusehen, aus lauter Angst, Bewunderung in ihren Blicken zu sehen.

Annalotte mußte schon zu ihren Buben aufsehen und hatte fast schon Verlegenheit vor ihnen — aber sie fühlte beim ersten Blick, daß die jungen Herzen ihr noch ganz gehörten.

Josephinchen war mädchenhaft verlegen. Sie sah gar nicht auf — aber sie war glücklich!

Martin Mende stand schon vor der Haustür und winkte von weitem, ein paar Gassenbuben hockten auf den Stufen und sahen neugierig zu, denn daß in der Apotheke Besuch erwartet wurde, hatte schon am Vorabend die ganze Elbstraße gewußt.

Nun ging wieder das alte Leben im Hause an. Das war ja die alte, vertraute Arzneiluft, die über den Flur zog, das waren die alten Geräusche, die man von Kind auf so genau kannte.

Dies Knarren? Weiß Gott — die Türklinke zum Eßzimmer! Dies Klappern eben — ach ja — so setzte Alwine schon vor sechs Jahren ihren Eimer hin, wenn sie vom Hof Wasser geholt hatte! Da sang wirklich wieder der Plattmönch! Ein anderer sollte das sein? Behüte, wer wollte das beschwören? Das war genau derselbe, der schon am Tage der Geburt auf dem dicken Gabelzweig gesessen hatte! Und wie es im Garten rauschte und summte! Da waren wahrhaftig schon die Hortensien in Blüte.

„Geno, sieh doch — Donnerwetter, sind da Kirschen dran! Geno, der Springbrunnen ist noch nicht eingefallen, wer hätte das gedacht, daß das alte Gestell noch so lange halten würde! Geno, die graue Glucke lebt noch! Geno — riechst du? Vater trocknet Kamillen!"

Digitized by Google

Und die beiden großen Kinder liefen durchs ganze Haus, streichelten liebevoll die gehäkelten Sofakissen, umhalsten dazwischen die händeringende Mutter und sanken abends todmüde ins Bett.

Wie war das märchenhaft schön, so in dem duftenden, frischen Linnen zu liegen, die Fenster weit geöffnet, daß die herbe Elbluft einem über die freudeheißen Stirnen wehte!

Unten im Hause war noch lange ein eifriges Laufen und Wirtschaften. Nun war die Mutter beim Leinenschrank — Nun trippelte es behutsam die Kellertreppe hinauf — „Hörst du, Philipp? Mutter holt Johannisbeersaft!"

Ach ja, natürlich, das waren ja die Flaschen, die aneinanderklirrten! Philipp hatte schon gedacht, es könnten Reagensgläser oder Nickelpinzetten sein; er war schon halb im Schlaf bei seiner letzten Operation. Das war ja eigentlich schrecklich gewesen — die arme Frau — wenn das nun Josephinchen gewesen wäre — Er fuhr zusammen.

„Geno — wachst du noch?"

Es stöhnte drüben ein wenig. „Ja -- du?"

„Du Geno — sag' mal, wie fandest du Josephinchen?"

„Sie sah gut aus. Sie wird noch einmal ein herrliches Weib!"

‚Weib' hörte sich gut an; das gefiel Philipp. „Aber Geno, schwör' mir: diesmal wollen wir uns nicht die herrliche Zeit verderben!"

„Ich hab' keine Schuld, wenn wir uns zanken. Ich kann stets verantworten, was ich tue!"

Philipp seufzte. „Ich sonst auch immer. Aber diesmal — wollen wir gar nicht an sowas denken — schwörst du?"

„Ich schwör' es. Aber nun laß mich schlafen."

„Kannst du? Ich bin viel zu glücklich!"

„Aber meinen Schlaf brauch' ich."

„Also abgemacht: keiner darf sich Josephinchen ernstlich nähern!"

„Keiner."

„Aber wenn Finchen anfängt?"

„Tut sie nicht!" Geno warf sich verächtlich auf die andere Seite. „Du kennst das Weib noch zu wenig!"

Beide schwiegen.

Dann kamen die Eltern leise die Treppe hinauf. Einen Augenblick stand Annalotte noch vor der Tür und die beiden fühlten förmlich das Lächeln auf ihren Lippen, so genau kannten sie die Mutter.

Ganz frühmorgens pochte es schon an die Tür. „Buben — aufstehen!"

Josephinchen!

Beide fuhren aus den Betten, wollten in ihren langen, weißen Nachthemden an die Tür und besannen sich ebenso schnell erschrokken, daß das ja nicht anging. Da mußten sie beide lachen, und draußen vor der Tür lachte es frech und lustig mit.

„Wart', du Dirn'," drohte Geno, „du hast bloß Mut, weil die Tür zwischen uns ist! Aber nachher —?"

„Nachher — Geno, nachher?" lachte es lustig zurück, „ach du liebe Zeit!" Mehr wußte sie selber nicht zu sagen, aber dann kam ihre köstliche Botschaft: der Vater war mit der Bahn nach Polz und hatte den Wagen zur Rückfahrt hinbestellt. Nun wollten sie Paul zu Hause lassen und alle drei hinfahren — das war doch ein Hauptspaß!

Da flogen die jungen Herren nur so ins Zeug — das war ein Handel, von dem sich reden ließ. Aber dann kamen die Bedenken. „Wer fährt?"

„Na — fahren könnt ihr Bengels doch wohl? Oder seid ihr bange vor Vaters Hottehüs?"

„Ach geh! Ich mein' doch: wer sitzt vorn?"

‚Aha, so läuft der Hase,' dachte Josephinchen und freute sich diebisch. „Vorn? Na, vorn muß ich doch wohl sitzen — weil ich am liebsten fahren möcht' — ich kenn' ja auch die Nücken der Braunen besser. Hinten müßt ihr Jungens sitzen."

Die beiden sahen sich zuerst einen Augenblick verdutzt an, dann wurde aus der Verdutztheit langsam Feindseligkeit: — *einer* brauchte ja nur hinten zu sitzen! Aber wer? Beide traten gleichzeitig vor, beide zogen gleich finster die Augenbrauen zusammen, beide öffneten gleichzeitig die Lippen — aber Josephinchen lachte hell auf.

„Wer zankt, kommt nicht mit! Meine Pferde sind's! Und mein Wagen ist's und mein Kutschbock — also: wer sich muckst, bleibt zu Haus!"

Da schämten sich die beiden etwas, und als die kleine Spottdrossel noch durch die Tür zurückrief: vorn bei ihr säße wahrscheinlich der Herr Notar Sage — da waren die beiden Bruderherzen wieder so einig wie nie im Leben.

Der Herr Notar? Der alte Affe? Was kam den an? Lebte der Mann denn eigentlich ewig?

Der Frühstückstisch sah so recht nach Annalotte Mende aus. Eine Sandtorte stand mitten drauf, süßer Kakao, dem man eigentlich schon entwachsen war, Eier, Schinkenscheiben, mit denen man die ganze Leibkompagnie der Mecklenburger Grenadiere hätte sattmachen können. Blumen auf dem Fenstersims, auf Tischen, Ofenbort und überall — es war ein rechtes Ferienhaus, wie es sein muß, wenn

Digitized by Google

zwei lange, törichte Jungen heimatshungrig wieder am Tisch sitzen.

Annalotte kam aus der Speisekammer herauf. Sie fuhr jedem liebevoll übers Haar und lächelte glücklich. „Und ausfahren wollt ihr?“ — „Ja.“ — „Nach Polz?“ — „Ja.“ — „Ohne Paul?“ — „Ja.“

So viel schwermütige Ja's — Josephinchen war doch ein kleiner Übeltäter! Annalotte hätte am liebsten die beiden kauenden Kerle in die Arme gezogen — aber über den Marktplatz kutschierte gerade Josephinchen und fuhr mit flottem Schwung vors Haus. — Ohne Notar Sage!

Das brachte Leben!

Zwei Stühle schurrten zurück, zwei Mundtücher flogen irgendwo mitten auf den Tisch, kauend erschienen die Herrn Studenten in der Haustür, zwei Stimmen lachten selig auf, zwei lange Beine versuchten gleichzeitig, sich vom Trittbrett zum Kutschbock fortzudrängen.

„Halt,“ rief Josephinchen energisch, „hierher kommt keiner! Jung's nach hinten! Hier hab' ich die Eierkiste hergestellt!“

Beide sahen sie verblüfft an. „Die Eierkiste —?“

„Weil die nicht frech zu mir wird und keinen Zank macht!“ —

„Einsteigen! Abfahrt! Bahn frei! — Fru Dägendahl, nehmens de Gören vonne Strat — de Dokters gahn af!“

Annalotte lachte ein mütterliches, liebes Lachen und sah dem leichten Wagen nach, solange sie ihn sehen konnte.

„War's schön?“ fragte sie, als die Jungens am Abend rotgebrannt und ein wenig verdrossen wieder ins Haus traten.

„O ja.“

„Wer von euch saß denn neben ihr auf der Rückfahrt?“

„Geno.“

Geno fuhr ärgerlich auf. „Gesessen — ja! Aber geredet hat sie keinen Ton mit mir. Nur immer über die Schulter hinweg mit Philipp!“

Annalotte lächelte heimlich. Wie schlau doch diese kleine Eva war!

„Wißt ihr, Jungens, ich glaub', ihr quält das arme Ding mit eurer Eifersucht!“

Die beiden ließen die Köpfe hängen und kamen sich herzlich ungeschickt und tölpelhaft vor.

„Na seht,“ meinte Annalotte, „ihr mögt mir's glauben oder nicht, aber es ist nun einmal so: Ihr liebt noch manche andere, und Josephinchen wird auch noch manche Liebessache durch den Kopf gehen — denkt doch an Herrn Sage zum Beispiel! Mag ja sein, daß später mal eine Zeit kommt, in der sie sich ganz von selbst für einen für euch entscheidet. Aber dann darf nie und nimmer Haß daraus entstehen! Brüder seid ihr. So, nun geht und verderbt euch und uns allen die Ferien nicht!“

Die Buben waren verständiger, als Annalotte gefürchtet hatte; sie ließen Josephinchen mehr Ruhe und bewachten sich gegenseitig nicht mehr so mit Argusaugen.

Es wurde eine köstliche Ferienzeit daraus. Fahrten über Land mit den Braunen, die solche „Nickel“ waren, Ruderpartien in Lindemanns Kahn — aber Fischer Lindemann war schon der Sohn des alten Lindemann, der damals Waleska den Kahn geliehen hatte. Der Kahn freilich war noch derselbe und die drei Jungen hatten eine tiefe Achtung vor dem verwitterten, brüchigen Kasten. Der war ein Zeuge der romantisch-unwirklichen Geschichte vom Leiden und Sterben der Waleska Waling, die eine dunkle Mende war und darum sterben mußte.

„Ich bin auch ein Dunkler,“ sagte Geno leise, aber Philipp lachte: „Ach was — du bist ein Stück von mir! Und ich bin rot für sechse!“

Annalotte sorgte im Hause für ihre Jungen.

Aber festhalten konnte sie mit ihrer Liebe die goldene Ferienzeit für ihre Kinder doch nicht. Die Abschiedsstunde kam unerbittlich näher, die letzten Tage ließen drei Menschenkinder die Köpfe hängen, und am letzten Tag ging es recht schweigsam im Hause zu.

Drei kämpften mit den Tränen und versprachen sich „tägliche“ Briefe und „ewige“ Treue, und Annalotte seufzte und wußte, daß noch viel Unruhe übers Haus kommen mußte, wenn nicht einer von den Jungen eine andere fand, die er liebte.

Josephinchen stand als letzte auf dem holprigen Bahnhof und winkte. Sie hatte ein rosa Mullkleidchen an und das war das letzte, was die beiden Jungen im Elbwind flattern sahen.

Und morgen waren sie wieder Studenten!

* * *

Geno hatte das Staatsexamen bestanden und wollte sein Gehilfenjahr in der väterlichen Apotheke abmachen.

Philipp studierte die letzten Semester in Rostock. Er hatte die Fäuste geballt und mit blassen Lippen den Bruder beschworen: „Tu' nichts in der Zeit — verdräng' mich nicht, solang' ich wehrlos bin — das ist kein ehrlicher Kampf! Verflucht, daß ich da hinten an der Warnow büffeln soll und du — Geno, deine Hand — tu' nichts!“

Aber Geno hatte sich finster abgewandt: jeder für sich!

Das waren böse Tage in der Apotheke ge-

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Max Erich Nicolas

(Akademie-Ausstellung, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wesen und die kleine Annalotte trippelte von einer Schlafstube in die andere, denn in jeder saß ein Bub eingeschlossen und wollte um keinen Preis heraus, ehe der Feind gewichen war oder klein beigegeben hatte.

Sie saß bei Geno abends auf dem Bettrand und rang die Hände: „O Gott — was soll daraus werden?“ und sie weckte am Morgen Philipp mit tränenden Augen: „Gib' heut Frieden — ich überleb' es ja nicht!“

Da stand sie nun zwischen beiden. Beide waren ihr gleich lieb. Beide ihr Fleisch und Blut, ihre Hoffnung, ihr Herzschlag und Leben!

Den kleinen Vorsprung, den Philipp durch sein sonniges Wesen in ihrem Herzen hatte, machte das tiefe Bedauern wieder wett, das sie für Geno empfand, weil er ein Dunkler war.

Sie ahnte in ihrem feinen Gefühl, daß sich Josephinchen mehr und mehr dem hellen Philipp zuneigte. Jugend will Frohsinn, Jugend mag kein blasses Grübeln!

Die gutherzige Sophie Sylvius, Josephinchens Mutter, hatte Mitleid mit all der Not und machte ihr ein vorläufiges Ende, indem sie ihre Tochter zu ihrem Bruder Kilian Butze aufs Land schickte.

Josephinchen lachte und schämte sich zugleich, sie freute sich aufs Landleben und weinte doch bittere Tränen beim Abschied. Aber sie sah ein, daß es so vorläufig das Beste war.

Nun war wieder Ruhe.

Philipp reiste ohne Sorge nach seiner Warnowstadt, und Geno war dem Vater ein zuverlässiger, fleißiger Gehilfe. Er wußte recht gut Bescheid und hatte einen klugen, gesunden Menschenverstand.

Von Josephinchen kamen lustige Briefe.

Es geschah wenig, was aus dem Einerlei der Tage abstach, es ging alles so ruhig seinen Gang weiter. Das einzige Ereignis, das wie ein Markstein im Laufe der Jahre stand, das war die große Elbüberschwemmung im Jahre 1888.

Aber das war auch ein Ereignis!

Die Leute rechneten noch nach Jahrzehnten danach: das Jahr vor der Überschwemmung — das Jahr nach der Überschwemmung — im Überschwemmungsjahr selbst —

⁂ ⁂ ⁂

Das war auch ein Ereignis, das der armen, kleinen Annalotte fast das Leben gekostet hätte. Nicht etwa, daß Gefahr für sie bestanden hätte, o nein, aber die heiße Angst und die Aufregung der Tage warfen fast die furchtsame, scheue Hasenseele über den Haufen!

Am Abend des Geburtstages des Landesherrn fing es an. Martin und Geno waren noch zusammen zur Feier gewesen.

Es war ein rauher Februartag und das Eis ging hoch auf der Elbe. Der alte Brückenwärter Meese war der erste, der merkte, daß die Elbe aus dem Bett trat. Er hatte von der hohen Brücke aus das Wasser kommen sehen.

Als der erste Warnungsschuß fiel, horchten wohl die meisten erschrocken auf: sollte am Ende —? Und als die Glocken der Johanneskirche plötzlich anhuben zu läuten, wußte wohl jeder, was geschehen war. Feuer? Weit schlimmer, das Wasser!

Martin Mende sah seinen Sohn einen Augenblick an, und beide fühlten, daß sie blaß wurden. Wenn der Deich gebrochen war! —

Annalotte stand noch im Eßzimmer und kramte in ihrem Nähtischchen, als Martin es ihr sagte. Er hat den hilflosen Blick sein Leben lang nie wieder vergessen können, soviel Not und stille Verzweiflung lag darin.

Aber sie biß die Zähne zusammen und half, die gefährdeten Vorräte aus dem Keller in die Bodenräume zu schaffen.

Mit unheimlicher Geschwindigkeit stieg das Wasser und flutete nun, daß es kein Deich mehr hielt und hemmte, wild und grau ins flache Land hinein.

Jeder, der über den Marktplatz ging, rief etwas zur Apotheke hinüber, aber Tröstliches war es nie! Eine Nachricht widerrief die andere. Die Brücke auf der Bahnhofschaussee ist eingestürzt — ach, behüte, ich war doch vor zehn Minuten noch da! Die Telegraphenlinie nach Polz ist unterbrochen — Unsinn, vor einer halben Stunde hat Meese noch Nachricht gehabt! Ganz Fleutendörp ist unter Wasser — Lüge! Fleutendörp ist trocken! Das Wasser ist durch die Häuser durch und durch Wredes Gang — Das ist nicht wahr, aber das Vieh soll auf die Bastion — es heißt, daß Pioniere aus Rendsburg kommen — ach Gott, wenn nur!

Martin und Geno arbeiteten stundenlang im Keller und Annalotte stand dabei und hielt die kleine, schwelende Laterne. Im Keller wurde langsam der Zementboden dunkler und dunkler. Zuerst kamen an den Wänden feuchte Linien wie Adern, dann sickerte tropfenweise das erste Grundwasser durch, und als die letzten Vorräte geborgen waren, rieselten schon ansehnliche kleine Bäche durchs Gemäuer.

Auf dem Hof sah es traurig aus. Durch die Scheune war das Wasser gekommen und stand fußhoch auf dem Hofpflaster, aber der Garten war verschont geblieben, weil er

Digitized by Google

höher lag, wie auch der Marktplatz, der ebenfalls als kleine Insel aus dem graubewegten See hervorragte.

Die Glocken gingen noch immer. Am Turm wurden Laternen aufgehängt und Raketen knatterten durch die unheimliche Nacht. In der Apotheke kam man nicht aus den Kleidern. In allen Häusern brannte Licht. Mit Booten mußten die Männer fahren und retten, wo Hilfe not tat.

Die ganze Stadt war wie eine große Familie geworden; sie halfen sich gegenseitig aus, einer sah nach den Kindern des andern und bekam dafür Hilfe beim Bergen der Kellervorräte.

Acht Tage war noch alles voll von schmutzig-trägem Wasser, dann zog es nach und nach wieder weg und wurde erst lange danach wieder ganz trocken.

Die Kinder bedauerten es von Herzen, als das Wasser sank, das Bootfahren in den Straßen war doch ein herrlicher Spaß gewesen!

Das zweite Ereignis, das die Eintönigkeit der Jahre zerriß, war die Cholera — und die schnitt hart in das Familienleben der Mendes ein.

Zuerst sprach Gabriel Sylvius davon und zog besorgt die Stirn in Falten. Dann las man in der Elbezeitung von den Fällen in Hamburg und überall. Und dann war ein Fall in der stillen, kleinen Elbestadt selbst!

Da schloß Martin Mende die Offizin von den übrigen Räumen ab und ging im weißen Leinenkittel wie ein Chirurg und roch den ganzen Tag nach Sublimat und Karbol. Geno durfte nur noch im Laboratorium arbeiten.

Annalotte wurde ganz elend und blaß vor Furcht.

Am Bahnhof wurden Baracken für die Kranken gebaut und die Leute gingen sich im Bogen aus dem Wege — man konnte nie wissen!

„Die Schulen sind heute geschlossen worden," sagte Sophie Sylvius und freute sich, daß ihr Josephinchen in der gesunden, einsamen Landgegend weilte.

Philipp schrieb tröstende Briefe und es klang sogar oft ein Lachen daraus.

Eines Morgens kam ein fremder Handwerksbursche in die Apotheke und verlangte Opiumtabletten — aber rasch!

Martin sah ihn an und erschrak.

„Mann!" schrie er und stieß ein paar Bauern beiseite, um den Wankenden aufzufangen.

Der Unglückliche stöhnte und erbrach, so daß kein Zweifel mehr war, um was es sich handelte.

„Geht hinaus," befahl Martin, aber die Bauern standen und sahen neugierig zu.

„Macht, daß ihr fortkommt — Peter Dägendahl, lauf du mal schnell zur Wache —"

Ein Schmölener Bauer wollte aber durchaus nicht glauben, daß dies die gefürchtete Cholera sei. Er rührte mit dem roten Regenschirm seelenruhig in dem Erbrochenen: „Dat sall Kollera sin? Minsch, dat ist kein Kollera! In Kollera sünd Wörms in — und hier sünd kein Wörms in! Dat is im Leben kein Kollera!"

Aber es war doch die gefährlichste aller Seuchen gewesen, und der fremde Handwerksbursch' war schon nach einigen Stunden tot.

Und Martin Mende mußte ihm nach.

Einen Tag hatte er sich quälen müssen, dann war alles vorüber. Bei Nacht und Nebel wurde seine Leiche bei den Choleragräbern begraben, nicht einmal mitgehen konnte Annalotte und ihm die letzte Liebe antun!

Aber die schüchterne, zarte Frau war groß in ihrem Schmerz.

⁂ ⁂ ⁂

Geno Mende stand nun schon fast ein Jahr allein in der Offizin und wog seine winzigen Teilchen Arsen und Quecksilber ab — aber die Leute hatten beim Vater lieber gekauft.

Der stille, dunkle Mann war ihnen zu schweigsam, und die Mädchen erschraken vor dem düstern Glanz seiner Augen.

Er ging wie sein eigener Schatten umher und dachte, hoffte nur eines: Josephinchen!

Aber er war auch wieder zu ehrlich, um den Bruder zu betrügen, der da hinten in Rostock saß.

Josephinchen war wieder im Elternhaus. Immer wollte der alternde Vater sie auch nicht missen. Überdies wurde Philipp demnächst zurückerwartet. Alles drängte zu einer endgültigen Klärung.

Annalotte sah mit stiller Furcht dem Tag entgegen, und ihre ganze zierliche Person war eine fleischgewordene Bitte: Tut euch nicht weh — ihr seid doch Brüder!

Geno wurde finsterer von Tag zu Tag; er wußte, daß er lebendig nicht weichen würde. Und Philipp schrieb strahlende Briefe voll von Heimwehliebe und Freude.

Es war eine Zeit zum Verzweifeln.

Josephinchen war wie eine verschüchterte Amsel und wagte kaum, in die Apotheke zu gehen.

Am Abend vor Philipps Kommen saß Josephine im Garten und wand einen Willkommenskranz aus roten Georginen. Es war ein schöner, durchsichtig-klarer Herbstnachmittag. Von der Johanneskirche läuteten sie den Sonntag ein. Josephine hockte auf der Tischkante und sang leise vor sich hin.

Digitized by Google

Sie hatte ein weißes, tiefausgeschnittenes Kleid an und war selber weiß und zart wie eine Wasserrose.

So fand sie Geno und setzte sich still zu ihr. Sie wandte ihm etwas den Rücken zu. Ihre Hände zitterten, als sie die roten Georginen in den Kranz schlang, aber sie sagte kein Wort.

Da nahm er ihr den Kranz aus der Hand und sah sie fest an. „Leg' die Blumen ruhig fort — du sollst mit mir reden!"

Sie erschrak und ließ sich vom Tisch gleiten. „Was willst du?"

„Das weißt du — warum fragst du?"

Sie hob flehend die Hände. „Aber ich kann dir nichts antworten! Ich kann's doch nicht — hab' doch Mitleid mit mir!"

„Hast du es Philipp versprochen?" Er stand drohend vor ihr. „Du liebst ihn?"

Sie duckte sich scheu vor seinem Blick.

„Nein — ja — ich weiß doch nicht!"

Er trat ganz dicht an sie heran. „Eines will ich dir sagen, Mädchen — was ich will, das will ich und erkämpfe ich mir — und ich weiß, was ich will!"

Sie wich noch einen Schritt zurück, so daß sie ganz dicht an den Stamm der Blutbuche gedrückt stand. „Geno — quäl' mich nicht!"

„Ich will dich nicht quälen — aber du willst mich quälen! Heute laß' ich dich nicht aus diesem Garten, ehe ich weiß, woran ich bin —"

Josephine schluchzte vor Angst. „Morgen kommt Philipp!"

„Eines gibt es nur: mich oder Philipp?"

Ihr traten die Tränen in die Augen. „Geno Mende, daß du heute so zu mir sprichst — das ist kein Heldenstück von dir! Morgen kommt dein Bruder — und du hast ihm dein Wort gegeben —"

„Ich gab mein Wort nicht! Ich habe gesagt: jeder für sich!"

„Aber es ist unehrlich!"

„Einmal im Leben hat jeder eine Stunde, wo er lieber ein Schuft ist!"

„Geno!" Sie schrie es fast und hörte doch keinen Ton und hatte nur das eine Gefühl: jetzt will er mich küssen, und sie hob die Hände abwehrend vors Gesicht.

„Ich tu' dir nichts, Josephine Sylvius — ich will dich ja gar nicht küssen — wenn du zu feig bist, dein Glück an mein Schicksal zu binden, dann laß es! Aber was dann aus mir wird, das kommt nicht auf mein Konto beim Herrgott! Ich bin ein Fremdling hier im Hause mit meinem schwarzen Haar. Maria Mende starb früh und Waleska Waling ging in die Elbe und —"

Josephine schrie auf.

Er lachte bitter. „Was ist dabei? Ein Apotheker hat ja so viele Möglichkeiten — und wer könnte mir nachweisen — ach, geh, ich red' nur so, weil ich verzweifelt bin — Liebe kleine Fine — es ist doch alles nur, weil ich dich so unendlich lieb habe!"

Da konnte sie ihrer Not nicht mehr Herr werden; sie schlang die Arme um seinen Nacken und barg ihr Schluchzen an seiner Brust. „Geno — du darfst nie, nie sterben, ich hab' dich ja viel zu lieb —!"

„Josephine? Josephine Sylvius —!"

Sie nickte und lächelte unter Tränen. „Ich glaube doch, daß ich dich am liebsten hab' — du Armer, Armer — Lieber du!"

Da rief Annalotte vom Hause her und Geno Mende drückte den ersten, heiligen Kuß auf den gesenkten Scheitel vor ihm.

Das war für zwei so junge, stolze Menschen eine traurige Verlobung!

Josephinchen ging totenblaß neben ihm, konnte kein einziges Wort für ihn finden. Und Geno schämte sich und konnte sich seines Sieges nicht freuen. Er biß die Lippen fest aufeinander und sah an Josephinchen vorbei.

Es war, als ob der Bruder zwischen ihnen ginge. Noch nie war Josephine der Weg von der Bank bis zum Hause so unendlich lang erschienen.

Annalotte rief noch einmal. Hell und lustig klang ihre Stimme in diese stille Not hinein.

Da warf Josephinchen den Kopf zurück. „Komm," rief sie trotzig und lief voraus.

Annalotte hatte Tränen in den Augen, als sie von der Verlobung hörte, und preßte stumm die Hände ineinander.

Zum erstenmal schien es ihr, daß sie doch wohl lieber gewünscht hätte, Philipp wäre der Glückliche gewesen.

Und als die drei sich beim Kaffee gegenübersaßen, fielen die Worte tropfenweise und vorsichtig. Jeder tastete am andern vorbei und hütete sich ängstlich, seine Seele zu verraten.

Wie geht es in einem Hause zu, wo eine junge Braut ist! Wie lacht da jeder still in sich hinein und alle Blumen am Fenster, das Silberzeug im Schrank — alles mit in einem Hause, wo eine junge Braut ist!

Aber im Arzthause Sylvius ging es gar still zu.

Da saß eine nachdenkliche, freundlich-ernste Josephine vor dem Fenster und zählte voll Unruhe die Stunden bis zum Abend. Aber das war kein Sehnen dem Verlobten entgegen — ach Gott, nein — es war die bleiche Furcht vor dem Wiedersehen mit Philipp.

In der Apotheke war es aber noch viel stiller.

Geno schloß sich in seinem Zimmer ein, und

Digitized by Google

mit traurigem Lächeln bereitete Annalotte in Philipps alter Schülerstube das Bett für ihn.

Wenn nur der Plattmönch nicht singen möchte — wenigstens nicht den ersten Abend — das ist so schwer in solchem Leid!

Geno stand nebenan am Fenster und sah auch hinaus.

Er litt um seinen Bruder und machte alle Qualen tausendmal durch, die Philipp bevorstanden. Er wußte es am besten, wie schwer es war.

Der Abend kam.

Von allen gefürchtet, von allen mit heißer Qual erwartet, war plötzlich die Stunde da, die den lachenden, sonnigsten aller Menschen in den jähen Abgrund eines solchen Leids stoßen mußte.

Nur Philipp, den aller Kummer umkreiste, wußte nichts davon und konnte den Augenblick kaum erwarten.

Alles in ihm jauchzte und sang!

Du bist heute noch wieder daheim! Du sollst morgen wieder unter der Blutbuche sitzen — Du wirst Josephinchen wiedersehen!

Und vielleicht —

Jetzt galt es den letzten Kampf mit Geno zu bestehen — aber Josephinchens war er sicher.

Er sprang aus dem Zug.

Lachend küßte er die kleine, zierliche Mutter wieder und wieder, sah die Tränen in ihren Augen und küßte sie wieder. „Mutter!" Dann drückte er Geno fröhlich die Hand und wunderte sich flüchtig, wie finster der Bruder aussah — dann stand er vor Josephinchen! „Josephinchen! Mädchen! Du bist ja noch tausendmal schöner geworden!"

Sie gingen alle vier durch die lange Bahnhofstraße. Philipp erzählte und lachte und rief den Kindern, die er fast alle kannte, kleine Dummheiten zu. Er begrüßte die Hunde, die vor ihren Haustüren lagen, und freute sich über jeden Stein, den er wieder erkannte.

Philipp war so froh und überselig, daß keiner den Mut fand, es ihm zu sagen. Aber als er nachher unten bei ihnen saß, sagte Annalotte es ihm doch.

Philipp verstand zuerst nicht. Geno mußte es noch einmal wiederholen —

Philipp erschrak nicht, er fuhr nicht auf. Aber er wurde blaß und sagte nur ganz leise „ja" dazu, stand auf und ging still hinaus.

Da warf Josephinchen die Arme weit vor sich auf den Tisch und weinte verzweifelt wie ein Mensch, dem alle Hoffnung mit einem Schlage zertrümmert wurde.

Geno wandte sich ab, und Annalotte hörte, daß ihm die Zähne knirschten.

Philipp kam nicht wieder hinunter, Josephinchen ging bald nach Hause, und Geno machte noch einen weiten, einsamen Marsch an der Elbe entlang.

Philipp trat ihm abends ruhig entgegen.

„Philipp — lieber, lieber Philipp — haßt du mich nun?"

„Nein, Geno — ich hasse dich nicht."

„Und Josephinchen —?"

„Und Josephine Sylvius hasse ich auch nicht."

Da sah Geno flehend auf. „Verzeih mir das! Um Gottes willen — kannst du mir das je verzeihen?"

„Das ist etwas andres —"

Schwer und langsam war Philipps Sprache und hallte noch lange in Genos Herzen nach.

Philipp ging in sein Zimmer zurück und verschloß die Tür.

Früher hatte die Tür immer weit offen gestanden, damit sie zusammen plaudern konnten, bis ihnen die Augen vor Müdigkeit zufielen. Früher schliefen sie nur so, daß sie sich gegenseitig in den Betten sehen konnten. —

Geno hörte, daß er seinen Koffer packte, und er ging schnell zur Mutter hinunter, damit sie sich dagegen ins Zeug legte.

Annalotte saß unten im Eßzimmer und sah starr hinaus.

„Mutter — ich hab' wohl nicht das Recht gehabt — weil ich nur ein ‚Dunkler' bin — nun hab' ich euch allen solch Leid gemacht — und Philipp —"

Da warf Annalotte sich an seine Brust und schlang die Arme fest um seinen Nacken. „Nun hab' ich nur noch dich, Geno — ich weiß es wohl: nur noch dich!"

Da wußte Geno, daß er seiner Mutter den liebsten Sohn genommen hatte. Am nächsten Morgen reiste Philipp schon ab.

* * *

Ein Jahr war Josephine nun schon Genos Frau, ein Jahr schon ging sie freundlich und fleißig, aber so versonnen in der Apotheke umher und dachte oft an einen, der irgendwo auf fernen Meeren als junger Schiffsarzt Vergessen suchte.

Ein Jahr war er nun schon fort; seit dem Abend, an dem er sein Unglück erfuhr, hatte sie ihn nicht wieder gesehen, auch nicht einmal zur Hochzeit war er gekommen. Ein langes Jahr war nun darüber hin — gestern abend war die „Turandot" in Hamburg eingelaufen und morgen war Philipp wieder daheim.

Keiner brauche zu fürchten um ihn, hatte er geschrieben, er sei fertig mit der Geschichte und käme als alter Freund zurück. Freilich,

Digitized by Google

wohnen wollte er lieber bei Onkel Gabriel, das sei dem jungen Paar doch auch wohl viel lieber!

Geno war damit zufrieden — aber Josephinchen dachte: er will sich einen Weg offen halten!

Er kam. Braungebrannt, männlich und sommersprossiger denn je. Aber er hatte einen neuen, festen Zug um den Mund. Das war schon einer, dem man als Kranker sein Leben anvertrauen mochte!

Annalotte weinte vor Glück und ließ den Jungen gar nicht aus den Augen. Geno war still und kam sich wie ein Dieb vor, aber wenn er Philipp ansah, legte sich seine Furcht vor so viel gleichmäßiger Gelassenheit.

Josephinchen hing wie gebannt an Philipps Lippen und suchte seinen Blick, aber immer sah er ruhig an ihr vorbei oder streifte sie nur flüchtig wie eine ganz Fremde. Sie litt darunter. ‚Bin ich ihm so wenig gewesen, daß er so bald schon über mich hinweg gekommen ist —' dachte sie schmerzlich und suchte vergebens nach einem kleinen Zeichen eines stillen Einverständnisses.

Er blieb ein paar Wochen bei Sylvius, und der alte Mediziner spielte schon mit dem Gedanken, seine große Praxis in Philipps Hände zu legen. Philipp half ihm in der Sprechstunde, nahm ihm Überlandfahrten ab und fühlte sich wohl im Hause seines Onkels.

In die Apotheke ging er täglich und saß stundenlang im Garten bei seiner Mutter. Er erzählte von seinen Erlebnissen draußen in der Welt. Josephinchen sah er kaum. Er ging nicht ins Haus, und sie suchte ihm auch aus dem Wege zu gehen, vielleicht weil ihr Stolz nicht drüberweg konnte, daß er sie so schnell vergessen hatte!

Sie tat Philipp von Herzen leid. Wie es um diese Ehe stand, wußte er. Sie war still geworden bei ihm. Still und viel reifer, als ihre Jahre es wollten.

Philipp dachte nicht an Bleiben. Hätte er einen Blick in die Träume des alten Sylvius tun können, er wäre tief erschrocken. Nein, hier war ihm das Leben zu eng. Und angesichts dieser Ehe wäre es ihm zur Hölle geworden!

An einem Sonntagmorgen kam er ins Eßzimmer, als Josephinchen grade Blumen für den Mittagstisch ordnete.

Sie leuchtete auf, als sie ihn sah, ging aber still zur Tür.

„Halt!" rief er leise. „Warum gehst du jedesmal zur andern Tür hinaus, wenn ich ins Zimmer komme? Meinst du, ich merke das nicht?"

Sie wurde verlegen. „Tu ich das?"

Er sah sie fest an und fühlte mit Schrecken, wie wild ihm das Herz hämmerte. „Ja, das tust du! Warum kannst du nicht mit mir in einem Zimmer sein?"

Sie bekam Tränen in die Augen. „Warum? Weil es — Sünde sein könnte, wenn ich bliebe."

„Josephinchen!" Der Atem wollte ihm kaum aus der Brust.

„Ja — Philipp —"

Da wandte er sich ab, damit sie seine Qual nicht sehen sollte, und sie ging mit ihren Blumen hinaus.

Aber am nächsten Tag suchte er sie wieder auf.

„Ich wußte, daß du wiederkamst, Philipp!"

Er nickte.

Er wollte sie nicht ansehen und tat es doch, er preßte die Arme fest an die Hüften und streckte sie ihr doch weit entgegen; er wollte nichts sagen, aber er stieß es doch im wilden Schmerz hinaus: er liebte sie, liebte sie und würde sie auch ewig noch lieben!

Sie erschrak nicht, sie schrie nicht auf — sie nickte und lächelte dankbar wie ein Kind.

„Das hab' ich gewußt! Wir zwei gehören zusammen — trotz allem!"

Da zog er sie behutsam in die Arme und führte sie in den Garten hinaus. Dort sprach es sich freier; das war die liebe, altvertraute Spielstelle, die ihnen von Kind an die liebste war.

Sie lehnte sich vertrauensvoll an ihn und lächelte glücklich. „Mir ist so geborgen — seit du wieder hier bist. Ach Philipp — ich glaube, es ist sehr verkehrt gewesen, was ich getan habe!"

„Aber du hast doch Geno mehr geliebt — ich meine: damals —"

„Was weißt du von der Stunde!"

Er küßte sie. „Sprich nicht mehr von der traurigen Geschichte, heute wollen wir noch einmal die glücklichen Kinder von damals sein und morgen —"

„— gehst du wieder von mir und alles ist beim alten —" Sie lächelte traurig und ging mit ihm durch die zugewachsenen Wege.

Am Abend trat Philipp zu Geno in die Offizin.

„Schließ deine Läden."

„Philipp?"

„Mach' Licht. Ich will mit dir reden!"

„Philipp!! Um Gottes willen!"

„Sag' nicht um Gottes willen — Bruder, setze dich zu mir —"

Und dann erzählte er ihm alles.

Was die Brüder in der Nacht in der stillen Offizin inmitten ihrer Salben und Tinkturen abgerechnet haben, davon hat weder

Digitized by Google

Annalotte noch Josephinchen je ein Wort erfahren.

Das war Mannessache.

Als Philipp am nächsten Tag wieder Abschied nahm, wich die letzte Hoffnung aus Josephinchens Herzen, und für Annalotte war es, als ob Schwager Sylvius zu ihr gesagt hätte: in ein paar Wochen bist du tot!

Philipp Mende ging für immer nach Amerika. Die Leute sagten: der hat die Unruhe im Blut — der Mann gehört in die Welt draußen und wird seiner Heimatstadt noch einmal Ehre machen!

Aber Annalotte Mende gab ihren Frieden mit hinaus.

⁂ ⁂ ⁂

Philipp Mende war keiner, der sich vom Leben überrennen ließ — er war einer von denen, die mitrennen!

Er ging nach Philadelphia und dachte in den heißen Straßen immer nur an eines: an sein Daheim!

Aber es war kein klagendes, weiches Gedenken — es war eine feine Kraft, die von seiner Heimat wie ein Segen ausging und die ihn stark machte fürs Leben.

Josephinchen versank vor der Zeit; die Mutter, Geno, Kindheitsglück und alles trat zurück vor dem einen Wort: Heimat!

Er hatte die Bilder seiner kleinen Stadt im Zimmer, er pflegte den deutschen Rittersporn im Garten und las die Elbzeitung, die wohl die einzige war, die sich nach Amerika verirrte.

Als er einmal mit dem Chef des Krankenhauses durch die Säle ging, kehrte er hastig noch einmal um und klinkte mehrmals die Tür zum Nebensaal auf und nieder.

Der Professor sah sich befremdet um.

Philipp Mende lächelte glücklich und sah aus wie ein Kind. „Es ist nur — weil eine Tür daheim bei uns ähnlich so klang!“

Die Schwester, die dabei war, erzählte später, daß dem Professor, dem eingefleischten Zyniker, die Tränen in die Augen getreten waren.

Alle liebten den jungen Deutschen, von der Oberin hinab bis zur letzten Küchenmagd, und jeder wußte, daß er so am Heimweh litt. Aber warum er nicht daheim war — danach fragte ihn niemand.

Wenn er an Sterbebetten saß, erzählte er von einer alten Apotheke, die irgendwo in irgendeiner deutschen Kleinstadt lag, von einem Sommergarten, in dem die Rosen blühten, wie sonst nirgends auf der Welt! Die Schwestern nannten Philipp Mende den „Sommergärtner“.

Josephinchen saß daheim am Fenster und sah die Torstraße hinunter. Die braunen Nickel fuhren nicht mehr, und Dägendahls waren schon alle in der Lehre.

Gabriel Sylvius war tot, und Sophie Butze mit dem ländlichen Frohsinn und Annalotte Mende schickten sich an, heimzugehen.

Philipps Briefe kamen regelmäßig ins Haus. Josephinchen weinte, wenn sie sie las, und sammelte sie alle geordnet nach der Zeit bei den trocknen Blumen und papiernen Kirchen, den Holzklötzen und Kinderkram, als ob es alles Andenken an einen Toten wären.

Aus seinen Briefen klang immer Heimweh. „Wenn du durch den Garten gehst, bleib' an der Grotte stehen und leg' deine Hand auf den roten Stein und sag' meinen Namen —“ Heimweh klang aus allem; seine Tage waren voll freudiger Arbeit, da hatte er sein altes, starkes Lächeln wieder — aber die Nächte gehörten der Heimat. Seine Träume waren deutsch und seine Wurzeln waren fest in der lieben, kleinen Stadt an der Elbe.

Drei Tage waren in seinem Leben, die zu Marksteinen am Wege wurden.

Das war der Tag, an dem er erfuhr, daß seine Mutter gestorben war, die Stunde, die ihm Josephinchens Sterben meldete, und der Abend, an dem er Singe Lenz kennen lernte.

Das erste war Annalotte Mendes Tod. Als sie schon auf dem Friedhof lag, schrieb er noch einen Brief an sie, weil niemand den Mut gefunden hatte, es ihm zu schreiben. Dann las er es in der Elbzeitung und wunderte sich gar nicht — aber er wurde von dem Tage an noch heimwehkranker.

Das zweite war Josephinchens Tod.

Da machte er sich auf und ging noch einmal in die Heimat zurück.

An einem späten Herbstabend, als die feuchten Nebel schon über der Elbe hingen, schritt er über die ausgetretene Schwelle.

„Jetzt darf ich mein Vaterhaus betreten, Geno! Jetzt gibst du mir wieder die Hand?“

Geno zog ihn hinein. Er sprach zuerst kein Wort; er gab dem Bruder nur wieder und wieder die Hand.

„Philipp — du lieber, lieber — du — jetzt ist die traurige Sache so: kannst du mir das vergessen?“

Da wandte Philipp sich ab. Geno mußte von ihrem Leben erzählen, alles. Jedes Wort, jeden Wunsch, jedes Leiden ihrer kurzen Krankheit.

Philipp wunderte sich, daß er so ruhig davon hören konnte. Daß so ein bißchen Daheimsein solchen Frieden geben konnte. Daß die paar Züge Elbluft einen andern Menschen aus ihm machten!

Digitized by Google

Er ging immer wieder durch die Stuben, er nickte den verblichenen Tapetenmustern zu wie treuen Freunden, klinkte alle Türen auf und öffnete die Fenster an den vertrauten Griffen. „Geno — weißt du noch damals, als du aus diesem Fenster im Wein runterkletterteſt?“

O ja, er wußte!

„Weißt du noch das mit dem gelben Küken? So viele Küken hab' ich gesehen im Leben — aber ein so stattliches nie mehr!“

„Du hast einen fremden Akzent im Ton!“

Philipp sah erschrocken auf. „Hab' ich? Aber ich bin so deutsch wie du und alle! — Ach, wie die Georginen blühen! Bei uns drüben gibt's gar keine Georginen! Und denk noch, mein ganzer Garten drüben ist voll von Rittersporn. Die Schwestern lachen mich aus und nennen das ‚die deutsche Wüste'.“

Geno sah finster aus. „Josephine ist tot.“

Philipp fuhr sich durchs Haar. „Verzeih! Ich vergesse sie nicht, Geno — aber vergiß du nicht — daß sie für mich schon lange vorher gestorben war —“

Sie gingen schweigend durch den Garten. Philipp Mende brach von allem, was noch blühte, ein Andenken für später.

„Willst du denn wieder zurück?“ fragte Geno beklommen.

Philipp sah erstaunt auf. „Denkst du, daß ich zwischen Gräbern leben kann? Soll ich immer neben dir auf leisen Sohlen gehen und jedes Lächeln ängstlich verbannen? Jetzt ist mein Leben hier doch vorüber!“

Da sagte Geno nichts mehr.

Philipp schlief in demselben Bett, das damals seine Not erlebt hatte, er hörte den Plattmönch in der Blutbuche und hatte nur den einen Gedanken: daheim! Zum erstenmal träumte er nicht und schlief wie ein Kind, das müdgefreut der Mutter im Arm einschläft.

Der dritte Markstein war der Tag, an dem er Singe Lenz kennen lernte.

Es war ein herb-nebliger Herbstabend.

Philipp wollte die letzten weißen Georginen auf Josephinchens Grab legen — da sah er eine Mädchengestalt am Hügel knien.

Groß und stark saß sie da und hielt den Kopf gesenkt, als ob ihn die Last der hellen Flechten niederdrückte.

Sie ordnete mit flinker Hand den Efeu und sang leise dabei, aber sie sah ihn nicht.

Er blieb einen Augenblick stehen und sah ihr zu. Dann redete er sie an und empfand ein wenig Schadenfreude bei dem Gedanken, daß sie erschrecken würde.

Aber sie erschrak gar nicht. Sie wandte ihm seelenruhig ihr helles Gesicht zu und hatte einen Schelm in den Augen.

Philipp sah sie an und hatte plötzlich Lust, laut hineinzuschreien vor Kraft und Glücksgefühl — aber er schämte sich im gleichen Augenblick, daß er an Josephinchens Hügel solche Gedanken hatte. Doch von dem knienden Mädchen ging eine solche Jugendlust und Kraft aus, daß er selber ganz närrisch von soviel Blondheit wurde. „Was wollen Sie hier?“ fragte er übermütig.

„Ich —? Ei, Herr Mende, dasselbe wie Sie!“

Er lächelte. Sie sah es.

„Warum lachen Sie so heimlich?“

„Was hätten Sie wohl gesagt, wenn ich nun plötzlich den Hut im Bogen fortgeschleudert hätte und mit Hallo und Juchuh rundherum gesaust wäre wie ein Schulbub — immer um die Gräber rum?“

Sie lachte ein junges, lustiges Lachen. „Wenn Sie keine Blumen zertreten hätten — na, Gott — da hätt' ich halt gedacht: das ist endlich mal einer, der seine fünf Sinne beisammen hat!“

„Ein gescheiter Mensch hätt' anders gedacht — grad' ungefähr andersherum!“

„Na, sehen Sie? Ich bin eben nie gescheit.“

Eine Zeitlang schwiegen beide. Dann fragte er mitten in das Schweigen hinein: „Wie heißen Sie?“

„Hab' keinen Namen!“

„Unsinn — ich will's wissen!“

Sie lachte. „Singe heiß' ich.“

„Das ist doch kein Name!“

„Nun sagen Sie selbst, daß ich keinen Namen hab'!“

Dies Mädchen hatte eine Art, die einem heiß machen konnte! „Gut, ich will ‚die' Singe hinnehmen. Wie heißen Sie denn weiter?“

Sie lachte noch mehr. „Lenz. Singe Lenz.“

„Aber das ist doch auch kein Name. Ebensogut hätten Sie Mai oder September sagen können!“

„Ja, ebensogut. Aber nun hab' ich halt Lenz gesagt, Herr Philipp Mende aus Amerika!“

„Kennen Sie mich?“

„O ja — besser als Sie denken!“ Das warf sie so leicht hin über die Schulter. Und doch war sie rot geworden.

Philipp sah an ihr vorbei auf die vielen schwarzen Kreuze. Er hätte wer weiß was gegeben, wenn er gewußt hätte, woher dies sonderbare Mädchen ihn kannte. „Waren Sie oft in der Apotheke —?“

„Nie.“

„Oder bei Gabriel Sylvius als Patientin —?“

„War nie krank!“

Digitized by Google

Sie raffte Schere und Harke zusammen, hängte das Gießkännchen übern Arm und wandte sich zum Gehen.

Er vertrat ihr den Weg. „Dann sagen Sie mir nur noch das eine: warum pflegen Sie Josephine Mendes Grab?“

Da wurde sie ernst und sah ihn finster an.

„Das ist für den lieben Gott und mich!“

Philipp schüttelte den Kopf.

„Sie stand Ihnen nah?“

„Das weiß ich nicht.“

„Singe Lenz!“ Er griff nach ihrer Hand. „Singe Lenz — dann haben Sie Geno geliebt — war's das?“

Sie lachte kurz auf und riß sich los. „Ach du lieber Himmel —“ Da erschrak sie und hielt inne. Sie war dunkelrot geworden und sah ihn ängstlich an.

Philipp fiel es wie ein Schleier von den Augen. „So — Singe Lenz — War es so? Mädchen!“

Aber als er die Hand nach ihr ausstreckte, war sie hinter der Tujahecke verschwunden.

Er pfiff wütend durch die Zähne und dachte: ‚Lauf, albernes Ding — denkst, daß ich einen Schritt tu um deinetwillen —?‘

Den ganzen Heimweg über mußte er an Singe Lenz denken und zergrübelte sich den Kopf, wo er sie einmal getroffen hatte im Leben, daß sie ihn lieben konnte. Aber ihm waren zu viele Frauen begegnet, als daß er sich jeder einzelnen entsinnen konnte, und er gab es ärgerlich auf.

Er fragte Geno nach einer Familie Lenz.

„Gibt's keine!“

„Auch außerhalb der Stadt?“

„Keine! Sie hat dich angeführt!“

„Verdammt!“

Er konnte den Ärger nicht loswerden und redete sich immer mehr hinein. Wenn sie ihn je geliebt hatte, gab ihr das doch kein Recht, ihm mit so ausgesucht boshaftem Spott zu begegnen! Und am meisten ärgerte es ihn, daß er immerzu an sie denken mußte.

Aber am nächsten Morgen wachte er auf und hatte von ihr geträumt und sagte noch im Halbschlaf den Namen Singe Lenz vor sich hin. Und es war, als ob sie von ihrer Jugendlust und Frische einen Teil auf ihn hinübergezaubert hätte. Er mußte singen, ob er wollte oder nicht — und wenn Geno auch tausendmal vorwurfsvolle Augen machte! Er mußte auch laut Juchuh im Garten schreien und erzürnte sich fast mit dem Bruder darum. Aber er konnte um Josephinchen nicht mehr trauern — das Leid war schon abgestumpft mit der Zeit.

Und als ihm die stille Trauerluft im Hause unerträglich wurde, nahm er seinen Filz vom Riegel und machte sich auf den Weg.

Ohne Ziel — ohne Zeit — nur hinaus, weil der Herbst noch nicht da war!

Als er so am Deich entlang ging und die ganze herbe Schönheit seiner Heimat sich weit vor ihm auftat — da wurde ihm wunderbar ruhig und stark ums Herz.

‚Das ist die Elbluft,‘ dachte er und wunderte sich über die Kraft, die von der Heimat ausging. Er fühlte, daß er vor der Zeit gealtert wäre — wenn er nicht jetzt den Weg hierher gefunden hätte.

Es war ein wunderschöner Tag. Die klare Herbstsonne blinkte auf der Elbe und alles war so scharf und deutlich zu erkennen, als ob gar keine Luft dazwischen wäre. Die Marienfädchen flogen über den Weg, legten sich ihm kühl um die Stirn und weckten Erinnerungen an frühere Zeiten.

Er ging auf Wendisch-Wehningen zu.

Ein Elbkahn zog träge gegen den Strom. Vom Ufer aus wurde er von zwei stämmigen Braunen gezogen. Philipp rief dem Schiffer durch die hohle Hand etwas zu; er kannte ihn von früher. Der Mann lachte und antwortete fröhlich und kannte ihn auch noch. Philipp fühlte sich so jung und stark wie damals, als sie hier alle vier — der Notar war mit — zum Erntebier hinausgezogen.

Damals liebte er Josephinchen und sie ihn.

Ach, Unsinn! Warum an das alte Elend denken, wenn die Welt so wunderbar schön war? Nun fing sein Leben ja überhaupt erst an!

Er kehrte im Krug ein und setzte sich unter die Linden an einen rohen, hölzernen Tisch.

Er war zu dieser Stunde der einzige Gast.

Auf dem Hof tränkte ein Knecht einen dicken Schecken und rief in die offene Küchentür, daß einer dasäße.

Und da kam alles wie ein Traum.

Die da vor ihm stand und fragte, war Singe Lenz, und die kaum atmen konnte vor Schreck, war wieder Singe Lenz, alles, alles war Singe Lenz mit ihrem warmen jungen Leben, keine Traumgestalt, die plötzlich in Nichts zerrann!

Da jauchzte Philipp hellauf und riß sie in die Arme und küßte den leise widerstrebenden Mund wieder und wieder.

„Singe Lenz! Singe Lenz — nun ist der Frühling da!“

Sie lachte selig. „Wie kommst du her?“

„Geradeswegs dem Herzen nach!“

„Hab' ich dich so gerufen —?“

„Ja, das hast du. Aber nun laß' ich dich nicht wieder entgleiten — du Hexe du!“

Sie lachten beide und gingen in den leuchtenden Herbsttag hinein, ohne nach Zeit und Ziel zu fragen — nur geradeaus — mitten ins Glück hinein.

Digitized by Google

Euthydemus I — Demetrius

Abb. 1. Indo-baktrische Münzen, etwa 230—160 v. Chr.

Die Brücke zwischen dem Hellenismus und dem Chinesentum

Von Prof. Dr. Albert von Le Coq

★★

Die Eroberung Irans und Nordwest-Indiens durch Alexander den Großen darf man vielleicht betrachten als den Abschluß der friedlichen Durchdringung dieser Gebiete durch griechische Kaufleute, Ärzte, Söldner und Sklaven. Alexanders Plan, Griechen, Perser und Inder, lauter verwandte und hochbegabte Völkerschaften, unter seinem Zepter zu einem Volke hellenischer Kultur zu verschmelzen, scheiterte an seinem Tode; seine Nachfolger, die Diadochen, hatten in seiner Schule wohl militärische Kenntnisse erworben, so weitausgreifende Pläne aber waren ihnen fremd und wohl auch widerwärtig. Im Streit um die Erbschaft Alexanders mußten die Diadochen bald nach dessen Tode die indischen Provinzen aufgeben: Candragupta und die übrigen mächtigen Mauryafürsten vereinigten sie wieder mit dem übrigen Indien. Aber die zahlreichen von Alexander gegründeten, zum Teil mit ausgedienten griechischen Söldnern besiedelten Städte blieben, und schon um 250 v. Chr., wohl noch zu Lebzeiten des großen Maurya-Kaisers Asoka, gelang es hellenischen Abenteurern, Condottieri, in Bactrien und, etwas später, im Pandschab, unabhängige griechische Königreiche zu errichten. Die Herrscher in diesen Reichen pflegten griechische Kultur und Kunst und ihre in großen Mengen erhaltenen Münzen edelster Prägung legen beredtes Zeugnis ab von der Kunstfertigkeit und vom Reichtum ihrer Länder. Letzterer erklärt sich leicht aus der geographischen Lage: das Kabulland und das obere Pandschab (die alte Landschaft Gandhara ist der Schlüssel Indiens; hier liegt der Chaibarpaß, durch den der gesamte Ein- und Ausfuhrhandel Altindiens nach Iran und China seinen Weg nehmen mußte.

In diesen griechischen Königreichen ereignete sich eine überraschende Tatsache; hier beugte sich, schon im 2. Jahrhd. v. Chr., der hellenische Geist dem indischen: Menander (etwa 165—130), der griechische Großkönig des ganzen Pandschab und des Kabullandes, begünstigte den Buddhismus, der schon in so früher Zeit in die Länder des Westens und Nordens vorgedrungen zu sein und Sindh, Balutschistan, Afghanistan, Merw, Samarland und Buchara, ja selbst das ferne Chiwa damals schon den Lehren des indischen Erlösers unterworfen zu haben scheint.

Bald darauf erreichte diese griechischen Staaten ein gewaltsamer Untergang. Ihre endlosen Fehden untereinander und mit dem im Westen entstandenen Reich iranischer Nomaden, der Parther, hatten sie bis zur Erschöpfung geschwächt, neuer Zuzug „grimmig kämpfender Yavanas", wie die Inder die Hellenen nannten, war aber unmöglich, da die Parther die Wege geschlossen hatten. Die iranischen und indischen Elemente in den Mischrassen dieser Gebiete mußten also allmählich das griechische Element beeinträchtigen und dadurch ihre Überlegenheit äußeren Feinden gegenüber weiter herabsetzen. Zu allen Zeiten lauerten die Nomadenvölker an den Ostgrenzen Irans auf zum Einbruch günstige Gelegenheiten. Die Schwäche der Griechen in Bactrien entging ihnen nicht; sie brachen ein (etwa 127 v. Chr.) und mit König Heliocles erlosch auf immer die griechische Herrschaft in Bactrien nördlich vom Hindu-

Abb. 2. Tocharer. Wandbild aus Turfan. 8. Jahrh.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 5. Manichäische Miniatur, Chotscho, 8.—9. Jahrh.

China hat sicher bestanden. Den ganzen Nordrand des Thienschan entlang, bis tief in die Dzungarei hinein, findet man nämlich Grabhügel, die, wie in Südrußland „Kurgan" genannt, auf ihrem Gipfel eine rohe Steinfigur tragen und in ihrem Inneren Gegenstände einer Bronzekultur bergen, wie wir beides bei den skythischen Grabhügeln der Krim usw. kennen. Diese Tumuli können sehr wohl den Weg bezeichnen, auf dem europäische Reitervölker skythischer Kultur bis China vorgedrungen sind, und diese Völker oder Stämme können für identisch mit den Yüe-tschi gehalten werden.

Wie dem nun sein möge, die neuen Herren nahmen, mit dem Buddhaglauben, die hellenische Kultur des unterworfenen Mischvolkes an, und in der Zeit um Christi Geburt entwickelte sich in Gandhara, durch die Berührung zwischen der ausgehenden Antike und dem Buddhatum, und durchaus analog der Entstehung der frühchristlichen Kunst (der „christlichen Antike"), mit der sie schlagende Ähnlichkeiten aufweist, eine neue religiöse Kunst, die wir die „buddhistische Antike" nennen. Hier in Gandhara wurde die klassische Mythologie umgedeutet für die Bedürfnisse der buddhistischen Religion und hier wurde,

Abb. 4. Tocharer aus Kutscha. 7.—8. Jahrh.

Digitized by Google

Abb. 7. Die wunderbare Geburt des Buddha. Reliefplatte aus Gandhara
Berlin, Museum für Völkerkunde

nach dem Vorbilde von Apollo- oder Dionysos-Statuen, jene Gestalt des Buddha geschaffen, die bis heute in allen Ländern des Buddhismus, von Gandhara bis Java und Hinterindien im Südosten und China und Japan im Nordosten, allen, wenn auch noch so verkümmerten Darstellungen des göttlichen Lehrers zugrunde liegt. Bis zur Berührung mit den Künstlern Gandharas hatten die Steinmetze des inneren Indiens eine bildliche Darstellung des Buddha nicht zu gestalten vermocht; sie hatten sich begnügt, seine Gegenwart durch die Abbildung eines leeren Thrones mit dem Symbol der königlichen Würde, dem Sonnenschirme, anzudeuten.

Nordwestindien und Gandhara bilden also die östlichsten Gebiete griechischer Besiedelung; bis hierher erstreckt sich der unmittelbare Einfluß griechischer Kultur und Kunst.

Antike Einflüsse lassen sich aber in China schon frühzeitig nachweisen, lange vor der Eröffnung des Seeweges nach dem fernen Osten und alle Berichte sowohl westlicher als chinesischer Schriftsteller ergaben die Erkenntnis, daß das lange unzulängliche, erst durch Sven Hedins kühne Entdeckungsreisen (1894 bis 1897) wieder erschlossene Land zwischen Afghanistan und China früher die Verbindung bildete zwischen dem hellenisch-römischen Orient und dem fernen China. Es ist das durch uns, und die ausländischen Forscher auf demselben Gebiet, seit etwa 25 Jahren erfolgreich archäologisch durchforschte Ostturkistan.

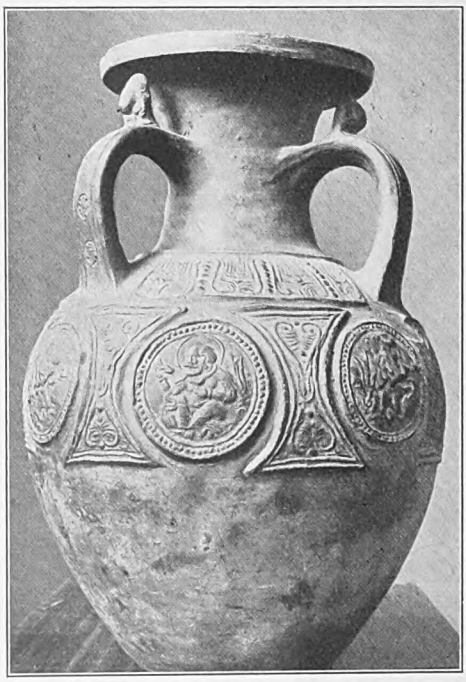


Abb. 6a. Dreihenkeliger Krug aus Chotan

Dieses Land, vielleicht das Becken eines früheren Binnenmeeres, erstreckt sich von Chorasan (Ferghana) und Afghanistan bis Kansu, der westlichsten Provinz des eigentlichen China. Es liegt zwischen Südsibirien und der Dzungarei (Norden) und Kaschmir und Tibet (Süden). Überall, außer im Osten, ist es eingeschlossen von ungeheuren Bergzügen, Pamir und Alai im Westen, Thien-schan im Norden, Kara Korum

Digitized by Google

Abb. 8. Die vier Hauptszenen aus Buddhas Leben:
1. Geburt (links unten). 2. Versuchung (links oben). 3. Erste Predigt (rechts unten). 4. Tod (rechts oben)

Digitized by Google

Abb. 9. Der Reichtumsgott Pancika, der Schutzgott der Kinder. Gandhara
Berlin, Museum für Volkskunde

und Kwen-Lün im Süden; der niederste Paß über diese Gebirge hat noch die Höhe unseres Montblanc. Nach Osten hin fehlen die Berge, aber dort dehnen sich die grauenvollen durstigen Wüsten des Lobgebietes aus, die den Reisenden durch ihre gefährlichen Sandstürme, äußerste Gegensätze von Hitze und Kälte, vollkommenen Mangel an Lebensmitteln und erbarmungslose Entfernungen gefährden.

Obwohl von der Natur so außerordentlich stark befestigt, war dies Land in den Zeiten der chinesischen Dynastien Han (rund 200 v. Chr. bis 200 n. Chr.) und T'ang (rund 600—900 n. Chr.) ein Durchgangsgebiet; die Handelsstraßen, auf denen die Seide Chinas (unde „Seidenstraßen") und die Ausfuhrwaren Indiens, Irans und des hellenisch-römischen Orients befördert wurden, liefen durch die Oasenstaaten am Fuß der Gebirgszüge, die das Land nach Norden und Süden begrenzen.

Dieser Handelsverkehr war eine Quelle des Reichtums für die in festen Städten wohnenden Völkerstämme des Landes und für die Chinesen, die unter den Han und den T'ang alle diese kleinen Staaten als Suzeräne beherrschten und stets bemüht waren, ihre Oberherrschaft aufrechtzuerhalten.

Die Bewohner dieser Staaten waren, in der Zeit zwischen Christi Geburt und dem 8. Jahrhd. n. Chr., keine Türken oder Ostiraten überhaupt, sondern im Südwesten, in der Oase Chotan, iranische Saken unter der Herrschaft eines indischen Stammes; in Kaschghar und vermutlich in vielen Oasen des Nordrandes, iranische Soghdier, ureingesessen oder Kolonisten aus Samarkand und Buchara, und, in der Gegend zwischen Kutscha, Karaschahr und Turfan, jenes merkwürdige Volk europäisch-indogermanischer Zunge, das wir „Tocharer" nennen und oben als vielleicht mit dem Yüe-tschi in Beziehung stehend erwähnt haben: vielleicht sind diese blauäugigen Menschen zurückgebliebene Stammesgenossen der Eroberer Gandharas. Alle diese Völkerschaften waren Buddhisten und Träger der aus Gandhara und Bactrien übernommenen graeco-indischen und graeco-iranischen Kunst und China empfing durch sie den Buddhismus mit seiner hauptsächlich in Gandhara entstandenen graeco-indischen Kunst.

Die türkische Eroberung fand erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts statt; die Uiguren, ein überaus kräftiges und begabtes türkisches Volk, drangen von Nordosten herein und machten die Festung Chotscho (chin. Kaotschang, heute Kara-chodscha) bei Turfan zu

Abb. 10. Der Dämon Atavika mit einem Kind einen Fluß durchschreitend. Qyzil bei Kutscha

Digitized by Google

Digitized by Google

Straße, der von Kara-Schahr nördlich vom Lobnor und der von Turfan im Osten des Landes. Der letzte Pfeiler, neu aufgedeckt durch die Besuche unserer ausländischen Arbeitsgenossen auf diesem Gebiet, Sir Aurel Stein und Paul Pelliot, steht auf chinesischem Gebiet; es sind die ausgedehnten Grottentempel-Anlagen von Tun-hwang bei der Stadt Shachou.

Diese Brücke mit ihren Pfeilern ist die alte nördliche Handelsstraße; die südliche war schwieriger und weniger begangen; beide trafen sich in Chotscho-Turfan, welches, als der wichtigste Knotenpunkt des Handelsverkehrs, einer der glänzendsten Kulturzentren Innerasiens war.

Auf diesem Wege kam der Buddhismus mit seiner graeco-indischen Formenwelt, kamen griechische und römische, mesopotamische und iranische Kulturgüter allerart nach dem zunächst ein Sonderleben führenden China, auf ihnen wurde chinesische Seide, jener begehrteste Handelsartikel des Ostens, dem Westen zugeführt, um durch die kunstreichen Weber und Färber von Beirut, Petra und Alexandrien umgewebt und gefärbt und, wie es scheint, oft genug als neuer Handelsartikel nach China zurückgesandt zu werden; auf diesem Wege marschierten chinesische Truppen nach Westen, unter den Han angeblich bis zum Kaspischen Meer, um Rebellen

Abb. 12. Gestalt eines eine Höllenstrafe Erduldenden Aus einem Wandgemälde der ‚Seefahrer-Höhle' in Qyzil bei Kutscha

Abb. 13. Bodhisattwa-Statue aus Lehm geformt Chotscho 9.—10. Jahrh.

zu strafen und die Seidenstraßen dem chinesischen Handel offen zu halten. In den Zeiten der Han aber kann China noch keine nennenswerte Kunst besessen haben; trotz der Oberherrschaft der Chinesen in diesen Gegenden ist dort alle Kunst buddhistisch und rein graeco-indisch-iranisch ohne irgendwelchen chinesischen Einfluß. Nachdem dann die buddhistische Propaganda China der indischen Lehre gewonnen hatte und die unter den Han noch recht steife chinesische Kunst durch die Bekanntschaft mit den Kunstübungen und der Technik des Westens befruchtet worden war, ändert sich die Sachlage. Chinesisch abgewandelt kommen die aus dem Westen eingeführten Formen zurück, einiges, wie Seidenstoffe, um durch die ganze alte Welt zu gehen; anderes, wie buddhistische Bilder und Statuen, um im ostasiatischen Kulturkreis zu verbleiben.

Ein ganz neues Leben erwachte, als die Mongolen sich erhoben. Sie nahmen die iranisch-indische Kultur der Uiguren an und kamen erst nach der Eroberung Chinas stark unter chinesischen Einfluß. Nach ihrer Er-

Digitized by Google

Abb. 14. Chinesisch abgewandelte Buddhafigur Wandgemälde in Bäzäklik bei Turfan. 9.—10. Jahrh.

oberung des Westens gewann der Weg durch Ostturkistan neue erhöhte Bedeutung: die Postreiter des großen Khan rasten auf ihren unermüdlichen Pferdchen von Station zu Station der durch die Zentralgewalt gesicherten Wege und zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit traten der äußerste Osten mit dem Westen in verhältnismäßig schnellen und gesicherten Verkehr. Das Gelbe Meer war dem Mittelmeer nahe gebracht und der durch die Kreuzzüge angebahnte Verkehr der Westländer mit den ihnen damals überlegenen Kulturen des Ostens erfuhr eine unerhörte Förderung.

Soweit die leider unumgänglich nötige Einleitung. Betrachten wir nunmehr einige Erzeugnisse der frühen Kunst Ostturkistans. Von Erzeugnissen der Profankunst haben wir nur wenig gefunden; vielleicht gehört aber der dreihenklige spätantike Krug aus Chotan (Abb. 6, a und b) in diese Kategorie. Die Verzierungen sind Palmetten und das in der sassanidischen Kunst so beliebte Perlenmedaillon. Eines der letzten bringt den Begleiter des Dionysos, den ewig trunkenen Silen, mit Rhyton und Becher, ein anderes den antiken Löwenkopf, der, wie wir glauben, in der chinesischen und indischen Kunst unter vielen Abwandlungen eine große Rolle gespielt hat. Wir wissen aber durch Sir A. Stein, daß gerade in Chotän antike Formen gepflegt wurden, man vergleiche zum Beispiel die prächtige Gestalt der Athene mit der Ägis (von einem Siegel), die alle seine kostbaren Bücher als Vignette ziert.

Am Nordrande der Wüste, bis Maralbaschi, halbwegs Kutscha, wurde die Gand-

Abb. 15. Was schließlich in China aus der Apollinischen Buddhafigur werden konnte

Digitized by Google

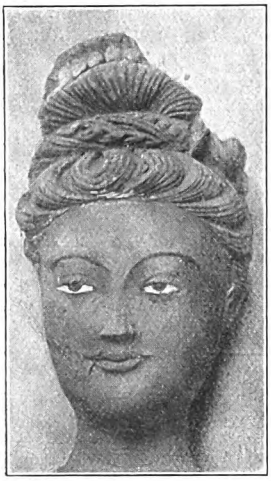


Abb. 16. Hellenistischer Kopf Kutscha. 6.—7. Jahrh.

hara-Kunst geübt, genau in denselben Formen wie im Stammlande selbst. Aber das Material war ein anderes; Ostturkistan ist arm an zur Bildhauerei verwendbarem Gestein und man verwendete deshalb, im Formereiverfahren, Stucco in aus Stucco verfertigten Formen.

Weiter nach Osten, in Kutscha, konnte festgestellt werden, daß es entweder in Gandhara auch eine Malschule gegeben hat, die stilistisch den Skulpturen nahestand, oder aber, daß in Kutscha Reliefplatten der Gandhara-Kunst in Wandgemälden kopiert wurden. Ein Beispiel dafür ist die „wunderbare Geburt des Buddha", die, in einer schönen Reliefplatte aus Gandhara in unserer Sammlung (Abb. 7) vertreten, als eine von vier Szenen aus dem Leben des Buddha in einer Wandmalerei etwa des 7. Jahrhunderts in der Oase von Kutscha wiederholt wird (Abb. 8).

Die Reliefplatten, seien sie nun aus Himalaja-Schiefer wie in Gandhara, oder aus geformtem Stucco (später nur noch aus dem zähen Lehm des Landes) verfertigt, waren stets mit einer dünnen Stuccoschicht überzogen und auf das reichste vergoldet und bemalt.

Abb. 17. Aus Sängim Aghyz bei Turfan

Abb. 18. Kopf aus Tschiqqan Kol bei Turfan

Höchst fesselnd und bedeutungsvoll für unsere These der Analogie zwischen der „christlichen" und der „buddhistischen Antike" ist folgendes Beispiel.

Eine schöne kleine Skulptur aus Gandhara zeigt einen bärtigen Mann, der ein Kind auf seiner Schulter trägt; es ist der Dämon Pancika, der Patron der Kinder in der buddhistischen Mytho-

Abb. 19. Kopf aus Murtuq bei Turfan

Abb. 20. Kopf aus Sängim Aghyz bei Turfan

Abb. 22. Kopf aus Japan

Digitized by Google

Abb. 23. Kopf aus Chotscho

Abb. 24. Kopf aus Chotscho

Abb. 25. Kopf aus Chotscho

logie. Sein Ursprung ist unschwer auf antike Darstellungen (Herakles mit dem Dionysos-knäblein) zurückzuführen, in der christlichen Antike erkennen wir in dieser Gruppe den starken Christophorus mit dem Christuskinde. In einem Wandgemälde in Kutscha stoßen wir auf eine andere Umdeutung desselben Vorwurfs, hier sehen wir den Dämon Atavika, der ein Kind durch einen Fluß führt.

Es ist versucht worden, das Auftreten so ähnlicher Kompositionen in der mittelasiatischen Antike und in der christlichen Kunst auf unmittelbare Übertragung aus der letzteren zurückzuführen. Wir glauben vielmehr, daß diese Vorgänge auf einer gleichzeitigen, an verschiedenen Orten vollzogenen Umdeutung beruhen. — Eins der ergreifendsten Meisterwerke der Gandhara-Kunst ist die Darstellung des Buddha als Asket (Museum zu Lahor). Es stellt den „großen Mönch" im Zustande völliger Abmagerung durch Fasten und Vigilien dar. Knochen, Sehnen und Blutgefäße sind unter der welken Haut sichtbar und das entfleischte Gesicht zeigt einen fast überirdischen Ausdruck. Kein Hellene hätte je ein solches Werk geschaffen; bei dieser Darstellung zeigt sich der indische Einschlag der Mischrasse, man wird aber zugeben, daß eine abstoßende Vorlage hier mit Würde behandelt worden ist.

Abb. 26.
Kopf aus Jar-choto bei Turfan

Es ist bezeichnend für den Eklektizismus der buddhistischen Kunst Ostturkistans, daß diese feierliche Figur des göttlichen Büßers in einem Wandgemälde in Kutscha verwendet worden ist, um einen zu einer Höllenstrafe Verdammten darzustellen; ein Dämon setzt ihm das ewig kreisende, glühende Rad auf den Scheitel (Abb. 12).

Wie ein Blick auf den Gandhara-Buddha lehrt, hatten schon die mischblütigen Künstler dieses Landes den

Abb. 27. Kopf aus Kutscha

Abb. 28. Kopf aus Jar-choto bei Turfan.

Digitized by Google

aufgebundenen Haarschopf der Apollo-Statuen mißverstanden und zu dem unschönen Tumor umgestaltet, der die späteren Buddhaköpfe verunziert. Aber im übrigen wurde die hellenische Tradition gewahrt, und zwar strenger in der „Skulptur", als in der Malerei.

So finden wir zum Beispiel im äußersten Osten, in der Turfan-Oase, noch Statuen streng hellenischer Formengebung (Abb. 13), während die Buddhagestalten auf den gleichzeitigen Gemälden bereits chinesisch verändert sind. Dieses Auftreten von hellenischen und ostasiatischen Formen nebeneinander und ohne Zweifel derselben Zeit entstammend, war verblüffend. Das Rätsel löste sich erst, als einige glückliche Spatenstiche eine Werkstatt öffneten, in der eine Anzahl wohlerhaltener Formen gefunden wurden. Sie waren aus Stucco hergestellt und nur durch Gewalt zerstörbar. Zerbrach aber eine Form, so wurde über einem ihrer früheren Erzeugnisse eine neue vollkommen gleiche auf mechanischem Wege hergestellt, mit der man den alten Typus weiter „drucken" konnte.

Die Malerei arbeitete zwar auch mit einem technischen Hilfsmittel, der Pause, die sowohl für die großen Wandgemälde, wie für die kleinen Seidenbilder Verwendung fand. Aber diese Papierpausen waren vergänglich, und da bei mangelndem Zuzug neuer westlicher Siedler das westländische Element in der Bevölkerung immer mehr durch das ostasiatische zurückgedrängt wurde, nämlich durch Türken und Chinesen, erfuhr die Malerei früher als die Skulptur ostasiatische Abwandlungen.

Infolge dieses allmählichen Vordringens ostasiatischer Elemente änderte sich auch das Schönheitsideal. Die älteren Köpfe aus Kutscha tragen noch den Gandhara-Typ mit indischem Schmuck, aber hellenischen oder europäischen Zügen, die jüngeren Köpfe aus den östlichen Siedelungen zeigen aber deutlich mehr und mehr ostasiatisches Gepräge. Wir geben zwei Serien, von denen die eine die Abwandlung eines Bodhisattva-Typs, der in Japan die Kwannon verkörpert, die andere eine andere Entwicklungsreihe zeigt.

Abb. 17 zeigt ein gräzisierendes Köpfchen mit Diadem und dem darunter geordneten Haar; der hohe Krobylos ist abgebrochen und die im Diadem steckenden Scheibchen sind verloren gegangen. Auf Abb. 18 erscheint ein Kopf derselben Art mit dem Krobylos, auf Abb. 19 derselbe Bodhisattva-Kopf aus einer anderen Siedelung. Abb. 20 bringt dasselbe Köpfchen schon ganz chinesisch verändert und Abb. 22 zeigt einen verwandten Typ aus Japan.

Mit großer Deutlichkeit erkennt man die Wandlungen an den Köpfen der zweiten Serie.

Die „langen Nasen" und „tiefen Augen" der Europäergesichter erscheinen den Ostasiaten unschön. Wir sehen daher schon an dem noch gräcisierenden Kopf (Abb. 23), daß die Augen etwas nach vorn gerückt worden und schräg gestellt sind. In Abb. 24 ist der antikisierende Haaransatz mißverstanden und hier, wie besonders in Abb. 25, sind die Augen hervortretend und die Brauen streben nach den Schläfen empor. Auch ist die Behandlung des Haares bei Abb. 25 abwei-

Abb. 29. Kopf des Mahakasyapa. Wandgemälde aus Qyzil bei Kutscha. Vor 700 n. Chr.

Digitized by Google

chend; statt der stilisierten Locken der antikisierenden Köpfe hier eine naturalistische Wiedergabe des straffen ostasiatischen Haares, die sich bei dem Mischtypus der Abb. 26 wiederholt.

Es versteht sich von selbst, daß bei diesen Änderungen Irrtümer allerart einlaufen mußten, so zum Beispiel ist es klar, daß der Anfertiger der Form für den Kopf der Abb. 27 nicht genau wußte, daß das Haar in festgelegte Locken geordnet war. Der Kunsthandwerker dagegen, der die Form für Abb. 28 herstellte, wußte nicht mehr, was er mit den fremdartigen Locken machen sollte, und verwandelte sie in einen seltsamen Kranz.

Wir haben nun die Wege geschildert, die die graeco-indische Kunst der indischen Heilslehre nach China eingeschlagen hat, und einige der Entwicklungen gezeigt, die sie auf dieser Wanderung durchgemacht hat. Weiteres reiches Material steht zur Verfügung und wir schließen ab mit der Wiedergabe eines modern expressionistisch anmutenden Kopfes, der eine Entwicklung der spätantiken Kunst Mittelasiens, vor ihrer Abwandlung ins Chinesische, vor unsere erstaunten Augen rückt (Abb. 29).

Sehnsucht. Von Edmund Schopen

Vöglein auf geschwinden Schwingen
Durch die stillen Nächte fliegen.
Hörst du nicht ihr süßes Singen?
Fühlst du nicht ihr weiches Wiegen?

Über weite, dunkle Heiden,
Wo die Föhren traurig träumen,
Über horchendstille Weiden,
Die des Stromes Murmeln säumen,

Über schlafensmüde Essen,
Die den Tag in Schweiß durchrungen,
Über Gräber, die vergessen,
Über Glocken, die verklungen,

Streicht ihr lautlos Flügelschlagen.
Wie die einsam stillen, wehen
Fensteraugen Sehnsucht tragen,
Die zu ihnen aufwärts spähen!

Und die kleinen Vogelbrüste
Glühen, will der Tau sie nässen,
Jauchzen, ob ein Gott sie küßte,
Wenn die Nebel sie umpressen.

Wie sie jedem Griff entgleiten!
Wie sie husch vorüberhetzen!
Zornig auf dem Nachtwind reiten
Große, graue Wolkenfetzen.

Und die Weiler sind versunken
Und die Städte überflogen.
Tausend helle Sternenfunken
Ruft der blaue Himmelsbogen.

Hohe Hügelzacken heben
Hinterm Strom sich lauschend näher.
Mond will Silberbrücken weben
Für die lieben, losen Späher.

Heller Schein im weiten Tale,
Als die Vöglein eilends kommen.
Nacht, du hast mit einem Male
Ja dein schönstes Kleid genommen!

Und sein Atmen hemmt das Schweigen
Und die Welle dämpft ihr Singen.
Denn der kleinen Vöglein Reigen
Und die Grüße, die sie bringen,

Sollen ja zur Kammer tönen
Leise in der Träume Schweben,
Daß sie einen Traum verschönen
Mit geheimem, warmem Leben,

Einen Traum von stillem Sehnen
Frühlingsfroh mit Glück umränken.
Denn die Vöglein sind die Tränen
Meiner stillen Nachtgedanken.

*

Digitized by Google

Scheffelbriefe

Mitgeteilt von Alberta von Freydorf geb. Freiin v. Cornberg

Aus meiner Sammlung von mehr denn 100 Originalbriefen des Dichters Joseph Victor von Scheffel sende ich Ihnen hier die Kopie einer kleinen Anzahl derselben, welche für das allgemeine Publikum Interesse haben könnten.

Der erste ist ein Gratulationsbrief des damals neunjährigen Knaben Joseph zum Geburtstage seiner Mutter. Noch in malend kindlicher Art geschrieben, zeigen doch schon die Buchstaben die sehr charakteristischen Eigenschaften der späteren Schrift des Dichters. Die Fassung des letzten Satzes macht sich in dieser kindlichen Schrift gar altklug und nett.

Liebste Mutter. Ich freue mich sehr, Dir zu Deinem Geburtstag Glück wünschen zu können. Ich wünsche Dir, daß noch oft dieses Fest zurückkehre, und Du Dich immer einer steten Gesundheit zu erfreuen habest. Ich danke Dir zugleich für Deine Bemühungen, bei meiner Erziehung pp. und verspreche mir künftig alle Fehler, welche Dir so manchen Kummer verursacht haben, abzugewöhnen. Dies ist mein sehr prosaischer, aber aus der Fülle des Herzens kommender Glückwunsch.

Dein Dich liebender Sohn

October 1835 Joseph Scheffel

Ein Brief an meine Mutter. (Meine Eltern waren in jener Zeit von Karlsruhe auf ihr Gut in Hessen gezogen.)

Hochverehrte teure Frau von Cornberg!

Es würde meinem Herzen etwas fehlen, wenn ich nicht auch in der Ferne Theil an Ihrem Weihnachtsfest nehmen dürfte. So viele Jahre durfte ich glückliche Stunden in Ihrem Familienkreise verleben: so sende ich heute als Stellvertreter ein Buch (es war die Waldeinsamkeit), bitte es unter den Christbaum zu legen und versiegelt zu lassen, dann im Kreise der Kinder das Loos zu ziehen, wem es zu eigen sein soll. Es ist aber dem ganzen Hause gewidmet, als Erinnerung an einen treuen Freund des Hauses. Wenn ich durch die Stefanienstraße gehe, muthet es mich sonderbar an, wenn ich nach den wohlbekannten Fenstern schaue — jetzt ist ein Institutshauch darüber ausgebreitet, man hört Gesang und sieht eine Staffelei im Salon . . . mir aber ist es eine überaus freundliche Erinnerung, hier wie in Radolfzell ein sichtbar Zeichen der früheren Bewohner pflegen zu dürfen: in Radolfzell mahnen mich die eisernen Gartenmöbel, hier der hochaufgewachsene Arbusenstock, im Zimmer überwinternd, an vergangene Tage.

Von Ihren hiesigen Lieben werden Sie nur Gutes hören. Im Hause von Freydorf war ich neulich, die Enkel sind stark und rotbackig, Frau von Freydorf hält mit dem neuen Intendanten Gans zu Putlitz beste Freundschaft; wir haben einen sehr heitern Abend verlebt; sie hat ein Album calligraphisch sehr schön ausgeführt, Prolog und Devisen zu den 12 Monaten des Jahres, die in lebenden Bildern von Damen unlängst bei ihr dargestellt worden sind ... Herrn von Cornberg, den ich herzlich grüße, wird interessieren, daß letzten Sonntag, den 7. Dez. 73 der erste altkatholische Gottesdienst durch Prof. Friedrich und einen ehemaligen Benedictiner in der hiesigen Stadtkirche feierlichst begangen wurde — die Protestanten hielten zuerst ihren, und blieben alle im altkatholischen anwesend. Damit zum Licht der Schatten nicht fehle, kam gleichzeitig die päpstliche Encyclica ...

Am Bodensee habe ich gute Tage verlebt und kam erst im November über die höchst merkwürdige Schwarzwaldbahn, auf der über 30 Bergtunnels passiert werden, zurück. Victor ist gut gediehen, hat Fischefangen und Herbsttrauben schneiden gelernt und muß hier wieder tüchtig lesen und schreiben.

Das Wartburgfest hat mir viel Anerkennung und eine Verlegenheit gebracht, nämlich den Orden zum weißen Falken, der zu den einfachen Distelfinken und Amseln auf der Veranda unseres Hauses nicht recht paßt.

Möge Ihnen viel Gutes und Liebes im Rest des alten wie im ganzen neuen Jahre beschieden sein!

Alle die Ihren herzlichst grüßend wie immer Ihr ergebenster

Karlsruhe, Jos. Victor Scheffel

12. Dezember 1873.

Ein Brief bezüglich der Dichtung und Aufführung des „Rockertweibchens" zu Wohltätigkeitszwecken, lebende Bilder, die von Professor Keller in der Eintracht gestellt wurden. Ich hatte als Forstmeisterin die begleitenden und erklärenden Verse zu sprechen.

Hochverehrte Frau von Freydorf!

Dem Goldmoos vom Rockertfelsen folgt heute das Manuskript der Dichtung, die unter Ihrer gütigen künstlerischen Sorge Leben und Freude bereiten soll. Wir sind eben mit der Reinschrift fertig geworden, der Bibliothekar Dr. Holder hat sie besorgt.

Bitte ergebenst, schreiben Sie als Vertreterin des Frauenvereins, in dessen Auftrag der Text verfertigt wurde, mir eine Emp-

Digitized by Google

fangsanzeige. Sie haben Vollmacht, zu ändern, bessern, streichen oder zuzufügen, wie die Interessen des Vortrags und der Darstellung es ratsam machen. Das Recht, die Dichtung durch den Druck zu veröffentlichen, behalte ich als Urheber mir vor. Namentlich die Worte, welche die Kinder sprechen sollen, könnten von Ihrer sachkundigen Hand noch besser gestaltet werden. Ich zweifle nicht, daß Alles Ihrer mitwirkenden Teilnahme gelingen wird und kann beifügen, daß mir die Ausarbeitung Freude gemacht hat, wiewohl dort, wo das Goldmoos blüht, noch viel Schnee lag.

In freundschaftlicher Ergebenheit
J. Victor Scheffel

Karlsruhe, 21. Februar 74.

Hochverehrte Frau von Freydorf!

Wollen Sie von Büchern und Bild Notiz nehmen; es könnten vielleicht doch einmal wenigstens drei oder vier passende Bilder zur Notburga erdacht werden, aber das Hauptbedenken ist, daß grade die charakteristischen Züge der Sage, der Hirsch, der Speise bringt, die Schlange, die den ausgerissenen Arm heilt und zuletzt die Engel nicht gut darstellbar sind. Inzwischen habe ich reiflich nachgedacht, und einen Stoff gefunden, der sich sehr plastisch und mit großem Humor erzählen läßt „die Geschichte vom Riesen Egge von Eggenstein, der den drei Königstöchtern von Jochgrim den Dietrich von Bern gefangen bringen soll". In etlichen Wochen will ich's vollenden, dann mündlich Näheres. Es ist deutsche Heldensage vor den Toren von Karlsruhe. (Dieses Vorhaben aber unterblieb.)

Ergebenst Scheffel.

Hochverehrte gnädige Frau!

Das Rokkertweibchen ist eine gute Fee; es giebt mir Anlaß Ihnen zu schreiben und die herzlichsten Grüße vom schönen Bodensee zu senden. Von Teinach, dessen herrliche Tannenluft und Quelle Empfehlung verdienen, bin ich nicht mehr nach Karlsruhe zurückgekehrt und somit ohne Abschied Ihnen entschwunden. Ich vertraue aber Ihrer Güte auch diesmal für alle geselligen Unterlassungssünden Verzeihung zu erhalten und thue — wie es die bairischen Gesetze früher vorschrieben „Abbitte vor dem Bilde des Königs" — d. h. ich schaue reuig zu dem lieblichen Bilde der Frau Rembrandt (ich hatte bei einem Kostümfest Rembrandts Frau dargestellt) empor, das mit seinem Gegenüber, dem Freund A. v. Werner im gleichen Costüm, eine stolze Zierde des Arbeitszimmers bildet. Wie ich mich freuen würde, einst deren Original die schönen Ufer des Untersees zeigen zu können. — Das gute Rockertweibchen beschützt seinen Poeten und wirkt mit Wohlthaten nach ... es hat mir aus Berlin einen goldenen Regen in's Haus geschüttet, in Gestalt von Einhundert acht und siebenzig Mark und steht schön gedruckt in der Deutschen Rundschau Heft 9, so daß ein Spekulant mir bereits den Antrag gestellt hat, schnell ein ganzes Buch solcher reizenden Schwarzwaldsagen heraus zu geben, als ob man sie nur so aus den Ärmeln schütteln könnte.

Nach meiner Art zu denken würde ich fürchten, das Rockertweibchen zu beleidigen, wenn ich seinen Segen nicht als Honorar im wahren Sinne des Worts, d. h. als Ehrensold annähme, und wenn ich nicht damit den edlen Frauen meinen Dank ausspräche, die sich der Dichtung so freundlich annahmen. Sie verehrteste theure Frau, werden Ihre gütige Mitwirkung auch jetzt nicht versagen und ich erlaube mir 1) zwei Exemplare der Deutschen Rundschau, Heft 9 zu übersenden, mit der Bitte als Andenken an gemeinsame Arbeit dem einen Platz in Ihrer Bücherei zu gönnen, das andre gelegentlich der Frau Großherzogin überreichen zu wollen. 2) den goldenen Regen von 178 Mark den Karlsruher Frauenvereinen in der Art zu bestimmen, daß Frauenverein 100 Mark und Elisabethverein 78 Mark erhalten, mein Name nicht genannt und nur etwa beigefügt wird: „Vom Rokkertweibchen."

Da ich keine Adressen von Vorständen, Comites usw. weiß, vertraue ich Ihrer gütigen Mithilfe; Gott gebe, daß wir ein andermal gleich guten Erfolg erleben!

Meine herzlichen Grüße an Herrn v. Freydorf und die Kinder begleiten diese Zeilen; Ihnen, meiner huldvollen Freundin küßt dankbar für alle Mühe die zarte Hand in alter Ergebenheit und Verehrung

Jos. Victor Scheffel

Seehalde, 12. Juni 75.

Aus einem längeren Briefe des darauffolgenden Herbstes möchte ich nur folgenden interessanten Auszug geben:

Seehalde. Hier lebten wir in schwülen, unheimlichen Sommerzeiten. Gewitter, Wolkenbrüche, Überschwemmungen, Unmöglichkeit zu baden, weil der See das Ufer fortgerissen hatte; dazu die Wolken am Friedenshimmel, es war wenig Erfreuliches.

Seit einigen Tagen ist Kaiser Wilhelm auf der Mainau. Die Offiziere des Konstanzer Regiments wollten zu einem Gartenfest ein Festspiel von mir; ich hatte das Glück, in Herrn v. Meyern einen Stellvertreter zu finden, der das Spiel besser und praktischer herstellt, als ich, bei mangelnder Kenntniß des Effects es zuwege gebracht hätte. So ge-

Digitized by Google

staltete sich ein großes lebendes Bild im Freien. Während die Herrschaften soupirten, wurde im Schloßgarten der Mainau unter großer alter Linde die Bühne aufgeschlagen. Gegen halb zehn Uhr kamen sie in den Garten, da saßen, schwach beleuchtet, in den langen weißen Mänteln mit schwarzem Kreuz die Comthure des Deutsch-Ordens, mehr denn 30, und einer erhob sich, sprach von der Vergangenheit und daß sie erlöst seien, denn Deutschland sei wieder waffenstark und habe einen Kaiser — habe neue Ritter und Streiter, schon nahen sie, zum Willkomm. Nun — auf ein Zeichen — bengalisches Feuer, der ganze Wald lebendig, Windlichter, Fackelträger, Regimentsmusik mit der Wacht am Rhein, die Mäntel fallen und die Offiziere des Konstanzer 114. Regiments lassen ihre Truppen, die in aller Stille auf der Insel postiert waren, dem Kaiser ihren Fackelzug bringen. Es war ein merkwürdiger Effect, und der Kaiser spielte gleichsam mit, denn für die auf der Bühne war es ein nicht minder denkwürdiger Effect, sich gegenüber dem Kaiser und der Seinigen in der magischen Beleuchtung der Sommernacht zu sehen.

Es folgte noch Thee und Empfang im Schloß. Um elf Uhr marschierte und fuhr alles nach Konstanz zurück. Der alte Herr war überrascht und erfreut ...

Radolfzell, am Tage der drei Stadtheiligen Zeno, Theopontus und Senesius 16. Juli 76. J. Victor von Scheffel.

Radolfzell, 26. September 1876. Brief an Herrn v. Freydorf.

Liebe Frau von Freydorf!

Es ist überaus gütig und freundlich, daß Sie aus Thüringen der Pfahlbauern am Untersee so herzlich gedenken. In Gedanken konnte ich Sie auf der ganzen Fußwanderung längs des Rennstiegs begleiten ... Die Forsthäuser mit Rehbraten und Preiselbeeren von Ohrdruf, die melancholische Sennerei und das Heerdengeläut der Schmücke, wo auch ich eine schreckliche Nacht verbracht, weil man durch die Holzwände Alles hörte, was die Nachbarn sprachen — der Schneekopf mit seinen einst vulkanisch ausgeworfenen Porphyrkugeln ... all Ihre Wege und Stege erschienen der Erinnerung wieder, und ich wünsche Glück zu solcher Rüstigkeit im Bergwandern ...

Was soll ich von uns erzählen? Wir liegen zur Zeit still in der warmen Augustsonne des Untersees, sind tüchtig vom Hochwasser überschwemmt, fangen Hechte und Karpfen, die beim Sinken der Gewässer von der Verbindung mit dem großen See abgeschnitten sind, baden und schwimmen und danken Gott, daß gute Gesundheit waltet.

Seit unserm schönen Maigang in die Rheinwälder ist manches Interessante erlebt worden. Von Kissingen, dem Fürsten Bismarck und einer merkwürdigen Reise in die Basaltberge der hohen Rhön wollte ich erzählen, als meine Karte Sie nicht mehr antraf. Letzte Woche war Graf Herbert Bismarck vier Tage lang mein Gast. Auch heute droht wieder Nachbarbesuch; ich schreibe nächstens ausführlicher und lege heut als Gruß einige „Heiligenbildchen" aus der kleinen Bergpsalmenausgabe an alle Schwestern und die Mama zum Verteilen bei. Papa Cornberg habe ich noch einen Fasan schriftlich zu verdanken — leider bin ich oft ein Schriftsteller ohne Tinte und überall in Briefschulden.

Nochmals herzlich dankend und die Hand küssend, die so liebe Briefe zu schreiben weiß.

Ihr ganz ergebener alter Freund und Nachbar Joseph Victor von Scheffel

Radolfzell, 17. August 1877.

Aus den letzten Sätzen des eben angeführten Briefes geht übrigens hervor, daß zwischen den befreundeten Familien nicht nur Briefe gewechselt wurden, sondern auch manche erfreuliche andre Sendung hin und her flog. So hatte meine Mutter nach einem Schlachttag auf dem Gut feine Würste nach Radolfzell geschickt und wurde durch folgende humoristische Antwort erfreut:

Orden spenden Fürsten
Freundschaft erfreut mit Würsten.
So wenig plagt mich des Ehrgeizes Durst
Daß mir ein Orden beinah Wurst.
So lieb ist mir alte Freundschaft geworden,
Daß Ihr Wurstkranz heute mein liebster Orden.

Daran anknüpfend folgenden Brief:

Seehalde, 20. ct. 79.

Verehrteste Frau von Freydorf!

Als Gruß von Mettnau und dem Schilfgestade des Untersee kommt heute ein Strandläufer geflogen, genannt der „große Grüel"; er will wo möglich etwas gebeizt und dann wie eine Wildente behandelt werden.

So Gott will, sind die letzten Spuren der Schweizer Reiseanstrengungen längst verschwunden; ich füge viele herzliche Empfehlungen an Herrn von Freydorf und Grüße an die Knaben bei und eile zu schließen, damit der Langschnabel bald fortfliegen kann.

In alter Ergebenheit Ihr

Jos. V. v. Scheffel.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Das Leunawerk, ein Wunder deutscher Technik

Von Hans Sachs

Mit neun Wiedergaben von Aquarellen Georg Wagenführs

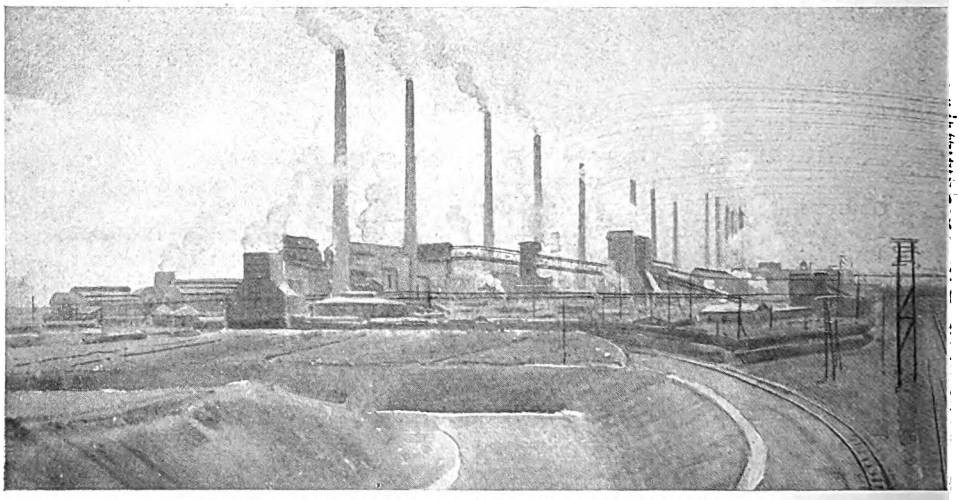
Noch vor ungefähr 25 Jahren galt es in den chemischen Hochschulvorlesungen und Lehrbüchern als unumstößliche Tatsache, daß es aussichtslos sei, den in der Luft zu 78 Prozent vorhandenen Stickstoff in einer technisch wie wirtschaftlich durchführbaren Weise dem Wohle der Menschheit nutzbar zu machen. Ja, man war noch bis zum Jahre 1913 überzeugt, daß eine unmittelbare Vereinigung von Stickstoff mit Wasserstoff unmöglich sei. Es ist das Verdienst von Geheimrat Haber und Professor Bosch, die theoretischen und die praktischen Voraussetzungen einer solchen Vereinigung, d. h. der Ammoniaksynthese festgestellt zu haben, und es ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der chemischen Technologie, daß es den Chemikern und Ingenieuren der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen gelang, diese Ammoniaksynthese im großen zu verwirklichen, sie in die Praxis umzusetzen. So entstand zunächst das Stickstoffwerk in Oppau, später dann das Leunawerk, von dem hier die Rede sein soll.

Das Leunawerk, wie das von der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen i. J. 1916 unter dem Druck der Stickstoffnotgegründete „Ammoniakwerk Merseburg" im Volksmunde genannt wird, hat seinen Namen von einem unscheinbaren Dörfchen, zwei Kilometer südlich der alten bischöflichen und herzoglichen Residenzstadt Merseburg im Herzen von Deutschland gelegen. In einer Länge von fast drei Kilometern, wozu noch der fast zwei Kilometer lange Rangierbahnhof kommt, erstreckt es sich östlich der Thüringer Bahn von Norden nach Süden, zwischen den Stationen Merseburg und Corbetha. Auf einer Grundfläche von rund sechs Quadratkilometern oder 2350 Morgen erhebt sich das Werk mit rund 500 Gebäuden der verschiedensten Größe.

Als die Söhne dieses Landes in den Weltkrieg zogen, und noch 1915 und 1916 wogten

Gasreaktionsöfen

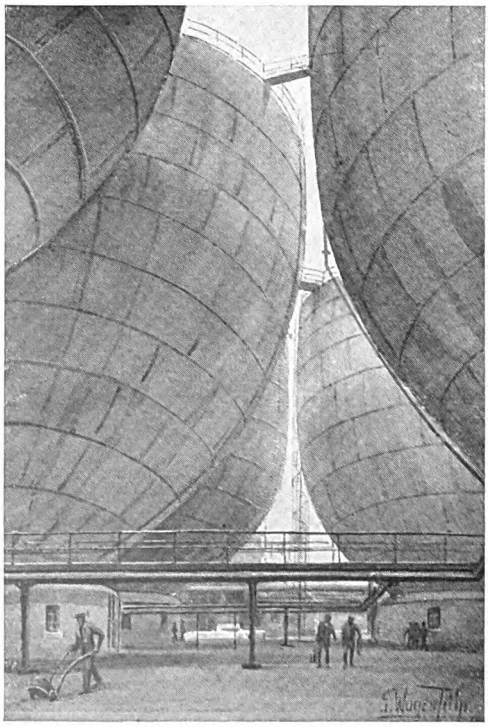
Digitized by Google



Ansicht des Werkes von der Bahn aus (Halle—Merseburg)

dort unabsehbare Getreidefelder. Wie aus der Erde gestampft wuchs dann das Werk empor, und heute findet man dort an Stelle der Felder eine schier unübersehbare, aber wohlgeordnete Menge der größten und modernsten Fabrikbauten, aus deren Masse wie gewaltige Merkzeichen 13 hochstrebende Riesenschornsteine zum Himmel ragen, die kleinsten 117, die größten 127 Meter hoch. (Von den stolzen Türmen des Kölner Doms werden sie freilich noch um 33 Meter übertroffen.) 20,8 Meter beträgt ihr oberer Umfang, 6,4 Meter ihr oberer Durchmesser. 120 Menschen würden bequem da oben auf einer Plattform Platz finden und die weite Rundsicht genießen können, und zu ihren Füßen würde der D-Zug wie ein niedliches Puppenspielzeug vorübereilen.

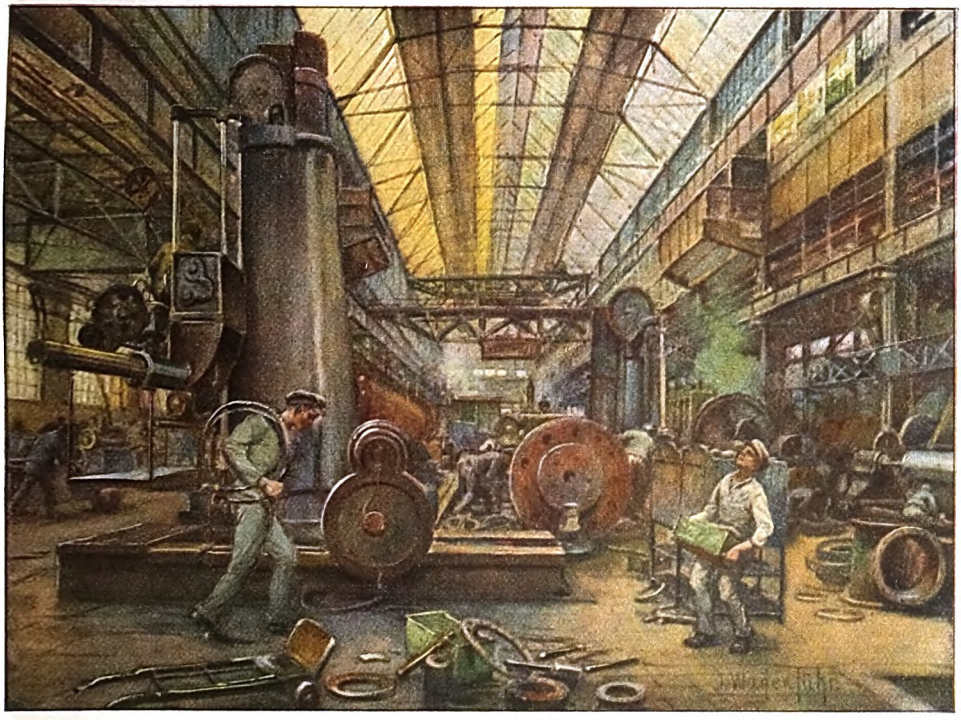
Dem Reisenden, in Richtung Frankfurt-Berlin oder München-Berlin von der Station Corbetha kommend, fallen zunächst die ausgedehnten Anlagen des Rangierbahnhofs auf; dann folgt ein großes Fabrikgebäude, in welchem das Enderzeugnis des Werks, das bekannte Düngesalz „Ammonsulfat" oder „Schwefelsaures Ammoniak" hergestellt wird. Daran schließt sich ein Riesenbau in einfacher, aber geschmackvoller Linienführung, das Lagerhaus, in dem das versandfertige Salz gestapelt wird. Gerade wenn der Reisende, auf das Bauwerk aufmerksam gemacht, es so recht betrachten und bewundern will, raubt ihm eine Eisenbahnüberführung den Blick. Es ist die 24 Kilometer lange Grubenbahn des Werks, die hier die Staatsbahn überschreitet. Auf ihr rollen Spezialzüge aus den Gruben des westlich gelegenen Geiseltals unermüdlich die Rohbraunkohle heran. Der Reisende erblickt noch das Kokslager, die Gasfabriken, riesige Gasometer und Kühltürme. Ein gewaltiges Bild, von der Bahn aus gesehen, und doch nur ein kleiner Ausschnitt der gesamten Anlage.



Ammoniakwasserbehälter

Wir steigen auf dem eigens für das Werk geschaffenen Bahnhof Leuna aus. Zur Zeit des Schichtwechsels sind die ausgedehnten Bahnsteige schwarz

Digitized by Google



Hauptwerkstätte

von den Tausenden von Menschen, die ihrem teilweise recht weit entfernten Heim mit besonderen Schichtzügen, meist in drangvoll fürchterlicher Enge, zustreben. Die Pförtner der Ausgangstore haben eine schwere Aufgabe mit der Kontrolle des Menschenstroms zu erfüllen. Ohne Ausweis darf ja niemand hinein oder heraus. Auch das Gepäck wird dabei genau kontrolliert.

Bevor wir uns zu einem Rundgang durch das Riesenwerk anschicken, lassen wir uns kurz den Gang der Fabrikation schildern.

Das Werk fabriziert nach dem Haber-Bosch-Verfahren Ammoniak, jenes farblose Gas von stechendem, zu Tränen reizenden Geruch, das jedem von uns von dem bekannten Salmiakgeist her zur Genüge vertraut ist. Salmiakgeist ist ja nichts anderes als eine Lösung des Ammoniakgases in Wasser.

Das Ammoniak besteht nun wieder aus zwei anderen Gasen, es ist eine chemische Verbindung von zwei chemischen Grundstoffen oder Elementen, nämlich von Stickstoff und Wasserstoff. Auf je einen Raumteil Stickstoff kommen drei Raumteile Wasserstoff.

Stickstoff ist zu 78 Prozent in der Luft vorhanden, und zwar nicht, wie im Ammoniak, in Form einer chemischen Verbindung, sondern frei, als Element, gemischt mit einem weiteren gasförmigen Element, mit Sauerstoff, den die Lebewesen zur Atmung benötigen. Wasserstoff hingegen steht uns in großer Menge im Wasser zur Verfügung. Wasser ist eine chemische Verbindung aus Wasserstoff und Sauerstoff. Auf je einen Raumteil Sauerstoff kommen zwei Raumteile Wasserstoff.

Wir müssen also, um Stickstoff einerseits aus der Luft, Wasserstoff anderseits aus dem Wasser zu gewinnen, in beiden Fällen den Sauerstoff beseitigen, mit dem der eine in der Luft gemischt, der andere im Wasser chemisch verbunden ist. Dazu eignet sich vorzüglich die Kohle, die sich beim Verbrennen mit Sauerstoff zu gasförmigen Produkten, nämlich zu Kohlensäure und Kohlenoxyd verbindet.

Luft, Wasser und Kohle sind also die „Rohstoffe", die das Leunawerk zur Fabrikation des Ammoniaks benötigt. Luft finden wir an Ort und Stelle in unbegrenzten Mengen; das Wasser liefert die unweit vorüberströmende Saale; nur die Kohle muß in Form von Koks von außerhalb bezogen werden.

Aus diesen drei Rohstoffen gewinnt man die Grundstoffe des Ammoniaks, nämlich Stickstoff und Wasserstoff, indem man in den Gasfabriken in großen eisernen, mit feuerfestem Material ausgefütterten Behältern — Generatoren — glühenden Koks einerseits mit Luft, anderseits mit Wasserdampf behandelt. Die Kohle verbindet sich mit dem Sauerstoff, und man erhält Stickstoff im sog. Koksgas und Wasserstoff im sog. Wassergas, denen freilich die Verbrennungsprodukte der Kohle, nämlich Kohlenoxyd mit wenig Koh-

Digitized by Google

lensäure, neben geringen Mengen anderer Gase beigemischt sind. Diese müssen zunächst beseitigt werden.

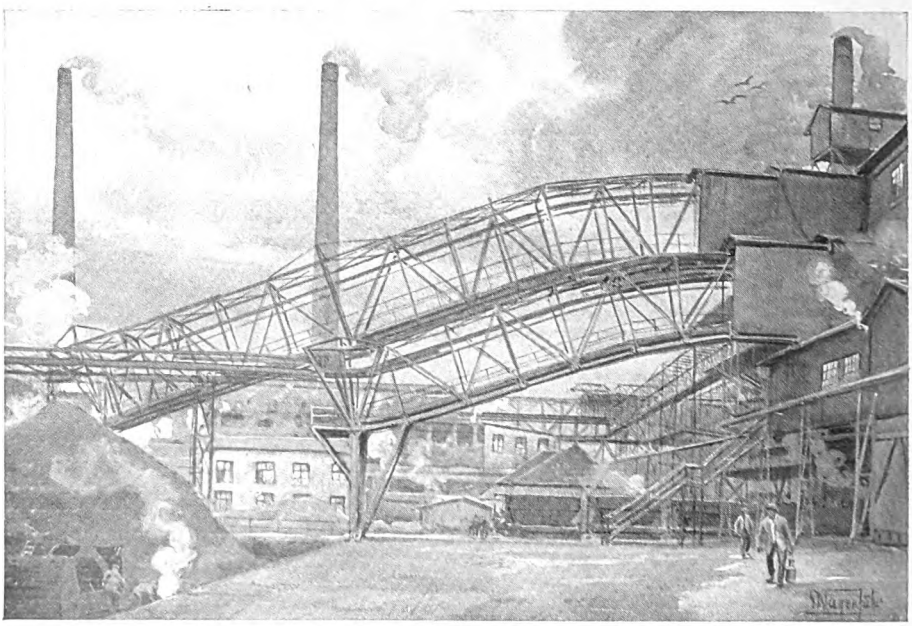
Nach einer Vorreinigung, die hauptsächlich die aus dem Koks stammenden Schwefelverbindungen beseitigt, wird das Kohlenoxyd durch Behandlung mit Wasserdampf unter der Einwirkung einer „Kontakt"-Substanz, eines Katalysators, in Kohlensäure verwandelt, wobei gleichzeitig wiederum Wasserstoff aus dem Wasserdampf entsteht. Wir haben nun ein Gemisch von Wasserstoff, Stickstoff und Kohlensäure, aus dem die letztere durch Behandlung mit Wasser unter einem Druck von 25 Atmosphären herausgewaschen wird. Die Kohlensäure wird aus der wässerigen Lösung durch Entspannen wiedergewonnen, um in der Sulfatfabrikation Verwendung zu finden.

Bei richtiger Bemessung aller Mengen, nötigenfalls unter Zusatz von Stickstoff aus einer Linde-Anlage zur Verflüssigung der Luft, ergibt sich so schließlich ein Gasgemisch, das auf einen Teil Stickstoff drei Teile Wasserstoff enthält, wie es zur Bildung des Ammoniaks erforderlich ist.

Das Gasgemisch wird dann unter dem von riesigen Kompressoren erzeugten Druck von 200 Atmosphären von den letzten Resten von Verunreinigungen befreit und danach bei einer Temperatur von 600 Grad durch gewaltige Stahlrohre, die sogenannten Kontaktöfen, geleitet, in denen sich unter Einwirkung einer besonderen Kontakt-Substanz ein Teil der beiden Gase zu der chemischen Verbindung vereinigt, die wir Ammoniak nennen. Durch große Umlaufpumpen wird das Gasgemisch nach Ergänzung des durch die Ammoniakbildung verbrauchten Teils immer wieder in die Öfen zurückgeleitet, während das gebildete Ammoniak mit Wasser herausgewaschen wird. Dabei entsteht eine Lösung von etwa 25 Prozent Ammoniak in Wasser (Salmiakgeist), die teils in Kesselwagen zum Versand kommt, teils in der Sulfatfabrik zu schwefelsaurem Ammoniak, zu Düngesalz verarbeitet wird.

In der Düngesalzfabrikation geht man von einer in der Natur auch in Deutschland reichlich vorkommenden Verbindung der Schwefelsäure aus, nämlich von schwefelsaurem Kalk, von Gips. Man verwendet den Gips als solchen, ohne daß man es nötig hätte, aus ihm erst Schwefelsäure herzustellen, die in den Kokereien und Gasanstalten zu dem gleichen Zwecke verwendet wird. Das Werk erhält den Gips mit Spezialwagen in Sonderzügen aus einem eigenen Gipswerk am Kohnstein bei Niedersachswerfen, einem in der Nähe von Nordhausen, am Südrande des Harzes gelegenen Dorfe. Der Gips wird fein gemahlen, mit Wasser aufgeschlämmt und mit Ammoniak und Kohlensäure behandelt. Letztere stammt aus der oben erwähnten Druckwasser-Reinigung des Gasgemisches. Bei dieser Behandlung scheidet sich kohlensaurer Kalk als Schlamm ab, der beseitigt wird, während schwefelsaures Ammoniak in Lösung geht. Letztere wird durch Filterpressen geklärt und eingedampft. Das auskristallisierte Düngesalz wird durch Zentrifugen von den Resten der Mutterlauge befreit und dann ins Lagerhaus gebracht.

Das ist in großen Zügen der Gang der



Kohlenförderanlage

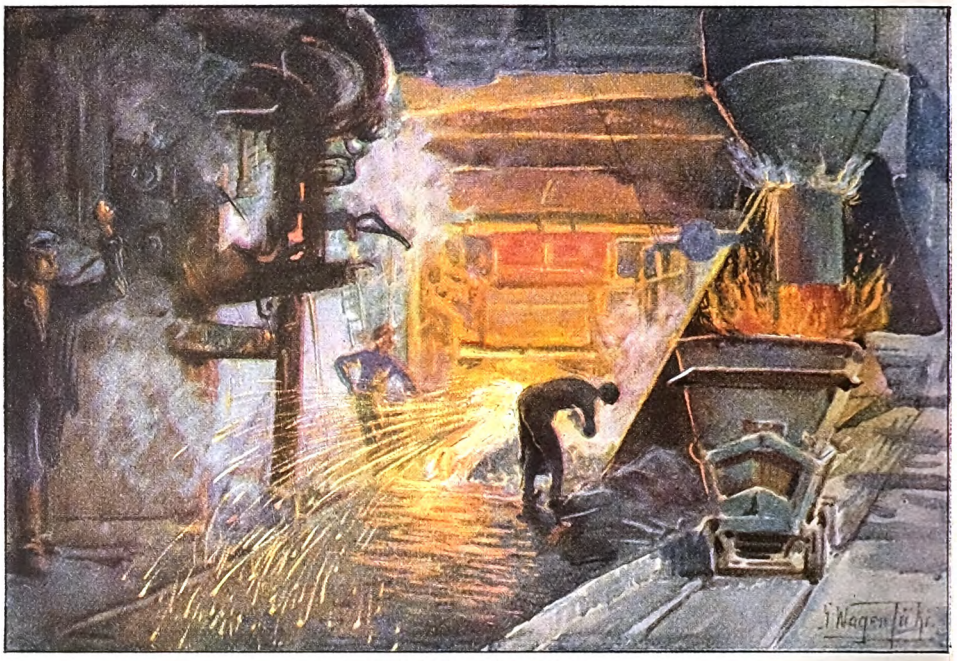
Digitized by Google

Fabrikation im Leunawerk. Doch lassen wir die Tatsachen sprechen, indem wir uns zu einem Rundgang aufmachen.

Gesamtansicht des Leunawerkes von Norden

Das Staunen beginnt zunächst beim Kokslagerplatz. Der Weg vom Bahnhof führt mitten hindurch. Rechts und links lagern, haushoch aufgeschichtet, die Koksmassen. Der tägliche Bedarf beträgt fast zwei Güterzüge voll Koks. Von einer hochragenden fahrbaren Kranbrücke aus fallen, gefräßigen Raubvögeln der Urzeit gleich, die riesigen Greifer in die Berge ein, raffen ihre Last empor und entleeren sie in die Transportwagen, die sie, an hoher Förderbahn hängend, in ununter-

Digitized by Google



Abstich eines Generators

brochener Fahrt zu den Gasfabriken befördern.

Hier wird der Inhalt der Wagen von den Riesenöfen, den senkrecht stehenden Generatoren verschluckt, um in glühendem Zustande mit Luft und Wasserdampf die Ausgangsgase zu ergeben, über deren Zusammensetzung und weitere Behandlung wir bereits unterrichtet sind.

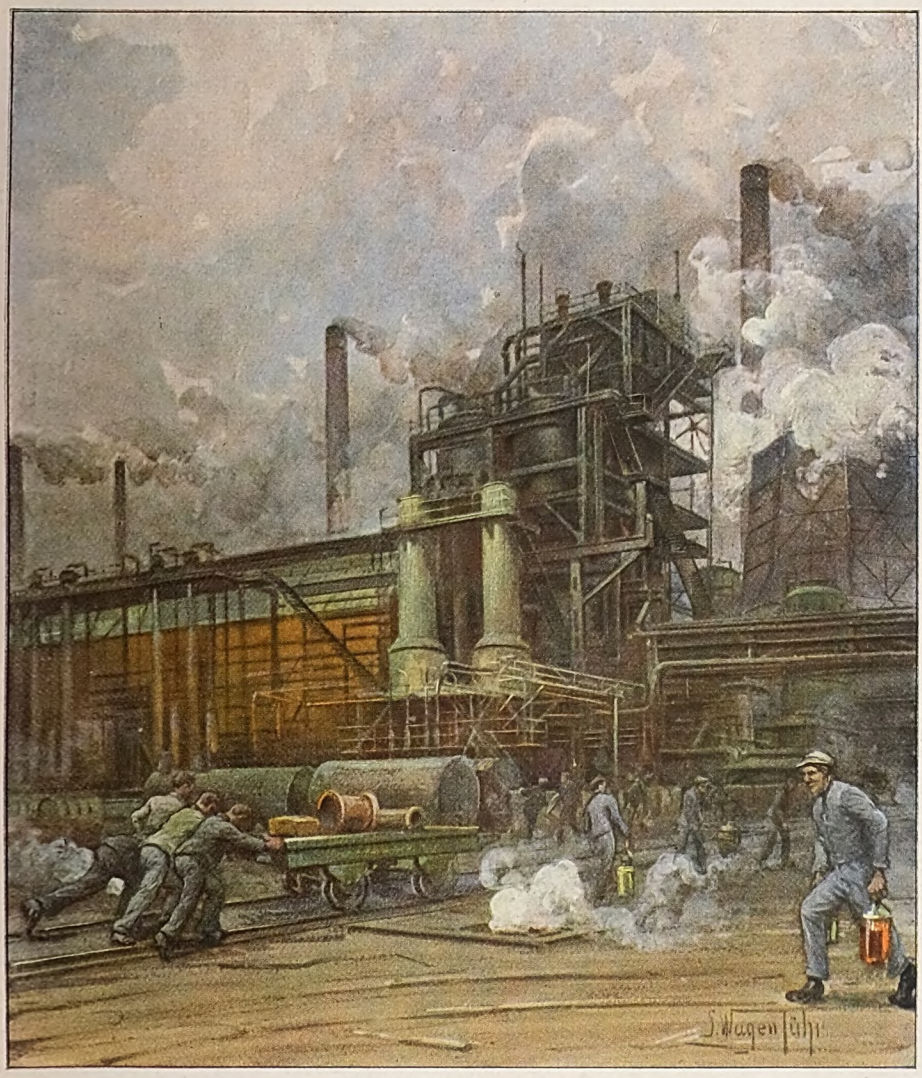
In der Wassergasfabrik herrscht ein so starkes Sausen und Dröhnen, daß man sein eigenes Wort kaum versteht. Eine Folgeerscheinung der gewaltigen Energiemengen, die hier am Werke sind, und der großen Ventilatoren, welche die Luft ansaugen und den Generatoren zuführen. Und das braust und dröhnt so Tag und Nacht und Sonntag wie Alltag und nimmt kein Ende. Ein ununterbrochener Sang der Elemente von erschütternder Urgewalt.

Wir wenden uns zur Koksgasfabrik und stehen plötzlich geblendet vor einem weißglühenden Lavastrom, der uns funkensprühend entgegenschießt. Mit langen eisernen Stangen bewaffnete Gestalten bändigen das glutflüssige Ungeheuer. Wir stehen vor einer besonderen Art von Gaserzeugungsöfen, von Generatoren, bei denen infolge besonderer Zuschläge die von der Vergasung des Kokses verbleibende Schlacke im feuerflüssigen Zustande abgestochen wird. Die flüssige Schlacke sammelt sich bei diesen Öfen im unteren Teile an und wird von Zeit zu Zeit durch eine mit Lehm verschlossene Öffnung abgestochen. Dabei ergibt sich ein wunderbarer Anblick, der es verdient, vom Künstler festgehalten zu werden.

Zur Fortleitung der gewaltigen Gasmengen von einem Bau zum andern dient ein ungeheuer ausgedehntes Netz von Rohrleitungen von teilweise riesigen Dimensionen. Die Gasleitungen sind mit allen sonstigen Rohrleitungen auf hohen eisernen Brücken verlegt, die sich in den Straßen des Werks entlang ziehen und mit ihrem Gewirr von Röhren dem Straßenbild ein charakteristisches Aussehen geben. Zur zeitweiligen Aufspeicherung der Gase dient eine Anzahl von Gasometern, von denen die größten je 30 000 Kubikmeter fassen. Die großen Gasbehälter sind nötig, wenn man bedenkt, daß täglich 2½ Millionen Kubikmeter Gas produziert werden, eine Menge, die für Groß-Berlin etwa zwei Tage lang ausreichen würde oder dem Monatsbedarf einer Stadt von 250 000 Einwohnern entspricht.

Ganz im Gegensatz zu den Vorgängen in den Gasfabriken vollzieht sich die nun folgende Reinigung des Gasgemisches von den Beimengungen und besonders vom Kohlenoxyd gänzlich geräuschlos und unauffällig. In den Bauten, in denen sich die Umwandlung des Kohlenoxyds mit Hilfe von Wasserdampf und besonderer Kontaktstoffe in Kohlensäure unter Bildung von Wasserstoff vollzieht, herrscht eine fast unheimliche Stille. Wir hören nichts von diesen gewaltigen Umwandlungen und sehen nichts als haushohe, weißgestrichene, vollkommen geschlossene Apparate, die durch riesige Röhren miteinander verbunden sind. Daneben Meß- und Kontrollapparate, die ab und zu abgelesen werden. Der ganze Prozeß verläuft automatisch.

Digitized by Google



Apparatur und Rohrbrücken

Kaum einen Menschen sieht man in diesen großen Hallen.

Dann geht es weiter zur Druckwasser-Reinigung, wo in großen Stahlzylindern die Kohlensäure aus dem Gasgemisch ausgewaschen wird. Die Apparate sind dem Druck von 25 Atmosphären entsprechend besonders stark konstruiert.

Das von Kohlenoxyd und Kohlensäure bis auf geringe Reste befreite Gasgemisch muß nun auch von diesen noch gereinigt werden. Diese letzte Reinigung geschieht unter dem hohen Druck von 200 Atmosphären in besonderen Anlagen auf chemischem Wege. Das Gasgemisch ist dann zur Ammoniaksynthese bereit. Den erforderlichen Druck von 200 Atmosphären erzeugt eine stattliche Anzahl von riesigen Gaskompressoren, die in nicht weniger als sieben großen Gebäuden aufgestellt sind und von starken Dampfmaschinen angetrieben werden. Als Kühlwasser zur Kondensation des von den Riesenmaschinen verbrauchten Dampfes wird die Hauptmenge des der Saale entnommenen Wassers gebraucht, wovon später noch zu sprechen ist. Das erwärmte Wasser wird in großen Kühltürmen durch ausgiebige Belüftung wieder abgekühlt, um es von neuem verwenden zu können. Diesen Türmen, meist aus Holz bestehend, entströmen gleich Kaminen von gewaltigem Querschnitt mächtige, besonders im Winter stark hervortretende, schneeweiße Dampfwolken, die die Charakteristik des Gesamtbildes vervollständigen.

Zur Erzeugung des gewaltigen Energiebedarfs, der gewaltigen Kräfte in Dampf-

Digitized by Google

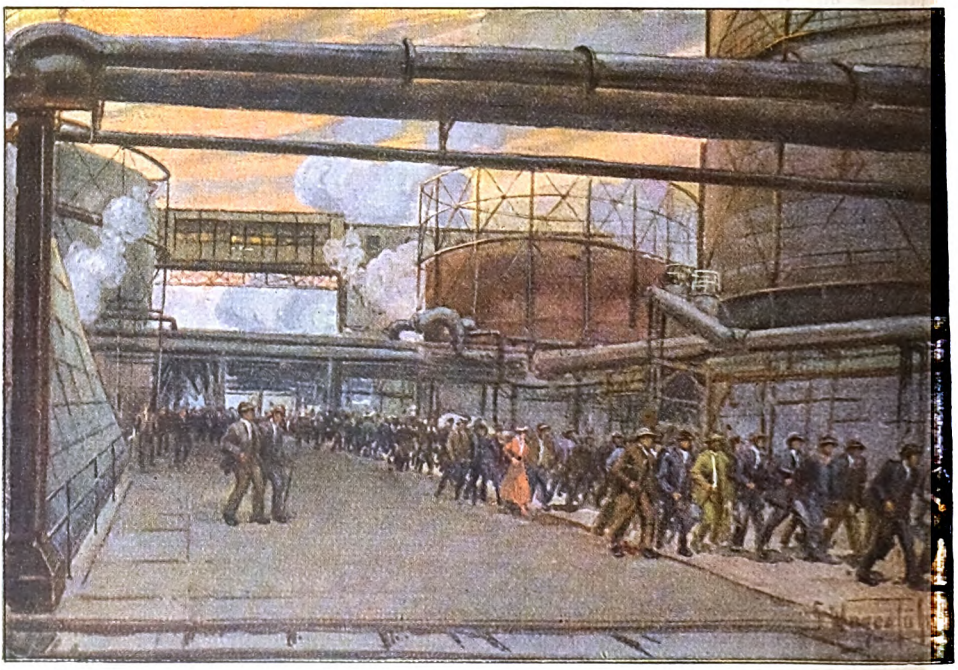
form, dienen sieben hochragende Dampfkesselhäuser, die eine Gesamtlänge von 1,7 Kilometer besitzen und 87 Steilrohrkessel mit einer Gesamtheizfläche von 52 560 Quadratmeter enthalten. Die Kessel haben 183 Dampfmaschinen mit 95 200 P. S. und 62 Dampfturbinen mit 71 600 P. S. mit Dampf zu versorgen.

Dem gefälligen Äußeren der Kesselhäuser merkt man nicht an, daß in ihnen die leicht schmutzende Rohbraunkohle in gewaltigen Mengen die Hauptrolle spielt. Die zur Kesselheizung erforderliche Rohbraunkohle wird in mehreren eigenen Gruben des benachbarten Geiseltales im Tagebau gewonnen und mittels der normalspurigen Grubenbahn ins Werk befördert. Es laufen täglich fünfzehn Kohlenzüge ein. Die Kohlenwagen werden über einem Tiefbunker durch Greifer an den Achsen festgehalten und durch Kippen automatisch entleert, soweit nicht Spezialwagen, Selbstentlader, Verwendung finden. Da die Kohle bei Frost infolge ihres hohen Feuchtigkeitsgehaltes leicht zusammenfriert, finden wir bei den Tiefbunkern langgestreckte Schuppen errichtet, in denen ganze Kohlenzüge auf einmal mit ausströmendem Dampf aufgetaut werden. — Von den Tiefbunkern gelangt die Kohle in den Förderwagen der 4½ Kilometer langen Hängebahn bis hoch hinauf in die Bunker der Kesselhäuser, von denen aus sie automatisch und nach Bedarf den Feuerungen zugeführt wird.

Das zur Kesselspeisung erforderliche Wasser wird der Saale entnommen. Zwei Kilometer südöstlich vom Werk, am Rande der diluvialen Saaleterrasse, auf der das Werk mit seiner Wohnkolonie erbaut ist, liegt das Dörfchen Daspig. Unterhalb des Ortes befindet sich in der Saaleniederung das Wasserwerk, welches mit riesigen Pumpenanlagen stündlich bis zu 18 000 Kubikmeter Wasser dem Flusse entnimmt. Das sind 432 000 Kubikmeter täglich, eine Menge, die ungefähr dem täglichen Bedarf von Groß-Berlin entspricht. Die Hauptmenge dieses Wassers wird zu Kühlzwecken verwendet. Ein anderer Teil dient zum Auswaschen der Kohlensäure aus dem Gasgemisch. Die Hauptmenge fließt durch zwei unterirdische Kanäle unverändert der Saale wieder zu, so daß von einem eigentlichen Verbrauch kaum gesprochen werden kann.

Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil wird zur Kesselspeisung verwendet, nämlich 600 bis höchstens 800 Kubikmeter stündlich. Für die Reinigung, richtiger die Enthärtung des Kesselspeisewassers ist mit großem Kostenaufwand eine besondere Anlage aufgestellt worden, einer mittleren Fabrik an Umfang gleichkommend. Die Saale ist, wie schon der Name andeutet, ein von Natur reichlich Salze führender Fluß, der durch eine von alters her als salzführend bekannte Gegend strömt. Der Salzgehalt wird durch die Abwässer zahlreicher Kaliwerke noch beträchtlich vermehrt.

Nichts ist aber verderblicher für die Dampfkessel als hoher Salz- und Härtegehalt des Kesselspeisewassers, vor allem der Gehalt



Schichtwechsel

Digitized by Google

an Chlormagnesium. Die Härtebildner, nämlich die Kalk- und Magnesiasalze, müssen deshalb soweit als möglich aus dem Wasser entfernt werden, bevor es in den Kessel gelangt. Das Wasser muß enthärtet, muß weichgemacht werden. Man kann sich denken, was dazu gehört, wenn wir erfahren, daß das Wasser der Saale im Jahresmittel 30 Härtegrade aufweist und daß die Härte in trockener Zeit bis auf 60 Grade ansteigt.

Dieser Enthärtung dient nun hier eine riesige zentrale Anlage, mit Kalklager, Sodasilo, großen Mischkesseln und Absitztürmen, mit einer Filteranlage von 25 Filtern von je 40—50 Kubikmeter Stundenleistung und mit einem großen Laboratorium, das lediglich zur Überwachung dieser Anlage dient. Wir begreifen, daß die Kosten hierfür ganz gewaltige sind.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Gasgemisch zurück, nachdem es auf 200 Atmosphären komprimiert und endgültig gereinigt war.

In der eigentlichen Ammoniakfabrik, einem langgestreckten, luftigen Bau, sehen wir nichts als ein ungeheures Schaltbrett, das den ganzen Bau durchzieht und die feinsten Kontroll-, Meß- und Regulierungsvorrichtungen trägt, die von erstaunlich wenigen Menschen bedient werden. Hinter dieser Wand stehen die Riesenstahlzylinder, jeder in einer Kammer für sich, in denen sich unter dem angegebenen Druck und bei einer Temperatur von ungefähr 600 Grad zwangsläufig die Vermählung des widerstrebenden Stickstoffs mit dem Wasserstoff des Gasgemisches zu Ammoniak vollzieht. Der Stickstoff ist ja ein sehr reaktionsträger Geselle, der sich nur schwierig mit einem andern Stoffe verbindet. „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt," sagte der Erfinder mit dem Dichter und griff zu dem hohen Druck und der hohen Temperatur. Zur Gewalt gesellt sich aber noch List: der Kontakt, der Katalysator, mit dem die Stahlrohre, die Kontaktöfen angefüllt sind, und unter dessen Einfluß sich die Vereinigung beider Gase vollzieht.

Das gebildete Ammoniak wird aus dem Reaktionsgemisch mit Wasser herausgewaschen, in dem es sich verhältnismäßig leicht löst. Das entstehende Ammoniakwasser, der Salmiakgeist, wird in fünf tassenförmigen Riesenbehältern aufgespeichert, die nach ihrem Erfinder auch Intzebehälter genannt werden. Sie sind 20 Meter hoch; der größte Durchmesser beträgt 23 Meter. Wir kennen solche Intzebehälter von zahlreichen Wassertürmen her. Jeder dieser fünf Behälter vermag 5000 Kubikmeter Ammoniakwasser aufzunehmen; der Inhalt eines Behälters ist also 22½mal so groß als der des berühmten Heidelberger Fasses. Das Produkt wird aus ihnen zum Eisenbahnversand unmittelbar in Kesselwagen abgefüllt.

Ein Teil des Ammoniakwassers gelangt in die Sulfatfabrik, also in den Teil des Werkes, in welchem das eigentliche Düngesalz, das schwefelsaure Ammoniak, hergestellt wird. Auch das ist wieder eine Fabrik für sich, aus mehreren großen Gebäuden bestehend. Da wird in dem einen der am Kohnstein gebrochene Gips zerkleinert und feingemahlen. Aus der Gipsmühle gelangt er in die Sulfatfabrik, einen Riesenbau, in dem er in einer endlosen Reihe von großen Rühr- und Mischapparaten mit Ammoniakwasser und Kohlensäure in der früher geschilderten Weise zu Ammonsulfat und kohlensaurem Kalk umgesetzt wird.

In einem weiteren Gebäude, das sich durch seine Höhe auszeichnet, wird die Ammonsulfatlösung in großen Verdampfapparaten, die an ähnliche Apparate der Zuckerfabriken erinnern, zur Kristallisation eingedampft. Das ausgeschiedene, zentrifugierte und getrocknete Salz gelangt aus der Eindampferei mittels Schüttelrinne, Becherwerk und Förderband unmittelbar in das Lagerhaus, in dem es aufgestapelt wird, nachdem es vorher automatisch gewogen war.

Das Lagerhaus imponiert durch seine riesigen Ausmaße. Es ist 345 Meter lang, 55 Meter breit und 35 Meter hoch. Es hat Raum für 250 000 Tonnen Düngesalz; diese Menge entspricht 500 Zügen von je 50 Güterwagen zu je 10 Tonnen. Die Jahresleistung des Werkes beträgt mehr als das Vierfache davon, nämlich rund 1 100 000 Tonnen Ammonsulfat = rund 280 000 Tonnen Ammoniak = 230 000 Tonnen Stickstoff.

Die riesigen weißen Salzberge, die sich hier vor unseren Augen auftürmen, enthalten bereits den Stickstoff der Luft, die wir vor zwei Stunden in der Gasfabrik noch geatmet haben. Sie werden mit Hilfe eines Baggers und ausgedehnter Transporteinrichtungen teils unmittelbar in die Eisenbahnwagen, teils in Säcken abgefüllt verladen, um hinauszurollen in alle Welt als ein wahrer Segenspender der Menschheit.

Die Verladeeinrichtung kann täglich 500 Eisenbahnwagen zu je 100 Doppelzentnern abfertigen, das sind täglich 5000 Tonnen Düngesalz. Da ein Zentner Ammonsulfat eine Mehrernte von 3—4 Zentnern Getreide oder 20 Zentnern Kartoffeln hervorbringt, würde ein voller Tagesversand einer Mehrernte von 200 000 Doppelzentnern Getreide oder 1 Million Doppelzentnern Kartoffeln entsprechen. Das würde für jeden Deutschen eine tägliche Zulage von 4 Pfund Kartoffeln oder ½ Pfund Weizenmehl bedeuten.

Das Leunawerk vermag jährlich 230 000 Tonnen Stickstoff zu verarbeiten. Das ist weit mehr, als der deutschen Gesamterzeugung von künstlichen Stickstoffdüngemitteln im Jahre 1913—14 entspricht. Im Düngejahr 1913—14 standen der deutschen Landwirtschaft aus inländischen Fabriken nämlich nur 110 000 Tonnen Stickstoff zur Verfügung, außer dem im Stalldünger enthaltenen Stickstoff. Es mußten deshalb noch 100 000 Tonnen Stickstoff in Form von Chilesalpeter eingeführt

Digitized by Google

werden. Während im Jahre 1914 in der deutschen Landwirtschaft noch 210 000 Tonnen Stickstoff in Form von künstlichen Düngemitteln angewandt wurden, und zwar neben reichlicher Stalldüngung, war diese Menge im Jahre 1919 auf 115 000 Tonnen gesunken, und zwar bei nicht ausreichender Stalldüngung. Daraus kann man den Rückgang der Ernten ermessen.

Heute ist die deutsche Stickstoffindustrie imstande, etwa 380 000 Tonnen Stickstoff zu liefern, davon das Leunawerk allein 230 000 Tonnen. Tatsächlich wurden aber im Jahre 1923 nur etwa 288 000 Tonnen geliefert, weil die im besetzten Gebiet liegenden Werke größtenteils stilliegen mußten. Aber auch jene 380 000 Tonnen reichen nicht aus, weil es noch immer an hinreichendem Stalldünger fehlt. Es gibt Landwirte, welche den Bedarf Deutschlands sogar auf etwa 600 000 Tonnen Stickstoff in Form von künstlichen Düngemitteln errechnen, um die Ernten derart zu steigern, daß man die Ernährung Deutschlands aus der eigenen Scholle als sichergestellt bezeichnen könnte. Wir ersehen daraus, wie wichtig die deutsche Stickstoffproduktion ist und welche bedeutende Rolle dem Leunawerk dabei zufällt. Es kann nicht eindringlich genug betont werden, welche überragende Bedeutung für die deutsche Landwirtschaft und damit für die Volkswirtschaft unseres Vaterlandes überhaupt dem Leunawerk zukommt.

Es bleibt uns nun noch ein Blick zu tun in die zahlreichen Bauten, die nicht unmittelbar mit der Produktion zusammenhängen.

Da sehen wir die mit Dampfturbinen betriebene elektrische Zentrale, die eine große Stadt mit Licht und Kraft versehen könnte, wir sehen zahlreiche Betriebsbüros, Betriebswerkstätten, Schlossereien und Magazine. Wir sehen die dem automatischen Fernsprechbetriebe dienende Telephonzentrale und werfen einen Blick in die imposante Hauptwerkstätte, wir sehen die Betriebskontrolle in Tätigkeit, indem eine Anzahl von Physikern damit beschäftigt ist, die zahlreichen Kontroll- und Meßapparate zu überwachen und dauernd zu verbessern. Wir sehen die Materialprüfung, wo vor allem alles metallische Material auf das sorgfältigste daraufhin untersucht wird, ob es den außergewöhnlichen Anforderungen und Beanspruchungen des Betriebes entspricht.

Wir sehen im Vorübergehen eine Anzahl stattlicher Bauten, die der Wohlfahrtspflege dienen: modern eingerichtete Bäder, von denen jedes einzelne einer mittelgroßen Stadt alle Ehre machen würde; eine riesige Speiseanstalt, in der gleichzeitig 2500 Personen an 180 Tischen mit 360 Bänken verpflegt werden können. Mit vier Kochkesseln zu je 725 Liter, 8 Kesseln zu je 600 Liter und zwei Kaffeekesseln zu je 1000 Liter Inhalt kann eine Mahlzeit für 6500 Personen bereitet werden. Der Kaffee wird kostenlos geliefert. Es sind im Jahre 1923 rund vier Millionen Liter an die Angestellten und Arbeiter verausgabt worden.

Wir kommen an der mit allen Mitteln moderner Technik ausgerüsteten Feuerwehr vorüber, sehen die mit allen neuzeitlichen Hilfsmitteln hervorragend eingerichtete ärztliche Abteilung und gelangen schließlich zu dem gewaltigen Hauptverwaltungsgebäude, in dem sich außer den zahlreichen kaufmännischen und technischen Büros, riesigen Konstruktions- und Zeichensälen, auch die umfangreichen, glänzend ausgestatteten Hauptlaboratorien, ein geräumiger Vortragssaal und die stattliche Hauptbibliothek befinden. Der Gebäudekoloß besteht aus einem dreistöckigen Mittelteil und zwei viergeschossigen Seitenteilen, die insgesamt vier Höfe umschließen. Die Länge des ganzen Gebäudes beträgt 243 Meter, die Breite 40 Meter; es bedeckt somit eine Grundfläche von fast 1 Hektar.

Beim Abschied erfahren wir noch, daß das Werk ungefähr 120 Akademiker, rund 1600 technische und kaufmännische Angestellte und über 11 000 Meister und Arbeiter beschäftigt, außer den Tausenden von Arbeitern fremder Firmen, die dauernd mit Bau- und Montagearbeiten beschäftigt sind.

Überwältigt von den gewaltigen Eindrücken treten wir durch den Haupteingang auf einen großen Platz hinaus und sehen die Siedelung des Werkes vor uns liegen, die in Anlehnung an ein benachbartes Dörfchen Neu-Rössen getauft wurde. Mit ihren zweckmäßigen Wohnhäusern, von denen jedes ohne Ausnahme von einem geräumigen Garten und einem Stall für Kleintierhaltung begleitet ist, mit ihrem stattlichen Krankenhaus, der ganz modern eingerichteten Schule nebst Turnhalle, die zugleich als Konzert- und Vortragssaal benutzt werden kann, mit ihrem freundlichen Gasthaus, der großen Siedelungsgärtnerei und den hübschen Anlagen am Hange der Saale lädt sie uns zu einem besonderen Besuch ein. Heute aber entführt uns die elektrische Überlandbahn in kurzer Zeit zu den nächsten Eisenbahnstationen Merseburg oder Dürrenberg.

Es dunkelt bereits bei der Abfahrt. Da flammen Lichter über Lichter auf im Leunawerk, Tausende und aber Tausende von Lampen, ein Meer von Licht, einer fabelhaften Illumination vergleichbar, weithin leuchtend über das Land, ein wunderbares Bild! Wie ein Symbol leuchtet es uns, eine Lichtflut im Dunkel der Nacht, ein erhebender Lichtblick im Dunkel der Gegenwart, ein leuchtendes Zeichen deutschen Fleißes und deutschen Könnens, ein Fanal, ein tröstender Hinweis auf eine bessere Zukunft.

Wer dich gesehen hat, du stolzes Werk, dem drängt es sich unwillkürlich auf die Lippen: Ein Volk, das solches geschaffen in schwerster Zeit, kann nie und nimmer untergehen! —

Sei stolz, du deutsches Volk, und voller Hoffnung, wenn du es erblickst, eine der größten und volkswirtschaftlich bedeutendsten Schöpfungen der Technik — das Leunawerk.

Digitized by Google

Ti · Von Paul Gurk

Der fremde Weiße stand unbeweglich und sah mit der peinigenden Aufmerksamkeit der Langeweile in den Himmel.

Zur Rechten dehnte sich, knappe Minuten entfernt, der Meilenwurm der chinesischen Stadt, seine tausend Füße im faulen Wasser der Bucht badend. Geradeaus und in die Ferne zog sich unabsehbar das schmutzige, verwaschene Gelb des Lehmbodens, ward bläulich trübe und floß mit dem mißfarbenen Himmel zusammen. Eine Reihe langgewälzter Hügel bildete den Horizont: eine kaum sich krümmende, geduckte Linie, einer riesigen, müden Schlange vergleichbar, träge vom Fraß.

Es war die Stunde, die dem Tage nicht mehr ganz zugehört und der Nacht noch nicht zuzusprechen ist. Und es schien gleichsam, als hätte der Tag die Reste aller farbigen Lichter zu einem müden und trüben Grau zusammengemischt.

Der fremde Weiße stand noch in der Furche, in dem Lehmriß, in den sein Fuß gestoßen war. Er sah nicht, daß die Luft dunkler und dunkler wurde und die ungeheure Glocke des Himmels, flacher, schwärzer und schwerer werdend, sich herabzusenken schien. Er fühlte nur, wie eine müde Traurigkeit auf sein Herz sank, lastender als je, weil sie ohne Grund sich bildete. Es erschien ihm unbegreiflich, wie es gekommen sei, daß er sich in der Öde eines Völkergewimmels auf einer verbrannten Grasnarbe allein fand. Verlohnte es noch, den Fuß hierhin oder dorthin zu setzen, Rauchringe in die Leere zu treiben oder sein Blut zu irgendeinem Wunsche aufzupeitschen? Da doch die Kraft fehlte, um einen Wunsch zu bilden!

Die Zeit rieselte, den Sandkörnern gleich, die, windgelagert, verwitternde Sphinxe einhüllen ...

Eine chinesische Nachtigall sang.

Das vertrauliche Flötengeplauder füllte sein Ohr mit schwingenden Ketten von Schmeicheleien, und widerwillig halb wandte er den Kopf. Der Käfig hing an einem verkrüppelten, zerzausten Baum. Der großköpfige Vogel mit den hüpfenden Augen hinter den lackierten Rohrstäben perlte sein Lied hinaus, Natur, die sang, weil sie nichts weiß. Der Herr der Nachtigall, sein Reisgericht verdauend und Opiumwolken einsaugend, starrte entzückt mit verschwimmenden Augen auf den glänzenden Käfig.

Der fremde Weiße sah ihn träge an. Blaue Baumwolle und ein schwarzer Zopf, wie sie zu Hunderttausenden auf dem Jangtse oder Hoang-ho geboren werden, wimmeln und in die Felder sinken und modern, Namen kaum, Staubwolken einer erstarrten Kultur, und doch gierig und groß in dem naiven und feinen Genießen der Natur, deren er überdrüssig war, und die ihn anekelte.

Der Himmel war tot geworden. In der Stadt blitzten Lichter. Das leere Gehirn warf widerwillig eine seltsame Vorstellung auf. Er sah eine blinde Glasscheibe, auf der halberstarrte Fliegen, schon von stumm wachsenden Pilzen durchbohrt, schwer die gelähmten Füße lang nachziehn — und wandte sich endlich zur Stadt. Die Bettlerbrücke wölbte sich gleich dem Rücken eines Tigers über den Fluß. Aber der Heerbann der Bettler mit seinem Grinsen, dem keuchenden Schreien und den gepflegten Scheußlichkeiten war bereits dem Abend gewichen, hockte irgendwo zerstreut in unmöglichen Verbiegungen übereinander und zählte die Kupfertunks. Nur selten huschte eine Laterne vorüber.

Da — der blinde Himmel ward durch eine Linie gespalten, blitzgleich, — und der fremde Weiße stand in Brand. Ein Mädchen glitt vorbei. — Es schien ihm, als ob ihre Schönheit eigenes Leuchten habe, so daß sie wie glänzend auf dem grauen Dunkel stand. Einen silbernen Pfeil durch das blauschwarze Haar gestoßen, gekleidet in schillernde alte Seide, vielleicht Reste kostbar-verblichener Priestergewänder, mit dem kurzen Hüpfen eines bunten, exotischen Vogels: so glitt sie durch sein Auge. Ein schmaler, kaum geschwellter Arm stieg auf, seltsam gebogene gelblich-weiße Finger flatterten um das Haar, als ob sie eine Blüte an den Pfeil hängen wollten, und die verlorene Linie des süßen Gesichts schien ihm von einer leise verderbten Grazie, von einem unerhörten Reiz, als hätten sich Europa und Asien in diesem Leibe durchdrungen, um eine neue, geheimnisvolle Schönheit zu erschaffen.

Dem fremden Weißen schlug das Herz. Das gestockte, eingeschlafene Gefühl war wach und hungrig geworden. Er blieb einen Augenblick stehen und starrte auf das Mädchen, das ihm zu entgleiten drohte. Dann stürzte er ihr mit der Gier eines Wilden nach, witternd, von den Duftwellen geleitet, die ihr nachschwangen. Ein Straßenschlauch, der sich wand wie gekrampft, nahm ihn auf. Am Tage von einer schmutzigen Menschenflut erfüllt, voll von Abfällen und Modergeruch, durchsaust von Sprachwirbeln, lag er jetzt erschlafft und dunkel da. Selten zitterte eine rote Laterne auf und warf

Digitized by Google

Lichttropfen wie Blut in ein unentwirrbares Irrsal von Stangen und Stiegen. Nur die riesigen Papierfetzen mit den armlangen chinesischen Ideogrammen hingen gespenstisch gleißend von den Firsten und schaukelten träge im Wind. Eine Biegung schlug ihren schwarzen Mantel um das Mädchen. Röchelnd stürzte der fremde Weiße nach, die Hand am Revolver, Raubblut in den Adern. Sie war verschwunden, mit ausgebreiteten Armen in schwarze Leere gesunken, — und er stand plötzlich vor einem Hause mit geschweiften Dächern, vergoldet, einer gerippten Livree ähnlich. Im Eingang lehnte unbeweglich Ti-en-lung, der Trödler. Ti-en-lung, allen Gliedern der Kolonie bekannt, verdächtig, aber nicht zu fassen, hager, mit leerem, ausgebranntem Gesicht, aus dem je zuweilen ein glattes Lächeln glitt wie eine spielende Feuerschlange aus Aschenhaufen. Es ging ein Raunen über ihn, daß er im Boxeraufstand der bedeutendsten Führer einer gewesen sei. Doch blieb er gleichmütig, höflich und lächelnd. Ti hob eine Fackel aus einem Kupferring und leuchtete.

Einen Augenblick stutzte der fremde Weiße. Dann hob er den Revolver, keuchend. „Hund," ging ein Zischen von Gier, Wut und Rassenverachtung über die Maske des Gelben — „wo ist das Weib? Scher' dich von der Tür!" — Ti ließ die Arme sinken und verneigte sich tief. In hartem, kauendem, wie verächtlichem Englisch stieß er hervor: „Herr, Ihr kommt spät. Bei Fackellicht sehen Sachen nicht gut aus. Euer unwürdigster Diener wird glücklich sein, Euch am Tage zu dienen" — „Lump, ich pfrieme dein Ohr an den Pfosten! Wo hast du das Weib gelassen?" —„Mein glorreicher Herr spricht von einem Weibe? Bei Fo — Euer demütigster Knecht glaubte, der weiße Herr begehrt einen gebrannten Mönch oder einen Räucherkrug?" — „Geh zum Teufel, Schuft! Fort!" Ti grinste. „O Euer Knecht Ti will nicht, daß dem mächtigen Herrn Übles geschieht. Der große Fremde wird wissen, daß es nicht gut tut, in ein armes Haus zu gehen — nachts — Stufen gibt es" —

Der fremde Weiße drängte Ti zurück und stürmte in das Haus. Er sah noch, wie auf der gelben, gefältelten Stirn des Ti eine blasse, mondringförmige Narbe anfing aufzuglühen. Dann taumelte er in einen Weg, der ihn umhüllte wie ein Fiebertraum. Es schien ihm, als ob weit voraus ein Licht aufging als ein Stern im Schacht, und im Stern als seines Sternes Stern ein Blick aus dem süßen Gesicht des verfolgten Mädchens leuchtete. Dann rauschte ein Vorhang aus blauschillerndem Seidenpapier, eine knisternde Nacht schlug über ihm zusammen. — Der fremde Weiße riß den Vorhang brutal auseinander und wollte weiterstürmen. Ein zweiter Vorhang glitt aus dem Dunkel, ein raschelnder Fächer vor dem Blick der Schönheit, noch ehe er Zeit gefunden hatte, das erste Papiergewoge fallen zu lassen. Und nun trieb ihn seine lodernde, zerfressende Glut in ein wahnsinniges Spiel.

Vorhang auf Vorhang rollte ab und schob sich zwischen die gierige, zitternde Hand und die begehrte Schönheit. Ein bunter Hauch nur, mit farbigen Flocken besät, sank auf bunten Hauch, ward emporgerissen, fiel wieder zurück und lastete allmählich mit dem Druck eines Papierberges auf der Hand des fremden Weißen. Ti war verschwunden. Nur das Knistern der gekreppten, rieselnden Hüllen schwirrte durch das tote Dunkel. Eine ungeheure Angst stürzte plötzlich wie ein eiserner Hammer auf ihn herab. Sein Herz klang in der kreisenden Stille und griff in Hast des Wahns nach Blut. Todesschweiß perlte auf der Stirn. Die ermattete Hand ließ die aufgerollten Gehänge fallen. Sie fielen mit einem rauschenden Hall zusammen gleich als ob Geierfittiche aufschlugen.

Der fremde Weiße wollte rückwärts stürzen, um aus dem besessenen Hause zu entkommen. Aber auch hinter ihm wurde durch geheimnisvolle Finger Papierwand auf Papierwand herausgeschleudert, so daß es ihm schien, als sei er zwischen zwei Sargdeckel gepreßt, die sich nähern, nach Luft ringend, mit Schweiß bedeckt. Seine erregten, bis zum Bersten angespannten Nervenstränge taumelten aus ihren gewohnten Bahnen, sprangen triumphierend auf den gebrochenen Willen und rasten die mühsam aufgespulten und eingeborgenen Bilder ab gleich einem hemmungslosen Uhrwerk. Das gepeinigte Blut warf rote, schäumende Blasen auf und gab den Bildern die Farben des Grauens und Unheils. Er sah sich verfolgt von Chinesenscharen, durch eine unsinnige Perspektive ins Ungeheuerliche gedehnt, die mit vorgestreckten Händen, lautlos jagend, auf ihn zeigten, angeführt von blutroten, riesigen Fahnen, breit und steif hinwehenden, mit schwarzen Zeichen bedeckten Seidenzeugen. Jeder raste hin mit geschlossenen Augen, auf der Brust eines der fabelhaften Boxeramulette geheftet, das unverwundbar machen sollte, ein viereckiges Papier, bedeckt mit rostroten Schriftzügen wie mit eingetrocknetem Blut.

Es schien dem fremden Weißen, als ob er der wilden Jagd, die mit der Sicherheit von Nachtwandlern auf ihn zurafte, nicht entgehen könne. Schon wollte er sich hinsinken lassen und ihre Füße auf seinem Nacken füh-

Digitized by Google

len, als ein neues Gesicht ihn wieder emporriß und weiter jagte. — Eine lodernde Flamme schoß aus dem Boden und züngelte hinter ihm hoch bis an die Decke des Raumes. Einen Augenblick stand die Spitze, zwiegespalten wie Schlangenzunge, unbeweglich, und schien ihn anzuschauen. Dann neigte sich die Flamme und schoß mit der Wut eines Menschen auf ihn zu. Der fremde Weiße riß die Tür auf und stürzte weiter, wie es ihm schien, durch endlos wiederholte Räume, alle gleich groß, mit den gleichen schwarzen Türen und selbst gleichgroßen schwarzen Schachteln ähnlich. Von Raum zu Raum folgte ihm die Flamme, züngelte hinter ihm hoch, stand einen Augenblick und sah ihn an, um dann mit der Wut eines Menschen auf ihn loszustürzen. Schauder auf Schauder liefen wie Sturzseen über seinen Leib. Der Gemarterte rannte in eine neue Vision hinein wie in ein kühles Bad. Schneeflocken fielen lautlos auf ihn herab. Eisebenen dehnten sich aus, und kahle Bäume standen mit schwarzen Ästen und Ruten, wie erstarrt plötzlich in Qual und Aufruhr, vor einem weitgespannten grauen Himmel. — „Wunderlich —“ sprach eine kühle Stimme in ihm, „wie die Bäume gegen den Himmel stehen. Mit der Nadel, hauchfein in blankes Kupfer geritzt, die Zweige, geätzt die Stämme, dreifach gedeckt vielleicht. Der Winter ist Graphiker, der Herbst Maler, der Sommer Architekt, der Frühling schafft farbige Holzschnitte ... japanisch ... mit feinen, kaum hingehauchten Farbtönen.“ — Ein Bild fiel ihm ein, eine Madonna mit köstlich gebrochenen Farben. — „Gentile da Fabriano“ — der Klang schien zu schmelzen wie süßes Eis. — „Aber der Winter ist Graphiker, der Winter ist Graphiker — Schwarz-Weiß, Schwarz-Weiß. — Ein Leichenwagen fährt mit zwei schwarzen Pferden. Die Pferde nicken, der schwarze Kutscher nickt. Der weiße Sarg eines jungen Mädchens schaukelt. Der schwarze Kutscher raucht eine weiße Zigarette ... Und nun war plötzlich alles versunken, und eine graurote Dämmerung war um ihn, Nacht, angehaucht von einem trüben Schein, verwesendes Licht, nur genug, um das Grauen nicht nur fühlen, sondern auch sehen zu können. Die Sargdeckel waren jetzt ganz nahe, unentrinnbar, und rührten fast an seine Hand. Die Luft war dick, schwer, seiner eigenen giftigen Dünste voll, würgend, erstickend. Da brach ein grauenhafter Schrei aus ihm, als ob seine Seele in jagender Angst aus dem gemarterten Leibe entfliehen wolle. Aber sie stieß sich wund an den toten, ehernen Wänden, ward zerbrochen, zerstoßen, in Stücken zurückgeworfen und flatterte als ein schauerliches Ächzen von Wand zu Wand, ward immer von neuem zerschellt und zerfasert und irrte, jammervoll durcheinanderklingend, immer schwächer und schwächer an dem fugenlosen Erz entlang. Und Zoll für Zoll schoben sich die Sargwände einander zu, ruhig, umfühlend, stumm — das Gesetz des Lebens.

Der fremde Weiße röchelte dumpfer, die Augen aufgerissen, versteinert vor Furcht. Zerfetzte Vorstellungen von einem Seesturm mit salziger, freier Luft jagten durch sein Hirn. Und nun kam das Ende. Er schlug mit den Fäusten um sich, in Urlauten um Leben bettelnd, ein einziger elender Knäuel von Schweiß und Blut. Dann sanken die Sargwände auf seine Brust. Ein letzter furchtbarer Schrei gellte. —

Ti stand vor ihm.

Ein dünnes Lächeln bog sich um seine Lippen. Seine Augen waren bis auf einen schmalen Spalt geschlossen und blickten irgendwohin ins Dunkle. Luft war mit ihm da, und eine Fackel hing plötzlich in einem Kupferring.

„Meine alten, elenden Ohren, zum Abschneiden reif, hören Stimmen, die nicht sind. Wie könnte es sein, daß der gewaltige Fremde, vor dessen Macht die gelbe Erde sich krümmt, wie könnte es sein, daß der erhabene Weiße geschrien habe? — O entschuldigt die Frechheit Eures unwürdigsten Dieners! Aber er wollte lieber zudringlich sein, als Eurem unsterblichen Leibe einen Schaden zufügen lassen!“ —

Das Fieber fiel ab. Der fremde Weiße fühlte, wie seine entgleisten Sinne wieder die gewohnten Bahnen entlangglitten, und in der Kühle loderte die alte Glut empor.

„Hund,“ schrie er, „Lump eines Jammervolks, wo ist das Weib? Wie kann ein Reiskuli wagen, meine Wege zu hemmen? Ich zerstampfe dich zu Brei! Was war hier?“ —

Ti lächelte verächtlich, griff rückwärts in die Dämmerung und zog an einer Schnur. Die Vorhänge aus seidigem Papier flatterten vor und zurück, ein leichtes Spiel, von einem Kinde zu üben.

Der fremde Weiße knirschte. In seinem Herrengefühl brannte ein wütender Schmerz auf darüber, daß ein verächtlicher Zopfträger es gewagt habe, ihn aufzuhalten und in eine qualvolle Irre zu führen. Die Hand fuhr nach dem Revolver.

Ti lächelte noch immer. Aber die mondsichelförmige Wundnarbe auf seiner Stirn schwoll an, ward blutrot, und seine Augen wurden voll von tötender Schärfe. Die linke Hand glitt plötzlich hoch, schlug leicht, — und der Revolver fiel zur Erde. Ein Schuß dröhnte. Die Kugel rannte sich irgendwo im

Digitized by Google

Lehmboden fest. Dann blitzte ein krummer Dolch in Tis Rechten.

Ti neigte sich.

„Es hat dem fremden Weißen gefallen, mich zu kränken, obwohl ich höflich war wie ein Chinese. Möge es dem Herrn belieben, einen Blick auf meine Brust und auf diesen Dolch zu werfen."

Der fremde Weiße erblickte in diesem Augenblick eines jener Boxeramulette auf Tis Brust, wie er sie in seinem Fieberirrwahn gesehen hatte, von der Farbe alten Talgs, mit rostroten Zügen bedeckt wie mit eingetrocknetem Blut. Und der Dolch, ein kostbares Stück Arbeit, grinste ihn höhnisch an. Er erbleichte.

„Ich hoffe nicht," sagte Ti in seinem harten, kauenden, wie verächtlichen Englisch, „ich hoffe nicht, daß der verehrte Herr auch jetzt die Höflichkeit vermissen wird. Hat Er an diesem Dolch einen Tadel auszusetzen? Ich habe ihn mit Sorgfalt gewählt, als sollte ich mich selbst ein wenig zu tief rasieren. Aber ich gebe Euch frei, selbst den köstlichsten Dolch aus meinem Hause auszusuchen, mit dem ich den erhabenen Herrn entkehlen werde. Oder so Euch ein anderer Fleck besser behagt: die Wahl steht Euch frei. Ein zarter Stoß ins Herz oder durch den Nacken — oder wie es Euch beliebt." —

Der fremde Weiße erbleichte. Er zitterte von neuem. Arme und Füße waren ihm wie zerbrechende Äste. Er schwankte hin und her und griff haltlos, im Krampf nach dem Pfosten.

Ti lächelte noch.

„Wäre es dem berühmten Herrn angenehm, von der Hand seines verworfensten, elendesten Hundes eine Schale Tee zu nehmen, damit er mit Anstand den Tod begrüße und zu seinen Göttern kehre? — Es scheint, der Herr versteht mich nicht mehr, und ich rede doch die erhabene Sprache des Geistes, die einzige, und nicht unser Barbarenidiom. Ich habe mir Mühe gegeben, um den Spuren der Alleinwissenden nachzukriechen. — Oder sollte es sein, daß der winselnde Europäer noch ein Kind ist zu uns, die wir die Male von Jahrtausenden in uns fühlen und ruhig, gleichgültig Silben aneinanderreihen, wenn ihr Worte kaut, zerspeichelt, wälzt, verrenkt und zerreißt, um die Sprache des Geistes zu reden! Solltet ihr wirklich nur lasterhafte, frühreife, überwelke Kinder sein mit Einbildungen, von Blut gebläht? — Wir aber sind alt, nur höflich, die letzte Frucht von letzter Erkenntnis. Nur Höflichkeit noch übertüncht in uns den Ekel vor uns ... Wir lassen uns oft und oft zupfen, bis wir einmal zuschlagen, um zu zeigen, daß wir noch leben. — Aber der große Fremde hat genug Todesangst ausgestanden. Lebt, um Euch überwunden zu fühlen. Was haben wir von einem Stück Aas, das nicht mehr fühlt?"

Der fremde Weiße sah umher.

„Der Weg ist frei — zur Gasse — dort! — Aber dürfte Euer unwürdigster Diener nicht bitten, von seinen Sachen zu kaufen?"

Ti verneigte sich und wies auf einen Kasten, den die Fackel beleuchtete, und den er aufschlug. „Seht, Herr. — Sechs Kinder gab mir mein Weib. Sie schlafen jetzt und knäueln sich ineinander wie Rattenschwänze, halbhungrig. — Seht diese schwarze Wurzel — so hart, daß mein Dolch abgleitet, viel härter als die Knochen der Fremden — und doch ist sie geschnitzt — Amulette aus Jade- und Bergkristall, zierliche Dämonen, gebrannt, glasiert," — und Ti nahm eine winzige Figur, grotesk, mit einem Kopf von grinsender, grauenhafter, dämonischer Häßlichkeit und streckte sie dem fremden Weißen entgegen. Der warf seine Börse in den Kasten. Ti verneigte sich ehrerbietigst, legte den Dolch neben sich in den Kasten und trat zurück, die Schwelle freigebend. —

Vom Meer kam ein feuchter Hauch und zog durch das Gewinkel.

Der fremde Weiße atmete auf und starrte, auf der Gasse stehend, in den verhangenen, dunklen Himmel. Langsam glitt die Starrheit aus seinen gelähmten Gliedern zurück. Er atmete tief und griff mechanisch nach seinen Zigaretten. — In der Tür des nächsten Hauses stand ein Mädchen, einen silbernen Pfeil durch das blauschwarze Haar gestoßen, gekleidet in schillernde alte Seide, vielleicht Reste kostbar-verblichener Priestergewänder. Ein schmaler, kaum geschwellter Arm stieg auf, seltsam gebogene gelblich-weiße Finger flatterten um das Haar, als ob sie eine Blüte an den Pfeil hängen wollten ... Sie!! — Aus dem Hause kam ein dünner Schein. Die Augen des Mädchens glitzerten gierig. Sie hob den Arm und winkte. Und der fremde Weiße sah plötzlich, daß ihn eine zufällige Wendung bei zufälligem Licht wie einen Narren hatte aufglühen lassen. Eine Dirne, mit Reispuder bestreut, ein Mischling, der in eine Tee- und Opiumhöhle lockte, schön genug vielleicht für einen kurzen Rausch. — Aber es schien ihm, daß es sich nicht verlohne. —

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hermann v. Boettticher: Das Bild (Berlin 1924) — Hermann Stehr: Das entlaufene Herz (Trier 1924) — Paul Gurk: Das Lied von der Freundschaft (ebenda) — Friedrich v. Bodelschwingh: Leben und Lebenswerk (Berlin 1923) — Wilhelm Meyer-Förster: Durchlaucht von Gleichenberg (Berlin 1923) — Joh. G. Fischer: Gedichte. Ausgewählt von Ernst Lissauer (Stuttgart) — Albrecht Schaeffer: Das Kleinod im Lotos (Leipzig)

Der 37 Jahre alte Dichter Hermann v. Boettticher, Verfasser des im Berliner Staatstheater vor einiger Zeit mit Erfolg gegebenen Schauspiels „Friedrich der Große" hat sich eine beachtenswerte Aufgabe gestellt. Er will eine Reihe von Novellen schreiben, die den Zweck haben, „dies Zeitalter von der Suggestion der Masse zu befreien, die Halbheit und Feigheit, die sich an Stelle des persönlichen Mutes in die menschliche Gesellschaft eingeschlichen hat, zu bekämpfen und an Stelle der subalternen und relativen Menschen die Forderung nach dem heldischen Einzelmenschen wieder zu errichten, der, ein jeder für sich, tapfer, mutig und groß, dem Schicksal gewachsen ist". Die Gestalten, die er vorführt, sollen „nationslos, weder historisch noch episodisch geboren" sein, „so daß auch dort, wo sie den deutschen Menschen aus seiner politischen Lethargie mittels Haß gegen das Schmarotzertum des heutigen Frankreich schütteln müssen, damit keineswegs den französischen Menschen kränken, vielmehr die Ehre seines Menschentums mitverteidigen". Boettichers Menschen sollen „an die Stelle der Heuchelei und Lüge, der Kampfmittel der Schwachen und der Masse, die wahrhaftigen Lebensgesetze setzen, das heißt: an Stelle der relativen Häßlichkeit, die Forderung der absoluten Schönheit, wie sie der Schöpfer in unserem innersten Gefühl versenkte".

Die erste Novelle dieser Reihe liegt jetzt, verhältnismäßig umfangreich, vor: Das Bild. Ein junger russischer Fürst, dessen bei seiner Geburt verstorbene Mutter eine Französin war, ist der Held. Antoine Konstantin zieht mit zwanzig Jahren im Leibgarderegiment des Zaren gegen die Türken, in schwellendem Jugendgefühl: „Meer, Meer, Weite, Licht, Wärme, südliche Welt!" singt es in ihm. Aber nach dem Fall von Sebastopol und dem Pariser Frieden 1856 kommt er enttäuscht zurück, „etwas war verschüttet in ihm, er wußte nicht, was es war". Unter dem Zaren Alexander II. herrschte bei Hofe ein anmaßender überheblicher Ton. Antoine verachtete diese hochmütigen Hohlköpfe, nur den damaligen deutschen Gesandten, Herrn von Bismarck, hielt er von weitem für etwas mehr, weil er „bei aller Höflichkeit und scheinbaren Offenheit undurchdringlich wie ein Geheimnis war". „Er hat das Auge eines gebändigten Vulkans," pflegte er zu sagen. Und er erkennt die Größe dieses Genies ganz nach dem Friedensschluß 1866, diesem Meisterstück staatsmännischer Mäßigung und Weisheit. Von diesem Augenblick an erwacht in dem Fürsten Antoine der energische Wille, es ihm gleich zu tun. Ganz besonders wird er erschüttert und aufgewühlt von der Erzählung, daß Bismarck einen Nervenchock und Weinkrampf bekommen habe, als er befürchten mußte, daß die Militärs um König Wilhelm ihre rigorosen Bedingungen Österreich gegenüber und ihren beabsichtigten Siegeszug durch die österreichischen Städte durchsetzen könnten. Die Höflinge, die Antoine dies erzählen, lachen über den „Schwachkopf", der wie ein Kind flenne, wenn ihm seine Wünsche nicht in Erfüllung gingen. Auf Antoine aber wirkt diese Erzählung ungeheuer. Er steht hochatmend auf, setzt sich aber sogleich wieder, während über sein geschlossenes Gesicht ein bleiches Lächeln rinnt. Er versteht das Genie, das seine Mission in Gefahr sieht vernichtet zu werden; mit ungeahnter Leidenschaft kommt ihm die wahre politische Erkenntnis, eine Veränderung der Karte Europas in genialischer Kongruenz. Rußland scheint ihm der große mächtige Grundriß und Urgrund, auf dem sich dies neue Europa aufbauen könnte.

Zur Verwirklichung dieser Pläne will er sich einer jungen schönen Gräfin, Giulia Priuli, bedienen, die ihn liebt. Sie war Zeugin jener Szene, als der Fürst aufsprang und erbleichte. Seit diesem Augenblick liebt sie ihn. Sie schenkt ihm ihre Liebe ganz, aber als er, in einem Augenblick heißer Umarmung die Zeit für gekommen hält, sie seinen Plänen dienstbar zu machen, da schlägt ihre Liebe jäh in Abscheu um. Sie ergreift die Pistolen ihres alten inzwischen gestorbenen Mannes und schießt den Fürsten, der sich schon von ihr verabschiedet hat und gerade zu Pferde steigen will, mit mehreren Schüssen nieder. Nur durch die Kunst eines bekannten Berliner Chirurgen, der sogleich telegraphisch hinbeordert wird, gelingt es, ihn am Leben zu erhalten, aber er hat furchtbare Wochen und Monate durchzumachen, voll schrecklicher Schmerzen und steter Todesgefahr. Die Gräfin bereut inzwischen ihre rasche Tat. Sie läßt sich von einem Maler

Digitized by Google

halbentkleidet malen, genau so, wie sie einst den Fürsten zu dem Geständnis „Ich liebe dich“ hingerissen hat und schickt ihm das Bild eingepackt mit einem zärtlichen Geleitspruch. Aber den Fürsten trifft das Geschenk gerade in einem Augenblick schwersten körperlichen und seelischen Leidens, er stößt es wütend zurück, ohne es anzusehen und schickt den Boten mit dem Bild und einem Fluch wieder fort. Die Gräfin zieht sich von der Welt zurück und stirbt während des Weltkrieges in einem entlegenen Landhause bei Florenz. Der Fürst wird erst nach Jahren wieder ganz gesund. Aber innerlich ist und bleibt er gebrochen. Der Krieg und die russische Revolution bringen auch ihn ganz ins Elend. Als sieher Greis kann er noch der Einladung einer alten Freundin in die Schweiz folgen. Er fährt weiter nach Florenz. Dort wird ihm von einem Straßenhändler ein Bild angeboten. Der Fürst erkennt die einstige Geliebte und liest die Widmung „Al mio caro . . .“ mit der Jahreszahl 1866. Seine Lippen beben und flüstern, während die Augen weit über Bild und Menschen hinweg in den Raum blicken. Sechsundfünfzig Jahre waren vergangen, Europa war von Narrenhänden zerstört, Bismarcks Werk zertrümmert, seine eigene „Mission“ eine Lächerlichkeit. Aber Italien, der einstige Mitträger und Nutznießer des Werkes, war trotz Verrat geeint. Unergründlich war Gott. Unbekümmert um menschliche Gesetze die Natur. Und während der Gesang der Faschisten die Straße heraufkommt, flüstert Fürst Antoine: „Giuliä“. Sein Blick wird geisterhaft. Über das zertrümmerte Europa hinweg sieht er wieder sein Werk. Er streckt den Arm danach aus. Aber der Arm fällt kalt und versteinert zurück. Sein Gesicht ist erstarrt.

Wie man sieht, geht einiges vor in dieser Novelle. Sie ist auch trefflich erzählt, man liest in steter Spannung und fühlt sich von dem großen geschichtlichen Zug, der sie durchweht, gestimmt. Eine besondere Bedeutung gibt ihr die Kunst des Erzählers, Bismarcks Genie wie einen gewaltigen Schatten hinter den Menschen und Geschehnissen in Überlebensgröße erscheinen zu lassen. Um so verdienstvoller, als wir ja — seltsam genug — so gut wie gar keine Parallele dazu in der deutschen Dichtung haben . . . Übrigens hat mich — was auch den Verfasser interessieren dürfte — zuerst Franz Schreker auf die Novelle aufmerksam gemacht, er meinte, der Stoff könnte „beinahe“ ein Libretto für eine Oper hergeben . . .

Von Hermann Stehr, dessen sechzigster Geburtstag in diesem Jahr Anlaß zu vielen Ehrungen gab — ein erfreuliches Zeichen, denn daß ein so ernster, tiefer Dichter nach Verdienst bei uns gewürdigt wird, ist ein Zeichen für deutsche Kultur — liegen drei Erzählungen vor, die unter dem Titel der mittleren und längsten Das entlaufene Herz zusammengefaßt sind. Jedes der drei Stücke ist ein echter Stehr, voll Grübelei und Versunkenheit, ohne dabei doch erdenfremd zu sein. Im Gegenteil: er kennt die Nöte und Qualen der Menschen, besonders der Kinder und armen Frauen, die an dunklen Schicksalen, Gesichten und Ahnungen irgendwie schwer tragen, die alle etwas von Stehrs bedrückter und doch hoffnungsgewisser Gottsucherseele haben. Gleich der erste Satz des Buches ist kennzeichnend für ihn: „Das Licht war von der Wimper des Ewigen geglitten.“ Wir sind in der Schöpfungsgeschichte. Schon gibt es Pflanzen und Blumen auf der Erde, die ihr junges Glück genießt, aber noch keine Stimme hat. „Die Erde leidet an ihrer Inbrunst,“ sagte nachdenklich die ewige Vorsicht zu sich. „Mein Frieden auf Erden ist eine Krankheit geworden.“ Da erhob sich der Herrgott von seinem Sitze, „sank auf die Kraft seiner Flügel und eilte durch das Weltall. Der Donner seiner Schwingen erfüllte den Raum und die Säulen des Seins bebten“. Eine Feder, die aus seiner Schwinge fällt, wird zum Baum und mit ihm bekommt die Erde ihre Stimme, das Rauschen, und kann nun ihre Seele dahinein ergießen, die sonst stumm in der Tiefe gelegen: ihr Glück und ihren Kummer, ihr Lachen und ihre schwere Weisheit, und allemal, wenn das Rauschen die grünen Fittiche rührt, klingt es, als strichen die Schwingen des Unnennbaren vorüber. Und auch die Wasser tragen alsbald das Rauschen vom Gebirge in die Bäche und Flüsse und Meere. Wer es hört, den ergreift es in tiefer Lust; denn die Seele kennt gar wohl die Fittiche ihres ewigen Herrn. Wie man sieht, mehr eine Legende, als eine Erzählung. Freuen wir uns derartiger beschaulicher Dichtungen, so lange wir sie noch haben, denn bald wird unserer „aufgeklärten“ Welt ein Gott, der auf wirklichen Flügeln daherrauscht und dabei eine Schwungfeder verliert, nicht mehr recht verständlich sein . . . Eine richtige Novelle ist hingegen „Das entlaufene Herz“. Seltsam, wie meist bei Stehr, ist die Umwelt und die Einführung. „Immer, wenn in Dörfern die Musik zu Ende ist, zieht sich der Mond etwas zurück, hängt einen weißen Schleier vor sein weißes Gesicht, schließt seine schattenhaften Augen und überläßt die jungen Menschen sich selbst.“ Zum Vergleich sei sogleich der Anfang der dritten Erzählung hierhergesetzt: „Der Himmel ist die Seele der Erde. Darinnen läuten unaufhörlich die Glocken des Lebens und des Todes. Und auf jeden Schlag der ewigen Uhr läßt sich ein Engel aus den weiten Räumen und schwebt hernieder auf die Welt der Erden.“ Es wäre Stehr zu wünschen, daß in seinen Alterswerken der leise Humor, der in dem Bilde vom diskreten Mond webt, sich stärker durchsetzte und er dafür — bei warmer Verehrung des Dichters sei es doch gesagt — die schwere Bildhaftigkeit eines fortwährenden „Himmelns“, die allenfalls in Klopstocks Messias recht am Ort wäre, auf das durch die Vorgänge selbst

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

erforderte Maß zurückführen wollte. In der Novelle tritt diese Überladung mehr zurück und man hat seine Freude an der Kraft des Schauens, mit der hier eine vortreffliche Dorfgeschichte geschaffen ist. Die beiden Frauengestalten, die im Mittelpunkt der Erzählung stehen, Mutter und Tochter, gehören beide zu dem Hause der „Mutterweiber", die nie wußten, auf welche Art sie zu einem Kinde kamen, dann aber an dem einen genug hatten und es im Hause ohne Männer erzogen. So blieben sie frisch und fröhlich. Dennoch möchte Leonore ihre Tochter Melanie gern vor diesem Schicksal bewahren und überwacht sie mit Strenge und Sorgsamkeit. Melanie widersteht auch tapfer, bis ihr endlich in einer schönen Frühlingsnacht, wo die Wasser so sehnsüchtig und geheimnisvoll brausen, das Herz davonläuft und den Körper mitnimmt. Als die Mutter aufwacht, ist die Tochter, obwohl sie sie an ihre Seite gebunden hat, verschwunden. Die Mutter findet sich schließlich damit ab, daß es der Melanie nicht anders geht, als den andern auch, und sie holt schon die Kinderwiege vom Boden. Aber Melanie bleibt fort. Sie hat die Überzeugung gewonnen, sie könne nicht eher in das Haus ihrer Mutter zurückkehren, bis sie einen Mann gefunden habe, dem „nicht das Tier aus den Augen flackere, wenn er sie anblickte". Endlich macht sich die Mutter auf, Melanie zu suchen. Aber weder finden die beiden Frauen einander, noch finden sie nach Hause zurück. Und ihre Lebensgeschichte versinkt im Dämmerschein der Sage. Sie sollen nach einer Lasterstreife sich im Wassersturz der Heimat ertränkt haben und sitzen nun in Advent- oder Mainächten auf dem Felsbrocken und singen mit schmerzlicher Stimme alte Tanzmelodien. Sie sind zu dem Wasser zurückgekehrt, dessen Rauschen sie einst in Lust und Welt getrieben. So ist hier, ähnlich wie bei Stehrs Landsmann Gerhart Hauptmann (in Hannele, der versunkenen Glocke, dem Pippamärchen, dem Ketzer von Soana usw.) Natur, Eros und Menschenschicksal in eins verwoben. Ähnlich auch wie in der letzten Erzählung Stehrs, „Das letzte Kind", die Sage von den Todesengeln, die ganz ernsthaft und gründlich auf ihr Wesen und ihren Beruf hin untersucht, in ihren Leiden und Verklärungen geschildert werden. Bewundernswert ist die Kunst Stehrs, mit diesen Phantasiegestalten, die zu wirklichem Leben erweckt werden, das gewöhnlichste Alltagstreiben armer Dörfler in ihrem handgreiflichen Realismus zu verschmelzen. Darin bleibt Stehr unerreicht. Leben und Tod, Sinnliches und Übersinnliches sind diesem Meister gleich vertraut.

Wie ein Amselsang, wehmütig und schön klingt Das Lied von der Freundschaft, das Paul Gurk in einem schmalen Bändchen singt. Auf den Anhöhen über einem chinesischem Dorf wandeln zwei Freunde im Nachtgespräch. Der eine muß fliehen, denn die Mächtigen verfolgen ihn mit Häschern und Mördern. Er will ins Hochgebirge hinauf, in die Felseneinsamkeit. Nur diese letzte Abschiedsstunde noch mit dem Freunde gönnt er sich. Die beiden verstehen sich, ohne viel miteinander zu sprechen. „Ist Schweigen nicht die Stimme der Freundschaft?" Wunderbar hat es Gurk verstanden, die verhaltenen Empfindungen der Abschiednehmenden, ihre Wehmut und Tapferkeit fast ohne Worte auszudrücken. Sinnbildlich begleitet das Schicksal der beiden Freunde das Heraufsteigen der Nacht: „Die Dämmerung stieg leise vom Boden herauf in die Nadeln, wie ein gieriger Luchs und fraß das Licht. Nur noch in den Wipfeln an den letzten Zweigen saß der Tagesschimmer und wurde rot vor Angst, denn der blaue Luchs kroch geschmeidig nach und zehrte von ihm." Bald wird der große schwarze Drachen Nacht kommen und auch ihn einschlingen. Nicht anders ergeht es dieser Freundschaft. Als die beiden zum letztenmal Abschied voneinander genommen haben, nur mit einem Händedruck, und nun jeder allein seinen Weg geht, wird der Verfolgte von gedungenen Mördern überfallen. Er wirft sich nieder, damit der Freund, wenn er sich noch einmal umwenden sollte, nichts merkt und bittet seine Häscher, ihn liegend zu fesseln. Sobald der Freund nicht mehr zu sehen ist, läßt er sich zum Tode führen. Ein kleines Meisterwerk, in der gehaltvollen Schlichtheit seiner Sprache, in der vollendeten Vereinigung von Form und Inhalt, in der Kunst der Verkürzung und der klugen Deutung. Nur ein Dichter vermag ein solches Lied (in Prosa) zu schreiben.

Wie ein Elefant gegen eine Zieselmaus nimmt sich gegen dies schmalbrüstige Büchlein (das darum doch ein Herz hat) der Wälzer aus, den ich als wertbeständigen Familienschatz jedem deutschen Hause nur aufs wärmste empfehlen kann: Friedrich von Bodelschwingh. Leben und Lebenswerk, dargestellt von seinem Sohne Gustav von Bodelschwingh. Nicht etwa nur für fromme Kreise gilt diese Empfehlung, obwohl sich's um einen Pastor handelt — der Hauptwert des Buches beruht gerade in seiner tiefen Menschlichkeit. Wirklich: man lernt wieder an die Menschen glauben, wenn man Lebenslauf und -werk dieses seltsamen Nothelfers und Herbergvaters größten Stils studiert, der alle Vagabunden mit Du anredete und auch die Abgeordneten und Minister formell nicht höher einschätzte . . .

Das vortrefflich geschriebene Werk beginnt mit einer eingehenden Schilderung der Eltern Friedrichs und ihrer Schicksale. Der Vater, Ernst von Bodelschwingh-Velmede, Oberpräsident der Rheinprovinz, später preußischer Finanzminister und Minister des Inneren, wird als ein hervorragender Charakter und kluger Kopf gezeichnet und auch die Mutter war eine nicht gewöhnliche

Digitized by Google

Frau: tapfer und immer hilfsbereit. Was von ihren Erlebnissen und denen des jungen Friedrich (geb. 1831) berichtet wird, liest sich wie ein Roman. Waren doch die Jugendschicksale Friedrichs von Bodelschwingh buntscheckig genug. Zuerst wird er Bergmann, dann eifriger Landmann, bald in einer führenden Stellung als Gutsleiter. Aber er fühlt, daß dies sein eigentlicher Beruf nicht ist und aus einer Missionspredigt seiner Dorfkirche hört er den Ruf an sich aus den Textworten: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige." Er studiert Theologie in Basel, Erlangen und Berlin, wirkt mehrere Jahre als Pfarrer der deutschen Gemeinde in Paris. Hier erkennt und erweist Bodelschwingh, daß er endlich, mit 27 Jahren, das Tätigkeitsfeld gefunden hat, auf dem sein eigentlicher Beruf, seine Sendung lag. Erstaunlich, was er in der deutschen Kolonie zu Paris als „Armeleuteprediger", als Organisator, als sozialer und religiöser Helfer geleistet hat.

Nach Deutschland zurückgekehrt, setzt er das Werk innerer Mission in großzügiger Weise fort und bald entsteht bei Bielefeld die größte deutsche Pflegestätte für Epileptische und Fallsüchtige: Bethel. Ihr schließen sich an die Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie in der Senne, die vielen Arbeiterheimstätten usw. Das unvergleichliche Kulturwerk Bodelschwinghs ist ja bekannt. Hier haben wir sein Dokument. In der liebevollen und fesselnden Darstellung des Sohnes, der es auch an Humor nicht fehlt — Bodelschwinghs Auftreten im Landtag — erlebt man das Ganze wie ein Wunder. „Eine schöne Seele finden ist Gewinn," singt Herder. Hier gesellt sich zu der schönen Seele eine tapfere, werktätige Hand, wie es ihrer wenig gibt in unserem an tüchtigen Männern gewiß nicht armen Volk.

Ohne den heute beliebten leicht tragischen Unterton, es sei denn der, der aus dem letzten Akt von „Alt-Heidelberg" hervorklingt, ist Wilhelm Meyer-Försters Serenissimus-Geschichte Durchlaucht von Gleichenberg gehalten. Aber mit einem köstlichen kleinen Humor, der das Satirische freundlich in Watte wickelt, wird dies Stück Hofleben aus einer ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit vor uns ausgebreitet. Er ist nicht sehr „helle", dieser Fürst Alexander von Gleichenberg, aber seine menschliche Liebenswürdigkeit, die nur durch gelegentliches Knurren unterbrochen wird, seine Herzensgüte bricht immer, wenn es gilt eine für das Glück anderer wichtige Entscheidung zu treffen, hervor, so wenn es sich um das Schicksal seines persönlichen Gegners, eines geisteskranken Schulmeisters oder seines abtrünnigen Kammerherrn handelt. Eine behagliche und freundliche Plauderei aus stiller Vorkriegszeit. Als Reisebegleiter sind Seine Durchlaucht bestens zu empfehlen.

Ein verdienstvolles Werk ist Ernst Lissauer wieder einmal gutzuschreiben. Des halbvergessenen schwäbischen Dichters Joh. Georg Fischer (1816—1897) nimmt er sich mit dem feinen Verständnis an, das aus seiner Kunstliebe und eigenen Berufung erwachsen ist, er gibt eine handliche und keineswegs spärliche Auswahl seiner Gedichte heraus, die — ohne den banalen Reklame-Titel: „Das Beste von ..." wohl doch das Wertvollste dieses in Ernst und Humor so wesensechten Schwaben, der nicht gar so weit von Mörike steht, enthält. Von Fischer selber gilt das Wort aus seinem Glücklichen Knecht: „Doch es dünkt mich, du von deiner Heimat Bergen, wo der Hohenstein und Staufen, wo der Grünberg und Rechberg kreuzend sich die Hände reichen, bist von ihnen eisenhaltig, bist von deiner Heimat Sonne sonnenfreundlich und von ihren Quellen augenhell geworden." Ein Buch, das man zu seinen „guten Kameraden" stellt.

Die übersinnliche Sehnsucht unserer Zeit, die sich immer wieder aus dem siechen, seelenarmen, verstandsgreisen Europa nach Sonnenaufgang wendet, weist unsere Dichter mehr denn je nach der Lieblichkeit und Stille der Buddha-Legende. Kürzlich betrachteten wir hier (Januarheft) Hermann Hesses „Siddhartha", jetzt hat Albrecht Schaeffer es unternommen, ein denselben Stoff behandelndes englisches Epigonenwerk: „The Light of Asia" von Edwin Arnold (1879) frei umzugestalten.

Ich kenne das Original nicht, aber da es nach Schaeffers eigenem Urteil süßlich und im Gestalterischen „fast ohnmächtig" ist, kann hier von einer Übersetzung wohl kaum die Rede sein, es ist vielmehr eine freie Dichtung Schaeffers, die sich nur äußerlich an jene Vorlage hält. Denn Das Kleinod im Lotos Schaeffers gehört zu den schönsten Versbüchern, die letzthin in deutscher Sprache erschienen sind, und ist gerade in dem, was der Dichter an dem englischen Werke bemängelt, in der Gestaltungskraft erstaunlich. Wie weiß Schaeffer uns, mit der vollkommenen Reinheit und Klarheit seines Verses die indische Landschaft und Seele, Mensch und Tier, Ruhe und Bewegung, Gespräch und Geste nahezubringen; wir erleben alles mit, so fremd uns diese Welt auch ursprünglich ist. An Höhepunkten der Darstellung beginnt das ruhige Gleichmaß des fünffüßigen Trochäus gleichsam von selber in Reimen zu tönen. Ein sprachliches Kleinod, das die ganze Lieblichkeit und den unsäglichen Frieden der Buddha-Legende wie eine holde, betörende Melodie in uns hinübergleiten läßt.

Und doch, darin hat Schaeffer mit seinem „Nachwort" recht, wird das Nirwana dem Deutschen nie ganz verständlich sein, es bleibt ein Geheimnis der andersgestalteten Seele Indiens.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Berliner Bühnen

Was soll ich Frau v. A. empfehlen, wenn sie „zu allerlei Kunstgenuß“ auf acht Tage nach Berlin kommt? Ist es meine Freundespflicht, sie ins Staatstheater zu schicken? Im Gegensatz zu ihrem Gatten sieht sie sich gern einmal die gute Aufführung eines klassischen Dramas an. Hebbels „Nibelungen“ hat sie gewiß noch nicht auf der Bühne gesehen. Dafür brauchte man bisher zwei ausgewachsene Theaterabende, und am Gendarmenmarkt hat man die ganze Trilogie in die Spielzeit von etwas über fünf Abendstunden zusammengepreßt. Frau v. A. ist ökonomisch veranlagt, sie will etwas haben für ihr Geld. Wenn sie nach dem Tee aufbricht, um sich in die Loge zu setzen, dann ist sie bis Mitternacht gut untergebracht. Aber — am Lendemain hat sie todsicher ihre Migräne, und dann bekomme ich schwer zu ertragende Vorwürfe. Jeßners nackte Treppe, auf der auch wieder die Nibelungen, ebenso wie früher Tells Eidgenossen, umherstolpern, wirkt nachgerade lähmend. Und die Dusternis, in der sich diese blutigen, ränkevollen, lärmenden Schicksale abwickeln, legt sich kältend auf alle Sinne. Wie zur Strafe fühlt man sich ins dunkle Loch gesperrt. „Da denk' mal ein bissel nach, mein Kind, und bessere dich!“ hört man Mutti sagen. Ach ja, Zeit genug hat man dazu. Und man wird schlicht und gut, und wird dankbar für all die schönen Dichtergedanken, die da durch die dunkle Halle schweben. Wozu den alten Theaterflimmer? Kostet ja nur Geld. Die Phantasie des Hörers soll mitarbeiten. Und sie arbeitet, arbeitet. Die Sonne soll scheinen, zauberhafte Landschaften sollen sich vor uns öffnen. Wir gucken immerzu in eine finstere Kiste. Es ist heillos schwer, aber schließlich gelingt es einzelnen, in ihrem Inneren die Sonne scheinen zu lassen und das Donauufer zu erblicken. Doch ich fürchte, meiner Freundin Frau v. A. gelingt es nicht. Und sie wird über Augenschmerzen klagen, über Kopfschmerzen. Die Freudlosigkeit, die Farblosigkeit, die Lichtlosigkeit dieses unendlichen Theaterabends wird sie ganz krank machen. Sie wird die zeitlosen Gewänder mißverstehen und über geschmacklose Schlafanzüge sprechen. Freilich: Agnes Straub als Kriemhild, Ebert als Siegfried, Rosa Bertens als Ute sind meisterliche Sprecher. Nur zuviel Geschrei gibt's den ganzen langen Abend ... Nein, ich werde Frau v. A. sagen, sie soll sich

Frl. Serak in Hugo Hirschs Operette Frasquita. Berlin, Thaliatheater
Zeichnung von Julius E. Turner

Digitized by Google

lieber ein Billett fürs Deutsche Theater zu Moissis Gastspiel leisten. Sie hat doch vor dem Krieg fast backfischhaft für ihn geschwärmt. Ich saß in Beer-Hofmanns „Grafen von Charolais“ und stellte mir vor, was Frau v. A. heute über sein Spiel, seine musikalische Stimme sagen dürfte. Nun, seien wir ganz ehrlich. Er mauschelt jetzt schrecklich. Man ist erschlagen von diesem Deutsch. Um dabei doch wieder eingestehn zu müssen: er ist trotz allem ein inniger, ein tiefer Gestalter, besonders wo Weiches, Weibliches, Rührendes, Einsames aufklingt. Man möchte ihn einmal in seiner Muttersprache hören. Welche ist's? Die Aufführung bietet sonst auffallend vorzügliche Sprechleistungen: Gregori und Pohl stehen da in erster Reihe. Das Drama selbst freilich ist durchs Lagern nicht besser geworden. Die blitzgeschwinde Zweiminutenvorführung der unschuldsvollen Frau von Charolais durch den erstbesten unbedeutenden Schnösel ist noch ebenso unglaubhaft geblieben, die aufdringlich-leitartikelnde Gestalt des alten Ebräers noch ebenso unerquicklich ... Nein, da schicke ich Frau v. A. lieber ins Lessingtheater. Sie soll sich die drollige Komödie „Kolportage“ von Georg Kaiser ansehn. Eine absichtlich naiv konstruierte Kindesunterschiebung, eine furchtbar billige Verhohnepiepelung von Adel und Tradition. Aber alle Zutaten köstlich. Reizend die Aufführung. Ilka Grüning, Else Heims, der fesche Klein-Rogge! Der erste Lustspielerfolg in der zu Ende gehenden Spielzeit.

Der Abend wird, denk' ich, auch Herrn v. A. unterhalten, trotz der faustdicken Anrempelungen. Ich könnte ihn ja auch zu seinem alten Liebling, der Fritzi Massary, ins Theater am Nollendorfplatz in Marsch setzen. Aber welcher deutsche Steuerzahler, der nicht Stiefelwichsfabrikant oder Filmdirektor oder Nachtbarschlepper ist, kann jetzt vierzig Rentenmark für einen Theaterplatz aufbringen? Da mag er also in das bedeutend billigere Thaliatheater abwandern, in Hugo Hirschs nette Operette „Frasquita“, wo er eine gefährliche Rivalin der Massary in dem bildhübschen Fräulein Serak kennen lernt. Die Stimme sitzt bei ihr leider nicht so einwandfrei wie das schöne, schwarze, raffiniert stoffarme Kostüm des zweiten Aktes, das einen abendfüllend schönen Rücken freigibt. Glänzendes Spiel hat sie, ohne Frage. Ihr Part-

Aus der Ausstellung ‚Exotische Gärten‘ im Hôtel Esplanade, Berlin. Kakteen von Gartenarchitekt Herm. Rothe, Berlin-Zehlendorf. Photographische Aufnahme Franz Schneider, Berlin

Digitized by Google

Die erste Ausfahrt meines Sohnes Reent (Oktober 1893)
Zeichnung von Hans Looschen

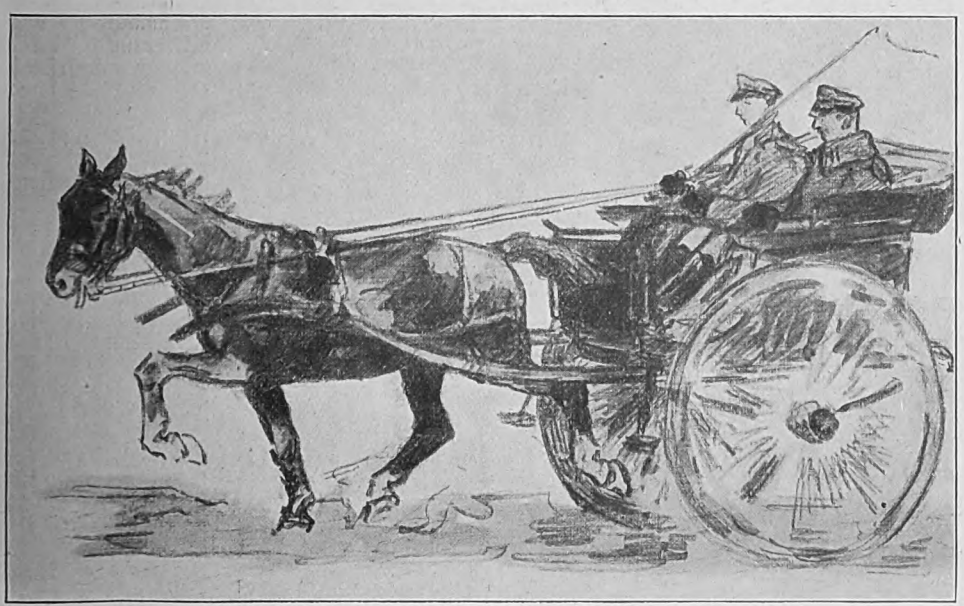
ner war früher Jadlowker. Eine Schmelzarie mußte der gefeierte Tenor stets viermal singen. Ersatz ist nur ein grämlicher Herr mit leberleidend-schmerzlich-verzogenen Augenbrauen und grundsätzlich falscher Intonation. Die Klaque scheint über den Wechsel in der Besetzung gar nicht unterrichtet zu sein, denn sie erzwang richtig die viermalige Wiederholung auch von dem unglücklichen Ersatzmann. Und er und das Publikum hatten doch wahrlich schon vom erstenmal genug.

Ich werde also Frau v. A. ins Deutsche Opernhaus schicken, in die „Aida", oder in die Volksoper zu „Boris Godunow", das ergibt zwei unfallfreiverbürgte Eindrücke. Und ihr Mann — der mag sich den Nibelungenfilm ansehn.

P. O. H.

Zu unsern Bildern

Der Maler unseres Titelbildes „Zum Rendezvouz", der starkbegabte Tiermaler Reent Looschen, ist der Sohn des unvergeßlichen Hans Looschen. Zu seiner Einführung bringt unsere Rundschau zwei reizende Zeichnungen des Vaters, die dieser unsern Heften kurz vor seinem Tod überlassen hat. — Ludwig v. Herterichs „Familienfest" zeigt diesen Meister der Stimmungsmalerei auf voller Höhe. Über ein Menschenalter ist's her, daß er mit seinen Bildern „Johanna Stegen, die Heldin von Lüneburg", dem „Heiligen Georg", dem „Ritter" (die letzten hängen jetzt in der Neuen Pinakothek) seinen Ruf begründete. — Alfred Stevens ist bei uns durch eine Ausstellung der köstlichen Sammlung Eduard L. Behrens-Hamburg wieder bekannt geworden. Noch andere fast vergessene Kostbar-



Die heutige Ausfahrt meines Sohnes Reent (Februar 1917 in Frankreich)
Zeichnung von Hans Looschen

Digitized by Google

Digitized by Google

schaftseindrücke beherrschen sein Schaffen. Und etwas Musikalisches liegt in seiner ganzen Art. „Gedanken — Phantasien — Natur" will er geben. Man wird diesen ernst strebenden Poeten nicht so leicht vergessen.

Aus der Berliner Ausstellung „Exotische Gärten" im Hotel Esplanade zeigt unsere Rundschau den Blick in die überraschend malerisch wirkende Kakteengruppe, die der kenntnisreiche und feinkultivierte Gartenarchitekt Hermann Rothe aufgebaut hat.

Da ist ferner die von Geheimrat Wilhelm Waetzold im Kleist-Jahrbuch erstmals vorgeführte, durch alte Zeugnisse zwar nicht belegte, aber durch Adel und Schönheit überzeugende Totenmaske von Heinrich von Kleist. Die Echtheit der Maske wird aus inneren Gründen stark gestützt: „Während der gleichmäßigere Nasenrücken-Schwung der Maske von dem leichten Höcker in dem einzigen bisher bekannten Bildnis

Kleists — der für seine Braut gemalten Miniatur von Friedel — abweicht, besitzen beide eine gleiche runde Kopfform, die breite, niedrige Stirn, die ebenmäßigen flachen Bogen der Augenbrauen, den überaus charakteristischen feinen, geschwungenen Mund und das runde, feste Kinn. Das Antlitz der Maske ist gegenüber der kindlich weichen Miniatur von Erleben und Leiden modelliert. Jene zeigt Kleist 1801, diese ihn offenbar in seinen letzten Berliner Kämpfen. Deutlich ist die Maske nach dem Leben modelliert."

Zum Schluß etwas Kunstgewerbliches. Die Nürnberger Werkstätte für deutsche Frauenkleider zeigt ein paar hübsche Blaudruckkleidchen: sie sind aus handgedrucktem Waschstoff hergestellt. Und Josefine Vieler führt einen kostbaren, überaus reichgestickten, mit Handspitze versehenen Vorhang vor.

Das Heft ist in seiner bunten Zusammenstellung und Vielseitigkeit darauf berechnet, ein anregender Begleiter für die Ausreise zur Frühsommerkur zu sein. Den Glücklichen,

Neue Sommerkleider auf handgedrucktem Waschstoff **der Nürnberger** Werkstätte für deutsche Frauenkleidung, Nürnberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
38. Jahrg. / Juli 1924 / 11. Heft

Die Badische Kunsthalle in Karlsruhe

Von Dr. W. F. Storck

Wer die Entwicklung der Kunstmuseen aufmerksam verfolgt hat, wird bemerken, daß sie heute an einem Wendepunkt angelangt sind. Aufgaben, die vor fünfzig Jahren noch an keinem Orte erkannt waren, sind Allgemeingut der Erkenntnis geworden. Wege, die die Pioniere des deutschen Museumswesens — Bode, Lichtwark und Tschudi — gewiesen haben, werden heute von Vertretern einer neuen Generation sicher und zielbewußt weiter beschritten. Vielleicht ist die Kluft, die uns hier von der Vergangenheit trennt, noch größer, als wir im Augenblick annehmen. Die Entwicklung des 19. Jahrhunderts — vor allem während seiner drei ersten Viertel — war im Museumswesen nachdrücklich auf den Historismus gestellt. Bis zu einem gewissen Grade waren die Museen noch „Raritätenkammern", deren Inhalt und Aufgabe solchermaßen umschrie-

Kinderbildnis. Gemälde von Joseph Settegast. 1813—1890. Karlsruhe, Badische Kunsthalle

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Verkündigung Mariä. Gemälde von Bernhard Strigel. (1460—1528). Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Europas eingesetzt, am intensivsten naturgemäß in den Hauptzentren, z. B. in Wien, Florenz, Rom, London. In Deutschland selber bot die politische Umwälzung neue Aufgaben: die Nutzbarmachung der ehemals fürstlichen Schlösser für Museumszwecke, die eine vielfältige Lösung in der Schöpfung zahlreicher größerer und kleinerer Residenzmuseen fanden.

Hand in Hand mit dieser allgemeinen, grundsätzlichen Umstellung geht bei uns eine Individualisierung der einzelnen Museen. Die Aufgabenkreise scheiden sich. Schon Alfred Lichtwark hatte gefolgert: Museum ist nicht Museum, und darin unterscheidet sich der Begriff des Museums von dem der Akademie oder der Universität. Bisher hat es eigentlich nur den einen Typus des in den Großstädten entwickelten Museums gegeben. Lange Zeit haben es die kleineren Anstalten mit geringeren Mitteln versucht, das Vorbild der großstädtischen Museen zu kopieren. Erst in den letzten Jahren ist man zum Bewußtsein gekommen, daß den kleinen Museen wesentlich andere Aufgaben winken als den großen, so daß jedes Museum zunächst seinen eigenen Wirkungskreis suchen muß. Hier ist alles im Werden. Die nächste Generation wird vielleicht zur Bildung einer Anzahl von Typen gekommen sein; es scheint wenigstens, als ob wir auf dem Wege dazu wären. Innerhalb seines Typus wird aber das einzelne Museum stets seine Bewegungsfreiheit

Digitized by Google

bewahren müssen, wie es die örtlichen Bedingungen fordern.

Hier ist die Entwicklung mit sicherem Blick vorausgesehen und gekennzeichnet. Was Lichtwark vor zwanzig Jahren umschrieb, hat die reifende Erfahrung als richtige Forderung anerkannt: Jedes Museum soll ein Individuum sein von eigener Lebenshaltung und Prägung. Es wäre falsch, vorhandene Museen, seien sie auch vorbildlich in ihrer Art, einfach nachzuformen, ihre Sammeltendenzen zu übernehmen. In dieser Richtung ist zweifelsohne an manchen Orten während der

St. Paulus Eremita. Bildwerk von J. A. Nüßlin (bez. 1723.) Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Madonna aus Freiburg. Bildwerk vom Ende des XV. Jahrh. Karlsruhe, Badische Kunsthalle

letzten Jahre gesündigt worden. Daraus resultiert nicht zuletzt die Gleichförmigkeit und Monotonie verschiedener neuer Kunstsammlungen, die um so gefährlicher ist, als sie den Wert und die Eigenart gerade der kleineren Sammlungen herabzumindern droht. Die großen Museen und ihre Inhalte sind gewissermaßen in das Bewußtsein der gebildeten Schichten eingegangen — nicht zuletzt durch eine intensive Verwertung und Pflege des Reproduktionswesens. Nicht so die kleineren Sammlungen, von denen nur einzelne — wie etwa Kassel dank seiner unvergleichlichen Rembrandtsammlung — auch weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Und doch besteht gerade ein besonderer Reiz des deutschen Museumswesens in dieser Vielverzweigtheit der Museumsinhalte, die durch die Entwicklungsphasen der höfischen Kultur an die Residenzstädte gefesselt waren.

Das Sammelprogramm der badischen Kunsthalle in Karlsruhe wird durch zwei Faktoren bestimmt: durch die Eigenart der vorhandenen Bestände wie durch den Charakter als ein vom Staat erhaltenes Landesmuseum. Es ist untergebracht in einem von dem Architekten Hübsch errichteten Bau, der am 1. Mai 1846 unter der Regierung des Großherzogs Leopold der Öffentlichkeit übergeben wurde. Der damalige Direktor, der als Landschaftsmaler geachtete C. Frommel, schrieb in dem bald darauf erschienenen Katalog: „Das Gebäude hat die Bestim-

Digitized by Google

Die Kreuzaufnagelung Christi. Gemälde des Hausbuchmeisters. (Um 1470.) Karlsruhe, Badische Kunsthalle

mung, die vorhandenen und ferner noch hinzukommenden Kunstwerke, antike Vasen, Gemälde, Kartons, Handzeichnungen, Kupferstiche und Radierungen, durch eine vorteilhafte Aufstellung dem Publikum nicht nur zur erfreuenden, sondern weit mehr noch zur belehrenden Anschauung zu bringen, damit diese ausgezeichneten Vorbilder um so leichter ihren wohltätigen Einfluß auf die Verschönerung und Gesittung des Lebens ausüben und angehende Künstler und Gewerbsleute sich nach ihnen ausbilden können."

Man spürt noch etwas den Staub der alten Raritätenkabinette, der sich auch in der Anordnung durch die nächsten Jahrzehnte bewahrte, bis ein wiederholter Um- und Anbau — 1896 durch den Architekten Durm, 1909 durch Errichtung

Digitized by Google

Digitized by Google

Christus am Kreuze. Gemälde von Matthias Grünewald. (Um 1475—1525)
Karlsruhe, Badische Kunsthalle

und Bodensee — beherrscht diese Abteilung als Ausdruck bodenständiger Kunstäußerung, die indes ihrer geschichtlichen Bedeutung nach nicht etwa provinziell beengt ist, sondern weit ausgreifende Tragweite besitzt. Die frühe Stilstufe des 15. Jahrhunderts wird repräsentiert durch eine Reihe von Tafeln, die eine nicht verdeckte Verwandtschaft zu Werken Stephan Lochners verraten, dessen landschaftliche Abstammung (aus Meersburg am Bodensee) hier gewissermaßen stilistisch bestätigt wird. Der Riß der Entwicklung altdeutscher Malerei, der zwischen der Kunst Lukas Mosers und Konrad Witzens klafft, wird durch ein umfangreiches Altarwerk aus Kloster Salem kenntlich gemacht; die Kunst Hans Multschers (oder seines Doppelgängers) breitet sich auf zwei großen, lichtfarbigen Altartafeln aus. Eine neuerworbene Kreuzigung, imposante anonyme Kunstäußerung der Zeit um 1440, zeigt oberrheinische Elemente mit solchen der Nürnberger Schule gemischt. Auf zwei zusammengehörigen Tafeln äußert sich der lebendige Geist des am Ober- und Mittel-

Digitized by Google

Digitized by Google

Maria mit Kind. Gemälde von Lucas Cranach. (1472—1553.) Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Heiligenfiguren den Stempel aufdrückt. Martin Schaffner, Hans Schäuffelein, Hans Burgkmair sind Namen, deren Bedeutung durch Beispiele mehr oder minder stark belegt wird. Diese Gemälde sind verbunden — müssen verbunden sein mit Werken der zeitgenössischen Plastik. Denn nirgend und zu keiner Zeit gehören Malerei und Plastik so eng zusammen als in der Reifeperiode deutscher Kunst des Mittelalters. Eine Isolierung würde die Kunstwerke ihrer letzten geistigen Substanz entkleiden und sie zu toten Schauobjekten, „Museumsstücken", herabwürdigen. Wenn die Museen auch nicht die Aufgabe haben können, Kirchen vorzutäuschen, so haben sie doch die Verpflichtung, den Eindruck ihres mittelalterlichen Altarwerkes zu bewahren, der die Plastik mit der Malerei unlöslich verkettet.

Werke der niederrheinisch-kölnischen Schule vermitteln den Übergang zur niederländischen Schule des 15. und 16. Jahrhunderts, die in feinen Proben einzelner Meister (Jan Mabuse, Jan Massys, Joachim Patinir u. a.) erscheint. Reich und vielgestaltig ist die spätere Entwicklung der holländischen und vlämischen Schule vertreten. Porträt, Historie, Genre, Stilleben und Landschaft wechseln miteinander. Von besonderer Intimität sind die Kleinmeister: Brouwer, Teniers auf der einen, Ostade, Pieter de Hoogh, Jan Steen

Digitized by Google

oder Metsu auf der anderen Seite. Sie sind in einer Folge von kleinen intimen Kabinetten ausgebreitet. In ihrem Mittelpunkt hat das ernste Selbstbildnis Rembrandts van Rijn nach einer sorgfältigen Reinigung einen Ehrenplatz gefunden. Unter den Landschaftsdarstellungen ragen hervor zwei köstliche Stadtansichten von Jan van der Heyde, verschiedene kleine,

Totes Rebhuhn. Gemälde von J. B. S. Chardin. (1699 bis 1779)

intime Stücke von A. van der Neer, sowie eine etwas nachgedunkelte, aber doch charakteristische Waldlandschaft von J. Ruisdael. Dem Geschmack des 18. Jahrhunderts und dem seiner kunstsinnigen Fürstin Karoline Luise trägt die kleine Sammlung von Stilleben Rechnung, unter denen neben Bildern von W. Kalf, R. Ruijsch und Jan Huysum eine Reihe besonders

Badische Kunsthalle

Schäferinnenszene. Gemälde von François Boucher. (1703—1770.) Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Digitized by Google

prächtig und reich gemalter Stilleben von Jan Davidsz de Heem hervorzuheben sind. Für kunsthistorische Spezialforschung bietet diese Abteilung darüber hinaus noch vieles wertvolle Material. Der große Holländersaal gibt weitere Proben dieser Kunst: von besonderem Glanz das mächtige Bild von J. Jordaens, von malerischer Noblesse das Doppelbildnis des Barth. van der Helst, von farbigem Schmelz das breitgemalte Stilleben Franz Snyders und manches intimere Stück von Ochtervelt G. Dou, W. van Aelst K. Dujardin, mehrere Stilleben von Hondecoeter, Landschaften von Berchem und Pynacker u. a. Ein Familienbildnis, das man wohl mit Recht weiterhin Rubens zugeschrieben hat,

Landschaft mit Tobias und dem Engel. Gemälde von Adam Elsheimer. (1578–1610.) Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Digitized by Google

Digitized by Google

hunderts, vor allem insofern diese durch badische Persönlichkeiten oder Strömungen lebendig befruchtet wurden. In der Raumfolge vermittelt ein Kabinett von Werken des 17. und 18. Jahrhunderts den Übergang von dem Hauptsaal der Holländer zu der Reihe kleiner Kabinette, in denen die deutsche Kunstentwicklung an Proben badischer Erzeugnisse, wenn nicht dargestellt, so doch angedeutet wird. Aus dem 18. Jahrhundert fallen zwei eigenartige Frauenbildnisse auf: das eines jungen Bürgermädchens in modischer Tracht von dem Karlsruher Hofmaler J. Melling, sowie das hinreißend und charaktervoll gemalte Bildnis einer Frau, die den Siebenjährigen Krieg als gemeiner Husar mitgemacht hat, von dem Pfälzer Hofmaler J. G. Dathan — beides wesentliche Neuerwerbungen der letzten Jahre. Im folgenden Kabinett wird die Kunst der einheimischen Familien Kobell und Kuntz zur Anschauung gebracht; im weiteren die intime Landschaftskunst des lange vergessenen G. W. Issel, der aus Baden stammenden Deutsch-Römer Rottmann, Fries, Helmsdorf und Frommel; die Genrekunst der Moosbrugger und Kirner, den man auf Grund seiner farbig frischen und lebendigen Skizzen einen „badischen Spitzweg" nennen möchte — und viele andere von untergeordneter, mehr lokaler Bedeutung. Besonders ausgebaut hatte man schon früher die Abteilung der Kartons der Nazarener, deren Kunst auf dem Gebiete der Ölmalerei und Zeichnung durch Neuerwerbungen der letzten Zeit anschaulich repräsentiert wird. Als Eckpfeiler der Entwicklung erscheinen innerhalb der badischen Kunsthalle: M. von Schwind (besonders auch durch sein Fresko im Treppenhaus), Anselm Feuerbach, Hans Thoma und Wilhelm Trübner. Von ihnen besitzen Feuerbach, Trübner und Thoma eine ausgiebige und reichhaltige Vertretung verschiedenartiger Werke, die für die Kenntnis ihres Schaffens unentbehrlich sind. Dem noch lebenden Altmeister badischer Malerei, Hans Thoma, der selbst eine Reihe von Jahren

Nanna. Gemälde von Anselm Feuerbach. (1829—1880)
Karlsruhe, Badische Kunsthalle

der Sammlung vorstand, ist eine Folge von drei geräumigen Sälen gewidmet, denen ein kapellenartiger Anbau angegliedert ist, der in seiner gesamten Ausstattung auf Thoma zurückgeht. Dieses „Hans-Thoma-Museum" wird immer einen besonderen Anziehungspunkt der Kunsthalle bedeuten, um so mehr, je mehr die großzügige Stiftung des Künstlers und seiner Freunde durch Hinzuziehung wertvoller Werke des Meisters erweitert und abgerundet werden wird. Daneben ist begreiflicherweise die Entwicklung der Akademie mit Proben ihrer führenden Künstler festgelegt; ihr Begründer J. W. Schirmer, dessen starke Persönlichkeit vielfach noch verkannt ist, wird in bestimmender Weise zur Geltung gebracht und neben und nach ihm Lessing, Baisch, Schönleber, Keller — um nur einige zu nennen. Die Kunst der Gegenwart erscheint vornehmlich in Proben solcher Künstler, die aus Baden stammen oder in Baden ansässig sind. Ihre Werke sind in einem Geschoß des Anbaus, der das Thomamuseum enthält, untergebracht und geben einen Einblick in die einheimische Kunstübung.

Ihrer besonderen Stellung im Entwicklungsgang der deutschen Malerei entsprechend

Digitized by Google

Marine. Gemälde von Ludolf Backhuysen. (1631—1708.) Karlsruhe, Badische Kunsthalle

sind die Werke der Historienmalerei in gesonderten Räumlichkeiten des Erdgeschosses im Hauptbau untergebracht: sie vermitteln die Anschauung historisch wichtiger Ereignisse der badischen und deutschen Geschichte, sowie die Eigenart dieser gerade an der badischen Aka-

Auferweckung des Lazarus. Gemälde von Friedrich Overbeck. (1789—1869)
Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Digitized by Google

Kinderreigen. Gemälde von Hans Thoma (geb. 1839). Karlsruhe, Badische Kunsthalle
Unten: Der Einjährige. Gemälde von Wilhelm Trübner. (1851—1917)

demie durch Lessing, Dietz und Keller gepflegten Kunstgattung.

Solcherart ist das Gesicht der Badischen Kunsthalle. Nur wenige Züge sind angedeutet; sie mögen genügen, um die Physiognomie festzulegen. Um es auch weiterhin nachdrücklichst zur Geltung zu bringen und einen lebensfähigen und einheitlichen Museumsorganismus zu schaffen, müssen die Besonderheiten gerade für die nächste Zukunft klar herausgestellt, klaffende Lücken ausgefüllt werden. Die Sammlung altdeutscher, insbesondere oberrheinischer Kunst, die Gruppen alter Meister der verschiedenen Schulen (in gewählten, aber charakteristischen Proben), sowie die Sammlung

Digitized by Google

badischer Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart werden auf absehbare Zeit hinaus den Gehalt dieses Museums ausmachen.

Als Hilfsmittel künstlerischer Erziehung dient die Gipsabgußsammlung, die einer neuen Sichtung und Ergänzung bedarf. Gerade heute soll man deren Wert nicht zu gering achten, vor allem dann, wenn Herrichtung und Anordnung das tote Material lebendig macht.

Das Kupferstichkabinett folgt im allgemeinen den Richtlinien der übrigen Sammlung, wenn auch weniger systematisch und überschaubar. Als einzigartige Köstlichkeit bewahrt es das Skizzenbuch Hans Baldung Grien's.

Dieser weitausgehende Sammlungsinhalt legt uns Heutigen in erster Linie die Pflicht seiner Verlebendigung auf. Das Museum der Provinz darf sich nicht auf die gewiß zuvörderst notwendige Erhaltung und Vermehrung der Bestände beschränken. Es muß Mittel und Wege finden, um zu einem wahrhaft produktiven Faktor des gesamten Kulturlebens zu werden. Es darf vor allem nie den Kontakt mit den fließenden Strömen zeitgenössischer Kunstentwicklung verlieren. — „Solange die Museen nicht versteinern, werden sie sich wandeln müssen. Jede Generation wird ihnen neue Aufgaben bieten ... Die Kräfte, die sich die Museen in ihren Beamten erzogen, haben ihnen erst die lebendige Seele gegeben. Von ihnen geht die befruchtende und organisierende Tätigkeit nach oben und unten ...“

Diese Worte Alfred Lichtwarks sind uns heute ein Mahnruf, wo es gilt, die Zeit einer völligen, materiellen Erschöpfung zu überwinden und dem äußerlich hart bedrängten Dasein geistig und sittlich aufbauende Werte gegenüberstellen. Auch die Museen werden ihren Anteil an dieser Aufgabe haben, wollen sie diese Mahnung und damit ihre Mission richtig vertreten und ausüben. Museen sind keine Stätten des Luxus: diese eherne Gewißheit wird als Erkenntnis in die Zukunft hinübergetragen; ihre soziologische Struktur ist erkannt; ihr Geltungswert unumstößlich. Auch die größte Not wird sie nicht darben und verdorren lassen, sondern sie pflegen als kostbare Gefäße geistiger Wesensprägung und als leben- und wertspendende Formen der Kultur.

Gewitterwolken. Gemälde von Leopold Graf v. Kalckreuth (geb. 1855). Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Digitized by Google

Ritter Kurts Brautfahrt. Gemälde von Moritz von Schwind (1804—1871) Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Liebe siegt, Treue triumphiert

Novelle von Walter Bloem

An dem Tag, an welchem der junge König die Abzeichen der Trauer um seinen allerhöchstselig entschlafenen Vater und Vorgänger auf dem Throne seines Landes abgelegt hatte, erließ er eine Kundgebung an sein getreues Volk, die also lautete:

„Wir wünschen Brautschau zu halten unter den Töchtern Unseres Landes. Wir sind gesonnen, Uns in Unserer Wahl keineswegs auf die hoch-, höchst- und allerhöchst geborenen Geschlechter der ebenbürtigen Familien zu beschränken, sondern stellen jeglicher ehrbaren und gesunden Tochter Unseres Landes, soweit solche Unser eigenes nunmehr achtundzwanzig Lenze zählendes Alter nicht überschreitet, hiermit frei, sich Uns zur Wahl vorzustellen. Es wolle daher jegliche Maid Unseres Landes, welche sich zu solcher Prüfung tauglich erachtet, sich am ersten Sonntag des kommenden Maimondes nach dem Gottesdienst zur Eintragung ihrer Personalien bei einem von Uns zu diesem Sonderbehuf einzusetzenden Ausschuß melden, als welcher von Uns ermächtigt werden wird, die etwaigen Meldungen entgegenzunehmen und die Reihenfolge der Uns vorzustellenden Bewerberinnen zu bestimmen.

Gegeben in Unserm Stadtschloß usw."

Diese Ankündigung erregte in Stadt und Land ein großmächtiges Erstaunen und wühlte ein Gebrodel wechselvoller Empfindungen, hitziger Gespräche, bedachter und mehr noch unbedachter Meinungsäußerungen empor. Sintemalen aber die Bevölkerung des Reiches überwiegend von einem kernigen, durch lange Jahrzehnte hitziger Kriege mit übelwollenden und begehrlichen Nachbarvölkern gestählten und durch ein weises Regiment nicht unterdrückten, sondern wohlgelittenen und geförderten Kraftgefühl durchdrungen war, so war die Wirkung der Allerhöchsten Entschließung auf die Untertanen Seiner jugendlichen Majestät überwiegend höchst ungünstig, ja sogar an Empörung und Abscheu stark anstreifend zu nennen. Wenigstens im Anfang.

Wenn wir solches wahrheitsgemäß berichtet haben, so dürfen wir nicht verschweigen, daß sich solche Wirkung bei dem männlichen Geschlecht zwar insgemein, unter der Weiblichkeit des Landes indessen doch nur bei solchen Personen beobachten ließ, welche das im Erlaß als Grenze für die Bewerbung angeführte Alter von achtundzwanzig Lenzen entweder bereits überschritten hatten oder, sofern sie sich noch unterhalb desselben befanden, durch bestehende Ehebande aus der Zahl der für die ausgeschriebene hohe Stellung in Betracht kommenden Bewerberinnen bereits ausgeschieden waren.

Die mannbaren, gesunden und ehrbaren, sowie die sich für mannbar, gesund und ehrbar haltenden unvermählten Frauenzimmer des Königreichs aber gerieten angesichts der Allerhöchsten Willensäußerung fast ohne Ausnahme in einen Zustand, der sich schwer mit Worten beschreiben läßt — und von dem in erster Linie dieses zu vermelden ist, daß er sich alsbald angesichts der sehr kurzen Frist bis zum gestellten Tage der Anmeldung in einem wahren Ansturm auf die Gewandspeicher und Kleidermacherwerkstätten sämtlicher Städte und Ortschaften des Reiches auswirkte — woraus zu schließen, daß es den um Auffrischung ihrer Leibeshüllen also heftig bemühten Jungweiblein alsbald gelungen sein mußte, jeglichen Widerstand der ihrem Leben vorgesetzten Personen, als da sind Eltern, Vormünder, Pflegeeltern, gegen eine Bewerbung um die in Aussicht gestellte, wenn auch noch so fragwürdige, entfernte und mit allerhand Wagnis verbundene, immerhin im Falle des Obsiegens nahezu traumhafte Erhöhung ihres Daseins zu besiegen, vielmehr deren Teilnahme an solchem Wagnis in Gestalt der Bewilligung einer für das verwöhnte Auge eines Königs in Betracht kommenden völlig nagelneuen und sich auf die Umhüllung des ganzen weiblichen Menschen vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen, vom Mantel bis zu den verborgensten Bestandteilen einer Frauenausrüstung erstreckenden Einkleidung, auf welchem Wege solches auch immer habe durchgesetzt werden können, zu erzwingen.

Muß es nach dem allen noch gesagt werden, daß der junge König nicht nur ein junger König, sondern auch, soweit Untertanen nach umlaufendem Gerücht und aus der schicklichen Entfernung solches zu beurteilen vermögen, ein mit allen Gaben der Seele und des Leibes ausgerüsteter, also kurz ein schöner, kluger, wohlerzogener, waffenbewährter und aller ritterlichen Künste und Wissenschaften kundiger junger Mann war?!

Wenn er aber etwa gewähnt hatte, daß angesichts der Seltsamkeit und Verwegenheit seiner Zumutung der Andrang zu der von ihm den Bewerberinnen auferlegten Prüfung nicht eben überwältigend groß sein werde — so sollte er sich getäuscht sehen. Denn am

Digitized by Google

Morgen jenes ersten Maisonntages setzte in Stadt und Land nicht nur eine allgemeine Pilgerfahrt, sondern ein wilder Massenansturm von junger, weiblich ausstaffierter Weiblichkeit ein, welcher von einem unübersehbaren Schwarm sorglicher Väter, Mütter, Vormünder und Tanten einerseits, fürwitziger, necklustiger und neidempörter Gaffer anderseits geleitet, sich auf allen Straßen des Königreichs der Hauptstadt zuwälzte, ihre Tore verstopfte, ihre Märkte und Gassen überschwemmte und sich in der nächsten Umgebung des Stadtschlosses zu lebenbedrohlichem Gedränge also fest zusammenkeilte, daß ein nie zuvor erlebter Notstand sich herausbildete, ein gut Teil der eigens für die Stunde der Prüfung neu erstellten Frauengewandungen bereits lange vor dem ersehnten Ziele kläglich in Fetzen ging, die Bader und Ärzte viel zu tun bekamen, und schließlich die gewaffnete Macht einschreiten mußte, um das Getümmel von außen her mit rauher Gewalt wieder auseinander zu wirren — welches Bemühen zum Glück durch ein um die Mittagsstunde jählings mit Donner, Blitz, Regengüssen und Schloßenhagel einsetzendes Frühlingsgewitter um ein erkleckliches gefördert worden ist.

Der König hatte von den Erkern seiner Gemächer diese Auswirkung seines kecken Ansinnens zunächst mit Verblüffung, dann mit immer steigender und schließlich in nicht zu bändigenden Lachstürmen sich entladender Heiterkeit beobachtet, die aber zuletzt in eine tiefe Verachtung seiner von ihm bis zur Stunde zärtlich geliebten Untertanen überging und ihn insbesondere mit schwarzen Zweifeln an Wert und Würde des weiblichen Geschlechtes überschattete — als welchem er bis zur Stunde, verwöhnt und zur Anbetung erzogen durch das Bild seiner erhabenen und in jeder Frauen- und Menschentugend erstrahlenden Mutter, eine unbegrenzte, fast demütige Verehrung entgegengebracht hatte. Eben diese Verehrung war es auch gewesen, welche den inneren Antrieb zu seiner so ungewöhnlichen, und er begann es nun zu begreifen, der menschlichen Schwäche so wenig Rechnung tragenden Entschließung gebildet hatte. Er war sich bewußt, daß er seit früher Kindheit gleichsam im Angesicht des ganzen Landes lebte, und darum alle Menschen und zumal alle Frauen ihn kannten, soweit man einen Menschen kennen kann, ohne in seinen Armen geruht und die letzte und höchste Gemeinschaft des Erdenlebens mit ihm geteilt zu haben . . . Er hingegen, wen kannte denn er selber von all den Tausenden von Mägdlein seines Landes? Wen würde er jemals kennen lernen — es sei denn auf solch besonderem Wege? Wußte er doch aus Erfahrung, daß bei allen Gelegenheiten, welche ihn im Laufe seines achtundzwanzigjährigen Daseins mit den wenigen Frauen zusammengeführt hatten, die überhaupt im Bereich seines prinzlichen Daseins sich bewegten, die Ehrfurcht vor seiner Geburt und Stellung aus lebendigen jungen Menschenkindern auf Draht gezogene Püppchen gemacht hatte, zu deren innerem Wesen durch die starre Fülle der zwängenden Formen vorzudringen ihm stets versagt geblieben war. Und zudem wußte er auch dies: daß schon die Auswahl dieser ihm überhaupt zugänglich gewesenen Weiblichkeit auf jene ersten Geschlechter des Landes beschränkt gewesen war, deren Wesenheit dem seinen durch steife Sitte und Zucht allzu nahe verippt war, als daß er hätte hoffen können, in ihrer Mitte werde er den Menschen entdecken, der ihn von Fernweh und Erfüllungssehnsucht hätte heilen können. Und dies war der innere Beweggrund seiner Entschließung gewesen: er hatte gehofft, es würde sich auf seinen Aufruf nur eine kleine Zahl solcher Töchter des Landes zur Wahl stellen, welche *ihn* lieben zu können vermeinten. Aus ihrer Mitte aber würde er dann leicht die eine ausfindig machen, die auch *er* lebenslang lieben zu können verhoffen durfte. Und nun waren sie zu tausenden gekommen. Warum? Nicht weil er hätte wähnen dürfen, er sei vor allen Männern des Landes liebenswert, sondern weil er eben der König war.

War aber der junge König von dem Ausgang seiner Unternehmung im tiefsten entsetzt und enttäuscht, so fühlte sich jene edle Frau, deren unerreichbares Vorbild der geheime Leitstern für des Königs wunderliches Vorhaben gewesen war, aufs äußerste erleichtert und beruhigt. Denn seiner eigenen Mutter erfahrenen Rat hatte der Sohn einzuholen unterlassen, als er den Aufruf an die Töchter seines Landes in die Welt hinausgesandt — unterlassen aus jener Keuschheit des Empfindens heraus, welche es ihm lebenslang verwehrt hatte, die tiefe Verehrung, welche er für seine angebetete Mutter empfand, jemals in Worte zu fassen oder auch nur durch Blicke und Gebärden anzudeuten. So kam es, daß die alte Königin nicht minder als das ganze Volk des Sohnes Edikt, als sie unvorbereitet von seiner bereits geschehenen Verlautbarung Kenntnis gewonnen hatte, als eine Verletzung der Würde ihres Geschlechts empfunden hatte, statt als einen ungelenken Versuch eines unerfahrenen und weltfremden Jünglings, auf so seltsamem Wege die eine Frau auszukund-

Digitized by Google

schaften, welche allein würdig sein könnte, mit jener Krone geschmückt zu werden, die seit dem Tode seines Vaters in der Schatzkammer tief umflort der Stunde ihrer Auferstehung zu bräutlich-königlichen Ehren harrte.

Dies verletzte Gefühl und eine der schamhaften Verehrung ihres Sohnes gar nahe verwandte Mutterkeuschheit hatten es ihr verwehrt, ihrem tiefen Befremden über des Sohnes Handlungsweise Ausdruck zu verleihen. Sie war in der Zwischenzeit vom Erlaß des Edikts bis zum Tage der so wunderlich gescheiterten Bewerbung für ihren Sohn fast unsichtbar und innerlich unnahbar geblieben.

Nun, da ihre vertrauten Frauen ihr zutrugen, wie tief ihres Sohnes Gemüt sich in Enttäuschung, Verbitterung und Daseinsangst umdüstert habe, ließ sie ihre Zurückhaltung fallen und sandte Kundschaft an ihren Sohn, sie wünsche ihn in ihren Gemächern unter vier Augen zu empfangen. Mit gütigen Worten, doch nicht ohne sanften Vorwurf sprach sie dem König ihre mütterliche Teilnahme an dem noch mehr lächerlichen als beklagenswerten Ausgang seiner unbesonnenen Unternehmung aus, den er sich hätte ersparen können, wenn er in einer so wichtigen und für sein ganzes Leben und für die Zukunft des seiner Führung anvertrauten Landes so grundlegenden Angelegenheit den Rat seiner Mutter nicht verschmäht hätte.

Aber nicht nur um zu tadeln, so fuhr sie fort, indem sie des Tiefbeschämten auf ihre kühle Mutterhand niedergebeugtes Antlitz aufrichtete, habe sie ihn zu sich beschieden. Sie wisse bereits den Weg, das nun unwiderruflich Geschehene zum besten zu lenken und zur Wohlfahrt der Krone und des Lebens, dessen Erziehung nunmehr ihres eigenen Daseins einziger Sinn und Halt sei, nutzbar zu machen. Schritte zu solch heilsamer Lösung einer anscheinend unentwirrbaren Verstrickung habe sie bereits getan.

Dem hoch und voll banger Spannung Auflauschenden eröffnete sie nun dieses:

An jenem nicht genug zu beklagenden Sonntagmorgen habe es ja wohl scheinen können, als sei des ganzen Reiches junge Weiblichkeit mit allzu williger Zustimmung ihrer verantwortlichen Schützer und Ratgeber ohne jegliche Ausnahme der Ladung ihres jungen Königs gefolgt, bereit, jedes Opfer ihrer Zucht und Frauenehre einzusetzen im frevelhaften Spiel um den in Aussicht gestellten höchsten Gewinn. Sie selber aber, die Königin, habe nicht glauben mögen, in einem tapferen und bewährten Volke könne so wenig Gefühl für die Würde ihres Geschlechtes vorhanden sein, daß nirgends die Zurückhaltung einer Jungfrau, die Selbstachtung und der Familienstolz eines Elternpaares gegen die empörende und mißverstandene Zumutung des jungen Landesvaters sich aufgelehnt haben möchte. Sie habe insgeheim Ermittelungen anstellen lassen, und es sei ihr gelungen, auszukundschaften, daß in der Tat aus dem ganzen Lande vier junge Mägdlein jener demütigenden Ladung nicht gefolgt seien.

Hochauf horchte der König, und als er seiner Mutter ins gütige Antlitz schaute und um den streng und doch lieblich gebildeten Mund ein leises, tröstliches Lächeln schimmern sah, da meinte er den Weg zu ahnen, den die Weise ihn führen wollte. Statt des wüsten Gewimmels allzu willfähriger Weiblichkeit, die sich zum Glanze des Thrones scham- und würdelos drängte, meinte er nun eine winzige Minderzahl solcher Frauenzimmer zu ertasten, denen gerade jene Eigenschaften innewohnen möchten, die zu erkunden er seine unbedachtsame Ausschreibung erlassen. Und bald belehrten ihn die Worte der Gütigen, daß solches in der Tat ihres Herzens Meinung sei.

Die Königin erzählte, sie habe nach den Lebensumständen dieser vier Jungfrauen Umschau halten lassen, und dabei habe sich solches herausgestellt. Zwei dieser Mädchen seien Schwestern — Töchter eines freien Bauern, der auf wohlbelegener Hufe fern, fern der Stadt mit Weib, Söhnen, Töchtern und Knechten ehrbar und stattlich wie ein kleiner Fürst seine Scholle bebaue. Die jüngere seiner Töchter freilich sei, heut fünfzehn Jahre erst alt, für die Stunde ihrer Noviziatsreife seit Kindesbeinen einem benachbarten Kloster zugelobt. Eine dritte sei eines reichen, hochangesehenen verwitweten Kaufmannes und Ratsherrn Tochter — diese sei einem Rittersmann versprochen, von dem der König bei Nennung seines Namens sich augenblicks entsann, daß er trotz seiner Jugend bereits den Ruf eines Kriegers von höchst bewährter Tapferkeit genoß, übrigens zur Stunde wacker kämpfend an jener Grenze des Landes im Felde stand, die sich seit einigen Monaten eines heftigen Überfalles des neidischen, erbverfeindeten Nachbarvolkes zu wehren hatte. Die vierte aber sei das einzige Kind eines Reichsgrafen des Landes, dessen Witwe, seit die Grafschaft nach dem Tode ihres Gemahls an eine Seitenlinie übergegangen sei, von ihrem fernen Edelsitz in die Landeshauptstadt sich zurückgezogen habe und dort mit ihrer Tochter in völliger Abgeschiedenheit ihre Tage verbringe.

Digitized by Google

„Ich will sie sehen!“ rief der König mit Heftigkeit. „Alle vier will ich sie sehen! Wenn ich Euch, hohe Mutter und Königin, nur einigermaßen recht begriffen habe, so seid Ihr mit mir der Meinung, daß ich unter diesen vieren, wenn irgendwo in der Welt, die Frau zu suchen habe und finden werde, die würdig ist, von Euren Segenslippen als Tochter begrüßt zu werden!“

Das sei in der Tat ihr eigener froher Glaube gewesen, bestätigte die alte Königin. Und sie habe sich die Freiheit genommen, für dieses eine Mal noch die alten Mutterrechte zu üben und über ihres Sohnes Leben zu walten. Sie habe im Namen des Königs an die Eltern jener vier Mädchen strenge Weisung ergehen lassen, ihre Töchter ohne Säumen aufs Schloß zu entsenden.

„Wo sind sie?“ rief der König entflammt. „Ich glühe vor Ungeduld, sie zu sehen — und bin gewiß, auf den ersten Blick und ohne alle jene harten Proben, die ich mir ausgesonnen, wird sich in ihrer kleinen Zahl die eine mir offenbaren, welche das Sehnsuchtsbild meiner Träume ist, seit die Natur mir offenbarte, daß ich ein Mann bin und aus eigener Macht nicht leben noch selig werden kann!“

Die Mutter lächelte der Ungeduld ihres schwertgewohnten Knaben. Aber wie erschrak nun der junge Herrscher, als die Hüterin seines Wachstums ihm eröffnete, sein Begehren zu erfüllen sei sie nicht imstande, weil alle diese vier Mägdlein — nicht auffindbar seien — offenbar von ihren Hütern in dunkler Vorahnung bereits versteckt — vermutlich gar außer Landes gebracht?!

Der König tobte. „So will ich die Eltern sehen — den Bauersmann und sein Weib, den Kaufherrn und seine Ehegesponsin, wenn sie noch lebt — und die Gräfin-Witwe nicht minder!“

„Auch dieses dein Begehren habe ich erwartet,“ erwiderte die hohe Frau, „und habe es im voraus erfüllt. Die Untertanen, von denen du sprichst, bis auf des Kaufherrn Eheweib, das bereits vor dreien Jahren entschlafen ist, harren deines Befehls.“

Sie winkte, und alsbald wurden die störrischen, ahnungsvollen Eltern in das Gemach geführt. Das ländliche Ehepaar, sauber und stattlich, in die Festtagsgewänder ihres Standes gekleidet, am ganzen Leibe zitternd inmitten einer fremden Welt, nach der es sie niemals gelüstet. Der Kauf- und Ratsherr in pelzverbrämter Schaube, mit hartem, finsterem Gesichte, starr und aufrecht in steifnackigem Bürgerstolz — und die Gräfin, durch deren tiefschwarzen Schleier ein großes goldenes Kreuz und ein ehrfurchtsvoll geneigtes, zartes, doch gottgetrostes Antlitz fahl und leidengezeichnet schimmerte.

„Wo sind eure Töchter?“ herrschte der König die stumm und gesammelt Harrenden an. Keine Antwort kam.

Vergebens versuchte die Königin mit gütigem Zuspruch, noch weit erfolgloser der junge Herrscher mit grimmig daherfahrender Zornrede die festgeschlossenen Lippen der Eltern zum Reden zu bringen.

„Wißt ihr, ihr beiden halsstarrigen Männer, ihr unbesonnen trotzenden Frauen, daß ich die Macht und das Recht habe, euch in den tiefsten Turm werfen zu lassen — ja eure harten Köpfe euch vor die Füße zu legen?“ So brauste der junge König über die Häupter der Menschen, denen die Ehre ihrer Töchter heiliger war als der Glanz seiner Krone.

Aber die Lippen der Angedonnerten blieben geschlossen.

Da ließ der König seine Gewaffneten kommen. „Diese Männer und Frauen haben's gewagt, die Majestät meines Thrones und Hauptes zu beleidigen! Auf allen Märkten und Plätzen meines Reiches soll es laut ausgerufen werden, von allen Kanzeln der Kirchen verkündet drei Wochen hindurch: die vier Töchter dieser Unfolgsamen haben sich ungesäumt bei Hofe zu stellen. Wessen Töchter am vierten Sonntage nach dieser Stunde nicht zur Stelle sind, um sich meiner Wahl zu unterwerfen samt jeder Prüfung, die ich an ihnen zu vollziehen für dienlich befinde, dessen Haupt ist dem Beile des Henkers verfallen zur Strafe für offenen Trotz und Hohn wider des Königs geheiligte Person! So lange werden die Eltern in Verhaft genommen! Führt sie von hinnen!“

Und als die Unglückseligen, eisenumklirrt, das Gemach verlassen hatten, wandte der König das zornsprühende Gesicht mit gespannter Frage der Königin zu: „Mutter, hab' ich's recht gemacht?“

„Nicht eben ganz, mein Sohn und König,“ erwiderte die hohe Frau.

Es werde dem Herrn König wohl anstehen, zwei jener vier Mädchen von der Auswahl für die Würde seiner dereinstigen Gemahlin auszunehmen: die junge Bauerndirne nämlich, welche dem himmlischen Bräutigam, und jene, welche einem irdischen versprochen sei — zumal letzterer zur Stunde in des Königs eigenem Dienste fern am Feinde stünde.

Der König übersann solches Bedenken und gab dann seiner Mutter kund, daß die jüngere Bauerntochter, die künftige Nonne, ihrem Treugelübde gegen den Heiland nicht abspenstig gemacht werden solle. Was aber

Digitized by Google

das Bürgerkind, das einen irdischen Liebsten erkoren, anbetreffe, so sei ein Verlöbnis durchaus kein Sakrament, und es sei nicht das erstemal, daß eine Braut andern Sinnes geworden und von einem Verlöbnis zurückgetreten — als dessen Sinn doch eben der sei, daß es eine Prüfungszeit bedeute. Wohl liege es ihm fern, einem jungen Lehens- und Gefolgsmann, der für ihn im Felde sein Blut wage, zumal einem solchen von der ihm ja sehr wohl bekannten Tapferkeit und Treue eben jenes Ritters, heimlich, hinterrücks und ohne sein Vorwissen die Braut wegzunehmen. Ob denn aber die Frau Mutter meine, daß unter all den übrigen Mädchen, welche sich so willfährig zu der in Aussicht genommenen Prüfung gedrängt, keine Bräute gewesen seien außer jener einen? Es möge so die Mutter ersehen, daß jene eine einzige, die von allen derzeitigen Bräuten die Treue zu ihrem fernen Geliebten werter gehalten denn die Aussicht auf eine Königskrone, aller menschlichen Voraussicht nach eine Jungfrau von auserlesenem Werte sein müsse. Solange aber solch ein Edelstein noch nicht seine endgültige Fassung erlangt habe, stehe es jedem Manne frei, sich um sie zu bewerben — und auch Rittersitte spreche dem nicht entgegen, sofern nur der Nebenbuhler, der sich anheischig mache, dem erwählten Verlobten die erkorene Braut abzustreiten, bereit sei, bevor er seine Werbung bei der Braut anzubringen sich unterfinge, sich ihrem Verlobten zu ritterlicher Zwiesprach mit gewaffneter Faust zu stellen. Dieser Forderung adeliger Sitte wolle auch er, der König, sich nicht entziehen. Er werde Boten in das Kampfgebiet senden und seinen Feldobristen ersuchen, dem jungen Rittersmann, der dem Ratsfräulein versprochen sei, einen Urlaub zu gewähren, damit er so die Rechte, welche die Dame ihm eingeräumt, auch gegen seinen Herrn und König zu wahren vermöge.

„Seid Ihr's also zufrieden, Frau Mutter und Königin?“

„Ich bin's, mein Sohn,“ schloß die hohe Frau. „Wir werden sehen.“

Etliche Tage vergingen im Warten und Sinnen. Der König träumte nachts und tags immer und immer wieder die Hoffnungen durch, welche das Schicksal, oder wie der fromme Sinn jener fernen Zeit es zu nennen nicht anders vermochte, die Vorsehung ihm vors Gesicht seiner Zukunft gestellt. Die Gräfin-Witwe gehörte den reichsunmittelbaren und also allen Kronenträgern ebenbürtigen Geschlechtern des Reiches an. Eine Ehe mit der Tochter eines Hochgeborenen und Hochmögenden würde die jauchzende Billigung seines ganzen Landes finden, und gewiß nicht zuletzt diejenige seiner erlauchten Mutter. Und wenn der König die Erscheinung der tief verschleierten Witfrau sich vor die Sinne rief, dann glaubte er hoffen zu dürfen, ihre Tochter werde ein feines, hochgesinntes Kind sein, das seinem Leben von der Unrast zur Rast verhelfen und seiner Mutter die heißersehnte zärtliche und schmiegsame Tochter sein möchte.

Wenn aber der König der erdstarken Gestalten des bäuerlichen Ehepaares gedachte, dann träumte er von einem straff und körnig der unversieglichen Scholle seines Heimatlandes entsprossenen Weibwesen, das ihm, dem letzten seines Stammes, ein Geschlecht starkgefäusteter und starkgeherzter Prinzen gebären würde, trotzige Hüter seiner Krone, Vorkämpfer seiner Schlachten. Wenn diese beiden Mädchen ihm erst gegenüberständen, die zarte Gräfin und die ragende Bauernmaid, dann, so durfte der König hoffen, würde es ihm gelingen, in derjenigen von beiden, der seine Sehnsucht sich zuneigen würde, die Flamme der Gegenliebe zu entzünden.

Wie aber würde das dritte Abenteuer, das seine Befehle über sein Haupt und Leben heraufbeschworen, sich auswirken?! Hier wartete Wirrung und Herzensnot.

O, wohl hatte die weise Mutter mit Fug Anstoß genommen an dem Verlöbnis der Tochter jenes starrköpfigen Kauf- und Ratsherrn. Zwar sah der alte geld- und machtstolze Mann so aus, als ob eine Tochter seines Blutes auch einem Fürstenthrone nicht zur Unzier gereichen würde. Ja, auf seiner klugen Stirn, in seinen scharfblickenden Augen hatte etwas geleuchtet, das der König weder auf den breiten, hellen Gesichtern der zwei Landbewohner, noch auf den leidverklärten Zügen der Edelfrau hatte entdecken können: der Glanz einer freieren Daseinsgestaltung, eines weithinschauenden, durch Enge des Lebenskreises nicht umschränkten Wissens um das wahre Wesen der Menschen und Dinge. Aber wenn der König versuchte, sich das Bild der Tochter solchen Mannes zu erstellen, dann tastete er ins Leere. Denn niemals war ihm unter den Hofdamen seiner hohen Mutter, noch unter den Prinzessinnen und Adelsfräulein, welche zu den winterlichen Hoffesten in die gastlichen Säle des elterlichen Schlosses geeilt waren, ein junges Weib begegnet, dessen Gesichtskreis und Gesprächsstoff über Jagd und Tanz hinausgegangen wäre. Und dieses ungreifbare Gebilde nun noch dazu in junge Liebe

Digitized by Google

verstrickt einem anderen Leben, dem Leben eines jungen, um das Land hochverdienten Kriegsmannes, nicht unauflösbar, doch immer mit dem Ziele naher glücklicher Vereinigung verkettet!

Das Harren war nicht von allzulanger Dauer. Das erste Geschehnis war dies: daß der Offizier der Schloßwache beim Morgenberichte meldete, in der vergangenen dunklen Nacht sei ein junger, schlanker, in einen langen Mantel gehüllter Reitersmann an eine der an der Parkseite hinträumenden Schildwachen herangetrabt, habe dem Erschreckten einen Brief in die Hand gedrückt und sei von hinnen gesprengt, unerreicht von dem Speerwurf, den der unsanft Aufgestörte hinter ihm drein gesandt. Dieser Brief kam von der jungen Gräfin, die ihn aus ihrem unbekannten Versteck an den König gerichtet. Das Fräulein flehte in aller Heiligen Namen den König an, ihre arme, hart geprüfte Mutter der Haft ohne Verzug zu entlassen. Was ihre eigene unbedeutende junge Person anbetreffe, so fühle sie sich der unfaßbaren Gnade, vor ihren hohen Schirmherrn treten und sich der ihr zugedachten Prüfung unterwerfen zu dürfen, vollkommen unwürdig. Sie sei ein zartes, verschüchtertes, unschönes Menschenkind, zur Herrscherin eines großen Landes und zur Weggefährtin eines Mannes von der strahlenden Wesensart Seiner Königlichen Gnaden keineswegs geboren noch geeignet — dünke sich aber doch zu stolz, sich und den wennschon heute festlichen Glanzes entblößten, so doch altberühmten Namen ihres in Gott ruhenden Vaters jener immerhin beschämenden Ablehnung auszusetzen, deren sie in bedachtsamer Abschätzung ihrer geringen persönlichen und geistigen Vorzüge demütig, aber vollkommen sicher gewärtig sei.

Der König trug diesen Brief zu seiner Mutter und fragte um ihre Meinung. Die Königin las das Schreiben zweimal aufmerksam durch und bat den Sohn, ihr zunächst das eigene Gefühl zu sagen. Der erwiderte: „Die Gräfin ist frei."

„Recht so, mein Sohn," erwiderte die Kluge. „Diese kleine Grafentochter ist gewiß ein sehr gescheites, gutartiges, edelgesonnenes Dingelchen. An deiner Seite wünsche ich mir weniger maßvolle Bescheidenheit als wertbewußte Kraft. Wer meines Sohnes Seele befriedigen soll, muß eigener Überfülle trunken sein."

Zwei Tage später ward der Königin gemeldet, ein junges Mädchen ländlichen Standes wünsche sich ihr nahen zu dürfen. Voll schöner, hoffnungsfreudiger Ahnungen nickte die Königin Gewährung. Und bald stand in der Tür ein hochgewachsenes junges Weib von einer solchen Schönheit, daß ihr Glanz die Einfachheit ihrer von langer Wanderung bestaubten Gewandung vergessen machte. Von den schweren blonden Zöpfen, die sich wie ein Krongeschmeid um die sonnenbraune Stirn schmiegten, über das jetzt befangen glühende, doch von tiefer Weltgewißheit innerlich erleuchtete Gesicht, über die kraftgesättigte Gestalt hinweg bis zu den großen, doch vollendet ebenmäßigen Händen und Füßen ein Meisterstück des Schöpfers, wie geboren zur Mutter eines Geschlechtes von Herren des Lebens. Niemals meinte die Königin ein vollkommener gebildetes Geschöpf gesehen zu haben.

In tiefer Bewegung winkte sie dem stolzen Kinde, sich ihr zu nahen. Und da die junge Bäuerin vor ihr auf die Knie sank, wie sie's zum Beten von Kind an gewohnt sein mochte, hob die Königin sie auf und sprach ihr Trost ein: ihre Eltern seien wohlauf und würden nun gewißlich ihrer Haft alsbald ledig werden. Sie mahnte das Mädchen, guten Mutes zu sein: es stehe von Stund' an unter ihrem mütterlichen Schutz und habe keinerlei Ungebühr noch Entwürdigung zu befürchten.

„Hast du noch etwas auf dem Herzen, mein Kind?"

Da stammelte das Mädchen unter strömenden Tränen: „I mecht' hääm . . ."

Da wußte die königliche Frau, daß es sinnlos sein würde, dies pflanzenhafte Stück Menschheit von der Scholle zu lösen, auf der es gewachsen war. Ihrer Enkel oder Urenkel einer würde vielleicht einmal, ein schlachtgewaltiger, sieggekrönter Feldherr, einen Fürstenthron besteigen und Ahnherr eines ruhmumkränzten Herrscherhauses werden. Ihres Sohnes Gesellin müßte anders geartet sein. Mit tausend Segenswünschen entließ sie das hochaufatmende Mädchen, befahl es seinen Eltern zuzuführen und alle drei in einem Hofwagen zur heimatlichen Hufe zu bringen.

Und tief beklommen ward die Fürstin inne, daß ihres Sohnes wunderliches Vorhaben schneller und überzeugender, als sie es jemals hätte ahnen mögen, dies eine erreicht hatte: daß nun augenblendend klargestellt war, unter den Tausenden junger Mädchen des Landes sei nicht eine fähig und würdig, die umflorte Krone der Landesmutter aus ihrer Trauerhülle wieder ins Licht zu heben — keine — es müßte denn jene eine sein, von der bisher keine Spur zutage getreten war — jene eine, die ihre Lippen zum Kuß der Liebe schon einem Manne geboten hatte im gläubigen Hoffen, dieser werde der einzige bleiben.

Digitized by Google

Und dieser Erkorene, dieser Glückliche — er ließ nun nicht lange mehr auf sich warten. Er wandte sich nicht an die Königin-Mutter — er forderte mit stürmischen Worten Gehör bei seinem Allerhöchsten Lehens- und Kriegsherrn selber. Und bald stand er, nach dem tagelangen Ritte dennoch frisch und straff, im blankgeputzten, klirrenden Waffenkleide, den blinkenden Streithelm mit der buntgleißenden Zierde, dem wallenden Helmbusch untern Arm geklemmt, das Schwert vor des Leibes Mitte gepflanzt, mit gespreizten Beinen, Hand und Barhaupt zum Kriegergruße senkend.

Mit beklommenem Wohlgefallen erwiderte der König des Recken Gruß. „Ihr kommt aus Schlachten, Ritter. Wie steht's da vorn?"

„Ich bringe Euer Königlichen Gnaden Allerhöchst Eures getreuen Feldobristen Heilgruß und die Kunde eines jungen Sieges, der den Erbfeind bis tief in die Marken seines Landes zurückgescheucht hat."

Des Königs Antlitz leuchtete auf bei solch willkommener Kunde. Aber seine Seele umdüsterte sich. Auf des Ritters offener Stirn flammte eine kaum verheilte mächtige Schramme — der da hatte für Landesherrn und Land vor nicht allzu vielen Tagen sein Blut verspritzt.

„Ist Euch Kunde geworden, Ritter, aus welcher Not ich Euren Heimritt befahl?" Des Königs Auge mied des Lehnsmannes schwertblauen Stahlblick.

„Man hat mir allerlei tolle Sachen vorgefabelt, Eure Königlichen Gnaden. Ich habe nichts davon geglaubt."

„Aber was ich Euch jetzt sage, Ritter, werdet Ihr mir glauben müssen. Ihr sollt nach dem langen Marsch einen Ruhetag haben. Übermorgen müßt Ihr mit mir vor dem Angesichte meines ganzen Hofes den Speer brechen, bis einer unten liegt."

Der Ritter stand einen Augenblick ohne Wimperzucken. Dann sprach er langsam und fest: „Hätte ich geglaubt, was man unterwegs mir eingeblasen — ich hätte, was Ihr, Herr König, mir jetzt als eine Gunst gewähren zu dürfen meint, von Euch gefordert als mein Ritterrecht."

„Nun gut, Ritter — ich sehe, Ihr habt mich begriffen. Ich will — jene Dame — kennen lernen. Kennen — wie man eine Frau kennen lernen muß, ehe man sich entschließt, um sie zu freien. Dem steht Euer Recht entgegen. Und darum müssen wir miteinander den Speer kreuzen. Ruht Euch aus — Ihr wißt, Ihr werdet Euch mit einem nicht unwürdigen Gegner zu messen haben."

Am übernächsten Tage waren im Schloßhofe die Turnierschranken erstellt. Beim ersten Anritt splitterte des Ritters Speer an des Königs Panzer. Des Herrn Stoß war in die Luft gegangen. Der König wankte, aber er hielt sich im Sattel. Beim zweiten Gange trafen beide Recken gut. Abermals wankte der König. Der Ritter aber stürzte wie ein Stein über des Schecken eisenbewehrte Kruppe in den Sand und lag wie tot. Die Knappen sprangen zu, schraubten den Turnierhelm los — ein blasses Gesicht kam zum Vorschein, funkelnde Augen, wie die Lichter des Wolfes, dessen Sprungsehne ein Pfeil gelähmt.

„Eurer Ritterehre, Held und Freund, ist genug geschehen," sagte der König, der jetzt, abgesessen, an des Gefällten Seite trat. „Den Streit der Waffen habt Ihr verloren. Der Streit der Herzen mag beginnen. Wo ist Eure Braut? Ihr werdet sie zur Stelle schaffen. Unter dem Schutze meiner hohen Mutter wird sie leben und mich und Euch täglich sehen, jeden eine Stunde lang, drei Tage hindurch. Dann kann, dann soll sie wählen. Also wo ist sie?"

„Sucht, ob Ihr sie findet, Herr König!" sagte der Ritter, matt auf den fast gelähmten Schwertarm gestützt. „Von mir und ihrem Vater werdet Ihr keine Kunde bekommen."

Da stürzte sich aus der Menge des Volkes, das die Schranken umdrängt hatte, ein Fräulein im Reisegewand hervor. Zum wunden Ritter eilte sie hin, umfing kniend sein blasses, schweißnasses Haupt und barg's an ihrem Busen.. Dann hob sie den Blick, aller Haß der Welt loderte aus ihren schwarzen Augen.

Aber als des Königs Blicke die ihren faßten, da erstarb auf ihren bebenden Lippen die Rede, die schon übersprudeln zu wollen schien. Stumm starrte sie in das Antlitz des Siegers.

Der König winkte — Trabanten schufen Raum. Und vom Altane nieder stieg da die Königin-Mutter, vom Doppelzug ihrer Fräulein gefolgt. Sie trat zu der Knienden, hob die Wehr- und Reglose sanft auf und führte sie, die wie eine Trunkene taumelte, von hinnen.

Da sprang der Ritter auf die Beine. Und wenig fehlte, er wäre, noch immer wankend vom schweren Sturze, seinem Lehns-, Landes- und Kriegsherrn an die Kehle gefahren.

„Das Fräulein ist Eure Braut nicht mehr, Herr Ritter!" sagte da der König. „Ihres Verlöbnisses hab' ich sie ledig gekämpft. Von nun an stehen Ihr und ich ihr als freie Nebenbuhler gegenüber. Lasset uns um sie werben, als kennte sie bis zur Stunde so wenig Euch wie mich."

Digitized by Google

Die Königin sah mit forschender Begier und doch schon mit einer seltsam schwellenden Freude in das erregungszuckende Gesicht der jungen Patriziertochter, die hoch und rank vor ihr stand.

„Wollt Ihr Euch nicht setzen — hier zur Seite mir — mein schönes Fräulein?"

„Ich bin eine Gefangene, Frau Königin," sagte die Schlanke. „Ihr werdet mich's durch keine noch so große Güte vergessen machen."

„Frauen sind immer Gefangene," lächelte die Königin. „Gefangene ihres Weibesschicksals, welches aus ihnen ein Halbes gemacht hat, das nur der Mann zum Ganzen runden kann."

„Eure Königlichen Gnaden wissen, daß ich diesen Mann bereits gefunden habe. Ich verlange nicht mehr, als daß man mich lasse, dem ich gehöre."

„Darf ich Euch, liebes Fräulein, eine Geschichte erzählen? Aber Ihr müßt sitzen, sonst plaudert sich's schlecht." Und der sanft auf den Diwan an der Fürstin Seite Niedergezwungenen erzählte nun die Königin das Schicksal ihrer eigenen Jugend. Nicht immer sei der erste Mann, der im Busen eines heranblühenden Mädchens die holden Gefühle der Sehnsucht entzünde — nicht immer sei er es, der sie auch befrieden könne. Sie selber sei dem König, ihrem Dahingeschiedenen, erst in zweiter Ehe vermählt gewesen. Ihr erster Gatte, an dessen Seite ihr ein stürmisches Sinnenglück erblüht sei, habe sich nur allzu bald als ein roher, schnell ersättigter, begehrlich nach neuer Trunkenheit verlangender Gesell erwiesen. Bald seien Tränen reichlicher ihr zugemessen gewesen denn Küsse. Zumal seit das Söhnchen, das sie ihrem Herrn geschenkt, nach kurzem, schwächlichem Aufflackern erloschen sei, habe jener sich vollends von ihr abgekehrt. Da sei der Erbprinz des Königreiches in ihr, der halb schon Verlassenen, Leben getreten. Und Kampf habe nun angehoben — Kampf um ihr Herz und ihr Schicksal — Kampf, unendlich erschwert und verbittert durch des Sakramentes Unlösbarkeit — bis schließlich barmherzige Mächte in der drei Kämpfenden Leben eingegriffen hätten. In einem Kriege wider des Landes alten Erbfeind sei ihr Gatte, an des Erbprinzen, seines Nebenbuhlers, Seite tapfer kämpfend, gefallen — also daß sie und ihr neuer Ehegemahl jenes rühmlich Dahingeschiedenen nun doch mit reiner und ehrlicher Trauer gedenken durften nach mancher herben Not.

„Solche Not aber, mein Fräulein," schloß die hohe Frau, „die soll, so erhoffe ich, Eurem jungen, stolzen Leben erspart bleiben. Vergönnet meinem Sohn, Euch zu nahen, damit Ihr vergleichen könnt. Und dann laßt Euer Herz sprechen — und dankt Eurem Schicksal, daß es Euch mit dem einzigen Manne, der sich mit Eurem Verlobten messen darf, zusammengeführt hat, ehe des Priesters Hand Euch und jenen andern für dieses Erdenleben unlösbar zusammenkettete."

Da richtete das junge Weib sich hoch auf und sprach: „Frau Königin — wenn Euer Herr Sohn nicht eben der König wäre — ich würde solcher Prüfung ohne Bangen entgegensehen. Aber ich kenne den traurigen und lächerlichen Ausgang jenes kindlichen und unschmackhaften Unternehmens, durch das des Königs Gnaden versucht haben, aus der unermeßlichen Zahl der mannbaren Töchter seines Landes die Würdige zu ermitteln. Ich weiß, daß vom Glanze der Krone verblendet alle jungen Genossinnen unseres leichtherzigen Geschlechtes mit nur vier Ausnahmen, aller Scham und Würde vergessend, alle Bande der Pflicht und Selbstachtung abschüttelnd, sich zum Throne gedrängt haben wie die Abendfalter zum Licht. Erläge nun ich der Werbung Eures Herrn Sohnes, so würde der Spott des ganzen Landes, zumal der verschmähten Weiblichkeit, bei der heute, glaubt es mir, kein Mann verhaßter ist als Euer vordem so geliebter Herr Sohn — der Spott aller Menschen, über die ich als Königin hocherhaben ragen müßte, wie Ihr es tut, verehrteste der Frauen, würde sich an mich hängen: seht da, sie ist nicht besser als wir alle — nur daß sie, des Herrn Augen auf sich zu lenken, es schlauer angefangen hat!"

Die Königin hatte den ungestümen Worten der jungen Kaufherrntochter mit rechtem Behagen und frohem Staunen gelauscht. Mutigere Worte vermeinte sie aus so jungem Munde niemals vernommen zu haben. Sie könne nur zustimmen, äußerte sie hinwider, daß es für die seltsame Lage des Fräuleins eine Erschwernis bedeute, wenn der neuerdings aufgetauchte Bewerber um ihre Hand nicht ein junger Edel- und Kriegersmann wie ihr Trauter auch, sondern eben der König sei. Denn leichtlich möge es geschehen, daß ein jugendlich ungeprüftes Frauenherz nicht zu unterscheiden vermöge, ob die Gefühle, die ein also hochgestellter Freier in ihr erwecke, von der Stirn ausgingen, welche die Krone trüge, von dem Herzen, das durch diese Stirn das Blut hindurchtriebe — oder aber nur von dem güldenen Reif und den Edelsteinen, so ihn überblitzten. Aber eben daß das Fräulein sich der nahen Möglichkeit solcher Irrung und Verwechslung so klar bewußt sei, das biete Gewähr, es werde solcher Gefahr nicht erliegen.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Über so eifriger Hin- und Widerrede war den Frauen unbemerkt geblieben, daß der junge König bereits eingetreten und in starker Bewegung dem Gange dieses ersten Gespräches zwischen den zwei Frauen gefolgt war, in dem er die Pole seines annoch so ruhelosen Herzenslebens zu finden erhoffte. Nun trat er herzu, bot gebeugten Knies der Mutter die Stirn zum Kuß und neigte sich dann tiefst vor dem jungen Weibe, dessen Hand berühren zu dürfen er heute noch nicht erwarten konnte.

„Mein Fräulein," sagte er ehrerbietig, „ich bringe Euch einen Gruß Eures würdigen Vaters. Er hat in seiner Haft, deren ich ihn übrigens ohne Verzug entledigt habe, die Güte gehabt, meinen Besuch zu empfangen — und mich mit allem jenem verhaltenen Hasse beehrt, den ich bei ihm anzutreffen hoffte — entsprechend der hohen Achtung, die ich seiner Gesinnung entgegenbringe. Kein Wort ist ihm entfallen, das ich etwa anders auszulegen genötigt gewesen wäre denn als schroffe und entschlossene Ablehnung. Das hat mich sehr glücklich gemacht. Ich bin gefaßt, eine gleiche Gesinnung bei Euch vorzufinden."

„Darf ich offen sein, Königliche Gnaden?" fragte das junge Weib mit blitzenden Augen.

„Ich erbitte solche Offenheit als eine Gunst — ich fordere sie als mein Recht."

„Wohlan, Herr König — so wißt, daß Ihr mir bislang zum — Hasse keine Veranlassung gegeben habt."

„Erklärt mir das. Ich habe Euch den Verlobten in den Sand geworfen — ich halte Euch gefangen wie ein junges Wildfüllen, das man zu zähmen hofft — was könnte solche Behandlung in einem stolzen Menschenkinde, wie Ihr es seid —"

„Man gibt sich nicht die Mühe, Herr König, zu hassen, was man töricht und abgeschmackt findet."

Der König biß die Lippen, und auch seine Mutter mußte sich zusammenraffen, um eine Empfindung hinunterzuzwingen, die ihr nach einem Leben auf dem Throne völlig neu war. Über den drei Menschen war ein schweratmendes Schweigen.

„Indem ich um Euch zu werben mich anschickte, mein Fräulein," begann der König, „habe ich Euch gegenüber auf jedes Vorrecht meiner Geburt und meines gottbeschiedenen Amtes verzichtet. Das ein für allemal, damit Ihr wißt, daß Ihr es nicht nötig habt, mich zu kränken, um Euch bei mir in Achtung zu setzen. Ihr dürft mir alles sagen — es ist keine Gefahr für Euch damit verbunden, also auch keine Notwendigkeit, Euren Wert zu beweisen, indem Ihr ihr trotzt. Ich gebe Euch noch ein weiteres zu: dümmer als ich's angestellt bis zu diesem Tage mit meinem Versuche, die würdigste Tochter meines Landes ausfindig zu machen, hätt' ich's schwerlich anfangen können. Dennoch will mir scheinen, dieser, wie sagtet Ihr? abgeschmackte und törichte Versuch ist unverdientermaßen belohnt worden. Ich fand Euch."

Nun war es an dem Fräulein, die schmale Unterlippe zwischen die ebenmäßigen Zähne zu klemmen. „Jawohl, Ihr fandet mich," sprach sie dann heftig und gepreßt, „wie der Einbrecher ein Kleinod findet, nachdem er mit dem Stemmeisen durch Stuben- und Schreintür sich hindurchgezwängt hat."

Der König hielt den blitzenden Blick des Mädchens aus und erwiderte nach kurzem Sinnen: „Das Bild, edles Fräulein, könnte auf den ersten Blick zutreffend scheinen — aber laßt mich es noch weiter ausmalen. Der Einbrecher kam nicht heimlich in finsterer Nacht, sondern am hellen Tage — nicht unbewacht waren Stuben- und Schreintür, sondern ein stattlicher Wächter hütete beides. Den hat der Einbrecher nicht hinterrücks überfallen und geknebelt, sondern offen und ehrlich in ritterlichem Ringen entwaffnet. Und das Kleinod, das er ersehnte und errang, das war nicht jenes Hüters Eigentum, sondern annoch herrenloses Gut — dem Hüter nur erst leihweise anvertraut. Und endlich ist besagtes Kleinod nicht ein kalter, wehrloser Edelstein, sondern ein junger, heißer Mensch, begabt, sich zu behaupten und zu wählen. Nichts weiter will ich mir erkämpfen, hab' ich mir erkämpft, als das hohe, aber begrenzte Recht: zur Wahl gestellt und verglichen zu werden. Erwägt, ob dies Einbrechers Art und Brauch ist — oder eines ritterlichen Mannes, dessen Tun Ihr verlachen dürft, wenn's Euch gelüstet, aber nicht mit verletzendem Vergleich beschmähen."

Da neigte das Mädchen die herrische Stirn: „Ich hab' Euch um Vergebung zu bitten, Herr König."

„Mit nichten, mein edles Fräulein!" sprach der Herrscher. „Wir stehen im Kampf um Euer und mein Leben. Da ist jede Waffe recht. Ihr seht ja, auch ich bin nicht wehrlos."

Ein Diener trat herein und meldete die Ankunft des jungen Rittersmannes.

„Meine Stunde schon um?" lächelte der König. „Wohlan, ich räume das Feld. Der Herr mag kommen."

Und schon stand sein ritterlicher Nebenbuhler in der Tür. Er stutzte, da er des Königs ansichtig wurde, und neigte sich knapp und gemessen, doch in schuldiger und lebenslang gewohnter Ehrerbietung vor dem König

Digitized by Google

und der allverehrten Witwe seines ersten Lehnsherrn.

Das Fräulein aber flog ihm entgegen, umschlang seinen Nacken und barg in Tränen ihr glühendes Gesicht an seiner Brust. „O mein Geliebter!“ stammelte sie, „daß du da bist — daß du da bist!“

Da ging der König still hinaus. Und er ahnte, daß die Stunde fern sei, die den Kampf der Herzen entscheiden würde. Aber herrisch aufstraffte sich sein Wille, denn mit der Wucht einer Offenbarung hatte diese Stunde ihm enthüllt, daß diese Frau zu erstreiten und zu besitzen hinfort der Sinn und Inhalt jener Hälfte seines Lebens sein würde, die auch ein Fürst sich vorbehalten muß, wenn er die Kraft in sich wahren soll, seiner landesväterlichen Verpflichtung die andre Hälfte zu opfern.

Mit sanfter Hand löste der Ritter die bebenden Finger der Braut von seinem Hals und deutete mit zarter Zurechtweisung seiner Augen auf die Königin, die still und fast ohne Regung dieses Auftritts befangene Zeugin gewesen war. Nun erhob sie sich: „Herr Ritter — ich bitte Euch — euch beide bitte ich — zu denken, an meiner Statt wäre des Fräuleins dahingeschiedene Mutter hier zugegen.“

Sie zog sich in den Erker zurück, die Liebenden ihrem leisen, erregten Gespräch überlassend.

Des jungen Recken erstes war, sich der standhaften Liebe seiner Trauten zu versichern. Dabei wurden alle jene Worte gewechselt, welche einer solch wehmut- und angstumschauerten Wiedersehensstunde angemessen und so selbstverständlich waren, daß ihre Anführung füglich unterbleiben mag. Dann aber warf der Ritter seiner Liebsten eine Kunde auf die Seele, die solche mit einer neuen Überlast von Traurigkeit anfüllte. Soeben seien schweißtriefende Boten aus dem Kampfgefild angelangt: dem Siege, dessen Künder er selber habe sein dürfen, sei ein jäher Umschlag und Schicksalswechsel auf dem Fuße gefolgt. Der Erbfeind habe, von einem nicht minder neidischen, aber bislang im Zaume gehaltenen Nachbar mit kräftigem und hochwillkommenem Zuzug unterstützt, sich unversehens auf das vom Siege wohl allzusehr berauschte und in der bösen Lust des Beutemachens und gar Plünderns ein wenig aus der Form gegangene Heer des Königs daniedergeworfen und ihm nicht allein eine böse Schlappe beigebracht, vielmehr es auch des besetzten Landes vertrieben, so daß es nun wiederum, vermindert und im Glauben geschwächt, seine bittere Mühe habe, auch nur die hart bedrängten Grenzen gegen des Feindes Widerstoß zu schirmen. Ihn persönlich habe der Feldobrist mit nicht eben sanften Worten ersuchen lassen, in also drangvoller Stunde jegliche Rücksicht auf die eigenen Herzensangelegenheiten vor der Pflicht des hartumstürmten Augenblicks hintanzusetzen.

„Du mußt fort?!“ Die Liebste fragte es mit einem so herzerweichenden Ausdruck tiefster Bangigkeit, daß dem Ritter schier der Mut entsank, ihre Frage ausdrücklich zu bejahen. Durch diese neue Wendung ihres Schicksals fühlte sie mit schwindender Aussicht auf das ihr vom Bedränger ihres Glücksstandes verwilligte alltägliche, wenn auch mit einer Stunde Frist nur allzu knapp bemessene Wiedersehen jeden Schimmer eines Trostes fliehen, ohne dessen Erwartung sie zwar nimmermehr die Kraft und Hoffnung ihres Widerstandes im leisesten erschüttert, wohl aber alle Freude aus ihrer nächsten Zukunft verscheucht sah.

Was blieb dem Jungherrn übrig, als seinem Mädchen immer wieder Trost und Zuversicht einzusprechen und ihm zu geloben, daß er in den künftigen Treffen, wie bereits in so manchem bestandenen, ebenso inbrünstig und inbrünstiger noch denn je zuvor ihr Bild im Herzen tragen und alle Heiligen des Himmels um Beistand für den hart gefährdeten Liebesbund angehen werde? Ja, er gab letztlich gar der fast hochverräterischen Erwartung Ausdruck, es möge leichtlich das Kriegsgeschick in nächster Zeit eine noch bänglichere Wendung nehmen, dergestalt, daß auch des Königs Majestät selber sich genötigt sehen möchte, die eigene Person für die Rettung des Landes einzusetzen, und somit das geliebte Mädchen zwar der ihr von dem Gewaltherrn verwilligten täglichen Begegnung mit ihrem Verlobten, aber doch auch der ebenso regelmäßig sich erneuernden Qual des Beisammenseinmüssens mit dem hochgefürsteten Bedränger ihrer Standhaftigkeit entrückt sein.

Das Fräulein aber erstaunte im tiefsten Innern, als es an sich selber die Wahrnehmung machen mußte, wie stark in einem Frauenherzen doch die angestammte Verehrung für die königliche Gewalt Wurzel geschlagen habe — dergestalt, daß selbst der Zorn über eine so arge Kränkung, wie ihr selber abseiten des derzeitigen Trägers der Krone solche widerfahren, nicht imstande sei, die Bänglichkeit zu übertäuben, welche sich einer getreuen Untertanin bemächtigen mußte angesichts der Vorstellung, es könnte die geheiligte Person des Landesherrn demnächst Allerhöchstselber in die Wirrung, Schrecknis und Gefahr des Kampfes um die letzten Güter des Landes hineingezogen

Digitized by Google

werden. Diese beunruhigende Erkenntnis aber behielt die Braut in ihrem von allerlei Bedrängnis hochbewegten Busen und entließ, als ihre fast unsichtbar gewordene Beschützerin sich endlich mahnend bemerkbar machte, ihren Trautesten mit dem tausendfältigen Gelöbnis unerschütterlicher Beständigkeit und nimmer ermattenden treuliebenden Gedenkens, also daß der junge Rittersmann hocherhobenen Hauptes und Herzens das Schloß verließ, das er vor einer Stunde zwar sonder leisesten Zweifel an der Geliebten, aber voll dunkler Beklommenheit ob der so jählings über den Himmel seines Brautglückes hereingebrochenen Verdüsterung und Verwölkung betreten hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Der König schien sich wohl bewußt, daß seine Lage durch die unvermutete Rückberufung seines Nebenbuhlers zwar äußerlich insoweit sich verbessert habe, als er nun freies Feld vor sich sah — daß es ihm aber wenig angestanden hätte, von dieser scheinbaren Gunst des Schicksals Gebrauch zu machen. Vielmehr bedünkte es ihn, als sei nun erst die ganze Bedenklichkeit eines Zustandes zu voller Geltung gediehen, welche ihn zwang, um ein Frauenherz zu werben, welches bereits an einen jungen Recken vergeben war, dessen Dienste seiner Krone sich bereits so vielfach nützlich und förderlich erwiesen, und dessen starken Armes und lehens- und eidestreuen Herzens er zu keiner Stunde weniger entraten konnte denn in eben dieser. Und in solcher Scheu, um nicht zu sagen Scham, erwies der König dem tapfer beherrschten Kummer seines in mühsam niedergezwungener Trauer doppelt lieblichen Gastes gegenüber sich so zurückhaltend, als stünde er dem Fräulein nicht als erklärter Bewerber, vielmehr als vertrauter Freund ihres Verlobten gegenüber, dem er sich zu Schutz und Schirm der Verlassenen etwa beim Scheiden feierlich verbunden hätte. Er konnte nicht wissen, daß er der Bekümmerten in solcher ihm naturgemäßen Zurückhaltung weit verehrungs- und vertrauenswürdiger sich darstellte, denn er es in wohlgefälliger Entfaltung der ihm selber ja keineswegs unbekannten Vorzüge seiner hohen Person jemals hätte erzielen können. Er sprach mit keinem Worte von sich und irgendwelchen Dingen, welche mit seinen Wünschen in leiseste Beziehung hätte gebracht werden können, im Gegenteil ließ er sich über die Freude seines Amtes aus, welches bei jeder noch so bänglichen Gestaltung der Umstände des Landes auf so treue, opferbereite und schwertgewaltige Diener und Schirmer zählen könne wie der junge Herr, dessen unverhoffte Entfernung er um der Ruhe des Fräuleins willen auf das lebhafteste bedaure. Solche Treue verpflichte tief, und er beklage es bitter, daß er sich in der Notlage befinde, seine Besuche bei seiner reizenden Gefangenen so lange einzustellen, bis die Rückkehr ihres Verlobten den beiden Wettbewerbern wieder gleiches Licht und gleichen Wind gegeben haben würde. So lange bitte er das Fräulein, sich an der Gesellschaft seiner gütigen Mutter genügen zu wollen.

Da mußte die Braut sich abermals des eigenen Herzens verwundern, als welchem die Aussicht, nach der Gesellschaft ihres Verlobten nun auch diejenige seines Widerparts verlieren zu sollen, gleichsam einen Stich versetzte. Sie legte das als die natürliche Angst vor noch größerer Vereinsamung ihrer nächsten Lebenswochen aus. Was sei denn, so fragte sie sich selber, auch erklärlicher als dies, daß ein junges, lebensvolles Weiblein, durch den vertrauten Umgang mit ihrem Verlobten seit Monaten an die aufheiternde und belehrsame Gesellschaft eines jungen Mannes gewöhnt, nun sie den Trautesten entbehren müsse, gleichwohl ein weniges erschrecke vor der Aussicht, hinfort ganz auf das Gespräch einer edlen, wohlmeinenden und mit allen hohen Herzenseigenschaften gesegneten Frau mit immerhin grauen Haaren angewiesen zu sein und nach der täglichen Hoffnung auf ihres Geliebten Umarmung und glühendes Liebesgestammel auch diejenige auf ein ruhiges Plaudern mit jenem andern jungen Manne verlieren zu müssen, der just in diesem Augenblick durch seine würdige und verstehende Zurückhaltung bewies, daß er keineswegs gesonnen sei, seine Werbung in der bisher beliebten verwegenen und draufgehenden Weise weiter zu betreiben, solange der rechtmäßige Gefährte ihrer einsamen Stunden sich in der Ferne mit dem Landesfeind herumschlagen müsse.

Allein solchen schmerzhaften und, wie sich blitzartigem Nachsinnen einiger stummer Sekunden erschlossen hatte, keineswegs verwunderlichen oder gar bedenklichen Gefühlen auch nur mit einem Blick oder einer leisen Schwingung des Tones Ausdruck zu geben hütete das Fräulein sich bedachtsam. In wohlgesetzten Worten erwiderte sie dem König, daß es auch sie bedünken wolle, als könne sie bis zur Heimkehr ihres Verlobten nirgendwo besser aufgehoben sein als in der Hut Ihrer Königlichen Gnaden — es müsse denn sein, daß der Herr König sich entschließen könne, sie dem Schutz ihres Vaterhauses zurückzugeben.

„Damit Ihr abermals verschwindet?!“ lächelte da der König, „und ich abermals

Digitized by Google

mit meinem besten Lehensmann und tapfersten Ritter den Speer kreuzen muß, um Euch aus Eurem Versteck hervorzulocken?! Nein, mein Fräulein — das hieße allzuviel wagen. Ich halte, was ich habe — und Ihr werdet nicht von hinnen kommen, es sei denn auf Euren eigenen Befehl — aber erst dann, wenn Ihr ganz genau wißt, nicht nur was Euch da draußen erwartet, sondern auch was Ihr hier drinnen aufgebt."

* * *

Am folgenden Tage wurde der Königin gemeldet, zwei Damen von Stand, eine alte und eine junge, bäten um Erlaubnis, Ihrer Königlichen Gnaden aufzuwarten. Es war jene verwitwete Gräfin, die sich jüngst so standhaft geweigert, das Versteck ihrer Tochter zu verraten, nebst eben dieser Tochter selber.

Da staunte die Königin, und ein ergötztes Schmunzeln huschte sekundenlang um ihren immer noch anmutigen, doch von den feinen Linien des Wissens und Leidens umzeichneten Mund. Und alsbald empfing sie den Handkuß der Gräfin, die den schwarzen Witwenschleier heute über die Schulter zurückgeschlagen trug, und ihrer zwar wirklich nicht eben nach dem Bilde der Juno geformten, aber keineswegs etwa mondscheinhaften, vielmehr in schlanker Anmut erblühten und offenbar durch Übung aller Künste und Fertigkeiten, welche einer Jungfrau ihres Ranges anstanden, gestählten Tochter. Bei rascher Prüfung erkannte die Königin auf dem schmalen, straffen Gesichte der jungen Gräfin einen Zug von schelmisch-verhaltener Klugheit, die ihr nicht übel ließ.

„Es war meiner Tochter und mir ein Bedürfnis, Eure Königlichen Gnaden," begann die Gräfin, „unsern Dank auszusprechen für die rasche Wirkung, so meiner Tochter Brief an Euren Herrn Sohn getan, und für die Erfüllung ihrer demütigen Bitte, von ihrer Einbeziehung in die Werbung Seiner Königlichen Gnaden Abstand nehmen und mich selber ohne Aufschub der über mich, verdientermaßen, wie ich zugebe, verhängten Haft entlassen zu wollen. Wir beide, meine Tochter und ich, sind untertänigst überzeugt, diesen günstigen Ausgang einem sehr gütigen und verständnisvollen Dazwischentreten Eurer Majestät verdanken zu müssen."

„Mein Sohn und ich," sagte die Königin, „waren nach Prüfung Eures Ansuchens, mein Fräulein, einig in dem Gefühl, daß die Schreiberin eines Briefes, welcher mit so wenig Selbstbewußtsein von sich selber zu reden wußte, für einen Königsthron schwerlich in Betracht kommen könne."

Da wechselten Mutter und Tochter einen Blick grenzenlosen Erstaunens — also daß der Königin schnell die Gewißheit kam, welche ihr schon die Tatsache des Besuches beider Frauen ahnungsweis erweckt hatte: als seien die Gräfinnen von der Wirkung jenes Briefes keineswegs so erbaut gewesen, als sie zu sein sich den Anschein zu geben suchten, und als seien sie gekommen mit dem leisen Hoffen im Herzensgrunde, als lasse eine Angelegenheit, die unversehens vom geraden Weg abgekommen, sich vielleicht doch irgendwie noch zurechtrücken.

Aber schnell hatten die beiden Besucherinnen ihre Augen wieder in der Gewalt, und die Junge sagte mit jener Bescheidenheit, von der auch ihr Brieflein Zeugnis gegeben, daß die Majestäten mit solcher Entscheidung tatsächlich ihrer Mutter und ihre eigene Meinung aufs genaueste getroffen hätten.

Nun, dann sei ja alles in Ordnung, meinte die Königin. Sie werde ihrem Sohne den Besuch und Dank der Damen vermelden. Nach diesen Worten ließ sie eine abwartende Pause eintreten, als betrachte sie den Gesprächsgegenstand und damit den Zweck des Besuches als erledigt. Innerlich aber war sie, Kennerin des Frauenherzens, in behaglicher Spannung überzeugt, es werde noch etwas nachkommen.

Die alte Gräfin suchte geflissentlich nach Worten, um diese kaum mißzuverstehende Pause überbrücken und jenen Vorsatz, um dessentwillen die Damen gekommen waren, doch noch der Verwirklichung näherführen zu können.

„Euer Majestät getreues Volk," begann sie mit einem herzhaften Anlauf, „sieht sich durch den bisherigen Ausgang des — der bekannten Ankündigung seines Herrn und Königs um die frohe Hoffnung betrogen, dem Thron möchte alsbald eine junge Königin erblühen — und damit dem Lande die Aussicht auf Erfüllung des begreiflichsten und innigsten seiner frommen Gebete."

„Es ist sehr gütig von Euch, Gräfin," sagte die Königin, „daß Ihr am Ausgang einer Angelegenheit noch so viel Anteil nehmt, zu deren erwünschtem Verlaufe beizusteuern Ihr Euch in so auffallender Weise zweimal geweigert habt." —

Die Besucherinnen wechselten abermals einen Blick, und nun begann die Junge mit Entschluß: „Eurer Majestät ist es schwerlich unbekannt, daß die Weigerung einer Frau, sich einer Werbung zu stellen, nicht unbedingt — selbst eine wiederholte nicht — als endgültig aufzufassen ist. In unserem Falle freilich wäre gegen solche Auslegung nichts einzuwenden gewesen — solange unsere bescheidene Meinung berechtigt schien, es müsse

Digitized by Google

eine Würdigere sich ausfindig machen lassen. Nachdem nun aber der Ausgang zu lehren scheint —" Die Kecke verstummte.

Die Königin sah nicht ohne Wohlgefallen auf das leis erglühende Gesichtchen. Hier war Verstand und Wille — zwei Dinge, selten ein jedes und noch seltener in ihrer Vereinigung. Die erste beste war dies zierliche Reis aus altem Herrenstamme wohl nicht. Man würde sie im Auge behalten — wer weiß zu welcher annoch im Schoße des Unerlebten verborgenen Bestimmung.

„Wenn ich recht verstehe," sagte die hohe Frau, „so würden die Damen ihre zwiefach betätigte Weigerung, das Fräulein bei Hofe erscheinen zu lassen, zur Stunde nicht mehr aufrechterhalten. Nun denn, so kommt Euer Wunsch einem Bedürfnis auf meiner Seite entgegen, das mir selber mannigfaches Kopfzerbrechen gemacht hat. In meiner Hut befindet sich ein junges Fräulein, dessen seltsame Geschichte ich den Damen ausführlich zu erzählen noch Gelegenheit finden werde. Es sehnt sich nach gleichgestimmter Gesellschaft. So Ihr, edle Gräfin, geneigt sein solltet, Euer Kind gleichfalls meiner Obhut anzuvertrauen, so wäre mir und meinem jungen Schützling gleichermaßen geholfen."

So kam es, daß der König bei seinen täglichen Besuchen die Braut seines Lehensmannes nicht nur in Gesellschaft seiner erlauchten Mutter, sondern darüber hinaus nunmehr auch der jungen Gräfin antraf. Er war dieses Wandels wenig froh. Seinem ausgesprochenen Vorsatze, während der erzwungenen Entfernung des Verlobten seiner jungen Gefangenen sich dieser fernzuhalten, war er schnell untreu geworden, und das Fräulein hatte ihn dieser Verpflichtung nicht gemahnt. Nun aber war das Beisammensein zu zweien, das durch die stumme und zurückhaltende Gegenwart der Königin kaum gestört worden war, jäh unterbrochen, und das grämte den König. Denn just im Nebeneinander dieser zwei wesensunähnlichen beiden Frauenzimmer ward ihm vollends und tiefstens bewußt, wie streng sein Schicksal schon mit dem Seelenbilde dieses Kindes einer zwar nicht durch jahrhundertealte Herrensitte geprägten, aber von dem inneren Glanz eines kühnen und aufstrebenden Wollens durchsättigten Welt verbunden sei. Das Fräulein sprach Latein und Griechisch gleich seiner Muttersprache, wußte in der heidnischen Götterkunde und Philosophie nicht minder Bescheid denn in den Schriften der Kirchenlehrer. Es verstand über die Handelsverbindungen des väterlichen Kontors mit nicht geringerer Einsicht sich auszulassen denn über des Landes Beziehung zu den Nachbarreichen und über Person und Bestrebungen ihrer Herrscher. Dem jungen König, der bisher die Nasenspitze über den Bereich des väterlichen Schlosses niemals anderswohin denn auf Heerstraßen, Beiwachtplätze und Kampfgefilde hinausgestreckt, und der gewohnt war, Welt und Menschen ausschließlich als ein tief unter ihm am Boden hinkriechendes Gewürm zu betrachten, dessen Bewegungen man mit der Schuhspitze notfalles in die rechte Bahn zu lenken um der Wohlfahrt des Landes willen verpflichtet war, er vernahm nun mit Staunen aus dem Mund einer kaum mehr denn zwanzig Jahre zählenden Frau die Kunde von den mannigfaltigen und tausendgestaltigen Verästelungen eines Daseins, das ihm bislang einfach und übersichtlich erschienen wie ein Schlachtplan.

Aber seltsam! Der schwellende Mund, der so kühl verständig von Geschäften und Welthändeln zu plaudern wußte, wurde weich und bebend, wenn unversehens das Gespräch auf die Lieder der Minnesänger, auf das neue Triptychon im Dom, auf die rätselhafte Schönheit einer Lilie oder die geheimnisvollen Verkettungen menschlicher Geschicke sich hinüberspielte. Mit jedem Tage taten im labyrinthischen Garten dieses Frauenherzens neue Wandelgänge und Fernsichten sich auf, und indes der König an der Hand seiner anmutigen Führerin diese lockenden Pfade betrat, ward ihm zum ersten Male bewußt, daß auch sein eigenes Herz viel geräumiger und weitläuftiger sei, als ihm selber bisher bekannt gewesen — gleich als führe das Fräulein einen Zauberschlüssel, der die Kraft besäße, allerhand bisher verriegelte und nie beachtete Pforten, Gänge und Kammern eines verwunschenen, mit tausend ungeahnten Kostbarkeiten angefüllten Schlosses zu öffnen.

Seit aber der angenehme Wandel durch die Doppelwelt zweier bisher unerschlossener Jugendherzen eine unerwünschte Mitläuferin in der Person der jungen Gräfin erhalten hatte, wollte der alte Einklang sich nicht mehr so recht einstellen. Denn die Gräfin war zwar ein aus der Maßen gescheites, gewitzigtes und anmutiges Menschenkind, aber der Kreis ihres Wissens und Fühlens reichte über jene Bezirke keineswegs hinaus, in denen bislang des Königs Erfahrungen und Überzeugungen sich bewegt hatten. In diesen Bereichen freilich war sie gründlich zu Hause, und ihre Munterkeit stand in starkem und nicht immer unvorteilhaftem Gegensatze zu dem fast feierlichen Ernst, mit dem der König und das Bürgerkind jene Gegenstände behandelten, in deren Verehrung oder Durch-

Digitized by Google

forschung sie einander zu fördern oder zu überbieten niemals müde wurden. Oftmals durchriß die Gräfin mit einem herzhaften Scherzwort, einem klingenden Gelächter die immer verstiegener zu geheimnisvollen Höhen einander überkletternden Phantasien ihrer beiden Partner und zog oder zerrte gar die zwei aus luftigen Räumen der Begriffe und Gefühle auf die Erde zurück, auf der sich's doch auch ganz lustig und unterhaltsam leben ließ, wenn man's nur recht verstünde. Das ergab einen keineswegs unmelodischen Dreiklang, der aber in den Herzen des jungen Herrschers und seiner in ihr Schicksal täglich williger sich ergebenden Gefangenen gleichwohl nach dem Verklingen eine Leere zurückließ, welche die Sehnsucht nach Wiederkehr einer ungestörten Zweieinsamkeit nur immer höher emporflammen ließ.

Allmorgendlich aber empfing das Fräulein aus den Händen eines Rittersmannes, der, es war täglich ein anderer, in zweitägigem Ritt aus dem umstrittenen Grenzgebiet her bestaubt und wegmüde auf den Schloßhof trabte einen mündlichen Bericht über die immer tiefer ins Land sich hineinwälzenden Kämpfe sowie über die immer wundervoller sich entfaltende Bewährung ihres fernen Kriegsmannes, und überdies ein Brieflein von seiner eigenen Hand. In ungeschlachten Zügen, die verrieten, daß der Faust ihres Schreibers der Schwertgriff besser lag denn der Federkiel, und in schlichten und immer wiederkehrenden Worten versicherten diese verknitterten und oftmals den Dunst der Schlacht und des Lagers ausatmenden Zettel die Empfängerin der unwandelbaren Zuneigung und des grenzenlosen Vertrauens ihres Herzgespielen. Das waren dann für das Fräulein täglich Augenblicke einer geheimen, uneingestandenen Verwirrung und Qual. Denn immer mehr wollte es sie bedünken, als kämen diese Grüße nicht nur aus räumlicher Ferne, sondern wie aus einer fremden, ihr täglich minder verständlichen, täglich gleichgültigeren und inhaltloseren Welt. Ja, es wurde der Leserin von Tag zu Tag schwieriger, sich auch nur das Bild des jungen Rittersmannes vor Augen zu zwingen, der durch zwei Monate eines schier wunschlos glücklichen Brautstandes hindurch ihr vertrautester und beseligender Umgang gewesen war. In diesen Stunden begann das Fräulein an seinem eigenen Werte beklommen zu zweifeln. Denn einem wohlgeschaffenen Frauenherzen kann unmöglich ein Ding unheimlicher und erschütternder sich aufdrängen als die Frage, ob es etwa gar unfähig sei, Liebe mit Liebe und Treue mit Treue auf die Dauer zu erwidern.

In solchen bangen Beklemmungen empfand das Fräulein schwerer denn je das allzu frühe Dahinscheiden seiner Mutter. Ihr hätte es alle seine Kümmernis und Verstimmung anvertrauen, von ihr sich trösten und aufrichten lassen mögen. Nun stand zwar die Königin ihrer Schutzbefohlenen mit aller ihrer Frauengüte zur Seite und ward nicht müde, ihr durch tausend kleine und große Liebesbezeugungen die Bitterkeit ihrer Haft zu versüßen. Mit jedem Gram ihres Herzens hätte die Gefangene sich an ihre hohe Schirmherrin wenden mögen: nur eben diese eine Not ihr anzuvertrauen empfand sie eine tiefe Scheu. Denn sie war sich selber demütig bewußt, daß hier eine schwache Seite ihres Herzens sich offenbarte, deren sich zu schämen sie allen Anlaß hatte. Und doch drängte es sie, dem unerreichbaren Vorbild aller Frauentugend sich nur in ungetrübtem Lichte darzustellen, zumal die Königin ihr täglich zu verstehen gab, sie erblicke in ihrem Pflegekinde den Inbegriff aller liebenswerten Eigenschaften eines jungen, makellosen Weibes.

Was also blieb der Einsamen übrig, als die überquellende Fülle ihres unverstandenen Leides in die Seele des einzigen Menschen auszuschütten, bei dem sie Verständnis und Mitgefühl allenfalls zu erwecken hoffen durfte? Die junge Gräfin aber nahm die Vertraulichkeit der Genossin, zu deren Gesellschafterin sie sich hatte werben lassen, anfangs mit einem seltsam verschlossenen Ausdruck und einer Art von jäher Erkältung hin, die aber dann einer plötzlichen und gezwungenen Teilnahmebezeugung wich, gleichsam als fühle und wisse die Hörerin, daß ein dauerndes Vertrauen nur erhoffen dürfe, wem es gelänge, die so unvermutet erflossene Quelle bei frischem Sprudeln zu erhalten und nicht durch offenkundige Fremdheit wieder zu verschütten. Solchermaßen gelang es der Gräfin, die Trostbedürftige soweit aus sich selber hervorzulocken, daß sie ihr sogar die Brieflein ihres Verlobten zu lesen gab. War aber die Gräfin von den Geständnissen ihrer neuen Vertrauten schon sattsam erstaunt und befremdet gewesen, so geriet sie vollends außer sich, als ihr die Einsicht in die Liebesbotschaften des sehnsüchtig kämpfenden Bräutigams verstattet wurde. Denn es wollte sie bedünken, als ob sie niemals Schöneres und Köstlicheres gelesen habe, denn diese kargen, wie im Drang eines stürmisch überquellenden Gefühles gleichsam hingehauenen Worte. Hinter ihnen ahnte sie eine adlige, in keuscher Glut sich verzehrende Mannesseele. Und das dünkte sie viel wertvoller als das verstiegene Zwie-

Digitized by Google

gespräch des Königs und der Bürgertochter, das von bunten Dingen viel Wesens machte, die ihr selber gleichgültiger waren als die Herzensangelegenheiten ihrer Mägde oder das Brevier ihres Beichtvaters. Und mit stumm sich schärfendem Neide fragte sie sich in schlummerloser Nacht, wie es doch möglich sei, daß dies Mädchen ohne Stand und Ahnen von einem König und von einem adligen Ritter umfreit werde, während sie, der letzte Sprößling eines Geschlechtes von Fürsten, sich umsonst nach Mannesliebe versehnen müsse.

⁂ ⁂ ⁂

Der König war schier übermenschlich bemüht, im täglichen Gespräche mit den beiden Jungfrauen sein Herz am Zügel zu halten, und auch in jenen Augenblicken, in denen seine Seele mit Wort und Wesen des Fräuleins zu schier beängstigendem Einklang sich zusammenfand, Blick und Stimme zu wahren, wie sein Gewissen es ihm vorschrieb, solange der Verlobte fern war und täglich sein Leben für seines Nebenbuhlers Thron und Reich in die Schanze schlug. Und wenn der König im Anfang die fürwitzige Gegenwart der Gräfin verwünscht hatte, weil sie nur zu oft die heimlich und glücklich angesponnenen Fäden eines täglich sich vertiefenden Einverständnisses zerriß, so empfand er sie nach und nach immer mehr als eine Gunst des Geschickes, ohne deren heilsame Entspannung es ihm allzu schwer geworden sein möchte, dem Gebote der Ehre zu gehorchen. Dennoch zwängte stets tiefere Umklammerung sich um seine Seele, und er verwünschte doppelt die Härte dieses Krieges, welche eine Entscheidung, die sein täglich wachsendes Ungestüm zum Frieden gebracht hätte, immer weiter hinausschob. Und oftmals neidete er seinem Lehnsmann die Trennung, die mit allem herben Entsagungsleide kaum so qualvoll sein konnte als der Zwang der Pflicht, die es ihm verbot, ein Fühlen zu entschleiern, das längst von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hatte. Wie, wenn das Fräulein seine Zurückhaltung nach so stürmischem Anfang seiner Werbung mißdeutete? Wenn sie sich etwa gar einredete, der Freier, der mit ihrem Verlobten um ihretwillen den Speer gebrochen, als er sie noch niemals erblickt hatte, sei nun im täglichen Umgang inne geworden, daß sie dem Wunschbilde seiner Träume nicht entspreche? und trachte sich in schicklicher Weise und ohne sie allzusehr zu kränken, von ihr wieder zu lösen? Wohl glaubte er ohne Anmaßung sich sagen zu dürfen, daß er dem Herzen der jungen Braut nicht ganz so gleichgültig geblieben, wie es das gemessene Wesen kundgeben zu sollen schien, das auch sie bei dem von vier Ohren und Augen bewachten täglichen Beisammensein zur Schau trug. Aber war es nicht dennoch ein Wagnis, dieses ängstliche Maßhalten, das er sich selber anbefohlen?

Tief und bänglich zwang solche Not dem König sich auf. Bis zur Stunde, da er mehr aus angestammtem Verantwortungsgefühl und um in des dahingeschiedenen Vaters volle Rechte als Landesherr einzurücken, den Versuch einer Werbung unternommen hatte, war er ein allezeit fröhlicher, selbstgetroster, nicht wenig verwöhnter und, wie die Umstände jener Werbung selber erwiesen, fast übermütiger junger Prinz gewesen, dem auch Frauenliebe nicht hatte fremd bleiben können — welche er aber hingenommen als selbstverständliche Huldigung, so seinem Rang und seinen mannigfachen eigenen Vorzügen nicht minder zukomme denn die Hochrufe des Volkes, wo immer er sich zeigte, die Blumen, die von Fensterbrüstungen und Altanen vor seines Rosses Hufe schneiten, die Lorbeerkränze, die sich auf seine Stirne senkten, wenn er von sieghafter Kriegsfahrt heimkehrte, und die Romanzen und Kanzonen, mit denen die Hofpoeten seinen Wandel mehr als freigebig beweihräucherten. Nun aber lernte er erkennen, daß es zweierlei Ding sei, die Rosen flüchtiger Liebesstunden zu pflücken oder aber an einen andern Menschen sein Herz und Schicksal zu verlieren. Und dennoch wollte ihn bedünken, in all seiner derzeitigen Verstörung um eine einzige Frau, der er, ob nah, ob fern, mehr entsagen mußte denn dienen durfte, sei er nun glücklicher, schöner und reicher denn einst im Überflusse des Genießens, das ihn wahllos von Munde zu Munde getrieben.

Dennoch war in ihm ein zwar schreckhaftes, aber zugleich befreites Aufatmen, als seines Feldobristen Botschaft ihn mit dringlichem Flehen ansprang, der hohe Landesherr möge mit dem gesamten annoch im Land aufzurufenden Heerbann an Ritterschaft, schwertfähigen Bürgern und wehrhafter Bauernschaft ohne Verzug ins Feld rücken, um sich Allerhöchstselber an der Spitze der gesamten kriegstüchtigen Mannheit des Landes dem immer unaufhaltsamer vordrängenden Erbfeind entgegenzuwerfen. Waffen und Wunden waren ihm ab frühester Kindheit vertraut und lieb, die Gefahr des Todes dünkte ihn ein heißerregend Spiel, des Sieges seiner Heerscharen meinte er sicher zu sein, wenn selber er ihnen vorankämpfen dürfe. Willkommen aber war ihm dieser Anlaß, der einzige, der ihn vermögen konnte, sich dem Bann eines Augenpaares zu entreißen, in dem er längst die Sterne seines Schicksals mehr

Digitized by Google

bangend denn hoffend erkannt hatte. Dieweil er aber im allgemeinen die Fürsorge für seine Feldausrüstung der geschulten Schar seiner Diener und Vögte wohlgetrost überließ, traf er diesmal Anordnung, daß es an Schreibgerät nicht mangeln möge, als sauber geschnittenen Federkielen, einer Flasche Schreibsaftes, groß genug, um das Meer in sich aufzunehmen, so an das Türkenland angrenzt und von den Erdkundigen das Schwarze benamst wird, und einen Stoß Pergamentbögen, ausreichend, um die Chronika des Königreiches seit den grauen Tagen der Völkerbewegung darauf zu verzeichnen. Denn nun, so frohlockte sein Herz, war ja Luft und Licht für ihn und seinen reisigen Nebenbuhler wieder gleich. Keine lehnsherrliche Treue, keine landesherrliche Dankesschuld sollte ihm verwehren, so meinte er, nunmehr mit gleichen Waffen wie sein tapferer und getreuer Vasall das Herz des Fräuleins zu bestürmen. Einen wohlgeordneten Stafettendienst hieß er einrichten, der seine Briefe, die er dem Fräulein aus dem Drang des Völkerringens alltäglich zu senden gesonnen war, in kürzester Frist, um einen halben Tag schneller denn des flinkesten Rößleins Dauerritt, in die weißen Hände der Empfängerin sollte fördern und überreichen können.

Nach also beflissener Fürsorge trat er, in goldgleißender Rüstung dem Kriegsgotte Mars, wie die Kunst seiner Zeit ihn darzustellen liebte, nicht unähnlich, vor die drei Frauen, deren Gespräch er seit mancher Woche täglich eine Stunde lang geteilt hatte. Er war es gewohnt, daß Frauenaugen ihm in stummer Huldigung entgegenflammten. Aber solch eine Glut aller höchsten und innigsten Gefühle, wie ihn aus den drei Augenpaaren, denen diese Abschiedsstunde galt, überflutete, meinte er niemals im Kreuzfeuer der Ergebenheitsblicke von tausenden tücherschwenkender, blumenwerfender, jubeltrunkener Untertaninnen über sich hinfluten gefühlt zu haben. Was war das schönste und reichste: die wohlerzogene, durch die Übung von langen Reihen adliger Geschlechter zu religiöser Andacht gesteigerte Hingebung, die im tränenlächelnden Gesichtchen der schelmischen jungen Gräfin stand — das himmelentstammte, siebenfarben funkelnde Geleucht, das aus dem Mutterantlitz glomm, oder die wortlose, tränenlose Verzweiflung, mit der die Augen des Fräuleins ihn umklammerten, als könnten sie sich an ihn hängen wie ein geweihtes Amulett, ihn zu schirmen und zu bewahren im Sturm und Strudel der Feldschlacht? Der König wußte es nicht zu sagen, wenn er auf den Ritten der nächsten Tage dieser Scheidestunde nachsann, noch auch, was er gesprochen und was verschwiegen, was ihm offenbar geworden und was verborgen und umschleiert geblieben im krampfhaft verhaltenen und abgemessenen Spiel der wohlgesetzten Worte, hinter deren höfisch gestuftem Tonfall die Seelen klagten und jubelten im schmerzhaft seligen Überschwang eines höchsten Augenblicks, der das arme, kleine, selbstische und verzagte Menschenherz über sich selbst hinausreißt in jene Höhen, da von uns abfällt, was klein und alltäglich, was staubig und kümmerlich, was irdisch und vergänglich ist an uns, auf daß die eingeborene Hoheit des Ebenbildes Gottes doch einmal ganz rein und unverhüllt unserer diesseitigen Kümmerlichkeit entlodre.

⁂ ⁂ ⁂

Der ältliche Reitersmann, der allmorgendlich nun, als letzter der Stafette, den kurzen Weg von der letzten Etappe bis zur Landeshauptstadt abgeklappert hatte, legte nun täglich statt eines Briefleins dem Fräulein deren zwei in die zitternden Hände. Zwei Briefe sehr verschiedenen Umfanges und Inhaltes. Die des Ritters blieben sich immer gleich: in kargen und rauhen Worten sprachen sie von Sehnsucht und Hoffnung, von Zuversicht und Glauben. Des Königs Episteln aber hätte man füglich Dichtungen taufen können. Der hohe Herr mußte augenscheinlich die Nächte zu Hilfe nehmen, um aus dem Drang und Zwang der Ritte, Beratungen, Aufmärsche und Gefechte diese endlosen Ergüsse eines nun durch keinerlei Zurückhaltung mehr gebändigten, hemmungslos aufstürmenden Liebesbegehrens in die immer reicher sich entfaltende Pracht aufrauschender Perioden, farbenglühender Bilder, ungestüm einherbrausender Wortkaskaden zu bannen. Es war, als hätte die geistige Berührung mit einem reichen, durch Wissen erhöhten, durch Anschauen und Begreifen der Schätze des Altertums und der Kunst der Gegenwart veredelten Frauengemüt in ihm den ganzen Schatz von Welt- und Menschenkenntnis, von heißem Wollen und gesegnetem Vollbringen, von landesväterlicher Sorgfalt und ausgreifendem Erobererſinn, von Hitze und Maß, Kraft und Güte, Schauen und Begreifen, den ein Geschlecht von Königen im Bunde mit den erlesenen Frauen, die es sich zu Müttern seiner Söhne erkoren, in sich angesammelt — als hätte die Seelengemeinschaft zweier Monde zwischen König und Bürgerstochter diesen ganzen Reichtum der Seelen des begnadeten Erben ruhmvoller Väter entbunden, entzaubert, zum Wissen um die eigene Fülle gnädiglich erlöst. Und das Bewußtsein solcher Entkettung und Erlösung klang aus diesen Briefen wider als

Digitized by Google

Dr. Dieken, Düsseldorf. Gemälde von Fritz Reusing

Digitized by Google

ein kniebeugender, armausbreitender Dank an die Spenderin solcher nie zuvor erahnten Beseligung.

Längst war die Vertraulichkeit der drei Frauen, die aus der Kemenate des Königsschlosses zu jeder Stunde Tages und der Nacht ins Feld hinausträumten, nun, da der Schmerz um die Entfernten sie immer fester zusammenkettete, soweit gediehen, daß die Empfängerin der täglich einlangenden beiden Briefe sich nicht enthalten konnte noch mochte, ihre Schätze mit ihren Trösterinnen, der alten wie der jungen, zu teilen. Und heiße Seufzer aus dreien Frauenherzen, nicht minder heiße Tränen aus dreien Augenpaaren hauchten und sprühten täglich auf die beiden Botschaften edler und hochgesinnter Herzen hin.

Dennoch war die Nachwirkung der Briefe, wenn die erste Brandung der Erschütterung über soviel ritterlich-zärtliche Ergebenheit verebbt war, bei den dreien Leserinnen gar verschiedenartig. War es der Königin zu verübeln, daß sie vor den heut breit hinströmenden, heut immer kühner sich aufgipfelnden Entladungen der Seele ihres Sohnes als vor etwas ihr Fremdem und gar Unheimlichem und Beängstigendem stand? Wenn sie eigener Jugend gedachte, dann deuchten die kernhaften, unverstellten, unaufgeputzten Zettel des Ritters ihr ganz ähnlich jenen Liebesbeteuerungen, die sie selber dereinst aus gleich kampfumdräuter Trennung von der Hand ihres in Gott ruhenden Gemahls und Herzgespielen empfangen hatte. Die Briefe ihres Sohnes aber erfüllten sie mit ähnlicher Bekümmernis und Versorgtheit, wie es schon die Gespräche zwischen ihm und dem Fräulein getan hatten: als müsse es dem Könige schwer, ja fast unmöglich fallen, von den kühnen und der Mutter gänzlich unzugänglichen Höhen, zu denen die zwei sich emporzuschwingen liebten, sich auf die Erde zurückzufinden, auf der rechtschaffen zu Hause zu sein die Pflicht zur Fürsorge für Land und Herrschaft ihn denn doch unentrinnbar verband.

War so der Königin, was ihr zuvörderst die gleiche traumselige Erschütterung entlockt hatte wie die Brieflein des Ritters, bei bedächtigerem Hinterdreinsinnen ein Quell tiefer Beunruhigung, ja Verstörung, so wandelte die Ergriffenheit des ersten Anhörens der königlichen Ergüsse für die junge Gräfin sich alsbald zu einem Anlaß der Erheiterung, die sie vor ihrer Gespielin kaum geheimzuhalten vermochte. Sie empfand des Königs langatmige, schier endlose Deklamationen als aufgeblähten, unverständlichen Schwulst, dessen einzelne Wendungen sie zu kaum zu bändigendem stillem Gelächter aufkitzelten. Aber mit wahrer Inbrunst versenkte sie sich immer wieder in die knappen, kargen und doch so seelebeschwerten, wie in der eigenen Überfülle erstickenden Zettelchen des Ritters, deren eines sie gar, da die Empfängerin seiner achtlos vergessen, wie einen Schatz an ihrem zarten Busen trug, um es immer wieder hervorzuholen und sich in den Traum hineinzuwiegen, als sei sie selber das Ziel so tapfer beherrschten und doch so stürmisch Erfüllung ersehnenden Begehrens.

Das Fräulein aber schritt in jenen Wochen wie auf Rosenwolken. Sie trank die flammenden Bekenntnisse eines glutdurchstürmten Königsherzens wie einen Götterwein in sich hinein. Der selige Rausch, der sie der Qual der Sehnsucht entrückte und über die Angst um das Leben des Geliebten in ein erlöstes Wissen um kommendes Glück hinaufhob, hatte längst alles andre Wähnen, Hoffen und Fürchten hinweggespült. Die Brieflein ihres Bräutigams las sie, als seien sie von einem Fremden an eine Fremde gerichtet, nicht ohne dem Zauber, der auch von ihnen ausging, sich hinzugeben, wie man eine Ballade genießt, die aus längst vergangenen Jahren von eines treuen Mannes vertrauendem Lieben singt, aber ohne den Anteil auch nur eines Herzschlages, ohne Gewissensbeklemmung, ohne ahnungsvolles Bangen vor einem Tage, der kommen mußte, um dieses liebende Herz nach soviel tapferster Bewährung in einen Abgrund der Schmerzen zu schleudern. Vergessen, versunken, verschüttet war alles, das nicht Er war, seit seine Briefe der Entfernten gestanden hatten, was sein Mund der Gegenwärtigen niemals verraten hatte, nicht einmal in der herzauflösenden Stunde des Abschieds, um der Treue willen zu einem Treuen, dem sie selber Treue schuldig zu sein längst vergessen hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Aber so tief auch die drei harrenden Frauen im Königspalaste von ihrer eigenen Herzen Bangigkeit, Sehnsucht und Hoffnung verstrickt waren, das blieb ihnen dennoch nicht verborgen, daß sie in ihrer Not und Verlassenheit nicht allein standen. Seit der König an der Spitze des letzten Heerbanns ins Feld gezogen war, hallten ringsum in Stadt und Land alle Kammern der Schlösser wie der Hütten wider von den Angstseufzern sorgenzerquälter, von grausigen Bildern gehetzter Herzen der Mütter, Gattinnen, Bräute. Und so fühlten sich denn mit der Königin auch ihre beiden jungen Schutzbefohlenen weit über eigenes Weh und Wähnen hineingezogen in einen großen Strom gemeinsamen Leides, das aus Volksgenossen,

Digitized by Google

zwischen denen die ewige Kluft der Stände, des Besitzstandes und der Gefühle klaffte, für Wochen und Monate etwas wie eine große Familie machte.

Und so war es denn auch eine allgewaltige Gemeinsamkeit der Freude und des halb schon jubelnden, halb noch bangenden Überschwangs, als die erst einzeln, dann truppweis und zuletzt in hellen Haufen zur Hauptstadt sich zurückschleppenden Verwundeten die Mär in die Straßen und Gassen riefen, eine große Schlacht, eine Entscheidungsschlacht sei im Gange, deren Ausgang sich immer merklicher zugunsten der heldenmütigen Verteidiger heimatlicher Scholle neige.

Seit jene Kunde zuerst zum Frauengemach des Herrenhauses durchgedrungen, waren die täglichen Zuschriften der beiden eifrigen Briefschreiber des Fräuleins ausgeblieben — Beweis genug, daß die tapferen Herren derzeit noch Wichtigeres und Dringlicheres zu tun haben mochten, als sich ihrer Sehnsucht nach Frauenhuld wenigstens durch schriftliche Geständnisse zu entlasten — was denn Anlaß zu unzählbaren heimlichen Seufzern, Tränen und Herzbeklemmungen gab. Aber wie genau auch die Königin Vorkehrung getroffen hatte, daß ihr und ihren beiden Schützlingen keinerlei Gerücht verborgen bliebe, das auf das Ergehen der beiden ihren Gefühlen am nächsten verbundenen Kämpfer Bezug hätte, so war doch nichts anderes in Erfahrung zu bringen, als daß König und Rittersmann im wechselvollen Ringen immer da zu finden seien, wo es am hitzigsten dreinginge, und zwar Schulter an Schulter, einer des anderen Rücken deckend, also daß alle heimkehrenden Versehrten nicht zu sagen wußten, wem die Palme höheren Ruhmes gebühre, dem Kriegsherrn oder dem getreuesten und schwertgewaltigsten seiner Lehnsmannen.

Und dann kam ein Morgen, da scholl die Hauptstadt von einem betäubenden Jubel, und alsbald bauschte sich auf allen Kirchtürmen die triumphierende Pracht der Fahnen, die den Sieg eines um sein Dasein ringenden Volkes in die Lüfte hinausstrahlten. Vor der Königin aber, die inmitten ihrer beiden Gefährtinnen voll mühsam bewahrter Würde, doch von Hoffen und Bangen bis in die innersten Tiefen ihres Lebens erschüttert, der kommenden Augenblicke harrte, stellte sich da, von zwei jungen, an Kopf und Armen mit blutigen Binden umwundenen Waffenknechten gestützt, ein verwitterter Feldhauptmann dar, mühsam nur auf geschienten Beinen sich aufrechthaltend.

Seine wirr hingestammelten Reden gaben dieses Bild: Der Sieg war vollständig, der Erbfeind in kläglicher Flucht über die Landesmarken verscheucht, die mächtige Hauptstadt der Neidlinge erstürmt und besetzt worden. Der junge König aber lag auf den Tod, und von der Kunst der Ärzte weniger denn von einer Gnadenfügung des Himmels allein war noch Rettung seines geheiligten Lebens zu erhoffen. Im wildesten Getümmel hatte ein Feindesspeer ihn hart getroffen, und er wäre wehr- und hoffnungslos in Feindeshand gefallen, hätte nicht der junge Rittersmann, dessen Treue ihm schon in so manchem heißen Treffen zur Seite gestanden, wie der Erzengel Michael in eigener Person, das sinkende Königsbanner emporgeschwungen, die Schar der Treuesten zu wildem Rachegrimm aufgerissen und des Königs todeswunden Leib aus den Fäusten seiner Bedränger freigehauen, das jählings wankende Schlachtenglück mit sausendem Schwert auf die Seite der Verteidiger zurückgezwungen und dann, seinen Landesherrn der Obhut eines Fähnleins bejahrterer Kämpfer überlassend, des Feindes Jubelgeheul in wirres Angstgekreisch, seinen Trotz in eine völlig kopf- und zuchtlose Flucht verwandelt.

Von tausend wechselvollen Empfindungen der Angst und des Aufatmens hin- und widergerissen hatten die drei Frauen dem bald mühsam hingekeuchten, bald wie rasend herausgeschrienen Berichte des wetterharten Kämpen gelauscht. Diesmal aber waren die Gefühle der Königin und des Fräuleins einander am nächsten: mußten sie beide doch nicht ohne geheime Bekümmernis erkennen, daß der eigentliche Träger und Held des rettenden Sieges weit weniger der König, denn sein junger Lehnsmann gewesen war. Ganz freien Herzens durfte nur die junge Gräfin den rühmlichen Ausgang der schreckensvollen Entscheidungsschlacht bejubeln. Denn ihrem Fühlen war längst in der Gestalt des treuen Vasallen, den sie niemals mit Augen erschaut hatte, das Sehnsuchtsbild ihrer Träume Wahrheit und Leben geworden. Sie begrüßte seine Tat und seinen Glanz als eine Gabe der himmlischen Gerechtigkeit, die den jungen Recken im voraus habe entschädigen wollen für den herzdurchbohrenden Gram, der des Heimkehrenden unfehlbar und unentrinnbar harrte. Dennoch war auch in ihr das Gefühl der Ergebenheit für den König lebhaft genug, daß auch sie, als nun der Hauptmann seine Meldung schweratmend geendet, mit der Königin und dem Fräulein in den wie aus einem Munde hervorstürzenden Ruf ausbrach: „Und der König? Wie steht's um den König?“

Der alte Haudegen senkte das Haupt. Er wisse nichts Bestimmtes zu sagen. Des

Digitized by Google

Kriegsherrn Majestät sei nach einem an der Landesgrenze belegenen, durch die hin und wider tobende Sturmflut hart mitgenommenen Schlosse verbracht worden, allwo die tüchtigsten Wundärzte des Heeres zu seiner Rettung sich zusammengefunden hätten. Als er selber, der Bote, vor zwei Tagen im Stroh inmitten etlicher Leidensgefährten auf einem Bauerkarren liegend an dem zur Hälfte in Brandtrümmern liegenden Schlosse vorübergefahren sei, habe die Königsstandarte auf Vollmast geflattert.

Und schon geriet die Königin aus ihrer mühsam erzwungenen Erstarrung in heftige Bewegung. „Kommt, meine Freundinnen!“ rief sie in kaum noch zu bändigendem Schluchzen, „in einer halben Stunde soll der Reisewagen uns erwarten!“

Die jungen Frauen legten Hand ans Werk. Die Gräfin, kaum fähig, ihren heimlichen Jubel hinter schicklicher Bekümmernis zu bergen — ahnte sie doch, daß diese Reise ihr die Begegnung mit dem jungen Sieger und Retter seines Landes und Königs bringen müsse, dem sie ihr eigenes Schicksal verfallen fühlte. Das Fräulein aber in hartem, tränenlosem Schweigen. Ein Gedanke nur glomm düster aus der schwarzen Finsternis ihrer Seele: Stirbt er, so sterb' ich mit.

⁂ ⁂ ⁂

Als die Ärzte den kraftstrotzenden, wiewohl zur Stunde von schwerem Blutverlust gelähmten und ohnmachtumfangenen Körper ihres Landesherrn aus der dreifachen Umhüllung des Panzers, des Kettenhemdes und des Büffelkollers mühsam genug herausgeschält hatten, waren sie aufatmend inne geworden, daß die Speerspitze, welche durch alle diese Wälle bis zum Sitz der Lebensmächte vorgedrungen war, eine minder heftige Zerstörung angerichtet hatte, als es ursprünglich den Anschein gewonnen. Denn außer den besagten Rüststücken hatte sich noch ein viertes, nicht zu vermutendes Hindernis dem Mordstahl entgegengestellt. Es war dies ein Päcklein Pergamente, das der König in einem Ledertäschchen auf der bloßen Brust getragen. An seiner Glätte war der Feindesspeer offensichtlich abgeglitten und hatte, statt sich einen Weg durch die Rippen zum Herzen zu brechen, ausweichend nur einen Seitenast der im Schultergelenk geborgenen großen Schlagader durchschnitten. Solchergestalt war zwar ein schwerer Bluterguß erfolgt, dessen strömende Fülle die rettenden Urkunden, die das Eisen schräg durchschnitten, völlig durchtränkt hatte, um dann auch die Kleider und die Eisenhüllen zu überschwemmen. Schließlich aber hatte die zertrennte Ader sich verstopft, die Blutung war zum Stehen gekommen, und es stand mit Sicherheit zu verhoffen, daß des hohen Herrn jugendstarke Natur das Verlorene in Bälde zu ersetzen und den hohen Verwundeten weit schneller, als sich eingangs hätte träumen lassen, der Liebe und Dankbarkeit seines Landes zurückgeben würde.

Der König war nach einigen Stunden todgleichen Schlummers wieder zum Bewußtsein gekommen und hatte matt, doch mit gebieterischem Ernste Bericht über den Ausgang gefordert. Da hatten denn seine Pfleger ihm die völlig beruhigende Gewißheit geben können, daß ein Sieg ohnegleichen den Feind nicht nur vom Boden des Landes verjagt, vielmehr auch jede Bedrohung der Grenzen von dieser Seite auf unabsehbare Jahrzehnte hinaus ins Reich des Unmöglichen verdrängt habe. Darüber hinaus aber hatten sie dem Landesherrn in vollen Tönen das hohe Lied von der Treue und Kraft seines tapfersten Vasallen gesungen und, seinem edlen Herzen vertrauend, das den Neid niemals gekannt hatte, ihm nicht vorenthalten, daß die Rettung seiner Person vor schmählicher Gefangenschaft, wenn nicht gar vor dem gierigen Todeshieb der Feindesschwerter, ja daß darüber hinaus der Endsieg und das unaufhaltsame Vorstürmen bis ins Mark des Feindeslandes der Entschlossenheit jenes jungen Recken weit eher zu verdanken sei als der Führung des greisen Feldobristen, dessen Bedächtigkeit den Ruf der Stunde überhört habe — also daß der junge Held die gelockerten Zügel des Siegeswillens an sich gerissen und im Drang des Augenblicks zum eigentlichen Führer der Verfolgung sich aufgeworfen, mit dem sattsam vermeldeten strahlenden Gelingen.

Es entging den fürsorglichen Pflegern des wunden Königsleibes keineswegs, daß des Herrn Seele nach Anhörung solches Berichts in eine schwere Mattigkeit versank, welche die gelehrten Herren aber lediglich der nur zu erklärlichen Erschöpfung durch das Opfer allzu reichlicher Mengen edelsten Lebenssaftes zuschrieben. Sie verwunderten sich auch nicht eben sehr, daß der König nach einem kurzen, schlummerähnlichen Hindämmern den Beutel mit dem Päckchen Briefe zu sehen verlangte, das den Todesstoß abgelenkt, und in dem sie schon längst die Liebesbotschaften jenes Fräuleins vermutet, von dem nachgerade das ganze Heer wußte, daß ihm die täglichen Botengänge gegolten hatten, welche der König mit soviel Nachdruck und Sorgfalt angeordnet und mit soviel persönlicher Anteilnahme allnächtlich selbst nach härtesten Tagesmühen auf den Weg gebracht. Auch dieses war den vielerfahrenen Magistern der

Digitized by Google

Heilkunde nicht unbekannt geblieben, daß besagtes Fräulein aus bürgerlichem Stande, dem Herkommen zuwider, seit geraumer Zeit unter die Hofdamen der Königin-Mutter aufgenommen worden war und, wiewohl eben jenem vielgerühmten jungen Kriegsmanne versprochen und darum der Anlaß des vielberedeten Zweikampfes des Königs mit seinem tapfersten Vasallen, seitdem einer auffallenden Anteilnahme des jungen Landesherrn sich zu erfreuen gehabt, ehe dieser ins Feld gerückt. Aber sie legten solcher Bevorzugung keine größere Bedeutung bei, denn einer verliebten Laune, wie es ja zu allen Zeiten als Vorrecht der Fürsten gegolten, solchen Anwandlungen schrankenlos nachzugeben, ohne sich durch ältere und ehrwürdige Rechte eines ihrer Untertanen sonderlich stören zu lassen. Aus all diesem Wissen und Können heraus fanden die Ärzte es denn keineswegs verwunderlich, daß der hohe Herr das von seinem Herzblute schier wie ein Schwamm durchtränkte Briefpäcklein, das wie ein geweihtes Amulett eine unvermutete Kraft der Rettung betätigt, mit einer tiefen Rührung eine geraume Zeit hindurch zu gleichsam andächtiger Betrachtung in Händen hielt und sich auch hernach nicht von ihm trennen mochte. Keiner von ihnen aber ahnte, welche Stürme bei solcher Betrachtung das Herz des verwundeten Herrschers durchrüttelten.

Als aber dann der König nach Schreibzeug und Pergament verlangte, da fühlten die Ärzte sich dennoch gedrungen, ihrem hohen Patienten Schonung anzuempfehlen. Aber vergeblich, denn der König gab nicht nach, bis er mit zitternder Hand einen Brief zustande gebracht hatte, dessen Länge in keinem Verhältnis zu dem zwar keineswegs lebenbedrohenden, aber immerhin Rücksichtnahme dringlich erfordernden Zustande seines Schreibers blieb und selbigen denn auch in einer tiefen und fast besorgniserregenden Ermattung zurückließ, so daß er von Stund an weder nach Nahrung noch nach Gesellschaft Bedürfnis zeigte, vielmehr sich einem dumpfen und leider schlummergemiedenen Hinbrüten überließ, nicht freilich ohne zuvor mit der gewohnten Sorgfalt Anordnung getroffen zu haben, daß sein Brief, vom Geheimschreiber vor Augen des Herrn Verfassers versiegelt, einem sichren Boten in die Hände gelegt war. Obwohl des Königs Pflegern nicht gelungen war, die Anschrift dieses Briefes zu Gesichte zu bekommen, zweifelten sie doch nicht im geringsten über die Person der beneidenswerten Empfängerin dieser ersten Botschaft des jungen Herrn, die ja nun doppelt glücklich sein durfte, da ihr Verlobter zur höchsten Staffel des Ruhmes sich emporgeschwungen, ihr hoher Bewunderer aber, grimmigster Gefahr entrissen, einer baldigen Genesung und umjubelten Heimkehr entgegensehe.

Da solchergestalt des Königs Schreiben von hüben in der Tasche eines Reitknechtes, das Fräulein aber, dem es bestimmt war, von drüben in der königlichen Hofkutsche einander entgegenreisten, so traf es sich, daß schon am folgenden Tage Brief und Empfängerin auf der offenen Heerstraße sich begegneten. Die Dame, neben ihrer Herrin tief in die seidenen Kissen zurückgelehnt, las ihres Landesfürsten und Herzensgebietigers mühsam hingestammelte Zeilen zwar zu Anbeginn mit einer grenzenlosen Erleichterung, bald aber füllten ihre leuchtenden Augen sich mit schmerzhaften Tränen. Denn der König nahm in diesen Worten mit ausführlicher Begründung, aber in ungewohnter herber Kargheit einen männlich gefaßten und von unaussprechbarem Seelenschmerze nur wie von einem leisen, bitteren Zypressendufte durchzitterten Abschied. Das Schicksal habe beschieden, daß er, der König, Leben und Reich eben dem Manne verdanken müsse, dem die Braut abspenstig zu machen er bis zu jener Entscheidungsstunde durch das höhere Recht einer nicht minder schicksalgewollten Liebe sich von Gottes Munde selber ermächtigt gewähnt habe. In jener Fügung, welche die Treue eines Mannes, an dem er untreu zu handeln sich unterfangen, ihm selber und dem ganzen Lande zur Rettung erwählt habe, müsse er einen Fingerzeig des Himmels erkennen, welcher ihn vor einem Verrat habe bewahren wollen, der seinem Namen und der hohen Würde seines gottgesalbten Amtes zu unauslöschlicher Schande gereicht haben würde. Denn jedes Herrschertums Grundlage sei die Treue, an der er zum Verbrecher zu werden im Begriff gewesen oder gar schon, wenn auch gottlob nicht unsühnbar und unwiderruflich, geworden sei. Sonach gebe er dem Fräulein das Wort des Herzensbundes zurück, dem er sein höchstes Glück verdanken zu sollen durch die zwei seligsten Monate seines Lebens verhofft, und erbitte von der Dame ein gleiches, flehe sie auch an, ihr Herz dem würdigeren Jüngling wieder zuzuwenden, welcher seinen höheren Wert und seine unanfechtbare Treue durch die Rettung eben jenes Mannes erwiesen habe, in dem einen nicht nur entschlossenen, sondern gefährlichen, ja schon von der Huld der umworbenen Fraue begünstigten Nebenbuhler erblicken zu müssen ihm sonder Zweifel bewußt geworden sei. An eines solchen Mannes Herzen werde das Fräulein besser aufgehoben sein als in den

Digitized by Google

Armen eines Anbeters, der auf Grund aufrichtiger Selbstprüfung sich habe überzeugen müssen, daß er nicht die Bürgschaft für jenes Glück biete, dessen eine Frau würdig sei, an Leib und Seele, Verstand und Gemüt so vollkommen gebildet wie jene, von der sich losreißen zu können die einzige Tat sei, durch welche er, der König, einen schwachen Teil seiner einstigen Selbstschätzung wiedergewinnen zu mögen mehr zweifelsbang als getrost erhoffe.

Nur durch Tränenschleier sah das Fräulein, als es die Lesung dieses Briefes beendigt, vor den Fenstern des Hofwagens die Heerstraße vorüberziehen und die jubelnden, bekränzten Siegerscharen, welche sie heimatwärts durchmaßen. Es fühlte sich unfähig, das Schreiben des Königs, das so viele und, wie sie angesichts solch starkgemuter Gewissensprüfung ihres Liebhabers sich zugestehen mußte, nicht völlig unbegründete Selbstanklagen enthielt, der Mutter oder gar der Gespielin mitzuteilen. Sie äußerte nur, aus der Ausführlichkeit, in der Seiner Königlichen Gnaden huldvolles Schreiben verfaßt sei, gehe unzweideutiger noch als aus seinem übrigens ebenso vollkommen beruhigenden Inhalt hervor, daß der hohe Verwundete sich außerhalb ernster Gefahr und gar bereits wieder in einigem Kräftebesitz befinde, also daß man verhoffen dürfe, Hochdenselben in weit über Erwarten günstiger Verfassung anzutreffen. Hiermit verstummte sie und versank in ein quälendes Grübeln, in dessen Verlaufe sie nach manchem Anklagen und Entschuldigen zu dem, für den Kenner des Frauenherzens übrigens von vornherein zu erwartenden Ergebnisse kam, weder ihr hoher Freund noch sie selber hätten irgendwelchen Anlaß zur Bezichtigung noch Anzweifelung ihrer Herzen, vielmehr seien dieselbigen die Opfer einer Schicksalswirrnis, aus der herauszukommen es nur einen einzigen Wegweiser gebe, nämlich die Stimme der Liebe, so nach dem Worte der Schrift größer sei als die Hoffnung und sogar der Glaube, neben welch erhabenem Dreigestirn der Apostel die Treue auch nur zu nennen nicht einmal für wert gehalten, als eine Erfindung minder der Engel, sondern der Menschen, ersonnen, um so irdische Einrichtungen wie Lehnsverband, Staat und Sippe etwelchermaßen zusammenzuhalten, also den Leiden und Sehnsüchten der armen Menschenherzen mehr zu Trutz und Vergewaltigung, denn zu Aufrichtung und Frommen.

So verging der letzte Abschnitt der Fahrt der drei Frauen zwar in der Hauptsache, soweit nämlich die Angst um das Leben des hohen Verwundeten bisher ihren dunklen Untergrund gebildet hatte, um ein namhaftes erhellter, trotzdem in einer Herzensbedrückung, mit welcher das beharrliche Schweigen des jungen Frauenzimmers, das von den beiden Gefährtinnen dieser beklommenen Reise fast unbewußt doch schon als die Hauptperson und am tiefsten Beteiligte betrachtet wurde, das rastlos dahinschaukelnde seidengepolsterte kleine Gemach durchfröstelte. Endlich erkannten sie auf dem Gipfel eines mäßigen, zur Rechten abseits der Straße sich dehnenden Hügels den Turm und den in kläglich verkohlten Sparren aufragenden Dachstuhl des Schlosses, das dem König zur Ambulanz geworden, und erspähten mit neuer Erleichterung, daß die landesherrliche Standarte noch immer auf Vollmast stand. Zugleich aber gewahrten sie auch, daß links von der Heerstraße abbiegend aus der Richtung des Schlachtgefildes ein fast unübersehbarer Zug von Rossen und Männern sich heranwälzte, von pendelnden Speerstangen übersilbert und überbauscht von siegtrunkenen Bannern. Erst am Fuße des Hügels stieß der Wagen der Damen mit der Spitze des Zuges zusammen. In seinem Führer hatte die junge Gräfin an der edlen, stolzaufgereckten Haltung schon seit Minuten den Helden der Stunde, den sie noch niemals von Angesicht zu Angesicht geschaut, erkennen zu müssen geglaubt. Nun bestätigte die Königin diese Vermutung. Sie befahl zu halten und winkte dem Rittersmann gnädig zu, er möge sich nahen. Nachdem des Feindes gänzliche Daniederwerfung mit einem vorläufigen, der Bestätigung des Königs harrenden, für den Feind aber bitterlich demütigenden Waffenstillstand ein mehr als glorreiches Ende genommen, hatte der heimreitende Held die Rüstung abgelegt und ritt wie ein gemeiner Kriegsknecht im Lederwams einher, nur an den wallenden Federn seines Bareits und an den güldenen Sporen noch als Standesherr erkennbar. Er parierte seinen Falben, schwang sich leicht vom Gaul und trat im Selbstbewußtsein seines Glückes, dennoch in der Haltung ritterlicher Ehrerbietung an den Wagenschlag heran, von dem die Mutter seines ersten Lehnsherrn ihm so huldvoll entgegenwinkte. Kaum aber hatte er neben der hohen Frau die Dame seines Herzens erblickt, da glänzte auf seinem kühnen und, wie den beiden Frauen, die ihn schon früher gekannt, bedünken wollte, noch weit männlicher und adeliger erblühten Angesichte der Strahl eines schier übermenschlichen Glückes auf, nur leise unterschattet von einem jähen Zagen, das sich aber verschärfte, als er der bangen, schamhaften und fast schuldbewußten Röte ansichtig wurde, welche das weiße Antlitz des

Digitized by Google

Traumes seiner Träume jählings überschoß, der beklommenen Zurückhaltung, mit der das Fräulein, nach der Königin, dem Sieger kaum eben die Fingerspitzen zum Kuß überließ. So stand er stumm und befangen, in Harren und Zagen ein Bild lauterster Männlichkeit, also daß in den drei Frauenherzen ein Sturm von Gefühlen aufbrauste, derweil die vier Menschen einen Augenblick, in unbesieglicher Verwirrung, einander in die Augen sahen, als forderten die hundert Rätsel dieses Wiedersehens inbrünstig ein Lösungs- und Rettungswort. Aber verschlossen blieb der Königin, der Verlobten Mund — nur die junge Gräfin fand statt Wortes wenigstens eine Gebärde. Sie griff in den Korb, in welchem die Frauen ein paar Töpfe voll Rosenstauden mit sich führten, deren Blüten sie ihrem wunden Herrn aufs Lager streuen wollten, brach mit raschen Fingern etliche der schönsten Rosen und streckte sie dem jungen Helden hin. Der nahm sie verzagt, doch dankbar, und seine zuerst so herrischen, nun fast knabenhaft verschüchterten Augen senkten sich einen Herzschlag lang in die feuchten Glanzes aufleuchtenden der Spenderin. Aus ihrer Huld flutete Trost und rückhaltlos hingegebenen Dankes demütiges Opfer in des jungen Recken bangzitternde Seele.

„Wir haben den gleichen Weg, Herr Ritter," sagte nun endlich die Königin mit umflorter Stimme. „Erweist uns, junger Held und Sieger, die Ehre, uns zum Schmerzenslager unseres hart daniederliegenden Herrn und Königs zu geleiten."

⁂ ⁂ ⁂

Kaum hatte der Ritter im Burghofe den Frauen beim Verlassen des Wagens Beistand geleistet, um sie dann dem Empfang und Berichte der herbeigeeilten Chirurgen und der weiteren Fürsorge der Hofbediensteten zu überlassen, da schlug er sich abseits und durchschritt rasch die wüsten Gänge des vom Brande zwar unversehrt gebliebenen, aber vom plünderlustigen und auf jede Weise verwilderten Kriegsvolke so gut wie völlig ausgeraubten Schloßflügels und stieß Tür um Tür auf, um einen Unterschlupf zu finden, wo er weniger für den müden Leib als für die auf den Tod verwundete Seele eine Ruhestatt zu grübelndem Zersinnen seines furchtbaren Schicksals finden möchte. Endlich entdeckte er in einem übel zugerichteten Saal einen nicht gänzlich zerschnittenen Ledersessel und ließ sich schwer hineinsinken. Seit dem ersten Anblick jener Frau, die er seit vier Monden als unberührbares Heiligenbild in seines Herzens innerster Kapelle verehrte, hatte er die ganze Tiefe seines Jammers ausgemessen, wußte er, daß er nichts mehr zu hoffen hatte, daß als Lohn für unerhörte Taten nur noch die Verzweiflung harrte. Wohl hatten die kargen und kühlen Briefe, mit der die Braut seine ungezierten, unverstellten Gelübde beantwortet hatte, ihn seit Wochen mit geheimen Ängsten gefoltert. Aber seit das Schlachtenglück ihm zu so herrlichen Streichen Gelegenheit geboten, daß er sich ohne Überhebung als den Retter des Königs und des Königreiches fühlen mochte und dies auch stündlich aus Wort und Blick seiner Kampfgefährten und des ganzen Heeres und Landes als aller einmütige Meinung hatte erkennen dürfen, seitdem war die freudige Hoffnung in ihm neulich bis zur Gewißheit erstarkt, solcher Leistung könne der geziemende Lohn nicht versagt bleiben, habe jeder andere Anspruch zu weichen, werde sich auch das Herz des Fräuleins nicht verschließen, dessen sehnsüchtige Küsse er in Traum und Wachen auf seinen Lippen gefühlt hatte. Das war nun vorbei. Und während im Anfang die Betäubung des Schmerzes jede andere Regung in ihm gelähmt hatte, schwoll nun der Zorn und Rachegrimm furchtbar in ihm auf. Und aus dem tollen Getümmel seiner Gedanken rang immer deutlicher dies eine Bild sich los: inmitten der Turnierschranken sah er den Mann, den er aus Schande und Tod gerettet, und der ihn dafür um seines Lebens Leben bestohlen, sich gegenüberstehen, zu Fuß, mit Schild und Schwert, zum Gottesurteil eines Zweikampfs auf Tod und Leben sich stellend. Ja, so sollte es werden. Ein zweites Waffenspiel mußte ihm, wenn auch nimmermehr den Siegpreis eines Glückes, das unwiederbringlich dahingesunken, aber doch ritterliche Genugtuung, Vergeltung, Rache bringen.

Aus solch schmerzhaft klarem Begreifen dessen, was kommen mußte und kommen sollte, weckte ihn ein zaghaftes Pochen an der nur eben noch leise in den Angeln hängenden Türe seiner Zufluchtsstätte. Und auf sein unwirsches „Herein" trat ein Page über die Schwelle und eröffnete dem Herrn, draußen harre ein Hoffräulein der Königin mit einem Auftrag ihrer Herrin. Der Ritter riß sich aus seinem Brüten, folgte dem Knaben und traf im Vorgemach die junge Spenderin jener Rosen, die der Ritter achtlos auf einem Tisch im Nebensaal hatte liegen lassen. Sie nannte ihren, dem jungen Recken freilich wohlbekannten gräflichen Namen und erklärte sich als von Ihrer Gnaden der Frau Königin entsandt, ihn an das Schmerzenslager des Landesherrn zu entbieten. Der Recke stand Aug' in Auge mit der anmutigen Botin, unschlüssig und verworren von tosenden Gefühlen geschüttelt.

„Ich kann nicht," stammelte er, „ich kann

Digitized by Google

nicht. Wollet belieben, edle Gräfin, den Majestäten in meinem Namen die alleruntertänigste Vermeldung zu übermitteln, daß ich — daß ich nicht kommen kann, nein, daß ich nicht kommen will." Eine steile Falte trotzte auf seiner gekrauften Stirn.

„Herr Ritter," sagte da die Gräfin und trat unversehens einen Schritt näher, „haltet es nicht für unbescheiden und zudringlich, wenn ich Euch sage, daß ich zu wissen meine, was in Euch vorgeht. Das Fräulein, um das Ihr in Not seid, hat seit Wochen mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen müssen, und da hat sie in ihrer Herzenseinsamkeit mich gewürdigt, etliche der Brieflein zu lesen, die Ihr — und die noch ein anderer aus dem Felde zu ihr entsandt hat. Wenn es Euch also ein Trost ist, zu wissen, daß jemand zur Stelle ist, der um Eures Herzens Bitternis weiß, so laßt Euch sagen, daß solche mir näher, als mir lieb ist, vertraut worden."

Unter so mildem Zuspruch sank des jungen Kämpfers Trotz und Härte jählings in sich zusammen. Die Starre seiner Glieder, der Ingrimm seines Herzens erweichte sich. Der Ritter trat hastig an ein Fenster, schlug die Hand vors Gesicht und weinte wie ein Knabe, den seine erste scheue Jugendliebe getrogen.

Hellauf lohte da in der Gräfin Herzen eine steile Flamme gläubiger Zuversicht. Sie fühlte sich stark und würdig, diesen Jüngling ohne Furcht und Tadel von seiner Qual zu erlösen. War sie vorlängst mit kühler Klugheit dem Ratschlag ihrer Mutter gefolgt, sich der Werbung des Königs zu stellen und so vielleicht anstatt der Grafschaft, in die ihrem Vater nachzufolgen das Gesetz des Reiches verwehrte, einen Königsthron zu erobern, so fühlte sie nun, wie ihr Witz und ihre Munterkeit sie zwar verließen, wie aber an ihrer Statt eine Herzensglut in ihr emporschlug, deren sie selber sich niemals fähig gehalten. Aber eben die Reinheit dieses so überraschenden wie beseligenden Gefühles verbot ihr die Gunst des Schicksals zu nutzen und sich in des Ritters in diesem Zustande trostloser Vereinsamung vielleicht absonderlich zugängliches Gemüt während eines unbehüteten Augenblicks gleichsam einzuschleichen. Sie tat nicht, wonach ihr Herz sie fast unwiderstehlich drängte — sie enthielt sich der leisesten Trostesgebärde, des schüchternsten Trostwortes und sprach nur mit mahnendem Ernst: „Herr Ritter, die Majestäten warten. Es steht Euch nicht an, Euch der Allerhöchsten Ladung zu versagen. Ich weiß, was Euch bedrängt. Ihr wart der Treueste der Treuen bis zu dieser Stunde. Trachtet es zu bleiben."

Und also siegte der junge Rittersmann seinen zweiten und schwersten Sieg. Nach dem Hof hinunter, allwo soeben des Heeres Spielleute sich sammelten, ihren Herrn und Herrscher auf seinem Schmerzenslager mit der Königsfanfare zu grüßen, winkte und befahl er, ihm die Königsstandarte des besiegten Heeres hinaufzubringen, die er selber beim Sturm auf die Zitadelle der Feindeshauptstadt ihrem Träger entrissen, nachdem sein Schwert jenem den wehrenden Arm gelähmt. Entblößten Hauptes, das erstrittene Banner in der Rechten, trat er an seines Kriegsherrn Lager, beugte das Knie und legte die Trophäe zu Füßen des Bettes nieder. Da breitete der König die Arme aus, seinen Retter an die Brust zu ziehen.

Der aber erhob sich und stand starr, der Ladung seines Herrn zu folgen unfähig. Denn zu Häupten des Lagers hatte er an des Königs Seite das Fräulein erspäht, dessen Augen voll bebender Spannung seines Tuns gewärtigten. Und jäh aufwallte da in seiner so tapferen wie getreuen Seele der frische Schmerz, die unversiegte Leidenschaft.

„Eure Königlichen Gnaden," stammelte er heiser, „ich bitte alleruntertänigst um Urlaub."

Da schritt das Fräulein um das Lager herum und näherte sich, tiefgesenkten Hauptes, dem Manne, dessen Lippen die ihren einst in seliger Stunde entsiegelt. Ihre Hände trugen einen frischen Lorbeerkranz. „Verstattet mir, Herr Ritter, bevor Ihr Euch uns entzieht, Euch darzubringen, was Euch gebührt, wie nie einem Helden und Sieger. Mir aber vergönnt zuvor, Euch um Vergebung anzuflehen in meinem Namen und im Namen Eures und meines Herrn. Die Liebe ist die größte unter ihnen, hat des Apostels Mund gesprochen. Er wußte nichts von ritterlicher Zeiten Art. Ich fühl's, wir alle fühlen es in dieser Stunde: die höchste der Tugenden ist die Treue. An ihr haben wir beide gefrevelt, darum sind wir beide schuldig vor uns und vor Gott. In Eurer Hand liegt heute zum zweiten Male mein — und zum zweiten Male auch Eures Herrn und Königs Ehre und Leben. Wollt Ihr beides zum zweiten Male retten?"

Da sank der Ritter stumm vor dem Fräulein in die Knie und empfing von ihren teuren Händen den Dank zweier Begnadigten, den Dank eines geretteten Volkes, eines auf Treue gegründeten, durch Treue bewahrten, durch Treue erhöhten Reiches. Und dann neigte er sich in die immer noch weit geöffneten Arme seines Herrn und empfing von entsühnten Lippen brüderlichen Kuß.

Draußen aber schmetterten siegtrunkene Hörner die Königsfanfare.

Digitized by Google

Staat und Gesellschaft in England und Deutschland

Von Prof. Dr. Wilhelm Dibelius

Rousseau hat uns daran gewöhnt, zwischen Gesellschaft und Staat zu scheiden. Gesellschaft ist natürlich gewachsen. Die Familie ist ihre Urzelle, die kleine Gemeinschaft von Menschen, die im wesentlichen gleiches empfinden und gleiches wollen. Aus den vielen Familien setzt sich zusammen die große Gemeinschaft der vielen: die Gesellschaft. In ihr sind die Verschiedenheiten stärker, Gegensätze, ja Kämpfe treten auf. Aber die ganze Gesellschaft ist doch im wesentlichen von gleichem Fühlen und Wollen erfüllt; alle ihre Glieder hängen am Besitz und Streben nach seiner Vermehrung. Gewisse Dinge gelten für alle ihre Angehörigen als gut, andere als böse, gewisse Vergnügungen und Ehren sind für alle in gleichem Maße erstrebenswert, bestimmte religiöse Vorstellungen sind allen Gliedern gemeinsam. Auf höherer Stufe des Zusammenlebens entwickelt sich aus und in der Gesellschaft der Staat. Er ist eine Organisation, die nicht nur das Bestehende als gegeben hinnimmt, sondern die damit arbeitet, die sich und ihren Gliedern Ziele setzt. Der Staat kennt Menschen höheren und Menschen niederen Rechtes (z. B. Minderjährige, Fremde, Geisteskranke, Verbrecher), er will sich selbst und seine Glieder verteidigen, entwickeln, wirtschaftlich, politisch, kulturell weiterfördern, er schafft Ordnungen zur Verteidigung, zum Rechtsschutz, zum wirtschaftlichen Gedeihen, zur Erziehung und zum religiösen Kultus, und all diese Ordnungen bedeuten das Zurückdrängen natürlicher Kräfte auf der einen Seite, um ihnen auf der andern vollere Betätigungsmöglichkeit zu geben. Der Staat arbeitet mit Zwang, die von ihm ausgehenden Hemmungen werden mindestens von einem Teil seiner Glieder zunächst als lästig, beschwerlich, stellenweise sogar als Kränkung und Feindseligkeit empfunden. Aber im großen und ganzen unterwirft sich die Gemeinschaft willig diesen Beschränkungen, weil sie erkennt, daß die von der einen Seite aufgestauten Kräfte auf der anderen eine freie Bahn finden und dort sich mit größter Wucht frei von allen Reibungen entladen können.

Je geringer aber diese staatlichen Beschränkungen sein können, desto ungehemmter, naturhafter, gewaltiger können sich die Kräfte der Gesellschaft entfalten. Und dies ist in höchstem Maße in den angelsächsischen Ländern der Fall. Den Gipfel freier Betätigung hatte der englische Staat um 1800 erreicht, damals gab es kaum den Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft, sondern auf nahezu allen Gebieten herrschte die Freiheit der Betätigung für jedermann. Man konnte sich wirtschaftlich betätigen wie man wollte, Arbeiter in Fabriken beschäftigen unter beliebigen Bedingungen mit beliebiger Arbeitszeit. Wälder konnte man ungehindert niederschlagen, wenn sie einem gehörten, auf eigenem Boden konnte man Wohnungen errichten und vermieten, gleichgültig wie gut oder wie schlecht sie waren, jedes Gewerbe konnte man anfangen und wieder verlassen, aus dem Heimatlande auswandern und sich ein neues Heim sichern, seine Kinder zur Schule oder zur Arbeit schicken, wie man es für richtig hielt. Es ist der Staat der absolut freien Kraftbetätigung des einzelnen, der Staat, der eine freie Gesellschaft ist, der in schärfstem Gegensatze steht zum alles ordnenden, alles in engste Grenzen einschnürenden Polizeistaat Friedrichs des Großen. Es ist der Gesellschaftsstaat, dessen große Leistung der starke, sich selbst genügende englische Willensmensch ist, der überall selbst Hand anlegt, statt nach Staat und Polizei zu rufen; auf der Habenseite dieser Art von Staat steht die ungeheure christliche Liebestätigkeit des Engländers, die jahrhundertelang das ganze Schulwesen des Landes trug und noch heute die Krankenhäuser fast allein erhält, der englische Kolonist, der an allen Ecken der Welt, rein auf sich selbst gestellt, die Welt sich unterwirft, der selbst gegen den Willen der heimischen Regierung sich überall zum Führer aufschwingt und britische Siedlungen gründet, selbst wenn die heimischen Gewalten ihn dabei im Stich lassen sollten. Der in den Anschauungen Friedrichs des Großen aufgewachsene Deutsche kann sich ein solches freies Walten englischer Gesellschaftsbetätigung kaum vorstellen. Wenn irgendwo in der Welt englische Missionare für die Interessen der Schwarzen eintreten, wenn die Beschwerden der Armenier, der Bulgaren, der Griechen von englischen Vereinen vertreten werden, wenn in gewissen Zeitabständen immer wieder eine starke pazifistische Welle über England einhergeht, wittert der Deutsche dahinter stets den englischen Staat als eigentlichen Drahtzieher, weil er in seiner Geschichte eine kultur- und machtpolitische Betätigung von Individuen außerhalb der Staatsgrenzen nie kennen gelernt hat. In Wahrheit sind in all diesen Dingen, bei der Sklavenbefreiung, beim Freihandel, bei den Orienthändeln immer einzelne religiös und humanitär begeisterte Individuen die Führer gewesen und sie haben die englische Gesellschaft mit fortgerissen, und der Staat ist zögernd gefolgt. Manchmal, wie im Jahre 1878, hat der offizielle Staat unter Disraeli mit größter Energie erfolgreich der Gesellschaft widerstanden, als sie unter Gladstones Führung gegen Englands Machtinteresse die Balkanvölker gegen die Türkei mobil machte. Bei anderen Gelegenheiten dagegen, so in der Frage des Sklavenhandels, hat der Staat mit großer Wucht die von der Gesellschaft ausgegebene Marschrichtung sich zu eigen gemacht und dadurch seiner eigenen machtpolitischen Losung eine ungeheure

Digitized by Google

Kühe. Gemälde von Erich Feyerabend
(Große Berliner Kunstausstellung)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Stoßkraft verliehen, von der kurzsichtige deutsche Politiker nichts ahnen, die (ungleich Bismarck!) das Wesen staatlicher Tätigkeit nur im Faustaufschlagen und Säbelrasseln erblicken.

Dem Deutschen erscheinen Staat und Gesellschaft immer als gleichbedeutend, seine Geschichte hat ihn nichts anderes gelehrt. In England fallen sie keineswegs überall zusammen. Ein Minister, ein hoher Beamter haben in Deutschland ohne weiteres gesellschaftliches Ansehen, in England dagegen nicht, wohl aber hat es immer und unter allen Umständen der Träger eines aristokratischen Namens. Der Deutsche schmückt sich mit Titeln, d. h. mit Ehrennamen, die der Staat seinen Beamten verleiht, bis herunter zu dem groben Unfug des Kommerzien- und Kommissionsrates — selbst der Herr Arbeiterrat und sogar die Frau Betriebsrat sind schon aufgetreten, und der rein geschäftliche Privatverkehr kennt den Herrn Direktor und den Herrn Generaldirektor. In England dagegen fehlt die harmlose Eitelkeit staatlicher Titel nahezu ganz — selbst der vortragende Rat ist bloßer Clerk — aber desto gründlicher tobt sie sich aus in der Nachäffung gesellschaftlicher, d. h. vom Adel erborgter Würde: wenn der kleine Clerk im Bankgeschäft auch nicht Ritter sein kann, so liest er doch mit innerem Stolz hinter seinem Namen den bescheidenen des Esquire, zu deutsch Knappe. Gesellschaftliche Sitte schafft in Deutschland der hohe Offizier, der hohe Beamte. Es entspricht dem Beamtenverhältnis, daß der neu Hinzuziehende sich bei seinem Vorgesetzten zunächst meldet und seinen Mitarbeitern sich vorstellt. Daraus ist die unverbrüchliche deutsche Sitte entstanden, daß jeder, der neu in einem Orte oder einem Kreise erscheint, bei den bereits ansässigen Mitgliedern Besuch macht. Nur auf dem Lande findet man gelegentlich noch das Gegenteil: dort, wo lauter freie Herren auf ihrer eigenen Scholle sitzen, deren jeder sich selbst genug ist, muß der Neuankömmling oft bescheiden warten, ob die alten Besitzer von Grund und Boden von ihm Notiz zu nehmen belieben. Und so ist es in ganz England; jeder neue Professor oder Geistliche oder Oberlehrer hat zu warten, bis die Menschen seines Kreises ihm den Antrittsbesuch machen; die Sitte des Landadels ist Landessitte geworden. In Deutschland fallen die großen gesellschaftlichen Veranstaltungen selbstverständlich in den Winter, denn dann ist der König von seinem Sommerschloß in die Hauptstadt zurückgekehrt. London dagegen hat seine Season auf dem glutdurchdörrten Asphalt des Juni und Juli, denn von Ende April bis Mitte August gibt es keine Jagd und der Landadel kommt zur Hauptstadt. Man baut in England sein Haus nach dem Vorbilde des ländlichen Adelshauses: des Großgrundbesitzers Haus liegt in einem großen Park und den Besucher empfängt sofort die mächtige Eingangshalle; typische Bauweise des Stadthauses auch im Mittelstandsviertel ist der ein Meter breite Vorraum zwischen Straße und Haus, in dem nichts mehr wächst, und der zu nichts anderem mehr dient als eine letzte kaum noch bewußte Erinnerung an das Herrschaftshaus vorzutäuschen, und auch im Arbeiterviertel wird der winzige Flur, in dem Regenschirme und Mäntel untergebracht werden, noch mit dem stolz aristokratischen Namen der Hall bezeichnet. Jeder englische Kleinbürger will ein Gentleman sein, d. h. ein Aristokrat. Geadelt zu werden, wenn nicht gar ins Oberhaus berufen, einen Landsitz zu erwerben, dort ein üppig-vornehmes Leben ohne wesentliche Arbeit zu führen, seine Gegend politisch im Grafschaftsrat oder im Parlament zu vertreten, das ist das Ideal jedes Briten. Das äußere Gehaben des Aristokraten, seine Kleidung, sein Lebensstil sind vorbildlich; wenn der Landedelmann Hauptmahlzeit und Geselligkeit auf den Abend verlegte, weil er tagsüber auf seinen Gütern beschäftigt war, so folgten ihm schon im 18. Jahrhundert die Citykaufleute darin, längst bevor die Trennung von Wohnort und Geschäftsraum die abendliche Hauptmahlzeit auch für den Stadtbewohner notwendig machten. Aber nicht nur das äußere Gebaren, sondern auch die innere Haltung, die Wertung der höheren Güter des Lebens sucht man den Aristokraten nachzuahmen; der Gentleman mit seiner ritterlichen Würdigung aller Dinge ist die stärkste und allgemein verbindliche Erziehungsmacht Englands geworden und ist es geblieben auch jetzt, wo der alte Feudaladel fast dahingeschwunden ist und nahezu die ganze Aristokratie von Teehändlern und Bierbrauern abstammt.

Die Gesellschaft beherrscht das Leben des Landes, nicht der Staat. Er ist lästige Polizeigewalt, wenn man ihr ungestraft sich entziehen kann, so tut man es, kein sittlicher Makel haftet daran. Daß sich vom Dienst in Heer und Flotte in England alles drückt, was Geld und Einfluß hat und daß man nur arme Teufel, die sich nicht wehren können, mit Gewalt in die Kasernen und auf die Schiffe zwingt, gilt schon im 17. Jahrhundert als selbstverständlich. Vom Geschworenendienst haben sich die führenden Klassen seit Jahrhunderten so nachhaltig zu drücken verstanden, daß heute die englische Geschworenenbank fast ausnahmslos aus Leuten des kleinen Mittelstandes besteht. Auch im Weltkriege hat sich der Brite lange gegen die Wehrpflicht gesträubt und keine nationale Schande darin gesehen. Daß die erste Kriegsanleihe ein ziemlicher Mißerfolg war, regte niemanden auf; denn die Bedingungen waren nicht günstig genug. Die nach deutschen Begriffen überaus harmlosen Ernährungs- und Beleuchtungsvorschriften suchte man zu umgehen, so gut es eben ging. Aber trotz dieser systematischen Ablehnung aller staatlichen Vorschriften hat das Volksganze eigentlich nie Schaden gelitten: den Staat suchte man zu benachteiligen, wo man nur konnte, aber

Digitized by Google

der Gesellschaft gab man mit reichen Händen: wo immer ein Einzelbedürfnis sich zeigte, bildete sich irgendein Verein für diesen Zweck und er hat nie Not gelitten. Krankenhäuser, Findlings- und Altersheime, Schulen, Universitäten, ja Häfen und Leuchttürme, Straßen und Entwässerungsanlagen wurden erhalten durch letztwillige Stiftungen, durch Sammlungen und Basare, durch Zweckverbände des engsten beteiligten Kreises, und für sie hat der Brite immer eine offene Hand gehabt. Ja sogar die offene Auflehnung gegen den Staat, die deutschem Ordnungsbedürfnis instinktiv als der Vergehen schlimmstes erscheint, ist englischem Gefühl etwas durchaus Angemessenes. Nahezu alle großen Reformen des 19. Jahrhunderts, die Befreiung Irlands und die Gleichstellung der Katholiken und Dissenters, die Arbeiterschutzgesetze sind dadurch durchgesetzt worden, daß einzelne Personen die Steuern verweigerten oder ganze Gruppen und Klassen mit Aufruhr gegen den Staat drohten. Nicht immer hatten sie Erfolg; wenn sie sich nicht durchsetzen konnten, so traf sie die ganze Schwere des Gesetzes. Aber nie haftete ihnen ein sittlicher Makel an. Edward Carson war der Abgott der englischen Gesellschaft, als er vor zehn Jahren Ulster zum Aufstande gegen den englischen Staat drillte, und immer stand ein beträchtlicher Teil der öffentlichen Meinung Englands auf Seite der aufsässigen Arbeiter und Iren, ja der gelegentlichen Aufrührer im englischen Kolonialreich.

Alle staatlichen Einrichtungen Englands sind in gleicher Weise organisiert: sie sind Teile der Gesellschaft, sie sind die nach einem bestimmten Gesichtspunkt geordnete Gesellschaft, der Staat führt eine letzte lose Oberaufsicht, aber er greift in die Einzelheiten nicht ein. Uns gilt es als selbstverständlich, daß z. B. die Schulen unter eingehendster Aufsicht stehen. Ob Vergil oder Livius in Obersekunda gelesen werden soll, ob die Ferien in den Juli oder August fallen, ob Herr X oder Herr Y Oberlehrer in A oder B wird, ob eine Direktorwohnung neuen Linoleumbelag erhalten soll, darüber entscheidet in Deutschland letzten Endes die staatliche Gewalt oder sie kann wenigstens darauf Einfluß nehmen. Uns erscheint dies als selbstverständlich: wir sehen darin einen unerläßlichen Rechtsschutz, daß es möglich ist den Fall des zu Unrecht bestraften Sextaners Müller schließlich bis an das Ministerium zu treiben. In England dagegen sind die Schulen ausschließlich Sache von Stiftungen, Gemeinden, kirchlichen und sozialen Vereinigungen, d. h. Organen der Gesellschaft. Der Staat zahlt Zuschüsse und knüpft daran gewisse Aufsichtsrechte, die im Laufe der Zeit immer eingehender geworden sind: er stellt gewisse Anforderungen an die Gebäude, an die Vorbildung der Lehrer, verlangt für sie ein Mindestgehalt, verlangt, daß gewisse Fächer mit einer gewissen Mindeststundenzahl gelehrt werden, schreibt für die Schüler ein Mindest- und ein Höchstalter vor, d. h. er erläßt sehr ins einzelne gehende Vorschriften, aber der einzelne Direktor, Lehrer und Schüler, ihre Verdienste, Schwächen, Schmerzen, Streitigkeiten sind ihm völlig gleichgültig. Nach gleichem System beaufsichtigt er Städte und Grafschaften, Eisenbahnen und Bergwerke. Er gibt Zuschüsse, stellt gewisse Aufgaben und beaufsichtigt ihre Durchführung bis zu einem gewissen Grade, aber mischt sich in keine Einzelheiten. Keine Staatsaufsicht hindert eine Gemeinde daran, schlecht zu wirtschaften, ihre Schulen zu vernachlässigen, keine Eisenbahn wird vom Staate erbaut. Nur in ganz schlimmen Fällen offensichtlichen Versagens greift der Staat ein. Unser ganzer riesiger Lokalapparat staatlicher Behörden, der Landrat, der Kreisschulinspektor, die Eisenbahndirektion sind unbekannt. Die Gesellschaft hat sich, soweit sie an Schulen, Krankenhäusern, Eisenbahnen interessiert ist, private oder öffentliche Organe dafür geschaffen; der Staat läßt sie arbeiten und hilft ihnen nur, Reibungen zu überwinden und weist ihnen öffentliche Gelder zur Verwaltung an.

Und die Gesellschaft hilft sich selbst, wo der Staat versagt. Überall der Trieb zur Ordnung, zur Gestaltung von etwas Organischem aus dem Chaos heraus, überall nicht der staatliche Trieb, sich zu unterwerfen, aber der gesellschaftliche Trieb dazu, der geborenen Führernatur zu folgen. In Deutschland arbeitet der staatliche Apparat überall mit einem Netz von Aufsichtsstellen, unter denen die Unternehmungslust des einzelnen zu ersticken droht — in England dagegen findet sich nirgends die Anarchie der vielen, die man als Ergebnis der allgemeinen Freiheit erwarten sollte, sondern stets die kraftvolle, ja oft tyrannische Leitung durch eine führende Einzelpersönlichkeit: in der Schule der selbstherrliche Einzeldirektor, den keine Lehrerkonferenz oder Elternversammlung, kein Schulrat, kein Ministerialdirektor wesentlich beschränkt, der die Lehrer sich selbständig wählt und für alle Ereignisse des Schullebens oberste Berufungsstelle ist, in der anglikanischen Staatskirche die kaum beschränkte Gewalt des monarchischen Bischofs. Im Gerichtswesen steht an Stelle unserer Richterkollegien und unsres reichen Instanzenzuges und unsrer bis ins einzelne alles regelnden Gesetzbücher der einzelne Richter, der Recht nicht nur spricht, sondern in weitestem Umfange auch selbständig schafft, und gegen dessen Urteil die Berufung aufs äußerste erschwert ist. In der Zentrale, im Parlament, steht der nahezu allmächtige Premierminister, wohl gebunden an einen Antrag, der ihm alle fünf Jahre vom Volk übertragen oder verweigert werden kann, aber innerhalb dieser Zeitdauer nahezu selbständig in allen seinen Entscheidungen der äußeren und inneren Politik, der Herr seiner Ministerkollegen, wenn er dazu das nötige Kaliber hat, zwar immer bekämpft und kritisiert von der Oppositionspartei des Unterhauses, dafür aber

Digitized by Google

auch in all und jeder Frage von der eigenen Partei gestützt und getragen, — nicht gezwungen, wie fast all seine festländischen Kollegen, auf die wechselnden Wünsche von Parteibündnissen Rücksicht zu nehmen — das Ganze das großartige Schauspiel einer Gesellschaft, die sich selbst genug ist, die nur in einem verschwindend geringen Maße die Umbildung in feste staatliche Formen braucht und sich willig der Leitung, ja oft auch der Tyrannei eines einzelnen unterordnet, in dem sie Führereigenschaften wittert.

Aber es fehlt auch die Schattenseite nicht, und die Schatten sind recht dunkel: diese gesellschaftliche Bildung kann nur deshalb ohne feste staatliche Stütze bestehen, weil sie in einer für die Gesamtkultur verhängnisvollen Weise gleichartig, ja eintönig ist. Was für eine Fulle verschiedenartigen Kulturlebens hat unsre landschaftliche Gliederung geschaffen — wie weit verschieden der fränkische Goethe von dem Ostpreußen Kant, der Holsteiner Storm von dem Schwaben Schiller und dem Altmärker Bismarck. Wie eigenartig verschieden trotz mancher verhängnisvollen Absonderungserscheinungen das Bauernhaus und die Pastorenfamilie, die Gelehrten- oder Offiziersdynastie, das hanseatische Kaufmannsgeschlecht. Wie gering sind demgegenüber die Verschiedenheiten zwischen dem Schotten Walter Scott, dem Angeln Samuel Johnson, dem Sachsen Dickens und dem Walliser Meredith, höchstens daß die Iren eine besondere Kulturnote anschlagen und hier und da einmal ein Robert Burns einen heimischen Ton erklingen läßt. Überall dieselbe große Einseitigkeit der angelsächsischen Gesellschaft: überall die gleiche Kampfesfreude und die Freude am Sport, selbst bei Ästheten wie William Morris, der gleiche naive Egoismus, die derbe Freude an den materiellen Gütern des Lebens, die gleiche insulare Beschränktheit, der naive angelsächsische Hochmut und die Unbelehrbarkeit bis in die Kreise wohlmeinender Friedensfreunde herein. Überall, auch bei den Gelehrten und den angeblich demokratischen Arbeitern und den republikanischen Amerikanern, die gleiche instinktive Verehrung des Besitzes und die gleiche Anbetung der Aristokratie, überall — selbst unter der tropischen Sonne Indiens — der Fußball als Erholung und Frack und hoher Kragen als Dinerkleidung. Überall auf der Welt der gleiche angelsächsische Koloß, überall derselbe, überall unwandelbar, durch seine ungeheure Gleichförmigkeit alle fremden Elemente sich angleichend und nirgends selbst Menschen abgebend: selbst da, wo, wie in Amerika, die fremden Beimischungen den ursprünglichen Angelsachsen an Zahl nahezu gleichkommen, ist das Ergebnis wieder eine rein angelsächsische Kultur, eine Gesellschaft, die selbst Millionen von Iren und Deutschen nicht merklich beeinflussen, wie uns der Weltkrieg zu unserer schweren Enttäuschung gezeigt hat. Daß alles Angelsachsentum nicht nur eine Reihe von politisch wollenden Staatsgebilden ist, sondern überall eine ungeheure, natürlich gewachsene Gesellschaft, ist das Geheimnis seines Erfolges auf der Welt. Aber das macht angelsächsisches Leben auch innerlich so arm. Wer einen Deutschen kennt, kennt eben nur einen Deutschen. Wer einen Engländer kennt, d. h. wirklich tief bis in die Urgründe seiner Seele erfaßt hat — und das ist keineswegs einfach — kennt England. Es liegt doch über allem englischen Dasein trotz aller großen Engländer, Shakespeare und Carlyle, trotz Coleridge und Thomas Hardy, die große Öde der völligen Gleichförmigkeit; überall sind viel business und viel Sport, ein klein wenig, meist sehr wenig, echte Religiosität und viel Politik die Merkmale des englischen Durchschnittsdaseins. Nirgends in der Welt hat der große Mann es so unendlich schwer, sich durchzusetzen wie in der behaglichen Öde dieses satten Spießertums, das jeden gesellschaftlich ächtet, der sich der Norm der Gesellschaft nicht unterwirft. Und nirgends herrscht in der Welt so stark wie in angelsächsischen Ländern die Kultur des bloßen Ellenbogens, der die Schwachen zur Seite schiebt, weil keine staatliche Gewalt ihn schützt. Daß England im wesentlichen nur Gesellschaft ist, nicht Staat, das hat doch auch trotz aller Vorzüge die Orgie des seelenlosen Mammonismus und Egoismus geschaffen, unter dem England ein halbes Jahrhundert lang zu sterben drohte. Das Versagen des Staates hat den englischen Wald verwüstet, die Slums der Großstadt hervorgerufen, wehrlose Kinder in die Fabriken gezwängt, überall auf der Welt einen harten Kapitalismus geschaffen, alles Schöne dem bloßen Geldverdienen geopfert und jene mammonistische Afterkultur hervorgebracht, gegen die all die Großen der Literatur des 19. Jahrhunderts zu Felde gezogen sind, Coleridge und Carlyle, Dickens und Kingsley, Matthew Arnold und Ruskin.

Aber charakteristisch genug: seit dem 19. Jahrhundert ist diese bloße Gesellschaft in starker Umbildung zum Staat begriffen. Überall die Gegenwirkung gegen den bloßen Freiheitsbegriff. So gering die Einwirkung des Staates auf Schule, Gemeinde, Eisenbahn und Bergwerk dem Deutschen heute erscheint, sie ist ungeheuer groß geworden gegenüber dem Gesellschaftsideal der Zeit vor hundert Jahren, sie wird vom durchschnittlichen Engländer bereits als unerträgliche Verpreußung empfunden. Seit 1912 schreibt der Staat bereits Mindestlöhne im Bergbau vor, seit 1907 enteignet er Land und siedelt Bauern an, das Unterrichtsgesetz des Ministers Fisher von 1918 nötigt den Gemeinden Handfertigkeits- und Fortbildungsunterricht, Fortbildungskurse für Lehrer und Schulspeisungen auf, überall im Lande wächst die staatliche Beamtenschaft und kommt die einst von allen Engländern verabscheute Uniform zu Ehren — alldas zeigt eine erstaunliche Fortbildung des Staatsgedankens selbst bei denen, die im Weltkriege mit Dreadnoughts

Digitized by Google

und Blockade ihn zu töten versuchten. Das bedeutet freilich einen Bruch mit dem überlieferten englischen Gesellschaftsgedanken. Auch bei den neuesten Entwicklungen ist als Grundlage überall der Gedanke der Freiwilligkeit erkennbar, die Konferenz, das Schiedsgericht, das Komitee von Gleichgestellten, und der Inspektor, der staatliche Beamte, der Befehl ist immer nur Aushilfsorgan. Nur tritt diese Aushilfe jetzt in so erstaunlich häufigen Fällen in Tätigkeit, daß sie das Bild der englischen Gesellschaft doch recht tiefgreifend umzugestalten beginnt.

Und wie steht es bei uns in Deutschland? Ich glaube, an Staat fehlt uns nicht, was wir zu wenig haben, ist Gesellschaft. Uns ist der politische Idealzustand nicht beschieden, dessen England sich erfreut, daß die großen gesellschaftsbildenden Kräfte auch gleichzeitig die Träger des politischen Lebens sind. Der durchschnittliche Engländer ist schwerfällig, Neuerungen abgeneigt, er will ungestört sein und ungehemmt seine Kräfte entfalten, und wo er stärkere Kraft findet, ordnet er sich ihr nach einigem Murren willig unter, denn er verehrt die Kraft, wo immer sie sich zeigt. Dem entspricht im Staatsleben die konservative Abneigung gegen Neuerungen, die Schonung des Freiheitsgefühls, aber auch die weite Vollmacht, die man überall dem Führer einräumt; alle Eigenschaften des ganzen englischen Volkes zeigen sich auch im englischen Staat, sie sind seine Träger. Bei uns dagegen ist der Staat aufgebaut auf energischstem Willen, sparsamer und kluger Zusammenfassung aller Kräfte, klug ordnendem und klar denkendem Verstand. Diese Kräfte sind aber heimisch nur in einem Teil unseres Volkes, dem norddeutschen, besonders dem kolonialdeutschen des preußischen Ostens. Alles was phantasiebegabt, gefühlstief, weich, lyrisch ist, alles was am Rhein und in Süddeutschland zu Hause ist und dabei die stärksten Kräfte unseres Herzens verkörpert, alles was unserem Dasein Schwung, Tiefe und Weihe gibt, das widerstrebt im Innersten dieser preußischen Willensführung. Nur der politische Druck von Osten und Westen her, unter dem wir seit einem halben Jahrtausend seufzen, der unser eigentliches geschichtliches Verhängnis ist, hat die politische Führung immer dem spartanischen Typus unseres Volkes anvertraut, im stillen haben die Athener unter uns immer wieder gegen den Stachel von Sparta gelöckt. Und die politische Form, die diese Führung jahrhundertelang angenommen hatte, der Absolutismus, hat unser Volk in so viele Standesgruppen auseinandergespalten, daß dadurch zwar eine unerhörte Fülle einzelner kulturell hochstehender Menschentypen entstanden ist, aber nirgends ein einheitlicher Typus des Deutschen, nirgends eine einheitliche deutsche Gesellschaft, die aus sich heraus eine politische Form hätte schaffen können. Das Reserveoffizierstum schien im 19. Jahrhundert so etwas wie einen einheitlichen deutschen Menschentypus schaffen zu sollen. Vielleicht wäre es dazu gekommen, wenn die Auslese breiter gewesen und der altpreußische Geist mancher modernen Forderung williger entgegengekommen wäre. Aber so ist es die Verkörperung nur des speziell ostdeutsch-preußischen Menschentums geblieben.

Stark ist bei uns überall der Staat, aber überaus schwach die Gesellschaft. Wer in England oder Amerika den Kommunismus predigt oder unsittliche Schriften verbreitet, bleibt vom Staate ziemlich unbehelligt. Aber er sieht sich einer eisernen gesellschaftlichen Mauer gegenüber, die ihm nicht nur den Zutritt zur guten Gesellschaft unmöglich macht, sondern auch sein wirtschaftliches Fortkommen auf Schritt und Tritt hindert. Wir haben nur die Kraft, nach dem Polizeibüttel zu rufen, der aber meistens versagt. Das Problem der unerwünschten ostjüdischen Einwanderung, das in Amerika genau so brennend ist wie bei uns, wird dort gelöst hauptsächlich auf gesellschaftlichem, nicht hauptsächlich auf staatlichem Wege: volle staatliche Rechte sind jedem gewährleistet, den die Einwanderungsbehörde ins Land gelassen hat. Aber die eherne gesellschaftliche Mauer begegnet ihm auf Schritt und Tritt, so lange er kulturell und ethisch einen anderen Typus vorstellt als die amerikanische Gesellschaft, aber auch nicht länger. Wir dagegen hören nicht auf, auf diesem ureigensten Gebiet gesellschaftlicher Nothilfe nach der Staatsgewalt auszuschauen, die natürlich unfähig ist, das Problem zu lösen. Gesellschaftsbildung reicht bei uns immer nur in kleine und allerkleinste Kreise. In der Studentenverbindung, im Verein, in der Schicht der Berufsgenossen haben wir natürliche gesellschaftliche Einheiten, denen der Deutsche mit Begeisterung angehört, nach deren Leitung er strebt, deren Urteil ihm maßgebend ist; darüber hinaus kennt er nur politische Bindungen, die alle irgendwie mit Zwang arbeiten und deren Zwang er sich dann auch willig unterordnet. In England, in Frankreich und Amerika sind Gesellschaft und Staat im wesentlichen aus einem Guß, daher das leidenschaftliche, instinktive, einheitliche Staatsgefühl der Romanen und Angelsachsen. In Deutschland dagegen ist alles Staatliche im wesentlichen von preußischer Prägung, aber unter dem Druck der nicht preußischen Gewalten doch wieder mit völlig unpreußischen Gedanken wie dem allgemeinen gleichen Wahlrecht durchsetzt, und die Kräfte, die wir als die großen deutschen Kulturmächte verehren, Luther und Goethe, Beethoven und Wagner, Stein und Bismarck, sind unter sich so verschiedenartig, daß deutsche Kultur nie mit derselben imponierenden Einheitlichkeit wirkt wie französische und englische.

Daher das erstaunliche Schauspiel, das uns im Jahre 1914 so tief bekümmert hat, daß nahezu die ganze Welt instinktiv auf die Seite unserer Feinde trat. Nicht der Neid auf deutsche Tüchtigkeit war der letzte Grund,

Digitized by Google

nicht Empörung über deutschen Militarismus, nicht der Ärger über deutsche Reisende in Sandalen und Jägerhemden; das alles waren Teilgründe und äußere Zeichen von etwas tiefer Liegendem: englische und französische Kultur kannte man, sie war etwas Durchsichtiges, Klares, Einheitliches; man liebte sie nicht, aber sie imponierte. Aber es gab nicht den Deutschen, sondern unzählige, einzelne Deutsche. Es gab keinen deutschen Allgemeintypus, keine deutsche Gesellschaft, die man als etwas Ganzes, Abgeschlossenes, Naturkräftiges empfunden hätte. Und der Gedanke, etwas Unfertiges an der ersten Stelle der Welt zu wissen, verletzte und empörte. Vor einem Volk vom Bismarcktyp hätte man sich instinktiv gebeugt und vor einem Volk vom Goethetypus auch. Aber vor einem Volk, das goethische Ziele predigte und dabei bismarckisch handeln wollte und in dieser Zwiespältigkeit beides nicht konnte, war man entschlossen, sich nicht zu beugen. Wir hatten keine Gesellschaft, darum empfand man unsern Staat als Anmaßung. Wir waren ein Volk der höchsten Einzelleistung auf nahezu allen Gebieten, aber ein Volk, das kein einheitliches, imponierendes Gesamtwesen, keinen einheitlichen, imponierenden Gesamtwillen besaß, ein Volk, in dem anmaßende Herrschaftsgelüste der einen unvermittelt neben völliger politischer Einfalt und Wunschlosigkeit der anderen standen, ein Volk, das vom Siege redete und doch nicht wußte, wozu der Sieg es führen sollte, das in seiner Gesamtheit als Kriegsziel nur die Erhaltung des Bestehenden kannte, während doch die einfachste historische Erfahrung zeigt, daß ein Volksgebilde nur wachsen und sich ausbreiten oder abnehmen und zusammenschrumpfen kann. Wir waren durch 1815 und 1870 berufen zur Führung des festländischen Europa, und doch innerlich für diese Rolle nicht fertig. Führen kann aber nur ein Volk mit starkem politischen Willen, und unsere Massen sind bis auf den heutigen Tag völlig unpolitisch. Politisch reif ist nur ein Volk, dessen auswärtige Politik ein festes Ziel hat. Das hatten Romanen und Engländer und Russen, deshalb nahm man sie politisch ernst. Wir aber boten der Welt das einzigartige Schauspiel eines großen Volkes, dessen Massen außenpolitisch überhaupt nichts wollten. Dies Unmögliche konnte aber niemand glauben, der unsere ungeheure Kraft kannte; deshalb traute man uns die ungeheuren Welteroberziele zu, die nirgends bestanden. Deshalb wurde jeder deutsche Phantast, der irgendeine törichte Annexion vorschlug, als der Enthüller geheimer Absichten Deutschlands gewertet, während man Phantasten anderer Länder nicht ernst zu nehmen pflegte.

Der preußische Schulmeister von Volksschule bis Universität hat den Krieg von 1866 gewonnen, denn ein Volk, das im kleinen Kreise einer Nation führen konnte, hat er zu bilden verstanden. Aber ein Volk, das sich stützte auf eine große einheitliche Gesellschaft, wie sie allein Europa führen kann, das hat er nicht zu schaffen verstanden, trotz Kant und Herder, Fichte und Goethe, die hierzu die Wege wiesen. Darum hat derselbe Schulmeister den Weltkrieg verloren. Das ist unsere Kriegsschuld. Sie ist etwas unendlich anderes, als die gift- und haßgeschwellte Geschichtsklitterung unserer Feinde uns zuschreibt, aber etwas durchaus Reales, etwas das einzusehen und einzugestehen die Vorbedingung jedes Wiederaufbaues ist.

Wird es uns gelingen, in Zukunft eine deutsche Gesellschaft zu schaffen, die den deutschen Staat wirklich trägt? Wir werden es niemals tun können, in dem Maße, wie es eine einheitliche französische und englische Gesellschaft gibt. Der völlig einheitliche englische Gentleman, die gewalttätige Uniformierung, die von Paris aus ganz Frankreich in den gleichen Kulturschraubstock zwingt, wird niemals deutsche Art werden. Ohne eine gewisse landschaftliche und ständische Sonderung würde Deutschland geistig verarmen. Müssen wir uns aber darum in völlige Kulturanarchie auflösen? Wir haben doch die starken, unendlich inhaltvollen Ansätze zu einer deutschen Gesellschaft, wir haben gewisse geistige Werte, die überall als deutsche Eigenschaften anerkannt werden, Arbeitsamkeit und Leistungsfähigkeit, Humor und Religiosität, Liebe zur Natur und Freude am Wandern, wir haben helle Sterne an unserem geistigen Himmel, die uns allen leuchten, wir haben Dürer und Holbein, Bach und Beethoven, Goethe und Novalis, Kant und Fichte, Stein und Bismarck. Wir haben großes gemeinsames Erleben in 1813, 1870 und 1914, wir haben als großen gemeinsamen Schmerz Straßburg, Danzig und den deutschen Rhein — ist das gar nichts? Wir haben in Männern wie Lessing und Fichte das Vorbild, wie freiestes Weltbürgertum, unbefangene Hochschätzung jeder menschlichen Leistung harmonisch zusammenklingen kann mit stärkster Betonung der Würde und der Rechte des eigenen Volkstums.

Und Goethe und Schiller und so viele andere haben uns ein Leben vorgelebt, in dem freieste Entfaltung der eigenen Persönlichkeit sich schließlich doch eint mit Zucht und Sitte und der Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, das die Grundlage aller Gesellschaft bildet. Wer zu diesen Idealen sich bekennt, der ist unser, der baut mit am deutschen Volkstum, gleichgültig wie sein Schädelindex ist. Aber wer uns die Freude an unseren nationalen Erinnerungen nehmen will, wer uns hindern will, uns aufzulehnen gegen den unmenschlichsten aller Gewalt- und Raubfrieden, wer an der Grenze weiter Land vom Reiche abbröckeln will, der ist unser Feind — nicht nur unseres Staates, sondern auch unserer Gesellschaft. Es wird Fälle geben, wo wir ihm die menschliche Achtung nicht versagen werden, aber unsere Häuser öffnen wir ihm nicht und zum Bildner unsrer

Digitized by Google

Kinder berufen wir ihn nicht. Hier werden politische, staatliche Mittel in den meisten Fällen versagen, aber nicht die gesellschaftlichen: vom Stimmrecht werden wir ihn nicht ausschließen können, aber wir können ihm eine unerbittliche, eiserne Phalanx der menschlichen Ablehnung entgegenstellen, wie sie in England und Frankreich von jeher den ausschließt, den die Gesellschaft als ihren Feind erkennt.

Und ähnliche Gedanken gelten von unserer Jugend. England erzieht sie in erster Linie zu Gliedern der Gesellschaft, gewöhnt sie früh an gesellschaftliche Pflichten und Rechte, das ist der Sinn der berühmten Selbstverwaltung englischer Schulen. Die äußere Autorität des Lehrers ist geringer als bei uns, aber dafür ist der gesellschaftliche Zwang der Freunde und Genossen unendlich viel stärker. Diese Erziehung durch den Mitschüler ist möglich, weil englische Jungen im großen und ganzen überall gleich sind. Die englische Schule erzieht den jungen Mann nirgends dazu, Probleme wirklich tief zu durchdenken, die an dem Hergebrachten rütteln könnten, sie will vielmehr das Hergebrachte in einem neuen Geschlecht noch stärker und reiner entfalten. Wir dagegen gewöhnen den Schüler schon früh an eigene Gedanken, wir suchen ihn zu befähigen, nach dem Grunde der Dinge zu fragen, eine andersartige Kultur, sei es die antike oder eine moderne, mit der eigenen zu vergleichen. Darauf beruhen all unsere Leistungen auf dem Gebiet von Wissenschaft, Kunst und Technik, hier wurzelt all unser religiöses Eigenleben. Aber dadurch tragen wir auch täglich aufs neue den Sprengstoff in unsre Gesellschaft, erziehen wir unbequeme, sich nicht fügende und längst nicht immer fruchtbare Individualitäten, dadurch hindern wir unsere politische Geschlossenheit. Das können wir nicht ändern ohne die Wurzeln unserer Kraft abzugraben, die anders sind als die englischen. Aber darum brauchen wir auch die Gegengewichte. Sie sind enthalten in der Überlieferung, verkörpert durch Elternhaus, durch Lehrerpersönlichkeit, durch Freundeseinwirkungen, denen sich auf die Dauer auch der stärkste Individualismus nicht entziehen kann. Diese konservativen, gesellschaftsbildenden Mächte auch bei uns zu stärken, tut uns bitter not. Schülerselbstverwaltung in allen Ehren, denn sie ist eine gesellschaftsbildende Kraft. Aber nie darf ein gewährtes Recht Selbstzweck sein, stets muß damit verbunden sein die Übernahme einer Pflicht, die nicht zu leicht sein darf. Und in einem Zeitalter, wo rechts und links der Jugend der politische Mord als eine Kleinigkeit hingestellt wird, ist im Zweifelsfalle die Zucht unbedingt nötiger als die Selbstbestimmung.

Gesellschaftliches Denken in England, staatliches Denken in Deutschland sind die beiden soziologischen Gegenpole der neuen Zeit. Das eine darf nicht ohne das andere sein. Wo das eine herrscht, muß das andere als deutliche Gegenströmung fühlbar sein. Das englische Gesellschaftssystem hätte sich längst in egoistische Anarchie aufgelöst, wenn nicht Carlyle und Coleridge immer wieder, von deutschen Vorbildern beeinflußt, deutsche politische Straffheit den Engländern gepredigt hätten. Und wer England kennt, muß den Deutschen etwas mehr von dem starken inneren Halt der englischen Gesellschaft wünschen. Nicht die Einzelheiten sind es, die wir von England übernehmen können. Englischer Fußball und englisches Krickett, englischer Parlamentarismus sind wahrhaftig keine Allheilmittel, — deutsches Wandern und deutsches Turnen sind besser, und deutsche Monarchie auch. Aber eine deutsche Gesellschaft nach englischem Vorbild zu bauen, das ist unsere eigentliche Aufgabe in den nächsten Menschenaltern. Ohne eine deutsche Gesellschaft, ohne gemeinsame sittliche und religiöse Grundanschauungen, ohne gemeinsamen Urbesitz an nationalen Gütern, nationalen Sitten und nationalen Pflichten gibt es keine wirkliche deutsche Kultur, gibt es keine wirkliche deutsche Einheit, gibt es keinen deutschen Anspruch auf Weltgeltung. Sie läßt sich nicht schaffen, sie muß still und bescheiden wachsen, aber die Männer, die auf Deutschlands höheren und hohen Schulen Einfluß haben, können doch ihre Hüter und Förderer sein, wenn sie wissen, daß auch Gesellschaft ein Gut ist, nicht nur Individualismus, daß Deutschland in diesem Sinne des englischen Einschlages ebenso bedarf, wie Deutschlands Einfluß die ganze Welt von jeher befruchtet hat.

So lang' es Berge gibt . . .! Von Heinrich von Schullern

All die Wolken aufgesogen, weggeflogen
Über Nacht
Und das Tal vom Morgengrauen, dunkelblauen
Überdacht.

Bitterböser Schwermut Krallen ganz verfallen
Gestern noch,
Greif' ich heut zum Wanderstabe, alter Knabe,
Steige hoch.

Steige zu den sanften, grünen und den kühnen
Gipfeln auf,
Spielend meinen Kleinmut zähm' ich, alles nehm' ich
In den Kauf.

Und erhaben über Welten laß' ich gelten
Wie als Kind,
Daß wir ledig von Gebresten auf der besten
Erde sind.

Digitized by Google

Hochsommerabend im Tessin

Von Hermann Hesse

Nach langer Glut und Dürre ist ein Regen gefallen, Donner hat den ganzen Nachmittag gekracht, ein paar Hagelkörner haben geknallt, nach dem ersten erstickend schwülen Dampf hat sanfte Kühle sich verbreitet, weithin riecht es nach Erde, Steinen und bitterem Laube, es ist Abend geworden.

Im Walde, an der Schattenseite des Berges, liegen die Grotti, die Weinkeller des Dorfes, ein kleines zwerghaft phantastisches Märchendorf im Walde, lauter Stirnseiten kleiner steinerner Giebelhäuser, die keine Rückseite haben, denn Dach und Haus verlieren sich im Boden und tief in den Berg hinein sind die Felsenkeller gebohrt. Da liegt der Wein in grauen Fässern, Wein vom vorigen Herbst, und auch noch etwas Wein vom vorvorigen, älteren gibt es nicht. Es ist ein sanfter, sehr leichter, traubiger Wein, von roter Farbe, er schmeckt kühl und sauer nach Fruchtsaft und nach dicken Traubenschalen.

Wir sitzen bei einem Grotto, am steilen Waldhang auf kleiner schwebender Terrasse, die man auf ungefügen Stufen erklimmt, und welche Raum für einen oder zwei Tische hat. Ungeheuer steigen die Stämme der Bäume empor, alte, riesige Bäume: Kastanie, Platane, Akazie, Esche. Sie streben hoch hinan, durch ihr Gezweige blickt wenig Himmel; oft bin ich bei fallendem Regen hier gesessen, im Freien im Walde, stundenlang, und bin kaum von den Tropfen berührt worden. Wir sitzen im Dunkel, schweigend, ein paar Künstler, die hier wohnen. In kleinen irdenen Tassen, weiß und blau gestreift, steht der Wein.

Unter unsrer kleinen Terrasseninsel, senkrecht unter uns, schimmert rötliches Licht in der Vorhalle des Kellers, durchs dichte Laubgitter alter Buchsbäume blicken wir hinab. Messing blinkt dort freudig am Lampenlicht: ein Horn liegt auf den Knien eines Mannes, der die kleine Weintasse vor sich stehen hat. Er setzt das Horn an. Einer neben ihm, nur halb sichtbar, nimmt die Baßtrompete, und wie sie zu spielen anfangen, klingt auch noch eine dritte Stimme mit, ein zartes Holzinstrument, an das Fagott erinnernd. Sie spielen sachte, zurückhaltend, klug, wohl wissend, daß sie in kleiner, enger Vorhalle sitzen und wenig Zuhörer haben. Ihr gedämpftes Spiel ist ländlich, frohmütig, herzlich, nicht ohne Rührung, und auch nicht ohne Humor, im Takt vollkommen sicher, ja beschwingt, die Stimmung aber nicht völlig rein. Diese Musik ist von eben derselben Art wie der Wein, den wir trinken: gut, unschuldig, ländlich, zuverlässig, ohne heftige Reize und ohne Tücken.

Kaum haben die Klänge uns erreicht, kaum haben wir auf unserem schmalen Bankbrett uns umgewendet, um alle hinabzuschauen, so sind schon Tänzer da. In dem Rest von Tageslicht, der auf dem Plätzchen vor dem Kellereingang noch zögert, in dem Rest von Lampenlicht, der aus der Vorhalle sickert, tanzen drei Paare. Wir sehen sie durch das dichte Gitter der Buchsbäume, das sie oft ganz verdeckt.

Das erste Paar sind zwei kleine Mädchen, eine Zwölfjährige, eine Siebenjährige. Die Größere ist ganz schwarz, schwarze Strümpfe, schwarze Schürze, schwarze Schuhe. Die Kleine ist ganz hell, weiße Schürze, bloße Beine, bloße Füße. Die Zwölfjährige tanzt sehr richtig, taktstreng und gewissenhaft, sie kann es gut, unfehlbar schreitet sie im Takt, eilt und zögert am rechten Ort, ernst ist ihr Gesicht, ganz ernst, wie ein bleiches Blumenblatt schwimmt es, kaum kenntlich, in der feuchten, lauen Dunkelheit von Abend und Wald. Die Siebenjährige kann noch nicht richtig tanzen, sie will es erst lernen, ihre Schritte sind feierlich lang, sie blickt unverwandt auf die Füße ihrer Partnerin, die sie leise unterweist, die volle Unterlippe hält sie leicht mit den Zähnen emporgezogen. Beide Mädchen sind von Ernst und Glück erfüllt, kindliche Würde atmet ihr Tanz.

Das zweite Paar besteht aus zwei Jüng-

Digitized by Google

lingen, Zwanzigjährigen. Einer, der Größere, ist barhaupt und hat kurze, krause Locken, der andere trägt den Filzhut schiefgerückt auf dem Kopfe. Beide lächeln ein wenig, beide geben sich dem Tanz mit etwas angestrengtem Willen hin und sind sehr bemüht, jede Bewegung nicht nur richtig zu machen, sondern sie auch mit dem irgend Möglichen an Ausdruck und Verzierung zu schmücken. Sie strecken die vereinten Hände weit von sich ab, sie legen die Köpfe weit in die Nacken, sie gehen zuweilen tief in die Knie, und beide machen den Rücken hohl und versuchen das Äußerste im Schweben und in der Feinheit. Ihr eifriger Tanz befeuert den Bläser des Holzinstruments, er spielt zarter, bläst schwellender, schmachtender. Beide Tänzer lächeln: der Große hingegeben, selig, in sich selbst und seinen Tanz verliebt, hoch über der Welt; der andere halb schelmisch, auch leicht verlegen, ebenso bereit sich belächeln zu lassen wie Lob zu ernten. Der Große wird glatter durchs Leben gehen.

Die zwei Mädchen, die das dritte Paar bilden, sind Luigina und Maria, ich habe sie beide vor zwei Jahren noch in die Schule gehen sehen. Luigina ist vom südlichen Typ, leicht, sehr schlank, sehr mager, ihre hohen, zarten Beine und der lange, dünne Hals sind voll herber Lieblichkeit. Anders, weicher und viel schöner ist Maria, die ich vor kurzem noch geduzt habe und jetzt nicht mehr recht zu duzen wage. Sie hat ein kräftiges Gesicht von frischer Farbe, mit vollem Wangenrot, hellblaue, stählerne Augen, braunes, volles Haar, und ist schon voll und jungfrauenhaft in Formen und Bewegungen, scheint etwas träge, hat aber den Blick voll Kraft und Rasse. Wenn ich ein junger Bursch aus dem Dorfe wäre, ich würde keine andre nehmen als sie. Sie trägt ein rotes Kleid, immer trägt sie Rot oder Rosa. Maria tanzt mit Luigina, ihr rotes Kleid erscheint da und dort und verschwindet wieder im Buchsbaumlaube. Diese beiden tanzen sehr schön, sie sind voll von Glück, nicht mehr vom tiefen Ernst der Kindlichkeit gebannt wie die Kleinen, noch nicht losgebunden und eitel wie die beiden Burschen. Zu diesen beiden, zu Maria und Luigina, paßt am besten der holde, zärtliche Ton des Bläsers, die frohe, an Vorschlägen und Kapriolen reiche Musik. Über ihre Scheitel spielt die grüne Walddämmerung, an ihren Stirnen glänzt ein kleiner Widerschein vom Lampenlicht der Halle, ihre Beine schreiten taktfest, eng und elastisch.

Dort unten, hinterm schwarzen Gewölk der Buchsbäume, fließt noch Licht, dort fließt Musik, dort tanzen die jungen Menschen, und andre lehnen am Pfeiler der Halle oder am Baumstamm, sehen zu, loben, nicken, lachen. Hier oben im Dunkel aber sitzen wir, wir Fremde und Künstler, in einem anderen Licht, in einer anderen Luft, von einer anderen Musik umflossen. Uns entzückt und begeistert, was jene dort nicht achten: ein Blattschatten auf dem Stein, ein verschossenes Blau an einer Bluse, der kleine, ernste Knick im Knie der Siebenjährigen. Wir ersehnen und beneiden, was denen drüben wertlos und selbstverständlich ist. Sie aber sehen bei uns kuriose Dinge und Sitten, die sie ebenso beneiden, und deren wir längst überdrüssig sind. Wir können, wenn wir Lust haben, zu jenen hinüber gehen, durch den Buchsbaumschatten die fünf Schritte; es steht uns frei, es ist uns nicht verboten, uns unter sie zu mischen, uns zu ihrer Musik zu setzen, mit ihnen zu tanzen. Wir bleiben jedoch in unserem Dunkel unter den alten Platanen sitzen, hören die Melodien der drei Bläser, beobachten das süße, sterbende Licht auf den hellen Gesichtern, lauschen dem Rot Marias, wie es noch im einsinkenden Dunkel klingt und kämpft, atmen dankbar den Zauberhauch der Dämmerung und den holden Frieden einer kleinen, ländlichen Welt, deren Spiel nur unser Auge berührt, deren Not nicht unsre ist, deren Glück nicht unsres ist.

Wir schenken rosigen Wein in die blauen Tonschalen, während unten die tanzenden Figuren mehr und mehr zu Schatten werden. Auch dein rotes Kleid, Maria, geht nun unter, ertrinkt in der Finsternis. Auch die hellen, blumenblassen Gesichter der Kinder löschen aus und sinken dahin. Nur das warme rote Licht in der Vorhalle atmet stärker, und wir gehen davon, ehe auch dieses zerrinnt.

Digitized by Google

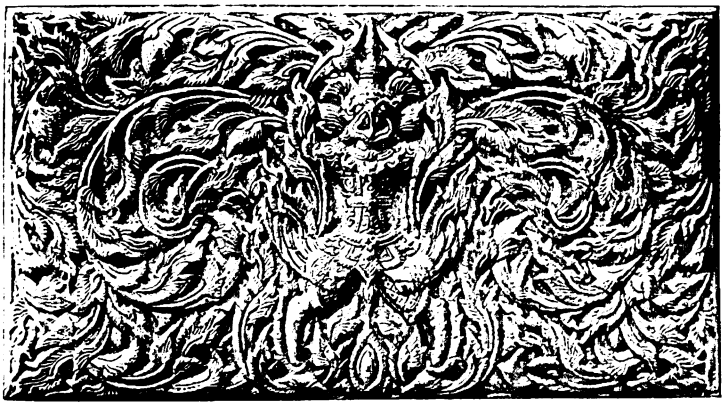


Abb. 1. Silberkasten in Treibarbeit und Ziselierung

Die Schönheit siamesischen Kunstgewerbes

Von Prof. Dr. Karl Döhring

In Siam sind Architektur, Plastik, Malerei und die verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes noch enger miteinander verbunden wie bei uns. Die siamesische Baukunst verwendet sie alle zum Schmuck der Bauten. Dieser bildet einen integrierenden Bestandteil und ohne ihn würden die Bauten ihre intimsten Reize verlieren. Die eigenartige Schönheit der siamesischen Architektur zeigt sich hauptsächlich bei den Tempeln und Palästen, der einfache Wohnbau tritt stark zurück. Der ganze Überschuß eines reichen Volkes wird hier ausschließlich zur Verherrlichung der Religion verwandt.

Schon um 800 bis 1000 unserer Zeitrechnung kann man eine Blüteperiode siamesischer Kunst feststellen, doch liegen die Bauwerke dieser Zeit alle in Trümmern und sind von den Schlingpflanzen der üppigen Tropenvegetation bedeckt. Nach der Zerstörung Ayuthias 1767, die den Abschluß der unglückseligen Birmanenkriege bildete und einer fast vollständigen Vernichtung des siamesischen Volkes gleichkam, hat sich das Land verhältnismäßig schnell wieder erholt, so daß es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer reichen Nachblüte seiner Kunst kam.

Abb. 2. Ausschnitt aus dem Flügel eines Tempeltores in Bangkok

Der Buddhismus kam sehr bald nach Hinterindien, hat sich dort aber vermutlich zunächst nicht sehr ausgebreitet, sondern blieb auf lokale Kolonien beschränkt. Der Brahmanismus, der in Vorderindien etwa um 600 n. Chr. den Buddhismus zurückdrängte und ganz vernichtete, ist auch in Hinterindien eingedrungen. Man muß sich das etwa so vorstellen, daß die nachgeborenen Söhne vorderindischer Fürstenhäuser, die in ihrem Heimat-

Digitized by Google

Digitized by Google

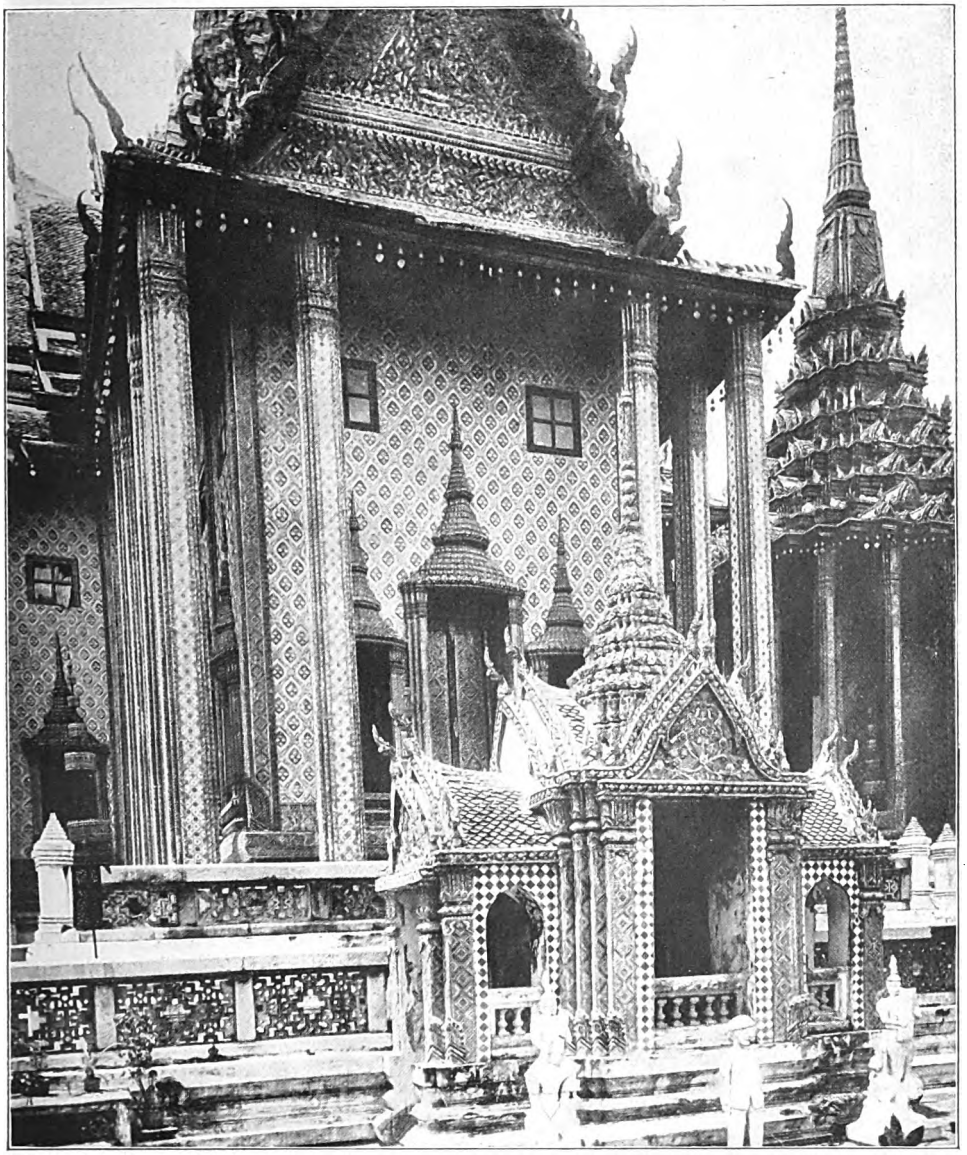


Abb. 5. Blick in den Hof des Tempels des Edelstein-Buddhas

die Hoffeste (Songkram) des Königs leitet. Die Hauptschrift der Brahminen ist in Vorderindien das Ramayana, in Hinterindien das Ramakien, eine Version des indischen Epos Ramayana. Bei der Mischung brahminischer und buddhistischer Kultur in Siam spielt es eine sehr große Rolle bei Regelung der Hofzeremonien.

Die alte Theaterkunst ist nur aus den Ramaspielen, dem Ramakien, entstanden und noch heute bilden diese den Hauptinhalt siamesischer Dramen. Auch die Darstellungen des Kunstgewerbes greifen vielfach darauf zurück, selbst wenn es zum Schmuck buddhistischer Tempelanlagen verwendet wird. So sehen wir auf Abb. 2 einen Ausschnitt aus einer perlmutteingelegten Tempeltür mit einer symbolischen Darstellung des Planeten Mars. Dieser wird repräsentiert durch den Feldherrn Hanuman, einen Helden des vorerwähnten Epos Ramakien. Der kurze Inhalt desselben muß zum Verständnis des Nachfolgenden gegeben werden. Die Riesen, die Verkörperung der bösen Macht, drohen überhand zu nehmen. Gott Vishnu steigt deshalb auf die Erde hinab, inkarniert sich als der Sohn eines Königs der Menschen und führt als solcher den Namen Rama.

Digitized by Google

Abb. 6. Aschenurne in Porzellan

Durch Thronstreitigkeiten veranlaßt, geht er als Einsiedler mit seiner Gemahlin Sida in die Wälder. Dort wird seine Gattin vom Riesenkönig geraubt. Darauf verbündet sich der Affenkönig Sukriba mit Rama, sie sammeln ein großes Heer, ziehen aus und belagern die Stadt des Riesenkönigs. Nach langen Kämpfen wird die Stadt erobert und Rang Sida ihrem rechtmäßigen Gatten wieder zugeführt. Im Verlaufe der Kämpfe spielt Hanuman, der Feldherr des Affenheeres, eine große Rolle. Die meisten der gewaltigen Riesen fallen im Zweikampfe mit ihm.

Die Perlmutteinlegearbeit ist eine sehr zeitraubende Beschäftigung. Es eignen sich hauptsächlich glatte Holzflächen zur Anbringung dieses Schmuckes und so finden wir ihn vornehmlich an Tempeltoren und Fenstern, sowie an Tempelschränken, die zur Aufbewahrung heiliger Bücher dienen. Die zu schmückende Holzfläche wird nach sorgfältiger Glättung mit Lack überzogen, darauf wird eine dicke Schicht zähen Lackbreies aufgetragen. Das Ornament, das die Fläche füllen soll, wird vorher als Spiegelbild auf festes Papier aufgezeichnet, die einzelnen Ornamentteile werden dann nach dieser Zeichnung aus Perlmutt geschnitten und auf das Papier aufgeklebt. Wenn die ganze Zeichnung in Perlmutt ausgeführt ist, wird das Papier mit dem Perlmuttornament in die noch weiche, zähe Lackschicht eingedrückt. Nach dem Trocknen der ganzen Masse, das große Zeiträume in Anspruch nimmt, wird das Papier abgeschliffen und die Oberfläche poliert. Es werden nur die schönsten, in glühenden Farben leuchtenden Perlmuttstücke zu dieser Arbeit ausgesucht.

Hervorragend ist auf der Darstellung der Charakter des Flächenornamentes getroffen und besonders schön sind die züngelnden Flammen, mit denen der ganze Hintergrund des Kreises ausgefüllt ist. In wuchtiger Bewegung stürzt sich Hanuman zum Angriff, in der Linken die Fahne, in der Rechten den Dreizack.

Abb. 3 gibt einen Ausschnitt aus dem Seitenteil eines perlmuttgezierten Tempelschrankes. Dargestellt ist König Rama, auf seinem Streitwagen in den Kampf ziehend. Vor dem Wagen schreitet ein Affe als Zweischwerterkämpfer. Zwei Streitrosse mit reichen Geschirren ziehen den herrlich geschmückten Wagen des Königs. Rama erblickt soeben seinen Gegner, den Riesenkönig, in der Schlacht. Er hat den Bogen ergriffen, um

Abb. 7. Schattenspielfigur: Der Riese Piphek

Digitized by Google

seine gewaltigen Pfeile zu schleudern. Vor ihm sein Bruder Laksmana als Lenker des Wagens, der mit seinem Schwert zu wuchtigem Hiebe ausholt. Als Zeichen der Königswürde sind hinten auf dem Wagen Etagenschirme und Fächer angebracht. Vor dem Wagen stürmt der Fahnenträger des Affenheeres, der Affenkönig Sukriba und Hanuman, Ongkot und andere Heerführer, um sich mit gezückten Schwertern auf den Feind zu stürzen. Hinter dem Wagen sieht man einen Krieger mit zwei Streitäxten. Der ganze Hintergrund ist mit einem reichen Flächenmuster teppichartig geschmückt. Die Reproduktion kann leider nur ein schwaches Abbild des Originals geben, da durch schillernd leuchtendes Perlmutt in verschiedenen Farben eine Wirkung hervorgebracht wird, die an Glanz und Schönheit nicht übertroffen werden kann. In der Photographie wirken außerdem einige Perlmuttsteinchen zu dunkel. In Wirklichkeit ist der Eindruck bedeutend ruhiger, aber auch hier kann man noch den überaus harmonischen Linienfluß der Entwurfszeichnung des Künstlers und die ungeheure Wucht und Gewalt bewundern, die sich in jeder Bewegung der Heerschar ausdrückt. Die Siamesen sind tapfere Krieger und haben in vielen erbitterten Kämpfen ihre Herrschaft behaupten müssen. Etwas von diesem kriegerischen Geiste lebt auch in dieser Darstellung.

Als Buddhisten verbrennen die Siamesen ihre Toten. Doch ist eine Verbrennung nicht wie bei uns ein Tag

Abb. 8. Tempeltor in Schwarz-Goldlacktechnik

Digitized by Google

der Trauer, sondern sie wird festlich begangen mit Theateraufführungen, Tänzen, Wettkämpfen und vor allem mit wunderbaren Schattenspielen. Diese haben nur das Ramakien zum Inhalt. Vor einer 18 m langen, 3 m hohen, ausgespannten Leinwand werden die lebensgroßen, aus ganzen Rinderhäuten geschnittenen Figuren von Spielern, die die Schattenfiguren über ihrem Haupte tragen, in feierlichen, charakteristischen Tanzschritten bewegt. Hinter der Leinwand brennt ein riesiges Holzfeuer und die ungleichmäßige Beleuchtung der züngelnden Flammen läßt die Heldengestalten fast lebend erscheinen. Gerade die siamesischen Schattenspielfiguren beweisen ein außerordentlich feines, rhythmisches Verständnis. Die Figuren stehen meistens auf einem Drachen oder auf einer Schlange und die Behandlung der Stoffmuster ihrer Kleidung sowie die geschlossene Komposition der ganzen Figuren beweisen höchste Meisterschaft in der ornamentalen Aufteilung der Fläche. Charakteristisch dafür ist, daß alle spitzen Winkel durch züngelnde Kanokornamente ausgefüllt sind und so der ganzen Figur eine vornehme Ruhe geben. Abb. 7 zeigt den Riesen Piphek, der im Gegensatz zu Rama schwere und plumpe Gliedmaßen hat und durch die massige Wucht seines Körpers und die ungefüge Keule in einem gewollten Kontrast zu dem elastisch schreitenden Rama steht.

Daß die Siamesen Meister der Flächendekoration sind, beweisen sie auch in der Schwarzgold-Lacktechnik. Alle Gegenstände, die eine glatte Oberfläche haben, können mit Schwarzgoldornamenten bedeckt werden, vornehmlich Tür- und Fensterflügel der Hauptgebäude in den großen Tempelanlagen, auch Gongs, Hüllen von Kronen, Säulen, Pfeiler, Schränke, auch ganze Wände werden damit geschmückt. Abb. 8 zeigt ein Tempeltor, das auf jedem Flügel einen Welthüter zeigt, der auf merkwürdigen Ungeheuern steht.

Abb. 9. Gebäude zum Umkleiden der Könige an einer Tempelgrenzmauer

Abb. 4 gibt einen Gong, der mit Spiralen geziert ist, die in stark stilisierte Schlangenköpfe auslaufen. Dieser Gong ist ein hervorragend schönes Beispiel für siamesischen Flächenschmuck. Die züngelnden Ornamente, die charakteristischen Kanokformen sind der

Digitized by Google

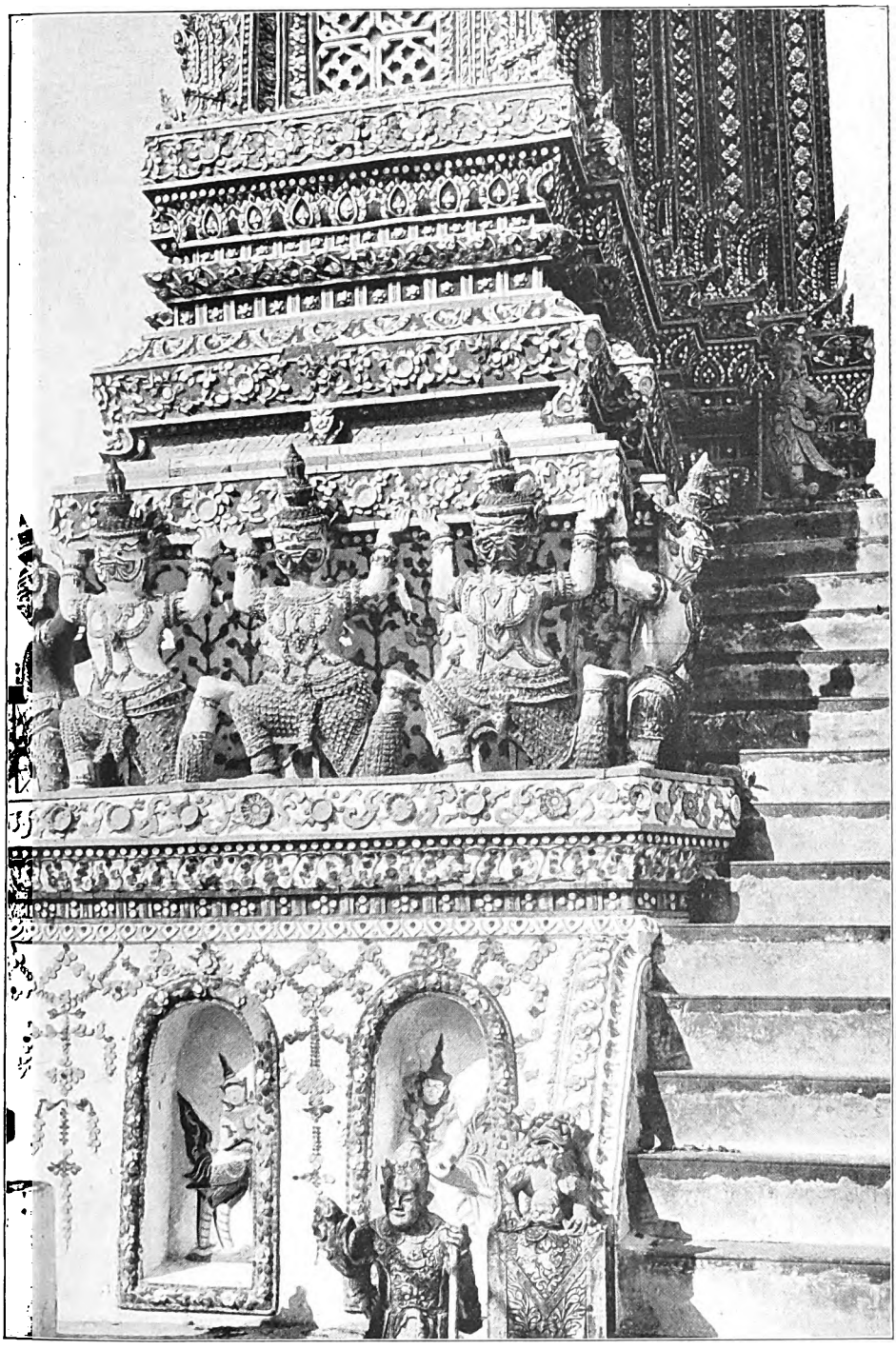


Abb. 10. Fassadendetail des Tempels der Morgenröte, Bangkok

Digitized by Google

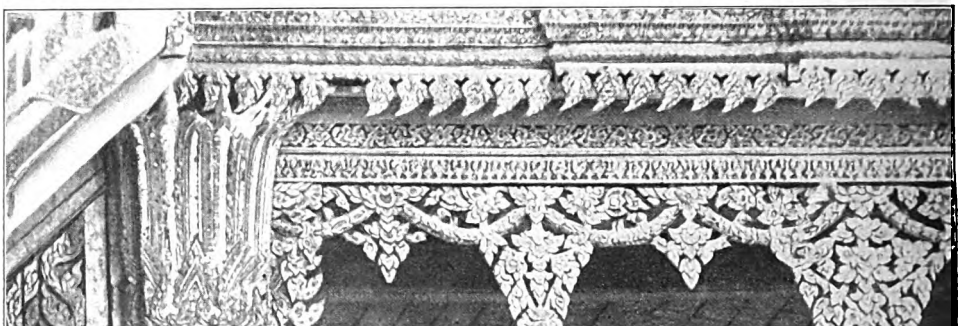


Abb. 11. Detailaufnahme von dem Dach eines Haupttempels in Bangkok

Reisblüte nachgebildet, die eine Rispe ähnlich unserem Hafer ist.

Dieselben reichen Ornamente werden in der Silberschmiedekunst, die in Siam in hoher Blüte steht, in starkes Relief übersetzt. Auf Abb. 1 sehen wir den reich verzierten Deckel eines Silberkastens. Den Mittelpunkt bildet die Gestalt des sagenhaften Königs der Vögel, Garuda, dem als Welthüter die Bewachung des Ostpunktes übertragen ist. Aus seiner Gestalt heraus entwickeln sich zwei mächtige Voluten, die noch reicher ausgebildet sind als diejenigen des Gongs auf der Abb. 4.

Wenn von siamesischem Kunstgewerbe die Rede ist, so müssen auch die Porzellane erwähnt werden, wenn sie auch nicht die Bedeutung der chinesischen haben. Naturgemäß haben sie sich an diese angelehnt. Die siamesische Porzellankunst hat aber trotzdem eine Menge farbenprächtiger, dekorativ reicher Prunkstücke geschaffen, die durch die strenge Auffassung des Flächenornamentes, durch die meisterliche Durchbildung desselben und durch die streng symmetrische Bildung der Muster in einem Gegensatz zu China stehen. Dazu kommt, daß das siamesische Hofzeremoniell durch die Anordnung von Etagenschirmen die Formen des Porzellans, die ursprünglich aus China kamen, in nationalem Sinne änderte. Seit etwa fünfzig Jahren ist die siamesische Porzellankunst erloschen. Auch früher wurden die Formen fast durchweg auf siamesische Bestellung hin in China hergestellt und in Siam übermalt.

Abb. 6 gibt zwei Totenaschenurnen, von denen die linke auf weißem Grund ein von roten Linien eingefaßtes Goldornament zeigt, während die rechte vielfarbig behandelt ist mit vorherrschendem tief leuchtenden Rot. Nicht nur die Flächendekoration dieser Gefäße steht auf hoher Stufe, auch die Umrißlinien der Formen zeigen trotz des leichten Schwungs vornehme Geschlossenheit.

Die Hauptgebäude siamesischer Tempel sind zwar massiv, doch ist der ganze Dachstuhl nach oben strebend, mit seiner Neigung den gewaltigen Tropenregen entsprechend, aus Holz gebildet. Die Giebeldreiecke sind mit wunderbarem Schnitzwerk versehen. Alle aus Holz vortretenden freien Teile einschließlich der Dachstützen sind reich geschnitzt und ornamentiert, dazu schwer vergoldet und häufig noch mit Spiegelmosaik verkleidet. Abb. 11 gibt die Detailaufnahme von dem Dach eines Haupttempels in Bangkok. Bemerkenswert daran ist das schöne, schlanke Kapitäl des zwölfeckigen Pfeilers, das als Lotosblüte gebildet ist. Das Kapitäl ist mit plastischem Mosaik verziert.

Abb. 9 zeigt die malerische Dachbildung eines kleinen Gebäudes an einer Tempelgrenzmauer. Die Könige Siams ziehen zweimal im Jahre in großer Prozession zu den Tempeln, um diese und die Priesterschaft mit reichen Gaben zu beschenken. Früher mußte sich der König bei dieser Gelegenheit dem Volke in einer herrlichen, strahlenden Rüstung als Krieger zeigen. Er durfte aber in dieser Rüstung den Tempel nicht betreten. Deshalb baute man besondere Umkleidehäuser wie das hier abgebildete. Der kleine Vorbau dient dazu, vom Elefanten abzusteigen. Die Windbretter und die außen sichtbaren Stützen des untern Dachrandes sind als Schlangenleiber gebildet. Das Giebeldreieck trägt das Wappen der siamesischen Könige.

Die einfachen Tempel in Siam zeigen glatte weiße Wände, deren einziger Schmuck in der überaus reichen Betonung der Fenster-

Digitized by Google

rahmen besteht. Die königlichen Tempel werden für gewöhnlich inkrustiert in Marmor, Fayencen oder Mosaik. Die Profile der Sockel an Portalanlagen eines Königstempels sind schön, reich und von vornehmer Klarheit. Sie werden überwuchert von einem plastischen Mosaikornament. Der Untergrund der Wand ist mit handgemalten Fayencekacheln bedeckt, die auf Dunkelrot gestimmt sind, während das Mosaik auf verschiedenfarbiges Gold abgetönt ist. Die Pracht und der Reichtum einer solchen Anlage grenzen ans Märchenhafte.

Abb. 10 zeigt einen anderen Fassadenteil, der ebenfalls mit plastischem Mosaik und mit Fayencen geziert ist. Dabei ist die Wirkung noch dadurch erhöht, daß ganze Schalen und alte Porzellanteller in das Ornament eingelassen sind. Die tragenden Figuren in der Hohlkehle des Ornamentes stellen überwundene Riesen dar aus dem Heere des Königs Totsakan, der die Gemahlin des Rama raubte. Die beiden kleinen Plastiken aus grünem Granit am Fuße der Treppe sind chinesischen Ursprungs.

Zum Schluß wird in Abb. 5 eine Teilansicht der Fassade des Tempels des Edelsteinbuddha in Bangkok gegeben. Terrassen führen zu dem eigentlichen Gebäude herauf. Die Geländer werden aus Granitplatten gebildet, die so fein durchbrochen sind, daß man sie mit Metallgittern vergleichen könnte. Im Vordergrunde erhebt sich die Portalanlage, deren Spitze mit plastischem Mosaik über und über bedeckt ist. Die Wände des Hauptgebäudes sowie die Säulen sind mit Fayencekacheln bedeckt, deren Haupttöne auf ein violettes Blau gestimmt sind. Die Rahmen der Türen und Fenster sind aus Goldmosaik gebildet, desgleichen die Kapitäle der überaus schlanken, gemauerten Pfeiler. Die Türen sind in Perlmutt eingelegt, der Giebel ist überaus reich geschnitzt. An der Dachtraufe hängen silberne Glöckchen, die beim leisesten Windhauch ertönen.

Wenn wir als Europäer auch der siamesischen Kunst den Vorwurf machen können, daß sie Techniken benützt, die nicht widerstandsfähig genug sind, daß die Baustoffe der Monumentalität der großartigen Tempelanlagen nicht angemessen sind und daß sich das Kunstgewerbe der Architektur in zu großem Maße bemächtigte, so müssen wir doch diese fremde Tempelkunst, die unter den anderen Bedingungen eines heißen Tropenklimas und einer schnell emporschießenden und rasch dahinwelkenden Vegetation sich in enger Anlehnung an die Natur entwickelte, nicht mit dem Maßstabe messen, den wir uns an griechischen und an nordischen Kirchen gebildet haben, die unter bleigrauschwerem Himmel wie für die Ewigkeit errichtet sind. Schmetterling und Blume sind deswegen nicht weniger schön, weil ihre Schönheit morgen dahin ist.

Gewitterglück

Meine Heimat, die noch schlief,
Lodert im Gewitter,
Baum und Straße leuchtet tief,
Vaterhaus und Gitter.
Unverhofftes kurzes Glück
Heiß' ich weithin blinken,
Bis ins Kinderland zurück
Darf mein Auge trinken.

Dank dir, Leben, das mich klar
Durch den Vater zeugte!
Dank der Mutter, die gebar,
Als sie Liebe beugte!
Dank dir, daß du deinen Strahl
Über mich ergossen:
Werdelust und Werdequal
Hab' auch ich genossen!

Alles, was am Wege steht,
Möcht' ich an mich pressen.
Was da blüht und was vergeht,
Bleibt ja nicht vergessen.
Aus dem trunknen Wilderflug
Darf ich Schätze heben,
Und in einem raschen Zug
Atme ich das Leben.

Emanuel von Bodman

Digitized by Google

Wiederkehr einer Frau

Novelle von E. v. Bonin

Der Zug fährt langsamer, schon taucht zur Linken der stumpfe Bergkegel auf, zur Rechten die bunten Spielschachtelhäuser von Löbstedt — der Hain auf dem runden Hügel — der Fluß — der graue Turm —

Einen Augenblick steht Albrecht still — nein, wer sollte wohl hier sein, ihn zu begrüßen — sie wußte ja weder Tag noch Stunde. — Dann durchquert er den Bahnhof. Langsam geht er weiter auf der langen, unfreundlichen Straße.

Wie lange sah er sie nicht? Wie lange ist es her, seit er auf diesen Straßen wanderte? — Gewiß — alles wie damals. Kleine Städte verändern sich nicht. Allenfalls schlägt die unvernünftige Verwaltung eine Reihe alter Bäume herunter und steckt dafür winzige Zweiglein in die leeren Löcher. Oder ein Bürgermeister bekommt ein neues Haus, dafür ist immer Geld da. Hier und da stehn Neubauten, von deren schlechtverputzten Mauerwänden der Kalk schon bröckelt. — Das Ganze riecht nach Vergänglichkeit ...

Wie lange her? Ihre Tochter, die damals ein kleines Ding war, das in Spielhöschen im Sande schaufelte — ist erwachsen. Vor einer Reihe Jahren — er erinnert sich — hat er ihr ein Angebinde zur Einsegnung geschickt. —

Was für eine unvernünftige Idee, nach dieser verschütteten Stadt zu pilgern, um wie der Maulwurf im Dunkeln zu wühlen ... Er geht langsamer, da der Weg ansteigt; unter der schwarzen Brücke pustet mühsam, atemholend für die Fahrt, ein Zug in der Richtung nach Weimar.

„Albrecht Thüngen, wahrhaftig du," so wird er angerufen, hebt verwundert den Kopf und sieht in das glückliche Gesicht eines alten Studiengenossen — der offenbar Jürgen hieß, denn — ohne jeden weiteren Zusammenhang — kam ihm dieser Name auf die Lippen. Dieser Jürgen setzte sich sogleich an seine Seite, wanderte nebenher und begann ihn in froher Erregung zu befragen. Woher kam er bitte, wo wohnte er überhaupt? War er wirklich Diplomat geworden, wie er beabsichtigt hatte? Und was wollte er hier? Besuchen? Wen? Vielleicht den guten Sasse. Nun, der sei allerdings etwas alt geworden —

Albrecht wird unruhig, da sie mehr und mehr ihrem Hause sich nähern. Soll er, um sich endlosen, neugierigen Fragen zu unterziehn, hier haltmachen, den andern abfertigen und eintreten? Dieser eifrige und harmlose Jürgen begleitete ihn womöglich bis zu ihr. — Welche lächerliche, welche unmögliche Perspektive, das Wiedersehn mit Marie Agnes von diesem Tölpel gutmütig bejubelt zu sehn.

Ohne auch nur die Augen zu wenden, geht Albrecht an ihrem Hause vorüber.

„Nun, was sagst du, haben wir nicht eifrig gebaut hier, was?" fragt Jürgen heiter. „Dort Professor Schmalmann — ein hübsches Haus, wie? Nur ist er mehr draußen als drinnen, wie man sagt." Ein Kichern, das den Zuhörenden zur Nachfolge anregen soll, versickert nebenbei. Albrecht schweigt. Der Begleiter ärgert ihn. Alles ärgert ihn. Warum konnte er nicht unbemerkt zu Marie Agnes gelangen ... „Wohin gehen wir eigentlich?" fragt der andre. Albrecht antwortet, er wisse es selber nicht — er habe sich nichts Besonderes vorgenommen, und um die Wahrheit zu sagen, er sei müde, und vielleicht sähe man sich ein andermal wieder. O Gott, dieser Jürgen ist vollkommen andrer Ansicht. Mit starker Bonhomie klopft er Albrecht auf die Schulter: Natürlich, es war begreiflich, auch der Körper wollte sein Recht haben. Aber heute abend würde selbstverständlich gekneipt — „Was denkst du, was Thuringia sagen wird, wenn ich dich mitbringe." Ein wenig gereizt schon, antwortet Albrecht, daß er nur ganz kurze Zeit für diesen Aufenthalt habe, in wenigen Tagen weiter wolle, und so ungern er ablehne —

Aber ein wahrer Wassersturz von Protesten drängt auf ihn ein. Wie? Das gäbe es nicht. Und überhaupt, wen wolle er denn eigentlich besuchen, daß er sich so rar mache — eine Pause, in der vier — fünf Schritte gemacht werden. Dann bleibt der andre stehn, wirft den Kopf hoch wie ein Hund, der Witterung hat: „Hoho," sagt er laut, „ich Einfaltspinsel, ich," dann verbeugt er sich ironisch, wandert bergab und ruft nach rückwärts: „Viel Pläsier. Morgen früh um zehn bin ich im Bären und hol' dich zum Frühschoppen."

Albrecht bleibt stehn und sieht dem anderen nach. Was schwatzt der für albernes Zeug. Was eigentlich meint er? Ob jener von seinen Beziehungen zu Marie Agnes weiß? Zum Teufel mit ihm. Albrecht steigt langsam bergan.

Es ist Abend geworden, ehe er das Haus

Digitized by Google

betritt. Hier steht er im Vorflur, wird soeben angemeldet, hört Stuhlrücken und das Kläffen eines Hundes. Man öffnet ihm die Tür und schließt sie wieder. Weit hinten als Silhouette vor den Fenstern, hinter denen ein himbeerfarbener Himmel ausgespannt ist, steht Marie Agnes.

Albrecht geht auf sie zu. Obgleich es wenige Schritte sind, hat er das beunruhigende Gefühl, daß sie noch weit sei — daß er allein eine lange, leere Zimmerflucht durchschreite, etwa so wie im Schloß, als man mit so und so vielen anderen durch eine Reihe von Sälen mit und ohne Spiegeln getrieben wurde, und ganz in der Ferne schon die Kaiserin auftauchen sah, die immer lächelnd den Kopf hob und senkte.

Jetzt steht er vor ihr, nimmt ihre Hände und küßt sie. Sie lächelt verwirrt und sagt nur: „Albrecht!“ und dann etwas Unverständliches, das ihrer Freude Ausdruck geben soll. Sie ist schön noch wie immer, Gott weiß es. Rührung überkommt ihn, er sagt leise ihren Namen vor sich hin und wiederholt ihn viele Male ohne Sinn und Grund.

Das nachfolgende Gespräch beginnt natürlich mit Reminiszenzen: — „Wissen Sie noch, Albrecht, das schreckliche Glatteis auf dem Forst ...“

Natürlich er weiß. Er wird heute nach fünfzehn Jahren noch belobt für seine Umsicht. Aber warum redet sie ihn mit Sie an —

Reminiszenzen also. Nun ja, sie können bis in die Nacht hinein reden: Ihr Kennenlernen in der Teestube der Mrs. So und So in Palermo; die Besichtigung des chinesischen Schlößchens der Karoline von Neapel, die an den Wänden ihres Kabinetts entlang all ihre Kinder in goldumrahmtem Oval angebracht hatte. — ‚Aber für die Liebhaber der Königin, Signori, waren nicht Wände genug vorhanden‘ — so hatte einer gesagt, der den freiwilligen Führer machte, und zurückkehrend sprach man von der schönen Hamilton. Und er, ein verlegen naseweiser, junger Bursche, sagte einfach: „Schöner als Sie war diese Lady bestimmt nicht.“ Und Marie Agnes, damals noch ‚gnädigste Baronin‘ tituliert, blieb stehn, sah ihn erschrocken, aber hinter der Szene offenbar belustigt an, und verbat sich solche dummen Komplimente. Und im Hotel kam dieser unsäglich läppische Engländer, der ihr, wie man dann erfuhr, den Hof machte, auf die Eintretenden zu, setzte indigniert sein Binocle auf die schmale, dünne Nase und sagte: „Oh, I say.“

Alles kramt er aus, und Marie Agnes, die nun neben ihm sitzt auf dem grauen Sofa unter einem echten Van Gogh, auf den sie sehr stolz ist, sekundiert: Wie — er vergißt Padua, wo er doch in den Zug einstieg, mit dem sie kam. „Ach Gott, was denkst du,“ ruft er laut und glücklich; „ich dies vergessen: den heranjagenden Zug, das Geschrei und dann dich — weiß, ganz weiß angezogen und strahlend und —“

Sie legt langsam die Hand auf seinen Arm. „Nicht du sagen, Albrecht; es tut nicht gut.“ — In diesem Augenblick erkaltet sein Herz. Er sieht Marie Agnes an. Sie ist doch verändert. Ihr Haar ist grau an den Schläfen ...

Albrecht bleibt zum Abendessen, das nebenan an einem schönen Tisch mit goldenen Ornamenten genommen wird. Sehr viel Blumen sind da — zierliche Gräser — Blätter dünn wie grüne Spinnweben. — Er deutet auf diesen Garten, als sie eintreten und lächelnd versichert Marie Agnes, daß sie immer noch Glück habe mit den Blumen und allen Gewächsen und nur diese abscheulichen kleinen Gummikakteen nicht leiden könne, da in der Ecke. „Aber gerade davon hat Isa eine ganze Sammlung.“ Albrecht fragt nach ihrer Tochter. „Sie ist heute bei einem ländlichen Tanzfest in Burgau,“ antwortet Marie Agnes. „Es wird bis in die Nacht dauern, fürchte ich, und sie werden morgens auf ratternden Ackerwagen heimfahren.“

Sie sitzen noch zusammen unter dem Van Gogh, als die letzten Spaziergänger, die oben ihr Rostbrätel und ihr Lichtenhainer zu sich genommen haben, in die Stadt zurückstapfen. Wovon haben sie eigentlich geredet diese drei Stunden? — Zuweilen war es eine Zeitlang still — dann erzählte Marie Agnes aus der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft und beide lachten über seine täppischen Komplimente und über seine ungeheuerliche Eifersucht. Vorsichtig und sehr verzagt wagte er zwischenhinein ein paar Worte über den wundervollen Sommer in Rom. Aber schon hier stieß er auf Abwehr. Marie Agnes warf unruhig den Kopf zurück, schloß die Augen und tat fest die Lippen zusammen ...

Dieser Sommer, die heißen Straßen, denen man schon in aller Morgenfrühe entfloh in die Albanerberge oder einmal auch in die verlassene Stadt Ninfa, die ganz von Efeu verdeckt mit ihrem Frangipani-Turm in der Fieberebene liegt. Marie Agnes schwankte ein wenig und griff nach seiner Hand, als sie den Stadtwall auf einer der verfallenen Brücken überquerten. Die Frösche sangen, von ihrem Vorsänger angeführt, viel lauter und dringlicher als zu Haus ihre Liebeskantaten, und zwischen diesen verwitterten Steinhaufen — allein in einer Ebene von tausend Metern ringsum — denn welcher Einheimische traute sich etwa im Juli in diese cattiv' aria, — ach, allein mit Marie Agnes,

Digitized by Google

riß er sie unbesonnen in die Arme und küßte sie wie noch niemals eine und wie nie wieder —

Das war es, woran sie nicht erinnert sein wollte. Und damit hatte es begonnen ...

Er schwieg, als er ihre Abwehr fühlte. Die Unterhaltung schleppte sich und kam endlich wieder in Tempo, da Marie Agnes die Bilder ihrer Tochter ihm vorzeigte, eins nach dem andern; jene vom Sandspiel am Strand, dann in der Schule mit einem braven, schwarzen Einsegnungskleid und dann die neusten, so wie sie jetzt aussähe. „Aber eigentlich wird ihr das alles nicht gerecht," sagt Marie Agnes. „Sie hat ein Gesicht, das nicht leicht abzunehmen ist — das eher starr wirkt. Ihre Augen — denken Sie, Albrecht, daß sie ganz enzianblaue Augen hat, so warm und so strahlend, wie man es nicht malen könnte" —

„Die Ihren also," antwortet er. Sie schweigen eine Weile. Warum sitzt er eigentlich hier vor der Frau, die er mehr geliebt hat als irgendeine, und die er nun als Fremde behandeln soll. Was tut er hier, er — ein Revenant, ein Gespenst der Jugend —

Man hat doch ein Jahrzehnt nichts voneinander gehört. In China und Mexiko traf man seine deutschen Freunde nicht. Und als er von München kommend auf der Vetternreise nach der Mark in diesem abscheulichen Wartesaal in Halle saß, hatte er sie zuerst nicht einmal gesehn. Aufgeputzte Kleinleutefrauen mit brüllenden Kindern — zwei Damen, die ungeniert die Ereignisse bei Lenis Schwangerschaft besprachen — ein Reisender, der stark nach Heringen roch — umgaben ihn. Er las Zeitung. Als er einmal unbewußt aufsah, fand er ihre Augen auf sich gerichtet.

Und nun kommt ihm der Zorn: Warum ließ sie ihn nicht in Ruh — warum ging sie nicht an ihm vorüber — wenn sie nun, da er erneut unter ihrem Eindruck steht, die Fremde spielt, die Unnahbare, die mütterliche Freundin —

„Warum soll ich dich nicht du nennen, wie ich es früher tat, Marie Agnes?" bringt er trotzig vor. „Warum und für wen ist diese Komödie?" — Sie erhebt sich und geht ein paar Schritte von ihm weg ...

Auch er sprang auf und zornig stampft er mit dem Fuß. Marie Agnes ist blaß geworden. „Sie sind unvernünftig, Albrecht," sagt sie leise. „Wozu soll es führen; ich habe eine junge Tochter jetzt; ich darf nicht mehr an mich denken." — „Ach, ich will sie nicht sehen," schreit er erregt. „Sie gleicht ihm, diesem Schuft, dem ich besser den Hals umgedreht hätte" ... Marie Agnes tritt zu ihm und legt die Hand auf seinen Arm — sie lächelt: „Nein, nein," sagt sie. „Sie gleicht meiner schönen Mutter und hat meine Augen und gar nichts — von ihrem Vater."

Es ist schon spät, als Albrecht sich verabschiedet. Sie stehn eine ganze Weile im Vorflur, und es fällt ihm auf, daß Marie Agnes unruhig auf die Tür starrt und immer wieder mit diesem und jenem seinen Weggang verzögert. Als er der Haustür zuschreitet, hält sie ihn plötzlich zurück. „Gehn Sie doch lieber durch den Garten, Albrecht," sagt sie leise und erregt, und ihr Gesicht ist rot über und über. „Die Pforte zur Straße ist niedrig, Sie übersteigen sie leicht." —

Wie? Sie versteckt ihn? —

Er wird wirklich am andern Morgen von diesem Jürgen — ord. Professor der Germanistik — er wird von diesem angenehmen Jugendfreund abgeholt. — Schleimel heißt er — Gott sei Dank, daß der Kellner ihn anmeldet. Sie gehn über den Markt — treten ein bei Göhre und sitzen vor großen Römern. Der Professor schweigt fürs erste und stiert, ein gutmütiges Grinsen der Erinnerung auf dem Gesicht, vor sich hin. Ja, da hängen die Erinnerungsstücke, wohlgefällig eingerahmt — Widmungen alter Herren, verblichene Bilder. Damals stand diese schlanke Tilly am Schenktisch — wie blond war sie, goldner noch als die Ähren auf dem Felde —

„Du mußt meine Frau kennen lernen," hebt der Professor an. „Und Sonnabend kommst du natürlich auf unsern Studentenabend. Es wird sehr anregend. Einer meiner Schüler wird über das Frauenideal Walters von der Vogelweide sprechen. Nachher Diskussion."

„So — ja," antwortet Albrecht ohne hinzuhören. — „Du trägst am Ende auch ein Scherflein zur Diskussion bei," sagt der Professor und kichert. „Du warst doch stets ein Frauenkenner ..."

„Ja, findest du," antwortet Albrecht zerstreut. Er kann sich nicht daran gewöhnen, diese lange, dünne Gestalt, die immer mit schlappendem Bratenrock durch die Gassen steigt, vertraulich anzureden.

„Nun, und wie fandest du die Frau Baronin?" fragt der Professor ... Eine Antwort bekommt er nicht. Er klopft bedächtig die Pfeife aus und blickt aus dem Fenster. Ein paar Studenten gehn mit jungen Mädchen über den Markt. Der Professor steckt den langen Hals aus dem Fenster, um die Turmuhr zu sehn. Er grüßt. „Ja, sie muß gleich kommen," sagt er zufrieden.

„Wer?" fragt Albrecht.

„Es ist nämlich, hm — die jungen Damen laufen alle in das Kolleg von Nedel, der Kunsthistoriker, weißt du. Jede Dame, die

Digitized by Google

etwas auf sich hält, muß dagewesen sein." Er schüttelt sich vor Lachen. Albrecht lehnt den Kopf an die getäfelte Wand. —

Es könnte schön sein, auch hier in diesem kleinen, braunen Zimmer mit irgendeinem Kameraden aus der versunknen Zeit, da man hier saß und sang. Gar nicht mal geistreich brauchte der sich aufzuführen. — Eine zuverlässige Hand würde genügen und ein ruhiges Auge. „Da — da kommt sie," schreit der Professor ihm ins Ohr und reißt aufgeregt an seinem Ärmel ...

Er erkennt sie augenblicklich: über den Markt schreitet — schöner und leuchtender, als Marie Agnes es war — ihr Kind —

Mit Mühe hält er den albernen Burschen zurück, der sie anrufen will —

Um die Teezeit geht Albrecht langsam den Berg hinauf. Aus einem der neueren Häuser kommt gut angezogen mit hellen Handschuhen und Schlips Professor Schmalmann, von dem er nun schon weiß, daß er selten zu Hause ist. Ja, ja, man kennt das: er hat das Lächeln eines Mannes, der zu einer Verabredung geht. — Ein paar Studenten passieren. Albrecht hält bei dem Haus von Marie Agnes und tritt ein. Als er ins Zimmer kommt, fällt ihm mit Schrecken ein, daß er heute zugesagt hat, an jener unausstehlichen Diskussion teilzunehmen.

Das Zimmer ist leer, und also setzt er sich, um zu warten, und nimmt ein Buch, das auf dem Tisch liegt. Von nebenan aus dem Eßzimmer hört er das Summen des Teekochers — eine silberne Kanne in der Hand tritt Isa ein. Er springt auf und geht ihr entgegen. Sie hält nicht ein im Gehen, senkt nur leicht das Gesicht und sagt nebenher: „Verzeihung, ich werde es meiner Mutter sagen." — Dann geht sie hinaus. —

Einige Zeit darauf kommt Marie Agnes, die ihn liebenswürdig begrüßt. Ob er Isa schon gesehn habe. „Ja, gesehn wohl," antwortet er. Sie hebt die Augen und sieht ihn erstaunt an. Er lächelt und sagt, daß Isa ihn wohl nicht erkannt habe, wie sollte sie auch, da sie ihn zwei-, dreimal nur sah und noch so klein war. Marie Agnes senkt das Gesicht und schweigt. Eine Tür geht und Schritte nähern sich; Isa tritt ein. „Ach wirklich, das freut mich sehr für Ihren Bruder," bringt Marie Agnes laut und erregt vor. — Albrecht steht, die Hände ineinander gelegt, und sieht Isa auf sich zukommen. „Du erinnerst dich gewiß an Herrn von Thüngen nicht, Kind," sagt Marie Agnes. — „Du warst noch so klein in Norderney, weißt du?" Isas Arme hängen zu den Seiten herunter, als wären sie steif. Sie neigt den Kopf tief. „Ich erinnere mich ganz genau, Mutter."

Es ist kaum zu übersehn, daß Isa etwas gegen ihn hat. Man überzeugt sich allmählich. Wenn er sie anredet, drückt sie erst einmal die Lippen fest aufeinander, und nur nach Sekunden — sehr unangenehmen Sekunden wirklich — kommt die Antwort. „Ja. — Nein. Ich denke. Ich erinnere mich nicht. Wirklich?" Soviel Antworten, soviel Zurückweisungen ...

Nicht lange nachher erhebt sich Isa. „Ich habe nun meine Haustochterpflichten getan, nicht wahr, Mutter?" sagt sie. „Ich möchte noch etwas zu Bergers hinüber." Marie Agnes starrt sie an und vergißt zu antworten.

Nachdem sie gegangen ist, schweigt Marie Agnes eine Weile; rührt unruhig in ihrer erkalteten Tasse und setzt die Tasse weg; zerbröckelt Kuchen auf ihrem Teller ...

„Ich begreife Isa gar nicht," sagt sie unruhig. „Sie ist immer sehr liebenswürdig sonst. Was kann sie nur gegen dich haben?" — Sie errötet über und über wegen des versehentlichen du. — „Vielleicht habe ich Mademoiselle damals am Strande von Norderney gekränkt, die Festung nicht solid gebaut, die Fahne schief gesteckt," antwortet Albrecht und lacht. Marie Agnes erhebt sich und geht im Zimmer hin und her. Sie macht bei den seidnen Gräsern halt und läßt sie sacht durch die Finger gleiten — „Nein, nein, Albrecht. Ich fürchte mich —"

Er ist aufgesprungen, zu ihr gelaufen und legt die Hand auf ihre Schulter. „Was denn, was fürchtest du denn?" fragt er mit der sanftesten Stimme. Und nun bricht Marie Agnes in Tränen aus —

— Daß er zu diesem verdammten Tölpel hinlaufen muß. Daß er sie zurückließ in ihrer Bedrängnis. Denn was war es anders, du lieber Gott! Er hatte sie in die Arme genommen und getröstet und befragt, was sie fürchte, und er erfuhr, daß Isa gewiß darum wisse oder doch Vermutungen hätte, und darum sei sie so kühl, so ablehnend, so geradezu ungezogen —

Und anstatt daß er sie wieder ruhig machen, ihr das alles ausreden kann — rund heraus: anstatt sie weiter in den Armen zu halten — läuft er zu diesem blödsinnigen Zeug. Und sie selber treibt ihn und jagt ihn: Denn was würde der Professor denken. Er weiß doch, daß Albrecht dort ist. Und seine Frau klatscht ohnehin so furchtbar. ‚Man kann eine Sache nicht mehr geheimhalten, die Frau Professor Schleimel weiß,' so hat sogar der Rektor gesagt, als der große Spektakel mit der Studentin war, die man wegschicken wollte. „Nein, nein, Sie müssen unbedingt pünktlich dort sein, sonst trägt mich diese schreckliche

Digitized by Google

Person sofort im Munde herum, dieses Riesenweib, diese abscheuliche Oberlehrerin."

Ja, gut also. Er läuft, was er kann, den Berg hinunter und tritt wirklich pünktlich mit den ersten ins Zimmer. Nach den Begrüßungen und Vorstellungen stellt ein schmaler, magerer Student, eine große Hornbrille auf der Nase, sich hinter den Tisch mit dem Wasserglas und beginnt seinen Vortrag. Sein Gesicht ist mit Narben und Pickeln bedeckt, er agiert ungeschickt mit roten Händen, die er wie Erdschollen von einer Schaufel auf die Hörer wirft. Sein Organ ist heiser, er hüstelt wiederholt. Gerade vor ihm sitzen ein paar junge Mädchen in weißen Kleidern. Ihr Haar ist glatt zusammengesteckt. Sie tragen Sandalen an groben Füßen.

Die Frau Professor, die nach dem Vortrag an ihn herantritt, stellt ihn diesen Weißgekleideten vor; es ergibt sich, daß auch sie heute vormittag das Kolleg über venezianische Malerei besucht haben. „Heute hat der Professor nach dem Kolleg wieder eine ganze Weile mit ihr gesprochen," flüstert eine. „Er wollte sie eigentlich nach Haus begleiten," die andere. „Na, die Baronesse ist doch viel zu vornehm dazu," die dritte. Die Frau Professor wendet sich lächelnd ihm zu: „Es ist von der Tochter Ihrer Freundin die Rede," sagt sie.

„Meinen Sie vielleicht Baronin Frygaard?" antwortet er. „Wir sind allerdings alte Freunde."

Die Professorin verzieht den breiten Mund. „Woher kennen Sie sich eigentlich?" fragt sie. Albrecht zögert einen Augenblick, zieht die Mundwinkel herunter und antwortet mit einem ungezogenen Lächeln, daß er die Baronin vor langer Zeit im Hause seines Onkels, des Gothaer Staatsministers, kennengelernt habe, daß nicht das geringste an dieser Bekanntschaft sei, was die Frau Professor interessieren könne, und daß er deshalb sie damit verschonen wolle, des langen und breiten davon zu erzählen. Die Professorin errötet, es scheint wirklich, daß sie ihn begriffen hat, macht noch einige deplazierte Bemerkungen und läßt ihn stehn. —

Was kann Isa nur gegen ihn haben? Warum in aller Welt war sie auch gestern wieder unter irgendeinem fadenscheinigen Vorwand weggegangen, als er kam? Es beunruhigte Marie Agnes. Wie sollte es nicht. Sie hängt an ihrer Tochter.

Heute also wird man endlich den gemeinsamen Ausflug machen. Es wird auch Zeit. Er kann nicht mehr lange hier sitzen. Die Arbeit in der Bibliothek, die ja eigentlich nur ein Vorwand war, ist erledigt, sein Urlaub nähert sich dem Ende. Er sollte noch zu seinem Bruder nach Langkuck kommen, ehe das Amt die gastlichen Pforten öffnete ...

Marie Agnes empfängt ihn bestürzt. Isa wolle nicht teilnehmen. Sie habe erst behauptet, ihr sei nicht wohl, dann aber es ihr geradezu ins Gesicht geschrien, daß sie von Albrecht nichts wissen, ihn am liebsten gar nicht sehn wolle. Wann er reise? Wann er endlich die Stadt verlasse? „Warum, was hat sie gegen mich?" fragt Albrecht unruhig. „Das eben weiß ich nicht," ist die Antwort. Und leise und traurig kommt es hinterher: „Ich hatte mich so gefreut, Albrecht ..."

Er nimmt ihre Hände und küßt sie. „Hattest du, Marie Agnes, hattest du dich gefreut. So laß uns doch allein gehn. Sollen wir uns von dem ungezogenen Ding die Freude verderben lassen."

Sie sieht ihn an wie ein Kind, das vorm Weinen steht. Wie hat er immer diese rührende Hilflosigkeit in ihren Augen geliebt. Ach — sie konnte Berge damit versetzen mit diesen enzianblauen Augen ... Er legt vorsichtig die Arme um sie — ein wenig scheint sie zurückzuweichen — aber nun steigt in seinem Herzen die Jugend auf — die Tage, da man verwirrt durch die Straßen gelaufen war, besessen von dem einen Gedanken, ihre Gestalt zu sehn. — Ach alles steigt auf und durchströmt sein Herz —

Verstört löst sich Marie Agnes aus seinen Armen. „Mein Gott, wenn Isa käme. Ging nicht die Tür? — Hörtest du nichts?" Albrecht öffnet leise und horcht hinaus. Das Haus ist still. Als er sich wieder umwendet, steht Marie Agnes vorm Spiegel und ordnet eilig ihr Haar. — Ja, das tut man wohl. — Natürlich, man tut das. Aber er haßt diese eiligen Gesten, mit denen sie allzu besorgt jeden Anschein des Geschehnen vertilgen will. Er könnte die Fäuste ballen. Vor ein paar Tagen schon, als er hinter sie trat — ja gewiß, es war möglich, von irgendeinem Fenster des Nebenhauses aus gesehn zu werden — gewiß — schon da erschrak er vor ihr, weil sie verlegen lächelnd zur Seite ging —

„Werden wir denn wegen Isa den Ausflug fallen lassen?" fragt Albrecht. „Wollen wir nicht aufbrechen? Es ist Zeit." Marie Agnes steht unschlüssig. — „Ohne Isa?" sagt sie —

Albrecht zieht die Uhr: „Gut. Wenn wir in zwanzig Minuten fortgehn, genügt es ja. Ich werde mit Isa sprechen." —

Er verläßt das Zimmer; auf dem Treppenflur fällt ihm ein, daß er nicht einmal weiß, wo Isas Stube liegt — „Ihr Zimmer ist gerade über uns," ruft Marie Agnes hinter ihm her.

Albrecht klopft an und tritt ein. Im Hintergrunde am Fenster sitzt Isa auf einem

Digitized by Google

Lehnstuhl, der mit buntem Blumenmuster überzogen ist. Ihre Hände liegen still. Sie springt auf als er eintritt. „Verzeih, daß ich so eindringe, Isa," sagt er. „Wir hatten doch einen Ausflug verabredet, nicht wahr? Deine Mutter möchte ihn nicht ohne dich unternehmen. Du wirst nicht Spielverderber sein."

Isas Gesicht erblaßt — ihre Hände umschließen die Tischkante hinter ihr; — sie schüttelt den Kopf. — Er steht nun dicht vor ihr und sieht sie lächelnd an. „Ach sei doch gut, kleine Isa," sagt er. „Komm mit. Ich habe alles so schön für uns bestellt in Cospeda — und nachher gehn wir zur Kartenlegerin. Das ist doch lustig. Wer weiß, was sie dir prophezeit." — Isa wendet das Gesicht zur Seite. „Gehn Sie doch mit meiner Mutter, Herr von Thüngen, ich störe Sie nicht, Ihre Pläne auszuführen."

„Nun, Isa, warum nennst du mich denn auf einmal Sie? Wir waren doch ganz befreundet früher —"

Isa dreht langsam das Gesicht ihm zu. „O nein," erwidert sie. „Ich war nie mit Ihnen befreundet." Jetzt stampft Albrecht wütend auf die Erde: „Also gut, Baronin, Sie waren nicht befreundet, meinetwegen. Aber was berechtigt Sie zu diesem unerhörten Ton? Sie haben keinen jungen Laffen und keinen Schuhputzer vor sich —"

Isa wird dunkelrot — ihre Arme zittern — sie bedeckt das Gesicht mit den Händen und verwirrt, in einzelnen Stößen, kommen zerrissene Sätze heraus — „Meine Mutter — die Leute — sprachen — wie hab' ich mich geschämt — und wenn Sie meine Mutter liebten — warum heirateten Sie nicht, — aber so — so — Ich habe mich zu Tod geschämt."

Was für ein wilder Ausbruch — und hiervon hatte weder er noch Marie Agnes die geringste Ahnung gehabt. — Woher wußte sie? Was für Leute meinte sie nur? Aber was nun? Nein, das durfte er um Himmel und Hölle nicht zugeben. „Ihre Worte können nur auf eine einzige Art verstanden werden," antwortet Albrecht sehr ruhig und mit kaltem Ton. „Sie wollen behaupten, man habe Ihnen gesagt, daß zwischen Ihrer Mutter und mir eine andere als freundschaftliche Beziehung bestanden hätte. Es ist dies nicht im geringsten wahr. Es ist Erfindung ..."

— Isa starrt ihn an —

Isa starrt ihn wild an; ihre Augen sind aufgerissen — der Mund zuckt — „Sagen Sie mir die Wahrheit, bitte. Ich muß es wissen. Seit Jahren quäle ich mich damit —"

Mein Gott, Wahrheit? Sie ist in dem Alter noch, wo man glaubt, das sei die Hauptsache. Wo man nicht einmal weiß, daß es ebensoviel Wahrheiten gibt als Menschen, die sie erlebten. —

Er nimmt ihre widerstrebende Hand: „Es ist so. Glauben Sie es nur, Isa. Ich leugne nicht, daß ich Ihre Mutter über alles geliebt habe damals. Ja. Das andre ist Erfindung ..."

„Aber alle haben es gesagt," antwortet Isa verzweifelt. „Die Mädchen in der Küche, und der Mann, der unten den Laden hatte, und der Briefträger. — Und später einmal, als ich bei Tante Cläre war, und die Mama nach Spanien gereist ist, hab' ich gehört, wie Tante Cläre zu meinem Vater gesagt hat: ‚Ich begreife nicht, daß du ihr das Kind läßt, nun hält sie noch diesen Menschen aus, denn wovon reist er sonst nach Spanien' und ich habe nicht gewußt, was das heißt —"

Albrecht hält noch immer ihre Hand in seiner. „Das ist niemals so gewesen, kleine Isa," antwortet er. „Wir haben uns ganz kameradschaftlich verhalten und jeder hat seine Sachen bezahlt. Das sind infame Lügen. Du weißt ja, daß die Verwandten deines Vaters sehr viel zum Unglück der Ehe beigetragen haben."

„Sie waren nicht mit meiner Mutter in Spanien?" fragt Isa.

„Nicht mit ihr, sondern nur zur gleichen Zeit," antwortet Albrecht. Sie schweigen.

Eine sonderbare Sache, daß er hier ausgefragt wird wie ein Schuljunge. Aber es ist doch sehr wichtig, diesen Verdacht zu beseitigen. Er kann unmöglich einfach ‚Ja' sagen. Es ist ihre Tochter. Was soll Marie Agnes diesem jungen Kinde antworten —

Keiner spricht. Er hört unten Marie Agnes rufen.

„Sein Sie nicht ärgerlich, Herr von Thüngen," sagt Isa leise. „Aber ich kann nicht mitkommen." Er stellt sich vor ihr auf: „So, und was soll ich Ihrer Mutter antworten, wenn sie mich fragt?" schreit er sie zornig an. „Glauben Sie vielleicht, ich hätte Lust, ihr dies unglaubliche Gespräch zu wiederholen? Sie müssen mitkommen." Er erschrickt vor seiner eignen bösen Stimme —

Isa ist sehr blaß, als sie ihm folgt —

Natürlich verläuft diese Partie nicht sonderlich angenehm. Marie Agnes hängt mit angstvollen Blicken an Isas Gesicht, die kaum zur Unterhaltung beiträgt. Albrecht versucht immer wieder Gespräche anzufangen und schweigt schließlich betroffen, weil er sich vorkommt, wie ein Hampelmann, dem niemand mehr zuhören mag. Als sie bei Dunkelheit zurückkehren, liegt unter ihnen lichterglänzend die Stadt. —

Digitized by Google

— Man soll nicht alte Wege aufsuchen. Warum hast du den Blick zurückgewandt anstatt vorwärts? Gewiß, noch greift dir tiefe Rührung ans Herz, wenn du sie ansiehst, wenn du deine Jugend ansiehst. Aber wird es so bleiben? Steigt nicht dahinter schon ein anderes auf: Ungeduldige Abwehr gegen Gesten, Gewohnheiten und Aussprüche; eine fatale Überlegenheit, die keineswegs in das Bild paßt. Sieh dich vor, mein Freund. Schon ist Unfriede in deiner Brust. Nicht lange, so wirst du deine eigene Rührung verhöhnen ...

Er ließ dies alles hinter sich. Ein vorgeschobenes Telegramm rief ihn eine Woche eher als beabsichtigt zu den Verwandten. Marie Agnes zeigte ehrliches Bedauern, aber die Tochter — es ist nicht so ganz leicht hinter ihre Stirn zu sehn — ja, Isa scheint zufrieden darüber. — Kühl und beherrscht verabschiedet sie ihn. —

Er bleibt ein paar Tage in der Hauptstadt und schiebt sich gelangweilt durch die Straßen. Einstmals hat er sogar diese Straßen geliebt, in denen Marie Agnes jeden Tag umherging; hat den grünen Hut mit Veilchen, den sie trug — er erinnert sich genau — gesucht und gefunden unter tausend andern — hat tagaus, tagein in einem häßlichen Pensionszimmer bei ihr gesessen — hat so und so oft an den Mäulern der Bahnhöfe sein Herz in Stücke zerrissen, wenn sie abfuhr. Auf Wiesen an den großen Seen lag er neben ihr — und wanderte beglückt unter den Kieferstämmen, die die Sonne blutrot gefärbt hatte. Steige doch auf vor meinen sehnsüchtigen Augen, du —. Warum sind wir nicht mehr, was wir waren? Wer stahl dich denn meinem Herzen —

⁂ ⁂ ⁂

Im Wagen, der draußen vor dem Bahnhof hält, begrüßt ihn seine Schwägerin. Sie war immer etwas lebhaft. Sie hat ihn eine ganze Weile nicht gesehn und muß, wie es scheint, alles in der halben Stunde nachholen, die die Fahrt dauern wird. Sie darf sein Interesse voraussetzen für Georg, den Sohn ihres Bruders, der „stell' dir vor," ein gänzlich unbekanntes Mädchen heiratet; für die Zustände in Hoyerswerda, wo „ja, hast du denn gar nichts davon gehört?" der alte Prellwitz vollständig übergeschnappt ist. „Stell' dir vor, er hält eine Rede auf den zur Jagd anwesenden Großherzog und läßt den großen Kurfürsten leben. Ja, total verdreht. Übrigens der gute Michael hat auch Pech — jetzt hat sein eigner Förster gewildert, nachdem der andre ihm voriges Jahr die halbe Wohnung ausgeräumt hat."

„Wie geht es seiner Frau?" fragt Albrecht. Seine Schwägerin lacht.

„Du bist großartig. Nichts bringt dich aus der Fassung. Aber nach den Frauen fragst du." — „Wir sind Jugendgespielen und Verwandte," antwortet Albrecht. — Wollte sie nur endlich ihre taktlosen Seitenhiebe sich abgewöhnen. Wie war es möglich, Jahr für Jahr neben einer so lärmenden Frau zu leben? — Als der Wagen die Brücke überquert und das rumplige Pflaster unter die Räder nimmt — kurz, ehe sie halten, beugt seine Schwägerin sich zu ihm hinüber: „Versuch' du es doch einmal, Friedrich Wilhelm zur Vernunft zu bringen. Diese unangenehmen Leute — nein, lieber keine Namen — kommen ja heut abend. Du wirst selber sehn."

Will, sein Bruder, empfängt ihn mit wortreicher Freude. —

Beim Kaffee erfährt er, daß heute abend Skatpartie ist, zu der regelmäßig Werkenthin und Golzow kommen. „Ach so, du kennst Golzow gar nicht. Er wohnt seit einiger Zeit in der Stadt, war Major in Lüben bei den 4. Dragonern. Famoser Kerl. Immer lustig. Na, Werkenthin kennst du?" Albrecht äußert sich abfällig. „Wieso?" erwidert sein Bruder übellaunig. „Wieso leichtsinnig? Es sieht nur so aus. Das ist ein ganz netter Kerl."

„Das heißt ein Schuldenmacher, mein lieber Friedrich Wilhelm, nicht wahr?" sagt die Schwägerin. Will wirft das Stück Kuchen zurück, das er vom Teller genommen hatte.

„Sie kann einmal meine Skatpartie nicht leiden, sie nörgelt dauernd an den Leuten herum."

„Die Geschmäcker sind eben verschieden, mach' doch keinen Lärm, Will," sagt Albrecht.

Daß sie nie Ruhe halten können. Unten am Tisch sitzen die Kinder; mit großen Augen glotzen sie auf den Papa. Die Erzieherin aber — den Mund geöffnet, in der reglosen Hand ein Stück Apfelkuchen — starrt ihm, Albrecht, ins Gesicht. —

Albrecht ist in der Forst gewesen und hat sich verspätet. Die Skatpartie versammelte sich bereits, springt dröhnend auf und begrüßt ihn, als er eintritt. Golzow, leicht verfettet und von lautem Wesen; der andre schmal, blaß, weißblond. Es scheint, seine Schwägerin hat nicht ganz unrecht. Dies also sind Friedrich Wilhelms Freunde ...

Nach Tisch wird gespielt und seine Schwägerin zieht ihn in eine Ecke. „Ist dir nicht aufgefallen, wie die Böse — die Erzieherin meine ich — immerzu mit Werkenthin Blicke wechselt? Das Sonderbare ist nämlich, daß er sie herempfohlen hat. Ich war natürlich gleich dagegen." — „Schick' sie doch weg, wenn du das glaubst," antwortet Albrecht gelangweilt. — „Ja, das sagst du. Aber Friedrich

Digitized by Google

Havelland. Gemälde von Franz Türcke

Digitized by Google

Digitized by Google

Wilhelm gerät außer sich, wenn ich davon anfange." — „So," sagt Albrecht. „Gerät außer sich. Er wird sich auch wieder beruhigen." — „Zuweilen komme ich von dem Verdacht nicht los, daß er selbst —" — „Aber liebe Frede, was für ein Unsinn," antwortet Albrecht.

Jede Mahlzeit hier bringt irgendeine kleine Streiterei. Und stets starren die Kinder neugierig und unruhig in die erregten Gesichter ihrer Eltern.

Eine ziemlich unangenehme Situation ergibt sich, als die Erzieherin beim Kaffee sich an Friedrich Wilhelm wendet, um zu fragen, ob er erlaube, daß sie an dem Geburtstagsfest bei Werkenthins teilnehme. Es werde ein bißchen getanzt, man sei doch jung ...

Will wirft einen unruhigen Blick zu seiner Frau hinüber: „Eigentlich könnten wir Hilde doch auch mitnehmen," sagt er. — „Um keinen Preis," antwortet seine Frau erregt. „Keinesfalls, sie ist sechzehn Jahre. Was soll das?" — Hilde verlegt sich aufs Bitten. „Nun, Fräulein Bose kann tun und lassen, was sie will," sagt Frede, indem sie mit einer wilden Geste ihre Tasse von sich stößt, um sofort ängstlich zuzugreifen, da ein Kaffeefleck droht. „Gut. Aber meine Tochter richtet sich nach mir." Mit einer kurzen Bemerkung verläßt sie darauf das Zimmer. „Nun ja, liebes Fräulein Bose," sagt Friedrich Wilhelm gereizt, „Sie fahren natürlich mit, aber —"

„Gib acht, die Kinder," hört sich auf einmal in vollendetem Französisch Albrecht aussprechen. Merkwürdig. Eine Reminiszenz aus der Kindheit. So sagte immer seine Mama, wenn Unheil im Anzuge war ...

Sein Bruder geht mit ihm ins Herrenzimmer. „Die Bose hat wirklich so etwas, ich weiß nicht recht," sagt Will unruhig. „Hast du nichts bemerkt?" Nein, Albrecht weiß von nichts. „Ob der Werkenthin wirklich etwas mit ihr vorhat?" sagt Will.

„Schon der Zweifel ist Grund genug, sich von ihr zu trennen," antwortet Albrecht. „Außerdem ist Frede gereizt gegen sie. Ob mit oder ohne Grund — es tut nicht gut." Will nickt. „Sprechen wir von erfreulicheren Dingen, Albrecht. Wie fandest du denn die Baronin, ich nehme an, du hast sie dort besucht?" — „Wie meinst du das?" — „Nun nur, ob sie sich gut konserviert hat," sagt Will. — „Eigentlich ist das ein unangenehmer Ausdruck, Will," gibt Albrecht zurück. „Aber gewiß ja, aus schön wird niemals häßlich. Auch ihre Tochter ist schön geworden. Auch klug, scheint es." — Will schlägt ihm dröhnend auf den Schenkel: „Na also, Kerl, dann heirat' sie doch." — „Ihr denkt auch rein an nichts als ans Kuppeln, Will. Ich habe gar keine Lust dazu." — Sein Bruder hält sich lang und breit darüber auf. Wolle Albrecht denn allein wie der ewige Jude durch die Länder ziehn? Ohnehin sei das Auswärtige Amt eine höchst finstere Bude heutzutage, in der man nichts weiter verstehe als Kotau machen. Albrecht steht auf. Er lacht seinem Bruder freundlich zu. Wozu soll man mit ihm rechten? — Er hat nun einmal mühsam dieses ganze fürchterliche Gebäude seiner Alltäglichkeit aufgetürmt und sitzt mißvergnügt oben darauf. Mag er nur. —

Es geht Albrecht auch diesmal so wie sonst: Trotz bestem Vorhaben nämlich hält er es durchaus nicht länger als allenfalls ein — zwei Wochen hier aus. Eine abscheuliche Gereiztheit überkommt ihn, so daß er geradezu das Salzfaß oder den kleinen, silbernen Hasen, der hier immer noch Zahnstocher haltend auf dem Tisch steht, ihnen an den Kopf werfen könnte. Gut, das ist seiner Väter Haus und dies hier ist sein Bruder. Aber dennoch — dennoch. Das alles sah sich viel sanfter an aus der Fremde. —

Zu Haus trifft ihn ein Brief von Marie Agnes. Er erwartet in diesem Packen von Briefen und Zeitungen irgend etwas Unangenehmes wie bei jeder Rückkehr und hebt vorsichtig einen nach dem anderen. Aber nichts Bösartiges ist dabei. — Was wird in diesem Brief stehn? —

Isa, Isa natürlich; es ist seitenlang nur von ihr die Rede. Sie ist vollkommen verändert seit seinem Besuch. Sie hat eine sonderbar lauernde Art, nach irgendwelchen lang zurückliegenden Ereignissen zu fragen. Nach Reisen und Badeorten, in denen man war und Gott weiß was. „Sie fragt auch auffallend viel nach Ihnen, Albrecht; ob Sie niemals verlobt gewesen wären; warum Sie nicht geheiratet hätten. Ich gestehe, daß mir das alles sehr ungemütlich ist." —

Isa fragt? Also ist es ihm offenbar nicht gelungen, sie zu beruhigen und ihr alles auszureden. Aber warum fragt sie — was geht es sie eigentlich an? Sie sieht nicht so aus, als ob sie gern moralisiere —

Er antwortet vorsichtig, denn man kann nicht einmal wissen, ob die Briefe sicher sind. Eine eilige und erregte Korrespondenz über diesen Punkt entwickelt sich. Marie Agnes berichtet von Zwistigkeiten mit ihrer Tochter, die immer wieder in einer geradezu ungehörigen Weise auf das Thema zurückkomme. Die Seiten sind bedeckt mit schnell und erregt geschriebenen, engen Zeilen — die noch kreuz und quer herüberlaufen; unleserlich fast. Er wirft die Briefe ärgerlich zur Seite. — Es macht ihn unruhig und beengt und zieht in unvernünftiger Weise von neuem

Digitized by Google

wieder seine Gedanken in diesen fremden Kreis.

Eine Weile hört er nichts. Nach Weihnachten, das er nach alter Gewohnheit bei seinem Bruder verlebt hat, schreibt ihm Marie Agnes, daß Isa sich entschlossen habe zu studieren und noch dazu Medizin, was ihr ein Greul sei, aber er wisse ja, daß Isa einen eisernen Willen habe, und man werde kaum imstande sein, sie abzuhalten. Sie bleibe vorläufig zu Haus, wolle aber im Sommer nach Berlin, und dann werde er sicher mit ihr zusammentreffen. Übrigens — warum er Weihnachten gar nicht ein bißchen Zeit gehabt habe für sie —

Es scheint Ruhe zwischen ihnen zu herrschen, oder doch ein stillschweigendes Einvernehmen. Vielleicht kann er Isa davon abbringen, wenn er sie doch im Sommer in der Hauptstadt sieht ...

Als er im Frühsommer von einem Jagdbesuch in Süddeutschland zurückkommt, fragt er bei Marie Agnes an, ob sein Besuch ihr recht sei. Sie ist nicht in der Stadt und bittet ihn, ja nicht vorbeizufahren, sondern sie im Thüringer Wald aufzusuchen. Sein Zug verspätet sich, und erst am Abend fährt er auf dem hohen Stuhlwagen, dessen Lenker das schöne Waldhorn bläst, in den Ort ein. — Vor der Nacht gehn sie noch hin und her auf der Fahrstraße — unter ihnen in der Schlucht der lustige Fluß, über den diese große Brücke sich aufbaut. Vor ihnen — etwas höher und enthoben — das Schloß. „Ein Waldhorn zieht vorbei" —

Dies alles nimmt ihn gefangen. Keine Widerstände in ihm. Sanft und ganz ihr hingegeben schreitet er an ihrer Seite. — Als schon die Dunkelheit da ist, und ein blasser, durchsichtiger Mond am Himmel aufgezogen, kehren sie zurück. Albrecht sitzt noch eine gute Weile bei ihr, während sie erregt von Isa erzählt. „Ich war töricht, ich weiß es," sagt sie. „Aber was sollte ich tun? Ich erschrak so furchtbar." Sie schweigt. Mühsam — ihre Hand in seiner — fragt Albrecht die Begebenheit aus ihr heraus. So war es: Eines Abends kam Isa, von einem Konzert zurückgekehrt, noch an ihr Bett, stellte sich feierlich vor ihr auf und verlangte Antwort auf eine einzige Frage, die sie stellen wolle. — Marie Agnes, erschrocken und erregt, versuchte abzulenken, aber vergebens. „War Herr von Thüngen damals mit in Spanien?" fragte Isa. Marie Agnes glaubte sich zu erinnern, daß vor einiger Zeit schon einmal die Rede davon gewesen war. Hatte sie ja gesagt oder nein? Sie wußte es nicht. Aber — es schien ihr so vollkommen unmöglich ja zu sagen, daß sie erschrocken, um endlich alles los zu werden, verneinte. Isa starrte ihr ins Gesicht: „Du lügst," sagte sie.

Albrecht streichelt ihre Hände. — „Hättest du ruhig ja gesagt, Marie Agnes, was geht es schließlich deine Tochter an." — Sie entzieht sich ihm — „Wie, was sagst du, es ginge sie nichts an?" Sie erhebt sich und geht ein paar Schritte von ihm fort ans Fenster. — „Was soll ich tun, wenn mein eigenes Kind keine Achtung vor mir hat?" —

Albrecht schweigt. Er hat derartige Reden zu oft gehört. — Ach, schon in Isas Kindheit ist sie damit auf ihn eingedrungen — wie hat sie sein Herz beschwert mit solchen Klagen. Man war noch so ein Junge — nicht wahr — man wurde blaß und fühlte den Herzschlag stocken, wenn sie mitten aus der Umarmung sich plötzlich zurückriß — und anfing von ihrem Kind zu reden, dem sie dies nicht antun dürfe. Man flehte schuldbewußt, sie möge ihr Gewissen beruhigen und wieder zurückkehren in diese Arme, die sie so sehnsüchtig erwarteten. Ja, gewiß, es geschah zu guter Letzt und alles war wie zuvor. — War es das ...

Da Albrecht am Nachmittage des nächsten Tages abfahren will, um seinen Dienst in Berlin anzutreten, bleibt nur der Vormittag, den sie zu einem Spaziergang im Tal des Flusses benutzen. Sie lagern sich auf der Wiese und führen ruhig und ohne tiefere Zusammenhänge ihre Unterhaltung. Albrecht wird nach dem Ergehen seiner Verwandten befragt: Ob der Streit mit der Schwester immer noch nicht beigelegt sei. Ob er immer noch Briefe von ihr erhalte: ‚Ich ersuche Dich sofort —' Wie alt eigentlich die Tochter seines Bruders sei. Albrecht gibt Auskunft darüber, wird über seine Karriere befragt und erwidert, daß er wahrscheinlich jetzt ein paar Monate im Auswärtigen Amt bleiben und dann von neuem in die Fremde verschmettert werden würde. Am liebsten nach Japan. „Ich hatte dort eine richtige kleine japanische Frau wie Madame Butterfly. Wie sanft sie war . . ."

Marie Agnes lächelt. „Ganz verloren in Träume," sagt sie. „Wann müssen Sie eigentlich auf dem Amt sein?" — Er gibt zurück, daß er übermorgen gegen Mittag einmal nachsehn müsse, was los sei. Da treffe er den Dezernenten. Marie Agnes legt ihre Hand auf seine. „Dann ist es ganz genug, wenn Sie morgen früh den Nachtzug nehmen, der von München kommt. Heute abend behalt' ich Sie noch."

Morgens hätte Albrecht die Station, wo der Zug hielt, nicht mehr erreichen können, und also wurde beschlossen, daß man nachmittags hinfahren solle — eine schöne Fahrt

Digitized by Google

durch den Wald. Albrecht würde dann dort übernachten; Marie Agnes mit der kleinen Bahn, die die Orte verband, zurückkehren.

Die Fahrt dauerte mehrere Stunden. Marie Agnes sprach wenig. Ihr Gesicht, das sie hin und wieder ihm zuwandte, war traurig und betroffen. Ganz Abschied. So äußerte sie sich auch. „Ich weiß, ich werde Sie lange, lange nicht sehn, Albrecht," sagte sie. „Sie sind noch jung, was bedeuten Ihnen die Jahre. Wenn Sie aus irgendeiner tropischen Gegend zurückkehren und nach Ihren Freunden Umschau halten, finden Sie eine alte Frau wieder."

Er legt den Arm um sie. „Sie denken an Zurückkehren, Marie Agnes, und ich bin noch nicht einmal fort. Warum suchen Sie nur das auf, was uns trennt und stoßen von sich, was uns verbindet?" — „Wie täte ich das?" fragt sie bestürzt. Er wirft ihr vor, daß sie ihm verboten habe, du zu sagen. Daß sie — selbst wenn Isa nicht anwesend sei — fremd und gehalten ihm gegenüberstehe, als habe sie ihn nie geliebt. Er redet sich ins Feuer und begleitet alles mit unruhigen Gesten. Marie Agnes weist auf den Kutscher und betrachtet ängstlich die Passanten, denn eben fahren sie in die Stadt ein. — Gut also. Er schweigt. Er schlägt zornig mit der Hand auf die Knie. „Natürlich, wieder muß Rücksicht genommen werden — es soll alles der Teufel holen!" schreit er. Der Wagen hält, und Marie Agnes geht vor ihm her ins Hotel. Albrecht steigt wieder ein, setzt sich in den Kopf, daß er jetzt, eben jetzt nicht mit ihr zusammen sein will und kann. Fährt zur Bahn und erledigt Gepäck und Fahrkarte. Sein Herz ist so voll sinnloser Wut, daß er erst beschließt, überhaupt nicht wieder zum Hotel zu gehn — durch die Straßen läuft — zum Schloß, um den Saal zu sehn, aus dessen Fenstern der strahlende, junge Preußenprinz blickte, ehe er fiel, — den Hut — den Degen — die durchschossene Uniform —

Vor diesen Dingen steht er so lange und versunken, daß hinter ihm unruhig der Kastellan sich meldet, da schon die Dämmerung die Säle überschattet.

Welche unvernünftige, ganz und gar unbegründete Depression überfiel ihn: Was denn — es fing an mit unbedachten Worten einer Frau und endete mit diesem einsamen Degen ...

Als ihm mit Schrecken einfällt, daß der Zug, den Marie Agnes benutzen wollte, bald abfährt, läuft er zur Bahn, ein paar Blumen, die er noch kaufen konnte, in der Hand. Sie ist im Zug nicht und ebensowenig am Bahnhof. Betroffen geht er zum Hotel. Er erfährt, daß sie ein Zimmer genommen und sich zu Bett gelegt hat, da sie sich krank fühle. Sie blieb also —

Er klopft bei ihr an, doch bittet sie ihn, er möge ruhig zu Abend essen; sie habe Kopfweh und wolle etwas schlafen. Er könne sich nachher verabschieden.

Da er nicht wagt, sie allzu schnell aufzuwecken, läuft er ruhelos eine Stunde am Fluß hin und her — vor sich die beiden Kirchtürme, deren Spitzen überirdisch zart im Himmel zu hängen scheinen — und das große einsame Schloß.

Es ist später Abend, als er endlich bei Marie Agnes eintritt. Sie liegt zu Bett, im Halbdunkel von einer verhangnen Lampe matt beschienen — und dieses weiche, ferne Licht täuscht Jugend vor, gibt die sanft geschwungene Linie den Wangen wieder — und wieder der Haut diesen zärtlichen Hauch von Rosenblättern — sieh doch wie schön sie ist —

Willst du sie wirklich noch einmal hinter dir lassen, die du nie zu lieben aufhörtest —

Hier steht Albrecht stumm und sehnsüchtig vor ihr und sieht in ihren Augen jenen Glanz aufsteigen, mit dem Himmel und Hölle betört werden ...

Vor diesem Glanz sind Jahre wie eine Stunde und nie gewesen. So als ob er sie gestern nacht verlassen hätte, weil die Sonne am Himmel hochstieg — schließt er sie sanft in seine Arme —

— Nacht noch — Sterne noch am Himmel — als er aufbricht. Ganz vorsichtig — sein Herz ist weich wie Wachs — legt er sie nieder und küßt ihre Hände.

⁂ ⁂ ⁂

Wenige Wochen darauf trifft er im Gedränge der Hauptstraße, als er eben vor einem heranjagenden Wagen zur Seite springt — Isa.

Sie versucht nicht auszuweichen. Sie läßt ihn keineswegs vorüber. Sie steht einfach vor ihm, als hätten sie einander hier gesucht. Ihr Gruß ist kurz und nicht eben freundlich, aber ohne Umstände geht sie an seiner Seite weiter. Albrecht ist auf eine Fortsetzung jener unerfreulichen Unterhaltung gefaßt, die man beim letzten Sehen geführt hatte. Er irrt sich gewaltig. Isa erzählt von ihrem Studium, von dem widerlichen Hantieren an übelriechenden Leichenteilen, das ihr nahezu die Freude an der Medizin nehme. Sie habe mit Schwindel und Ohnmachten zu kämpfen gehabt, doch sei es jetzt besser.

Sie fragt Albrecht nach seinen Aussichten im Amt, wie lange er wohl noch hier bleibe. — „Eigentlich wünsche ich mich lieber heute fort als morgen," antwortet er. „Hier fehlt ganz und gar die leitende Hand. Wie ein Hühnervolk sind sie, über dem der Falke

Digitized by Google

kreist." — „Ich möchte auch fort," sagt Isa. „Dies, was ich tue, liegt mir nicht ein bißchen."

„Warum bleiben Sie nicht bei Ihrer Mutter, Isa?" fragt Albrecht. Er erhält keine Antwort und wiederholt seine Frage nicht. Als sie sich trennen, sagt Isa mit bösem Gesichtsausdruck: „Warum fragen Sie mich, was Sie doch wissen?" — „Wieso weiß ich?" gibt Albrecht zurück. Isa hebt das Gesicht und sieht ihn herausfordernd an. — „Nun," antwortet sie, „sollten Sie nicht wissen, wie wir stehen, meine Mutter und ich." Albrecht antwortet, daß er jedenfalls nichts wüßte, was Isa Grund gäbe, das Haus ihrer Mutter zu verlassen. Aber er wünschte sich allerdings hierüber Klarheit. — „Wir können das nicht auf der Straße besprechen, Isa," sagte er. „Wann kann ich Sie sehn?" Sie antwortet nach einigem Überlegen, daß sie in der Familie, bei der sie wohne — es seien die Eltern einer Freundin — nicht ungestört wären, daß tausend lästige Fragen gestellt würden. „Ich werde zu Ihnen kommen, Herr von Thüngen," sagt sie. „Wir haben eine ernsthafte Sache zu besprechen und brauchen uns um Konventionen nicht zu kümmern." Albrecht stimmt zu und gibt seine Wohnung an. —

— Während der ganzen Woche, die diesem verabredeten Nachmittag vorausgeht, hat eine höchst merkwürdige Unrast ihn beim Kragen. Nicht nur, daß er diese und jene Sache, die bisher ungestört herumlag oder stand, ärgerlich in die Schubladen verstaut, daß er in ziemlich ungezogener Weise den guten Brockdorff, der ihn gerade am Sonnabend nachmittag haben will, abtut; er wirft sogar im Amt die Akten durcheinander; er muß erleben, daß das Büro ihn vorwurfsvoll ermahnt; er ist vollkommen verwirrt und voreingenommen.

Am Sonnabend läßt er alles stehn und liegen, läuft, wie ein Löwe im Käfig, im Vorzimmer des Dezernenten herum, der ihn sprechen will, und sitzt nun — drei Stunden zu früh — da, um Isa zu erwarten. Er hatte Blumen aufgestellt; er wirft sie wütend ins Nebenzimmer, weil es ja geradezu unerhört und unmöglich gewesen wäre, Isa hier mit Blumenwedeln zu empfangen. War er verrückt?

Nicht lange und sie würde hier vor ihm sitzen — übrigens eine läppische, unpassende Komödie — und ihn erneut ausfragen. Was hatte er eigentlich mit dieser Unterhaltung vor? Wohin wollte das alles? — Ein wenig spät um das zu überlegen, da jeden Moment die Klingel gehn konnte. — Sein Herz ist unruhig und reagiert mit ein paar ruckartigen Schlägen auf jedes kleines Geräusch im Treppenhaus. Jetzt — es kommt einer die Treppe hinauf — und hält vor der Tür — nein, es ist ein Brief von seinem Bruder. Er wirft ihn wütend über die kindische Erregung in den Schreibtisch.

Gleich darauf geht die Klingel — er öffnet und Isa steht vor ihm.

Sie ist blaß und ist erregt, man merkt es wohl. Sie nimmt mit unruhigen Händen — bald nachdem sie sich hinsetzte — den Hut vom Kopf, weil er schwer und unbequem sei. Sie sieht sich nervös im Zimmer um und hält sofort erschrocken damit inne ...

„Ich hatte Ihnen gesagt, Isa," beginnt Albrecht — denn einmal muß dieses abscheuliche Schweigen gebrochen werden — „daß ich keine Ahnung habe von einem Zerwürfnis zwischen Ihrer Mutter und Ihnen. Daß ich aber den dringenden Wunsch habe, es beilegen zu helfen, sofern ich kann, werden Sie doch begreifen."

„O ja, ja," antwortet sie. „Das könnten Sie wohl. Ich möchte Ihnen einmal alles erzählen dürfen, Herr von Thüngen. Wem soll ich es denn sagen; Sie sind doch ihr Freund. Mit den Verwandten meines Vaters könnte ich niemals davon reden, denn die hassen sie und sind ungerecht und mit ihren eignen Verwandten kann ich es auch nicht, weil sie mich lieblos und scheußlich finden und mißverstehn würden. Ich will sie ja gar nicht schlecht machen — ich will nur klar sehn; ich will wissen, ob ich meine ganze Kindheit und bis zu diesem Augenblick mit einem Phantom, einer Lüge, einem unsinnigen Verdacht mich herumgequält habe, oder ob es die Wahrheit war —"

„Ihre ganze Kindheit, Isa, sagen Sie? Ist das möglich?"

„Ja," antwortet sie in verzweifeltem Ton. „Und einmal, als ich mit meiner Mutter aus irgendeinem Bad wiederkam und ihn besuchte, hat mein Vater mich so mit ausgestreckten Armen von sich abgehalten und geschüttelt und gefragt, ob ein fremder Onkel mit dunkelbraunem Haar mit uns gewesen sei, und ob er mir Schokolade geschenkt hätte — und Sie waren dagewesen, ich wußte es genau, aber ich log und sagte nein, und mein Vater küßte mich —"

„Aber Isa, warum sollte ich denn nicht! War es in Kohlgrub — in Bayern, ja? Ich erinnere mich; ich bin wohl einmal Sonntags von München gekommen, wo ich gerade studierte. — Was wollte Ihr Vater überhaupt? Was spionierte er hinter einer Frau her, von der er geschieden war, die ihn gar nichts mehr anging?"

„Ich weiß ja nicht, ich kann doch nichts dafür," antwortet Isa mit leiser Stimme.

Digitized by Google

Albrecht ist aufgestanden und läuft unruhig hin und her. — Was soll hieraus überhaupt werden? Ist es klug, ist es auch nur mit der gewöhnlichsten Vorsicht vereinbar, daß gerade er — diese Bekenntnisse anhört? Kann nicht jeden Augenblick durch ein unbedachtes Wort das Unglück geschehn —

„Gut, Herr von Thüngen, Sie sagen, es ging ihn nichts an. Aber ich — ich? Warum dachte meine Mutter nicht daran, daß ich älter wurde, daß ich sah und beobachtete; daß die Leute mir alles möglich hinterbrachten. Herta Bernsdorff, mit der ich in der Schule befreundet war, sagte mir, daß sie nicht mehr zu uns kommen dürfe, und als ich sie quälte warum, behauptete sie, es nicht zu wissen, und dann erfuhr sie von ihrer älteren Schwester, daß es wegen meiner Mutter sei."

„Das alles waren die widerwärtigen Folgen jener infamen Hetzerei, welche die Familie Ihres Vaters gegen Ihre Mutter inszeniert hatte, nichts weiter. Als ob nicht seine Schwester, diese unangenehme Didi, von Haus zu Haus gelaufen wäre, um ihre frühere Schwägerin schlecht zu machen. Mein Gott, wie habe ich darunter gelitten. Wie gerne hätte ich sie alle zusammengehaun, glauben Sie mir —"

Isa richtete sich steif auf: „Sie wußten das alles?" fragt sie.

Teufel — wie ungeschickt! Warum hat er sich so ins Feuer geredet —

„Gewiß," antwortet er. „Ich sagte Ihnen ja, Isa, daß ich Ihre Mutter liebte und verehrte, ist das etwa eine Sünde, wie?"

„Warum brachten Sie meine Mutter in diese Lage, wenn Sie sie verehrten?" sagt Isa langsam und ernst.

Albrecht wirft zornig die Arme auf den Tisch. „Was reden Sie, Kind?" schreit er zurück. „Was verstehen Sie von Liebe? Da gibt es keine Weisheit: so und so machst du das. Da gibt es nichts anderes als das höllische Feuer, das einem das Herz ausbrennt —"

„Nein. Ich will ganz und gar nichts davon verstehn," antwortet Isa. „Es graust mich. Nie und nimmer will ich das erleben."

Was ist nur mit ihm — seine Hände eiskalt — an den Schläfen, die feucht sich anfühlen, klebt das Haar —

„Isa, Kind — schon jahrelang habe ich dies auf dem Herzen gehabt, daß ich ein einziges Mal mit Ihnen hatte reden wollen wie Menschen zueinander reden. — Ich wußte ja, wie man Ihre Mutter schlecht machte — wie man Sie, die Tochter, jeden Tag und jede Stunde in jämmerlichster Weise aufhetzte. Wie man Spione hinter ihr her schickte, um ihr schließlich auch noch das letzte abzujagen, was sie besaß — das Kind. Glauben Sie mir — tausendmal habe ich Ihrer Mutter vorgestellt, wie viel besser es sei, den Rücken zu drehen und das Kind dem Vater zu überlassen, damit er endlich Ruhe gab. Aber obwohl Ihre Mutter mir vertraute und meinen Rat suchte — so hätten Sie sie sehen sollen, wenn ich damit kam. — Und wie oft hatte ich schon alles zurechtgelegt, was ich Ihnen einmal vorhalten wollte —"

„Was wollten Sie mir denn vorhalten, Herr von Thüngen?" —

Albrecht schweigt. Er hat das Gesicht in die Hände gelegt — Jetzt in dieser Sekunde entscheidet sich alles. —

Er springt auf: „Sie könnten mich mißverstehn, Isa, und glauben, daß ich Ihre Mutter, daß ich Marie Agnes vor Ihnen entschuldigen wollte. Nein, ganz und gar nicht. Selbst wenn — was Sie voraussetzen — vorgefallen wäre, — und es ist nicht so, ich sagte es bereits — gäbe es zu Entschuldigungen keinen Grund. Ich rede nur darum zu Ihnen von dieser Zeit, die schon sehr lange hinter mir liegt, weil ich sehe, daß Sie Ähnliches gelitten haben wie Marie Agnes selber und wie ich mit ihr. Ich leide nicht mehr. Aber Sie, Isa, stehn noch mitten darin, ist es nicht so? — Versetzen Sie sich doch in die Lage von Marie Agnes," fährt Albrecht zu reden fort. „Mit einem ungerechten, innerlich unwahren Urteil in der Tasche, das sie vor jener kleinen Welt, in der man lebte, als die Schuldige hinstellte, kämpft sie erst lange um ihr Kind, gewinnt es endlich, belastet mit dem Ballast dieser Besuche bei dem Vater, denen sie jedesmal mit Verzweiflung entgegensieht. Man spioniert hinter ihr her; jedes harmlose Zusammentreffen wird ausgebeutet. Kein Mann, der die Augen offen hat, kann an dieser strahlenden Erscheinung vorbeigehn ohne umzusehn; aber gerade dies macht man ihr zum Vorwurf. Man wirft ihr Oberflächlichkeit vor, Eitelkeit, Koketterie. Ach, mein Gott, sie war so wenig bewußt wie Wasser, Wind und Wolken." —

„Warum?" — sagt Isa leise und unruhig, „bitte sagen Sie mir, warum mein Vater die Scheidung verlangte."

„Um einer jämmerlichen Lappalie willen. Weil irgendeiner Marie Agnes nahe getreten, von ihr bevorzugt worden war. Weil sie — von diesem herzenskalten, öden Kaufmann, der schon in die Jahre kam, monatelang allein gelassen — ein wenig geträumt hatte, ein wenig phantasiert. Sie war jung, unausgefüllt — eine Frau, die einfach mit einem wohlhabenden Kaufmann verheiratet war, und nichts weiter. — Wahrscheinlich werden Sie fragen, was denn vorgefallen sei; gar nichts, nichts — außer etwa, daß

Digitized by Google

Briefe gewechselt waren, Pläne erwogen, und dann der Entschluß gefaßt wurde, zu dem zurückzukehren, was man höchst unsinnigerweise Pflicht nannte."

„Aber wenn nichts geschehn war, wenn meine Mutter bei ihm bleiben wollte — warum?" fragt Isa bestürzt.

„Ach Kind, bedenken Sie doch die lächerliche und äffische Eitelkeit der Männer. Ha — ein anderer ist einem ins Gehege gekommen. Grund genug, um nun erst recht scheußlich und niederträchtig zu sein, anstatt alles daran zu setzen, zurückzuholen, was man verlor."

„Es ist alles anders, wenn Sie es sagen," sagt Isa. „Es ist nicht möglich, sich vorzustellen, daß Sie von dem gleichen Geschehnis reden."

„Ja, das mag sein," antwortet Albrecht. „Ich weiß dies alles, weiß viel mehr als sie mir sagte, weil ich Marie Agnes geliebt habe. Und Sie haben Ihr Wissen von denen, die Marie Agnes haßten —"

„Wer es nicht wüßte, daß Sie aus Liebe sprechen, Herr von Thüngen," sagt Isa, „der würde belehrt." Albrecht antwortet nicht. — Dies, dies hat er gewollt. Dies Kind, nach dem er jahrelang vergeblich die Hände ausstreckte, hat er rühren, ihr hat er das Bild vorhalten wollen, das in der Jugend sein Herz erfüllt hatte —

Isa erhebt sich. „Es ist sehr spät," sagt sie. „Ich werde gehn müssen." —

Womit kann er sie halten — womit kann er sie halten —

Die Tür schließt sich hinter ihr — die Schritte verlieren sich — und unten schlägt das große Tor zu.

⁂ ⁂ ⁂

Als Albrecht ein paar Tage darauf — und diese Tage waren endlos — unter irgendeinem Vorwand bei Isa vorsprechen will, erfährt er, daß sie zu ihrer Mutter gefahren sei; am Morgen, nachdem sie bei ihm war.

Und er erfährt es auch durch Marie Agnes selbst, die ihm bald darauf schreibt. Isa ist ganz unerwartet zurückgekehrt. Vollkommen verwandelt. So als habe sie ein Erlebnis gehabt, das sie ganz aufrühren mußte. ‚Was habt Ihr miteinander gesprochen?' schreibt Marie Agnes. ‚Oder wie kommt Isa sonst auf einmal dazu, so sanft, so zärtlich, so wie ein Sünder, der Buße tut, ihr Herz mir zuzutragen, — das sie mir bis dahin kühl verschloß. Ich kannte mein Kind gar nicht. Ich ahnte nicht, daß sie um mich gebangt, gelitten, geweint hat. Sie spricht nur davon, wie sie alles wieder gutmachen, meine Verzeihung gewinnen könne.'

Als Albrecht diesen Brief gelesen hat, begreift er kaum, daß er es war, der diese Wandlung hervorbrachte. Er will es nicht begreifen, nicht wissen, nicht wahr haben. Was hat er eigentlich geredet, wie kam es, wie brachte er es fertig? Hat er sich der Lüge bedient oder nicht? Hat er verheimlicht oder zugegeben oder daran vorbeigesprochen? War sein Herz mit ihm, oder war er nur ein guter Komödiant —

Der Brief von Marie Agnes muß beantwortet werden, und also schreibt Albrecht, daß er sich unendlich freue, daß alles zwischen ihr und Isa so gut stehe. Vielleicht hätte Isa nun den Entschluß gefaßt, dort zu bleiben — oder doch nicht? Käme sie wieder? ...

Er wartet wie ein Rasender auf die Antwort, die endlich nach mehr als zwei Wochen eintrifft. Er erfährt, daß Isa wieder in der Hauptstadt sei.

Von diesem Augenblick an, er weiß es — da er sich genau beobachtet — in dem Augenblick, als er den Brief wieder auf den Tisch legt, erfaßt ihn eine Unruhe, wie er sie seit mehr als einem Jahrzehnt nicht gekannt hat. Es ist nicht möglich, länger als zehn Minuten auf dem Stuhl zu sitzen — er läuft sinn- und zwecklos aus dem Haus zu jeder Tageszeit und Witterung, obwohl es kaum wahrscheinlich ist, daß Isa gerade dies abscheuliche Schneetreiben zu einem Spaziergang gewählt hat. Er wartet auf sie an der Universität — ein außerordentlich beunruhigendes Warten, weil bei Stundenwechsel Scharen von Männern und Frauen durch den Vorhof strömen — weil man äußerste Gerissenheit aufwenden muß, um alle Ausgänge auf einmal im Auge zu behalten. Es gehört eine starke und gesammelte Aufmerksamkeit dazu in überfüllten Hörsälen mit einem umfassenden Blick sie herauszufinden —

Aber eines Tages ist es gelungen. Er weiß, daß sie zweimal wöchentlich das Kolleg im Hörsaal 9 besucht. Auch er wird sich nun dort einfinden. — Taumelte er denn wirklich ohne Widerstände hinein in dieses abenteuerliche Gefühl? — Stiegen niemals Vorstellungen in ihm auf, die geeignet wären, diesem Wahnsinn Abbruch zu tun? — Nein, nein. Ganz im Gegenteil, er ist unzugänglich sogar gegen Ironie und offnen Hohn, mit denen er immer noch die größten Aussichten gehabt hat gegen sich selbst aufzukommen. Es verfängt nicht einmal, daß er sich selber vorhält, wie viel älter er sei als sie — ein Mann, den sie wahrscheinlich nicht einmal in diese Bereiche einbeziehe. — Allein die Vorstellung, daß er ihre Mutter geliebt habe und von anderen mit ihr in Verbindung gebracht worden sei, müsse sie abstoßen.

Digitized by Google

Ja, ja. Was kümmert das ihn? Es kommt darauf an, alle diese Bedenken zu überwinden ...

Albrecht findet einen jungen Studierenden in ihrer Gesellschaft, als er im Kolleg ganz in ihrer Nähe Platz nimmt. Sie hat ihn noch nicht einmal bemerkt, wie es scheint, da er mit einem Schwarm von Hörern hineinkam. Sie sprechen, der Student und sie; sie lachen und stecken schließlich beide eifrig die Gesichter in Isas Kollegheft.

Hat er sich nicht neulich den Kopf zerbrochen, welche Art Männer Isa gefallen würden? Da — dieser junge Mensch wird es sein. Ein ganz hübscher Junge mit einem offnen hellen Gesicht ...

Albrecht beschließt, sich gar nicht bemerkbar zu machen, erst beim dritten- oder viertenmal wie zufällig auf Isa zu stoßen und sich dann zu verwundern, daß er sie die ersten Male gar nicht gesehn habe.

Er nimmt die Gelegenheit wahr, als er einmal den Platz des Studenten unbesetzt findet, tritt überrascht zu Isa heran, spricht von den gehörten Vorlesungen und erfährt erstaunt, daß sie von Anfang an hier gewesen sei. Wo er denn gesessen habe? Dort? — Ob der Platz neben ihr frei sei? „Heute, ja," antwortet sie, „sonst sitzt da ein Freund von mir, Georg Weltlin." — Er setzt sich neben sie, lobt, daß sie so brav mitgeschrieben habe. Da er im Heft, dessen Seiten sie umschlägt, einige Zeichnungen sieht, fragt er und erfährt, das habe Georg gemacht, er habe viel Talent, er sei ein Schweizer; das wären alles halbe Künstler, Maler und Poeten.

Albrecht zeigt Interesse für diesen Georg und weiß, noch ehe das Kolleg begonnen hat, daß er der Sohn reicher Leute aus Bern sei, eigentlich zum Kaufmann bestimmt, nur aus Passion studiere, in keiner bestimmten Fakultät freilich, sondern überall aufnehmend und lernend, wo es Wertvolles gäbe.

Der Vortragende mit Getrampel begrüßt tritt ein, und Albrecht begibt sich auf seinen Platz. Als nachher Albrecht sich von Isa verabschieden will, kommt eben der junge Schweizer auf sie zu und wird ihm vorgestellt.

„Wollen Sie nicht auch heute abend mit in den Vortrag in der Akademie?" sagt er zu Albrecht. „Es wird wert sein hinzugehn, glaube ich, es ist ein Landsmann von mir; er spricht über Liebe und Erotik. Eine freie Aussprache soll folgen."

„O — gewiß interessant," antwortet Albrecht und weiß sogleich, daß dies ein sehr einfältiger Ausspruch gewesen ist. Eine intensive Abwehr steigt in ihm auf —

Der junge Schweizer betrachtet ihn mit kühlem Lächeln.

Da Albrecht sehr rechtzeitig im Saal war, macht es sich leicht, daß er neben Isa und ihrem Begleiter Platz findet. Der Vortrag ist nicht sonderlich aufregend — es ist allenfalls amüsant, die Gesichter der Zuhörer zu betrachten, die teilweise mit aufgerissenen Augen — ganz hingegeben, mit hängenden Kinnladen, den Gedanken nachgehn. Albrecht gerät dabei wiederholt in einen Zustand von Apathie des Gehörs — wo irgendwo hinter ihm eine Stimme eintönig orgelt, ohne daß er sich entschließen könnte daran teilzunehmen. — Als der Vortrag beendet ist, wird Albrecht sogleich von dem Schweizer mit eifrigen Fragen bestürmt. Auch Isa beteiligt sich — sie haben Widerreden; — was übrigens Albrecht zu Georgs Entgegnung sage — wäre er derselben Ansicht wie dieser unangenehme Student, der immer und bei jeder Diskussion durch sein fortwährendes Gegenreden und Gekläff alle andern zu Verzweiflung bringe?

Albrecht hütet sich zuzugeben, daß er so gut wie nichts aufgefaßt hat. Er redet um die Sache herum. Aufgerührt von diesen Problemen beschließen Isa und der Schweizer, daß alles noch durchgesprochen werden müsse. — Weltlin habe teilweise stenographiert — das Thema sei eins der schwerwiegendsten, die sich denken ließen.

Albrecht — wie ein Greis zwischen Spielenden — antwortet nicht, scheint ihnen zuzustimmen, und da man überlegt, wo am besten ungestört könne verhandelt werden, schlägt er seine nahegelegene Wohnung vor.

Als sie angelangt sind, holt Albrecht Tassen und Teller zusammen und bereitet den Tee. Während er ein und aus geht, hört er den Schweizer mit sichrer, leidenschaftsloser Stimme diskutieren. —

Es wird Zeit zuzugeben, daß er nicht allzu aufmerksam zugehört hatte. Der junge Weltlin erbietet sich das Ganze in großen Zügen zu referieren, wovon er offenbar durch keinen Einwand abzubringen ist. Immerhin geschieht es in einer nicht allzu schwerflüssigen Art: ‚Sobald die Erotik vom Bewußtsein durchdrungen wird, wird sie reizlos, ja gemein' — hatte der Vortragende gesagt. Er hatte dem Naiven, dem Unerfahrenen, dem Zufälligen das Wort geredet. — Nun? Wie stellte sich Herr von Thüngen hierzu? Nun?

Dieser junge Schweizer sitzt also mit vorgebeugtem Hals da, starrt Albrecht dringlich ins Gesicht und fordert Stellungnahme.

Bewußtsein? Mein Gott, wie tausendmal hat er die Hände gerungen und lag auf den Knien und zerschlug den Kopf an den Steinen, weil es die nicht gab, die sanft aber unüberwindlich diesen nach allen Richtungen

Digitized by Google

abirrenden Strom zu sich gelenkt hätte — ja eben bewußt und wissend und überlegen in dieser wundervollen Kunst, die nur Frauen können. Warum ging denn der suchende Mann in der Irre von jung auf, wenn nicht um deswillen, daß er sie nicht fand, die ihr Handwerk verstanden hätte? Sie kannten allerhand, gewiß. Sie kannten Lüsternheit und hämisches Heimlichtun — und vielerlei Schliche; sie heuchelten abwechselnd Tugend und Abwehr, Laster und Begehren. Sie warfen den Irrenden hin und her. Aber welche hielt ihn? Welche übersah ihn? Wo war sie, die wie der Künstler den Stein, den Mann zu formen verstünde —

Einige solche hatten gelebt — zugegeben — aber gerade, daß man die Namen dieser Wunder durch die Jahrhunderte plapperte — gerade das bewies, wie sehr unterlegen und kunstlos die andern waren — bestenfalls Artistinnen —

„Dies treibt uns ruhelos in die Irre. Sie verstehen nicht uns festzuhalten. Sie haben nichts als Klagen und Vorwürfe. — Warum stürzt schon der Knabe aus den Himmeln seiner geträumten Glückseligkeit in eine widerliche Hölle? Warum? Wo ist die Göttin, die die Kunst versteht, Herzen in Flammen zu setzen und die Brände zu schüren —"

Albrecht hebt das Gesicht aus den Händen, darin er es verborgen hatte. Die Augen von Isa blicken groß und voller Tränen auf ihn ...

Wenn heute der Befehl käme, daß Albrecht nach Japan abgehn sollte, er würde ihm trotzen. Er würde lieber alle Aussichten am Boden zertrampeln, ehe er diese Stadt hinter sich ließ. Es war nicht mehr daran zu zweifeln, daß er erfaßt war von diesem Gefühl, darein verstrickt, davon besessen.

Der Februar brachte zu den landwirtschaftlichen Versammlungen seinen Bruder in die Stadt. Es gab einige Zusammenkünfte mit ihm und Frede, die Albrecht — wollte er nicht vor den Kopf stoßen — kaum vermeiden konnte. Er nahm sich fest vor, Isas überhaupt nicht Erwähnung zu tun. —

War man denn wirklich ein solches kindisches Plappermaul! Kaum daß er mit Frede, Will und einigen Verwandten ein — zwei Stunden zusammen saß, so fand er sich im Zuge — sprach von Isa — hatte erzählt, daß man sich zuweilen treffe, und ertappte sich mitten in einer ironischen Schilderung des reichen, jungen Mannes aus Bern und seiner umständlichen Redeweise; — er machte seine röchelnden Halslaute nach. Er trieb die Dummheit so weit, daß Frede ihm scherzend auf die Finger klopfte und sagte: „Man merkt, Abi, du bist ihm nicht sehr grün."

Will, der — wenn er in der Hauptstadt ist, immer gern ein wenig den Schwerenöter spielt, nun ja einen Vorstadt-Don Juan natürlich — hat seinen Bruder abgeholt. Sie stapfen — einen eisigen Schneesturm gegen sich — langsam die Wilhelmstraße aufwärts. „Soll ich dir mal beweisen, was meine brüderliche Liebe für dich unternommen hat?" sagt Will. — „So?" gibt Albrecht zurück. „Ich werde tief gerührt sein, also erzähle." — „Ich war nämlich in eurer Bude neulich. Ich kenne da eine der Novembergrößen. Ein ganz netter Mann. Man kennt sich schon so eine Mandel Jahre etwa. Damals trauten wir beide uns nicht zusammen auf die Straße —"

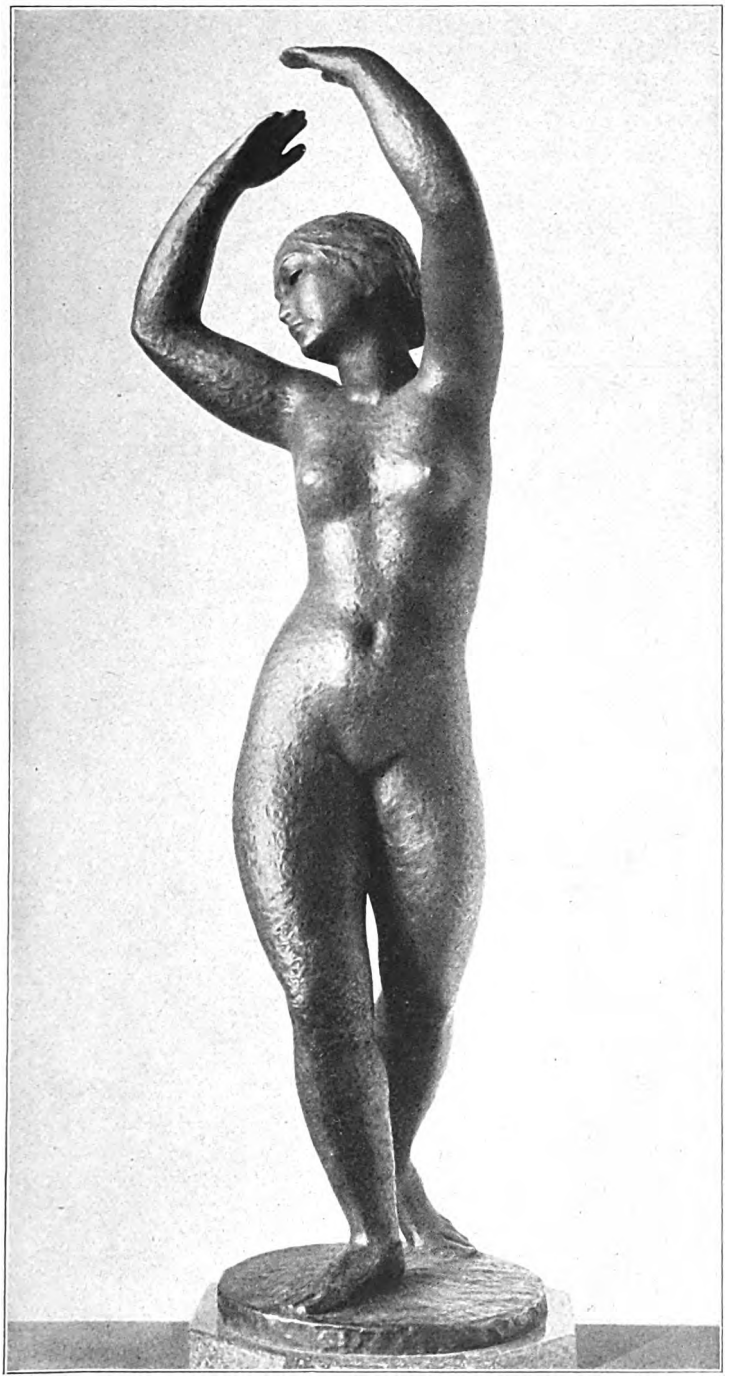
„Ich werde wahrhaftig neugierig. Soviel Aberwitz hätt' ich dir gar nicht zugetraut, Will." — Friedrich Wilhelm lacht — er bleibt mitten im Schneesturm einen Augenblick stehen, sieht Albrecht strahlend an, wirft den Kopf zurück und lacht. „Nicht wahr?" Albrecht schiebt den Arm unter seinen, sie gehn weiter. „Erzähl' mir die Geschichte, wenn wir warm sitzen, Will," sagt er.

„Heute erleben wir was, das ist mal sicher," sagt Will, läßt sich mit schwerem Fall auf den Stuhl nieder und mustert die Nachbartische. „Ja also — der Mann ist nämlich eine Größe im Außenministerium — wie das Ding jetzt heißt. Haschke, kennst du ihn, was?" — Albrecht weiß nicht viel mehr als Namen und Herkunft. „Na, ich habe ihn neulich einmal getroffen, wir waren in den letzten Jahren etwas auseinander. Und da hab' ich von dir erzählt und ob er nicht mal für dich einen schönen Posten hätte. Ich habe natürlich erst davon angefangen, als wir beide zusammen beim Glase saßen." — „Sehr angenehm ist mir derartiges eigentlich nicht," sagte Albrecht. Will stößt mißlaunig einen Teller beiseite: „Wieso denn; denkst du etwa, die wundern sich darüber. Hast du irgendwo eine größere Krippenwirtschaft gesehn als bei uns?" — „Doch, in Frankreich und in den Balkanländern," antwortet Albrecht.

„Wenn es mal wieder verkehrt ist, was ich mit bester Absicht getan habe, dann ist es ja gut. Hm," sagt Will.

Da die Stimmung zu leiden droht, besänftigt Albrecht seinen Bruder. Er erfährt nach vielem Hin und Her, womit Will nun die Sache aufbläst, daß dieser Haschke im Sinn habe, Albrecht als Geschäftsträger nach O. zu schicken; dieser Platz werde sich in kurzem zu einer Gesandtschaft entwickeln. „Die Leute aus unseren Kreisen wollen und können sie nicht ganz entbehren, sagte mir Haschke. Aber man täte gut, sie möglichst weitläufig zu verstreuen."

Digitized by Google



Tanz. Bronze von Hermann Geibel
(geb. 1889) Karlsruhe, Badische Kunsthalle

Digitized by Google

Digitized by Google

„Vielleicht sind sie sogar erheblich dummer, als wir geglaubt haben," antwortet Albrecht. Da sie gerade im Zuge sind, redet er im Thema weiter; ereifert sich — eigentlich mehr vor sich selbst als vor seinem Bruder — über allerhand Mißwirtschaft. Da er nur ‚hm' und ‚ja, ja' zur Antwort bekommt, sieht er Will an und findet ihn schon im Gange mit einer nicht allzu entfernt Sitzenden, die sich bald darauf erhebt, am Tisch vorbeigeht und Will aufmunternd zulächelt. Als sie zurückkommt, begrüßen sie einander freundlich; Albrecht wird als ‚mein Bruder Albrecht' vorgestellt. Sie nimmt bei ihnen Platz.

Eigentlich amüsiert es Albrecht, wie dieser große, ungeschickte Friedrich Wilhelm, den zu Haus die Fliege an der Wand ärgert, ganz kunstgerecht vorgeht. Er neigt sich zärtlich hinüber; er säuselt förmlich und er ist Will, Golzow und Werkenthin in einer Person.

Da Albrecht ihm den Weg freihalten will, beginnt er mit dem Studium des Publikums. Der Konferenzier, ein widerlicher, blasser Schwadroneur mit aufgeschwemmten Zügen, — der infame Bursche schleppt einen guten, alten Preußennamen vor die Gesellschaft hier — sagt dieses blödsinnige Sofacouplet auf, dessen Endreim das Publikum johlend mitsingt. —

Als Albrecht aus einem Halbschlaf mit offnen Augen, wie man sich das bei Sitzungen und Vorträgen angewöhnt hat, erwacht, sieht er am Nebentisch mit einigen andern Herren den Schweizer, der ihn mit süffisanter Miene betrachtet. Eben stößt die Person, die am Tisch sitzt, mit ihrem Sektglas mit ihm an. Da Will sich erhob und durch den Saal ging, benutzt sie die Gelegenheit, auf ihn einzudringen — starrt ihm glasig ins Gesicht, streichelt seine Hand und berührt zum Überfluß mit ihren vertrackten Hackenschuhen seine Füße.

„Lassen Sie mich zufrieden, meine Liebe," sagt er geärgert. „Ich bin nicht vom Lande." Sie beginnt übermäßig zu lachen; — da das Glas überschwappt, nimmt Albrecht es ihr besorgt aus der Hand — ihr gurgelndes Gelächter zieht alle Blicke auf sich. —

Als Will zurückkommt, erzählt sie ihm die Sache mit großem Lärm.

Albrecht, von ihrem kreischenden Lachen abgestoßen, sagt seinem Bruder, daß er genug habe und das Feld räume. Aber die unverschämte Person, wohl um ihn zu necken, verabschiedet sich ebenfalls und hängt sich an seinen Arm. Will folgt entrüstet. In der Garderobe erst kann Albrecht deutlich werden. Mit ein paar unflätigen Witzen läßt sie ihn gehn.

Dies alles wäre vollkommen ohne Belang. Will fuhr wieder zu seiner Landwirtschaft. Aber natürlich hat dieser alberne Schweizer geschwatzt. Wie er Albrecht schon aufrührerisch angestarrt hat im Lokal, als sei er der arbiter mundi. Dieser unausgekochte, blonde Bursche.

Als Albrecht im Hörsaal mit Isa zusammentrifft und sie anredet, weiß er sogleich Bescheid. Der Schweizer ist noch nicht da. Sie unterhalten sich. Isa antwortet kaum. Aber er will wissen, was sie vorhat. Er geht darauf aus. Will wird als Freund eingeführt; man sei nachher noch ordentlich in der Stadt herumgekommen.

Wahrhaftig: dieser durchaus plumpe Trick erweist sich als ergiebig. Isa lächelt unruhig und abgelenkt. Schweigt. Tastet verwirrt und gänzlich zwecklos an ihren Heften herum. Ermattet. Sammelt sich wieder und sagt, indem sie schnell und inquisitorisch das Gesicht zu ihm aufwirft: „Suchen Sie in diesen Gegenden Ihre Göttin, Herr von Thüngen?"

Was nun antworten? Kann er wagen, sie noch mehr zu empören — wird sie wohlmöglich mit kurzem Wort sich abwenden, so daß der Faden zerreißt. Wie dann sie wiederfinden —

Oder soll er sofort den Irrtum aufklären? Nein — nein. Ihre Empörung ist kostbarer als ihre Einsicht. Sie darf nicht gleichgültig werden gegen ihn. Er läßt auf seinem Gesicht ein laszives Lächeln aufziehn — „Solange die Göttinnen sich versagen, müssen wir mit Sterblichen vorlieb nehmen," sagt er. — „Niemand verlangt irgendwelche moralischen Posen von Ihnen, Herr von Thüngen. Aber warum dieser Abstand zwischen Wort und Handlung —"

„Wie meinen Sie das?" fragt Albrecht. „Welche Handlung meinen Sie?" —

Isas Gesicht färbt sich rot. „Es geht mich nichts an," murmelt sie.

Da der Vortragende eintritt, setzt sich Albrecht schnell neben sie. Während des Kollegs schreibt er auf ihr Heft, er bäte nachher um eine Unterredung. Sie neigt den Kopf.

Als sie im allgemeinen Lärm aufbrechen, schließt Isa ohne ein Wort sich ihm an. Sie gehn zu seiner Wohnung. Er öffnet und läßt Isa vorantreten. Als er hinter sich die Tür schließt, ist ihm, als senkte sich eine schwarze Wand. Er muß sich wahrhaftig einen Augenblick am Türpfosten festhalten. Noch schwindlig — und des Wegs nicht ganz sicher — betritt er das Zimmer, in dem Isa steht.

„Was wollen Sie mir sagen," beginnt sie — stehend immer noch, „was war es, ich muß bald wieder gehn." —

Albrecht bittet sie, niederzusitzen. Sie tut es zögernd.

Digitized by Google

„Ich weiß, Ihr Schweizer Freund hat uns getroffen; was hat er Ihnen erzählt?“ fragt Albrecht. Isa ist sehr abweisend. Gewiß. Georg Weltlin besuche zuweilen solche Lokale, sie wisse es. Er schließe sich Freunden an, um — selber unbeteiligt — diese Erscheinungen zu beobachten. Er arbeite an einer Schrift über die Abwege der Erotik —

„Ach so, er studiert es also,“ sagt Albrecht mit Ironie.

„Gewiß,“ antwortet Isa. „Sie werden selber nicht glauben, daß er aus andern Gründen sich damit befasse, da Sie ihn kennen.“

Albrecht lacht: „Sie sind ein Kind, Isa. Alle Männer befassen sich aus — wie sie sagen ‚andern Gründen‘ damit. — Also dieser Jüngling, der sich als reiner Tor ausgibt, hat mich bei Ihnen angeschwärzt,“ sagt Albrecht, bemüht, das Ganze ins Spaßhafte zu ziehn —

„Wir mißverstehn uns, Herr von Thüngen,“ antwortet Isa kalt. „So liegt es: Sie haben neulich in einer Art über diese Dinge geredet, die mich — ich leugne es nicht — ergriffen hat. Sie haben nicht behauptet, diese Abwege niemals betreten zu haben; aber der Ernst, mit dem Sie sprachen, ließ es unmöglich erscheinen, daß man Sie, gerade Sie, nachher mit irgendeiner schlechten Person am Arm treffen würde —“

„Ich höre nur, was ich hören will, Isa,“ antwortet er. „Sie sagten, es habe Sie ergriffen —“ Er nähert sich ihr langsam, während er redet ...

„Um so mehr mußte mich die Kenntnis von der Wirklichkeit anwidern,“ sagt Isa und starrt ihm mit zornigen Augen ins Gesicht.

„So — in der Tat —“ antwortet Albrecht. „Sie glauben das alles beurteilen zu können. Haben Sie eine Ahnung vom Leben, Kind; meinen Sie, alles vollziehe sich nach dem Schema des Schweizers? — Es ist keinerlei Divergenz zwischen meinen Handlungen und Aussprüchen. Ich habe doch niemals bestritten, daß man Verwandte und Freunde hat, die — wenn man zusammensitzt — irgendeine Person mit an den Tisch nehmen; daß man dann ebenfalls ein paar Worte wechselt. Mein Gott, daß ich mich verteidigen soll wegen dieser Person durchaus geringen Stils, die Will sich da ausgesucht hatte.“

„Sie brauchen sich gar nicht zu verteidigen,“ antwortet Isa.

„So, und Sie meinen also, ich soll mich weiterhin von diesem albernen Jungen schlecht machen lassen; ich soll zugeben, daß er Sie mir entfremdet?“ — Isa erhebt sich — „Wir sind einander fremd ohne sein Zutun.“

„Nein, nein,“ schreit Albrecht sie an und — er weiß nicht einmal, daß er es wirklich getan, — faßt ihre Arme und schüttelt sie — „nein, Isa. Niemals war mir eine Frau vertrauter von Anbeginn. Ich rate jedes Lächeln in Ihrem Gesicht im voraus; ich weiß, warum Sie sich gegen mich empören. Aber ich bin nicht dieser leichtherzige, kühle Spieler, für den Sie mich halten.“

Isa hat mit einer matten und gleichgültigen Bewegung seine Hände abgestreift. „Ich halte Sie nicht dafür,“ sagt sie. „Vielleicht finden Sie es überhaupt merkwürdig, daß ich mit Ihnen über diese Dinge gesprochen habe, nicht wahr? Unbescheiden, taktlos, aufdringlich komme ich Ihnen vielleicht vor. Aber das ist nicht so. Sie — wie Sie da stehn, sind mir fremd und ich habe keine Rechte an Ihrem Herzen; aber Sie als Gestalt meines eignen Lebens — als Freund meiner Mutter —

„Ich kann mich nicht damit abfinden, Herr von Thüngen, daß ihr Freund, an dem sie noch heute hängt, ich weiß es, nichts weiter sein soll, als ein Schürzenjäger — und nicht einmal engherzig in seiner Wahl.“

Albrecht hat am Fenster Posto gefaßt und — während sie sprach — keine Sekunde ihren Anblick verloren. Er sah in ihrem Gesicht Abscheu aufsteigen, der von kindlichen Erinnerungen verdrängt, wiederzukehren drohte und im letzten Augenblick unterdrückt, einer sanften Schmerzlichkeit wich, die ihr Gesicht unendlich schön verklärte.

Er nähert sich ihr und nimmt ihre Hand, die matt auf dem Tisch liegt. „Nein, Isa,“ sagt er, „das bin ich sicherlich nicht. Ich habe mit dieser Geschichte weiter nichts zu tun, als daß ich den Begleiter abgegeben habe. Gewiß, zuweilen bin ich auf meinen auswärtigen Posten hier und da mit Frauen umgegangen, an die kein tieferes Gefühl mich band. Es ist so, wenn es auch vielleicht besser anders wäre. Gewiß. Aber ich habe niemals verloren, was mein Herz in der Jugend hochhielt. Ich habe in dieser langen Zeit keine Frau geliebt. Aber nun liebe ich Sie, Isa —“

Immer noch steht ihr Gesicht, das sie zu ihm aufhebt, in schmerzlichem Lächeln ...

„Ich weiß nicht und ich kenne mich noch zu wenig,“ antwortet sie. „Aber oft schon, seit ich hier bin, sehnte ich mich danach, mit Ihnen zu sprechen. Vielleicht ist das Liebe — ich weiß es nicht. Ich will Ihnen schreiben, Albrecht. Und morgen fahre ich zu meiner Mutter.“ —

— Sie ging von ihm, und er ließ sie gehn. Ach du Tölpel, da standest du, und wie Segel ohne Wind hingen deine Arme zu den Seiten. Warum nahmst du sie nicht an dein

Digitized by Google

Herz? Sind das deine Künste? Hast du nicht in wenigen Stunden Gwendolin Carter gewonnen an diesem unsinnig heißen Nachmittag in Yako — und dieses wunderschöne, blonde Mädchen aus Ragusa? — Warum standest du da und starrtest hinter ihr her in das schwarze Loch des Vorflurs, wo sie verschwand —

Mein Gott, was hat sie gesagt? Morgen fahre ich zu meiner Mutter? — Zu Marie Agnes also? Unmöglich! Das darf durchaus nicht geschehn. Man muß zuvorkommen. Albrecht reißt das Kursbuch heraus — ja, gleich nach acht, es geht noch. Das Telegramm wird ankommen. Er jagt zur Bahn.

Die rollenden Räder hindern jeden vernünftigen Gedanken. Man ist gezwungen, auf den gleichmäßig wiederkehrenden Stoß zu achten, den die Verbindungsstelle der Schienen hervorbringt — ‚fort — fort — fort — drehn sich die Räder' — der Rhythmus ist es genau ...

Was wird er Marie Agnes sagen, und wie wird sie es aufnehmen? Wäre doch wenigstens zuletzt dieser Wahnsinn nicht geschehn! — Er muß sie noch heute nacht sprechen und möglichst gleich wieder verschwinden. Es darf ihn niemand sehn und das Ganze muß vor Isa verheimlicht werden. —

Marie Agnes öffnet ihm; sie ist blaß und erregt, fürchtet, daß Isa irgend etwas zugestoßen sei und bestürmt ihn mit Fragen, die er mühsam abwehrt. Nein, Isa sei ganz gesund und komme dieser Tage zu ihr. Nichts sei geschehn. Kein Grund zur Sorge ...

Er wird gezwungen zu Abend zu essen, da Marie Agnes ihn keinesfalls hungrig zu Bett lasse. Er lacht verlegen, erklärt, daß er früh wieder wegfahren und also überhaupt nicht zu Bett gehn werde, und bemüht sich, ein paar Brocken zu verschlucken. „Sie sind ganz und gar außer sich, Albrecht," sagt Marie Agnes, die ihn offensichtlich beobachtet hat. „Was ist Ihnen?"

Sie erheben sich und gehn ins Wohnzimmer. Marie Agnes nimmt auf dem Sofa unter ihrem Van Gogh-Bild Platz, und Albrecht wird auf seine Bitte erlaubt, während er spricht, im Zimmer auf und ab zu gehn. Auf dem Schreibtisch brennt eine matte Lampe über Isas Bildern —

„Ich habe nie hilfloser vor Ihnen gestanden, Marie Agnes, als heute. Wie soll ich Ihnen die Entwicklung eines Gefühls schildern, das bei jedem andern Manne Ihnen höchst selbstverständlich erscheinen würde, bei mir aber Verwundrung und Unwillen in Ihnen erwecken muß. Dessen Erwähnung all das in Ihnen aufrühren muß, was Sie zu vergessen wünschen. Ich sehe, Marie Agnes, wie Ihr Gesicht erstarrt. Ich kann es nicht hindern, daß Widerwillen und Abscheu Sie überfällt. Ich liebe Ihre Tochter. Es muß Sie empören, ich verstehe vollkommen. Aber bedenken Sie doch, daß gerade diese geheimen Zusammenhänge es gewesen sind, die, da in wundervoller Wiederkehr die einzig Geliebte meiner Jugend vor mir aufstand, mein Herz von neuem an sich gerissen, von neuem erfüllt, von neuem ergriffen haben, so daß es unmöglich war, auszuweichen ..."

Marie Agnes lehnt sich zurück — die Augen geschlossen — wie einen Aufschrei zu Gott hebt sie die Arme zu dem großen Bild über sich —

„Was soll ich tun, was soll ich tun?" sagt sie klagend.

Albrecht hat sich ihr genähert und will diese anklagenden Arme fortnehmen. — Marie Agnes läßt ihre Arme niederfallen und fährt zusammen.

„Rühren Sie mich nicht an, Albrecht," schreit sie. „Begreifen Sie denn nicht — begreifen Sie nicht —"

„Ich will tun, was möglich ist, um Isa glücklich zu machen," sagt Albrecht. „Sie braucht gar nichts zu erfahren; ich werde mich nicht verraten und Sie auch nicht."

„Betrogen von allen Seiten also soll mein Kind ihr Leben anfangen?"

„Sind Sie wahnsinnig, Marie Agnes? Wollen Sie wirklich vor Ihre Tochter hintreten und ihr sagen: ‚Der Mann, dem du gehörst, hat auch mich gehabt?' Begreifen Sie nicht, daß solche Offenheit eine Infamie, daß solche Wahrheit eine Zerstörung wäre." — „Warum mußte das neulich geschehn, Albrecht. Warum habe ich es getan. — Mein armes Kind."

„Aber sehn Sie denn nicht, daß es niemals geschehn zu sein braucht, wenn wir es nicht wollen?" schreit Albrecht. „Niemand außer Ihnen und mir weiß davon. Es soll nicht geschehn sein, und also ist es ungeschehn."

Marie Agnes sieht ihn angstvoll an; über ihre Augen senken sich die Lider, der Mund ist jämmerlich nach unten verzogen — ihre Züge erschlaffen — sie beginnt zu weinen.

Wenn er ein Herz hätte, jetzt müßte er zu ihr eilen, um sie zu trösten; gerade jetzt, da sie, kläglich eingesunken, zu weinen beginnt; gerade jetzt, da diese Tränen ihr Gesicht entstellen — müßte er liebreich und sanft zu ihr sein — wenn er ein Herz hätte. Aber er kann das ganz und gar nicht. Seine Füße sind festgewachsen, wo er steht, und er steht ziemlich entfernt von ihr und blickt ungeduldig, verdrossen und abgelenkt in den matten Laternenschein der Straße.

Digitized by Google

Da der Zug, den Albrecht zur Rückfahrt benutzen will, gegen fünf Uhr morgens die Stadt verläßt, mußte er nicht lange danach aufbrechen. Als er sich umwandte, um Abschied zu nehmen, fand er Marie Agnes still und gesammelt. Sie vereinbarten, daß Isa von dieser Unterredung und von seinem Hiersein überhaupt nichts erfahren solle, und während ihre Hand, die er ehrfürchtig küßte, in seiner lag, — lächelte sie ihm sogar zu und versicherte, daß sie nun ganz ruhig sein und nur an ihr Kind denken werde.

„Ich muß abwarten, was Isa mir sagt, und danach handeln," sagte sie ihm. „Aber Sie wissen es ja, Albrecht, daß ich keinem Menschen so vertraut habe wie Ihnen; warum sollte ich das Beste, was ich besitze, Ihnen nicht anvertraun ..."

⁂ ⁂ ⁂

Als er in der Hauptstadt anlangt, ist noch Zeit bis zur Abfahrt des Frühzuges, den wahrscheinlich Isa benutzen wird. Wenn er sie sehn könnte ...

Den Kragen hochgeklappt, seine Reisemütze auf dem Kopf und eine große Decke über den Schultern drängt er sich hinter andern unauffällig in den Zeitungsstand, scheinbar eifrig wählend. Der Verkäufer unterhält sich mit ihm. — Da er schon gewohnt ist, in allen Richtungen Umschau nach ihr zu halten, kann es kaum schwer fallen, sie zu entdecken. Aber ehe er sich umgesehn hat, hört er ihre Stimme. Dort — und der Schweizer begleitet sie. — Als sie vorüber sind, drängt sich Albrecht im Schutz der Passanten hinter ihnen her. Er hört ein paar Worte: „Vielleicht bleibe ich längere Zeit bei meiner Mutter." Der Schweizer redet dagegen. Da Isa einsteigt, wobei ihr Begleiter ihr behilflich ist — verläßt Albrecht schnell den Bahnhof.

⁂ ⁂ ⁂

Von nun an wartet er nur auf Nachricht von Marie Agnes. Er zwingt sich widerwillig, das Abendkolleg weiter zu besuchen, damit es bei Isa, der dieser Bursche ja doch alles hinterbringt, nicht den Eindruck erweckt, als sei er nur ihr nachgelaufen. Als er eintritt, kommt der Schweizer ihm entgegen, fordert ihn auf, neben ihm Platz zu nehmen, klagt, wie sehr Isa ihm fehle, daß sie womöglich länger wegbleiben werde, und er mit seinen psychologischen Arbeiten nun völlig festsitze. Auf seine Frage erfährt Albrecht, daß es sich eben um die sexualpsychologischen Studien handle, deren Isa schon Erwähnung getan. „Und Sie glauben also," sagt Albrecht mit lauerndem Vorwurf — „Sie glauben, daß Ihnen dabei Baronin Frygaard von Nutzen sein könne?" — Der Schweizer bejaht. Man müsse es so verstehn, daß er als Mann die Dinge einseitig sehe und der ergänzenden weiblichen Empfindung bedürfe. „Sonderbare Vergnügungen suchen Sie, Herr Weltlin," sagt Albrecht, erhebt sich und nimmt seinen eignen Platz ein.

Nach dem Vortrag drängt der Schweizer an ihn heran: Warum Albrecht ihn beleidigt habe; welchen Grund habe er dazu. Albrecht gibt zornig zurück, daß ihm das alles äußerst zuwider sei, und sein Urteil über Herrn Weltlin dieser Empfindung entspräche. Im übrigen sei er zu jeder Genugtuung bereit.

Der Schweizer lächelt sanft. Er danke. Er gehöre keiner schlagenden Verbindung an. Er halte das alles für Humbug. Albrecht wirft ihm an den Kopf, das sei bequem und eben die Ausrede der Drückeberger. — Der Schweizer entfernt sich.

Warten — warten — worauf denn eigentlich? —

Marie Agnes schreibt ihm. Er erfährt, daß Isa vorläufig nicht zur Universität zurückkehren, sondern dort bleiben wolle. Sie habe in kurzen Worten des Geschehenen Erwähnung getan und werde wahrscheinlich bald eine Aussprache mit Marie Agnes suchen. Er möge sich gedulden.

Der nächste Brief berichtet über den Verlauf der Unterredung: „Wir hatten einander schon gute Nacht gesagt, und ich wollte eben — nachdem ich einen Augenblick mit Isa noch auf den Balkon getreten war, um die Sterne anzusehn — wollte eben in mein Schlafzimmer mich zurückziehn, als Isa, an der ich den ganzen Abend große Unruhe bemerkt hatte, meine Hände ergriff, das Gesicht an meiner Schulter verbarg und bat, mit mir sprechen zu dürfen. Sie zog die Fußbank, auf der sie als Kind oft bei mir saß, heran, und so — zu meinen Füßen, ihre Hände in meinen verschränkt — begann sie ...

Ich kann Ihnen nicht aufschreiben, Albrecht, was auszusprechen Stunden erfordert hat. Dieselben Stunden, in denen Sie — in der Nacht, ehe Isa kam, — zu mir gesprochen haben. —

Jedes Wort, das Isa mir gesagt hat, überzeugte mich davon, daß es notwendig ist, ihr Herz vor Erkenntnissen zu bewahren, die sie zu Boden schlagen würden. Sie haben recht.

Ich kann Ihnen nicht wiedergeben, welche tiefe Rührung mich überkam, als mein Kind sich mir ganz anvertraute. Was ich tausendmal verzweifelt und sehnsüchtig gewünscht habe — ich empfing es. In dieser Nacht habe ich Sie verloren, Albrecht, und gewann mein Kind.

Digitized by Google

Sie wollen Auskunft von mir; Sie waren immer ungeduldig: nun, ich müßte keine Frau und nicht so alt geworden sein, sollte ich die Unruhe übersehn, die Isa überfällt, sooft von Ihnen die Rede ist. Sie erblaßt, wenn die Klingel geht, weil sie Nachricht von Ihnen erwartet. Sie vermeidet es, von Ihnen zu sprechen, stellt aber tagtäglich Fragen in dieser Richtung. Ich glaube, Albrecht, daß Isa Sie liebt, aber ich fühle in ihr von Tag zu Tag wachsend eine deutliche Abwehr, ohne mir erklären zu können, woher sie kommt ..."

— Abwehr? Er müßte wirklich ein Esel sein, wenn er nicht augenblicklich auf diesen verdammten Schweizer verfiele. Natürlich. Er wird Isa von dem törichten Streit neulich berichtet haben. — Ohne viel zu überlegen, fängt Albrecht an, einen Brief an Isa zu schreiben. Die Absicht war, nur ganz kurz den dummen Zwischenfall mit dem Schweizer klarzulegen; sie zu bitten, daß sie zuweilen von sich hören lasse.

Er hat diese Absicht recht schlecht verfolgt, wie es scheint; denn nach wenigen Tagen antwortet sie ihm, er irre sich sehr in Georgs Charakter, der niemals kleinlicher Angelegenheiten Erwähnung tue. — Ha, da hat er seine Antwort. — Sie könne nicht mit Albrecht korrespondieren, so gern sie ihm einen Gefallen tun wolle. Sie müsse eine Zeitlang ohne jeden Zusammenhang mit den letzten Erlebnissen bleiben, um wieder innerlich frei zu werden und entscheiden zu können, was gut sei und was böse —

Er reißt wütend diesen Brief in Fetzen, die er von sich wirft. Und ein paar Stunden darauf sucht er die Fetzen heraus und fügt sie mühsam zusammen.

Er beobachtet auf das genaueste die unerfreuliche Veränderung, die mit ihm vorgeht — seine sinnlose Gereiztheit, das kindische Tragischnehmen alltäglicher Hindernisse, die offenbare und also höchst unkluge Interesselosigkeit am Dienstlichen; die ungeschickte Art, mit der er berechtigte Monita ablehnt.

Gewißheit — ich will Gewißheit, hämmert es Nacht für Nacht in seinem Kopf. Er besucht üble Lokale in dem lächerlichen Bewußtsein, dies bedeute Auflehnung gegen Isa, werde ihr mißfallen und schmerzlich sein. In diesem unvernünftigen Trotz holt er sich irgendein blondes Mädchen, die etwa ihre Statur und Hautfarbe besitzt — gibt ihr den Sessel, auf dem Isa gesessen hat, veranlaßt sie zu der gleichen Pose und nennt sie mit Isas Namen. —

Er verlangt in dringlichen Briefen ein Zusammentreffen mit Marie Agnes, das sie vollkommen ablehnt, da sie es Isa weder verbergen könne noch wolle. Bald darauf teilt ihm Marie Agnes mit, daß sie — auf sein Drängen hin — mit ihrer Tochter gesprochen und ihr vorgestellt habe, wie es notwendig sei, Albrecht Klarheit zu geben, nachdem er ihr von seiner Liebe gesprochen und sie gebeten habe, seine Frau zu werden. Isa wäre ihr daraufhin sehr erregt entgegengetreten: „Ich bin selber unfrei und unklar," hatte sie geantwortet, „wie soll ich andern Klarheit geben?"

Einige Tage darauf sei Isa aus eigenem Antrieb zu ihr gekommen und hätte sie gebeten, Albrecht zu schreiben, sie wolle zunächst nach der Hauptstadt nicht zurückkehren, sondern das Sommersemester in Zürich zubringen, wo sie mit Georg Weltlin zusammentreffe. Sie bäte ihn, wenn er sie lieb habe, ihr während dieser Zeit vollkommen Ruhe zu lassen. Sie würde am Ende des Sommers die Klarheit haben, die sie brauche —

„Obwohl ich ihr vorgestellt habe, daß Sie sicherlich dann überhaupt nicht mehr in Europa sein würden, weil Ihre Verwendung im Ministerium nur noch einige Wochen dauern könne, gelang es mir nicht, einen andern Bescheid zu erhalten. ‚Wenn ich ihn liebe, so werde ich ihn auch außerhalb Europas zu finden wissen,' antwortete mir Isa." —

Dies also: Sie wird den Sommer über mit dem Schweizer zusammen sein. Aufgerührt vom Anblick dieses weiten, mondbeglänzten Sees wird ihr Herz sich jenem zuneigen; — in warmen Nächten, wenn Jugend unruhig das Schicksal aufsucht, wird jener seine Arme nach ihr ausbreiten. — Nein — es darf nicht so werden — und das Ganze ist ein teuflischer Plan ... Gut in Szene gesetzt wirklich: Hier sitzt er — Albrecht — in der Steinwüste der Stadt, da man meilenweit laufen muß, um etwas vom Frühling zu merken — dort aber werden sie zusammen von Bergen niederschauen auf blühendes Land ...

Noch vor Beginn des Sommersemesters erfährt Albrecht von Marie Agnes, daß sie Isa nach der Schweiz begleiten wolle, wohin die Familie des jungen Weltlin sie eingeladen habe. Man werde natürlich nur wenige Tage in deren Landhaus bei Bern sich aufhalten; dann ginge Isa nach Zürich. Sie selber besuche noch Freunde in Appenzell und denke etwa Pfingsten zurück zu sein. — Albrecht beantwortet diesen Brief nicht.

Er beschließt den Versuch zu machen, möglichst bald wieder einen auswärtigen Posten zu erhalten. Da man ihm sagt, daß augenblicklich nur Havanna in Betracht käme —

Digitized by Google

gewiß die deutschen Interessen auf Kuba sind nicht unbedeutend — aber dennoch ist nicht viel damit los — so muß er sich vorläufig bescheiden und wird auf den Sommer vertröstet, wo im Zusammenhang mit den Neuwahlen diplomatische Veränderungen zu erwarten stehn —

Als Albrecht in dem Lokal, wo er abends zu essen pflegt, die Zeitung aufschlägt, fällt ihm die Anzeige vom Tod des Gesandten in Bern in die Augen. Man wird diesen Posten gewiß nicht lange unbesetzt lassen. — Aber wie sollte man ihm diesen immerhin nicht unwichtigen Posten geben — Er war niemals dort gewesen; die schweizerischen Verhältnisse waren ihm fremd; handelspolitische Fragen beherrschte er nur in geringem Maße.

Dennoch! Er mußte diesen Posten haben. Wenn er — wie anzunehmen war, nach Bildung eines neuen Kabinetts nach Japan geschickt wurde, — eigentlich das, was er sich wünschte — so war dies Spiel hier aus. Und den Preis bekam ein andrer.

Albrecht hat seinen Bruder um Unterstützung angegangen, und Will wird seine Beziehungen zu Herrn Haschke daran setzen. — Aber niedergeschlagen, mit ungewissen Tröstungen versehen, kommt Will von diesem Besuch zurück. Haschke sei fabelhaft liebenswürdig gewesen, habe versichert, daß er Albrecht ganz großartig unterbringen werde. Als Will aber von Bern und dem Todesfall angefangen hätte, habe er eine bedenkliche Miene aufgesetzt und erklärt, daß der Minister in Personalfragen recht unangenehm werden könnte — und warum der Herr auf einmal Japan fallen lassen wolle, das ihm doch vorbestimmt sei.

„Es ist allerdings Zeit, daß du hier wegkommst," sagt Will. „Du siehst total abgearbeitet aus, und das Gesicht hälst du überhaupt nicht mehr ruhig. Weißt du das eigentlich?"

Albrecht brummt etwas Unverständliches vor sich hin. Er weiß das längst; gewiß. Er beobachtet unwillig die fortschreitende Zerstörung, die dieses Gefühl nach sich zieht. Aber es würde sich sehr albern ausnehmen, das zuzugeben.

— — — Aus Bern wird nichts, wie es scheint. Aber in wenigen Wochen stehen die großen Veränderungen bevor. Soll er so ganz ohne Widerstand von der Szene verschwinden . . .

Er schreibt an Marie Agnes, daß er voraussichtlich in kurzem Europa verlassen werde, der Wechsel sehr plötzlich zu kommen pflege, und er deshalb einige Tage benutzen wolle, um vor der Abreise sie zu besuchen. — Sie antwortet, es sei aus verschiedenen Gründen besser, wenn man anderwärts zusammenträfe, und schlägt ihm vor, nach Sassenstein zu kommen, wo sie ohnehin zu einer Badekur sich angemeldet habe.

— — — Marie Agnes empfängt ihn freundlich, aber dennoch fällt ihm bei ihr augenblicklich eine gewisse Verlegenheit und Unruhe auf; sie spricht viel in dem offenbaren Wunsch keine Pausen eintreten zu lassen. Ihre Scherze haben etwas Gezwungnes. Und sehr auffällig ist es, daß sie vollständig vermeidet, Isas Namen zu erwähnen, obwohl sie doch weiß, daß er nur wegen dieses Namens gekommen ist —

Er läßt sie reden und sitzt ihr schweigend gegenüber. Mitten in einer langatmigen Geschichte bricht sie ab — er hat sie eine ganze Weile schon angestarrt — streicht unruhig das Haar von der Stirn — und lächelt verwirrt. „Sie hören nicht zu, Albrecht," sagt sie. „Nein, natürlich nicht," antwortet er. „Sie wissen ja, was ich allein zu hören hoffe. — Warum sagen Sie mir nicht einmal, wie es ihr geht; ob sie vielleicht schon mit dem Schweizer verlobt ist —"

„Wie kommen Sie darauf, Albrecht?"

Er springt auf und läuft unruhig durch das Zimmer. „Geben Sie doch zu, daß Sie es sehnlichst wünschen, Marie Agnes; daß Sie darauf hinarbeiten; daß längst die sanfte Stimmung verflogen ist, in der Sie geeignet waren, mir die Wege zu ebnen —"

„Sie überschätzen meinen Einfluß," sagt Marie Agnes.

„Nein, nein, Marie Agnes. Sie könnten mir helfen, wenn Sie wollten —"

„Ich weiß nicht," antwortet sie. „Und ich will auch nicht —"

„Was ist denn mein Verbrechen?" schreit Albrecht aufs äußerste erregt. „Habe ich Sie jemals belogen oder betrogen? Habe ich Sie nicht vielmehr geliebt? War es meine Schuld, daß Sie ängstlich und unentschlossen und mit tausend Bedenken: ich sei soviel jünger, was werde meine Familie sagen, was die Ihre und Gott weiß was, — mich hinhielten. — Warum soll ich nun dazu verdammt sein, von Erinnerungen zu zehren — wie?"

„Ich habe Isa nicht gegen Sie aufgebracht," sagt Marie Agnes kühl.

⁂ ⁂ ⁂

Warum fährt aus dieser Stadt ein Zug direkt zu Isa hin, wenn er jämmerlich — niedergeschlagen hier sitzt und den Entschluß nicht findet hineinzusteigen —

Was kann er verlieren — und wieviel ist zu gewinnen —

— — — Da liegt, den großen, glänzenden

Digitized by Google

See umkränzend, die Stadt. Wirklich eine Stadt, um darin froh zu sein. Sanft steigen ihre Hügel an und sind geschmückt mit hellen Häusern und Gärten. Hier ist alles Heiterkeit, und hier laufen diese gutgenährten blonden Burschen herum und hierher passen sie auch . . .

— — — Gegen Abend steigt Albrecht langsam, denn Reise und Erwartung haben ihn ermüdet, den schmalen Gang zwischen Gärten bergan, der zu Isas Wohnung führt.

Man läßt ihn ohne Umstände eintreten und öffnet ihm die Tür zu Isas Zimmer. Hier hat er einen Augenblick zu warten. Das Haus ist still — kein Schritt — zärtlich umfaßt sein Auge den Raum.

Isa tritt ein. Blasser — schöner noch. Sie fragt: „Sind Sie meinetwegen gekommen, Albrecht?" Er neigt den Kopf.

„Ich kam," sagt er, „weil ich nicht mehr warten will. Sie sind für mich, Isa, und ich lasse Sie nicht." — Er greift nach ihr, aber sie tritt schnell zurück. „Nicht mich anrühren," sagt sie klagend —

Schweigen. Isa betrachtet ihn. Er sähe blaß und ermüdet aus, sagt sie. Ob er nachts gereist sei. Er antwortet, daß er seit Monaten sich matt fühle, unruhig schlafe und zu nichts Lust habe. Daß es indessen zwecklos sei, davon vor ihr zu reden, da einzig sie die Ursache vorstelle. — Und eben deshalb sei er hier, um ein Ende zu machen. — Warum sie ihm nicht die Hand gäbe. — Sie tritt auf ihn zu und streckt ihm beide Hände hin. Er soll sich setzen; sie wird aus der Küche irgendetwas herbeischaffen für ihn — und hier ist auch Wein und Schokolade —

Er schiebt das alles beiseite, setzt sich neben sie und beginnt zu sprechen.

Warum sie fort sei aus der Hauptstadt. Warum sie geflohn sei vor ihm. Oder wisse sie etwa nicht, daß es so wäre. — Vor wem liefe man denn fort — doch nicht vor den Gleichgültigen . . .

Sie hält die Hände vor dem Gesicht — tief in die Höhlen der Augen stoßen ihre Finger —

„Sie sagten, Sie wollten Klarheit suchen, Isa," fährt er fort. „Worüber denn — wie? Wenn ich nicht wüßte, daß Sie mich lieben, ich ginge in diesem Augenblick —"

Isa rührt sich nicht. Schweigen . . .

Wie lange soll er noch auf dieses verschlossene Gesicht einreden. Er faßt ihre Gelenke an und reißt ungeduldig ihre Hände vom Gesicht. Er nimmt sie in die Arme, und Isa läßt es geschehn —

Sie hat kein Wort mehr zu ihm gesprochen, als er am späten Abend sie wieder verläßt. — Er kennt die Straßen nicht; steht an der ersten Gablung und sieht sich unruhig um.

Mühsam findet er nach einigen Irrwegen die Straße, wo sein Hotel liegt.

Als er am Vormittag wieder nach Isa fragt, sagt man ihm, daß sie mit dem Frühzug nach Hause gereist sei. Er holt seine Sachen und wartet auf dem Bahnhof den nächsten Zug ab —

Marie Agnes hat ihn erwartet, wie es scheint. Sie zeigt keinerlei Verwunderung über sein Erscheinen. Isa sei bei ihr, gewiß. Er habe es erreicht, sie vollständig zu verwirren und niederzuwerfen. Sie wisse nicht aus noch ein.

„Warum helfen Sie mir nicht?" sagt Albrecht und schüttelt verzweifelt die Fäuste vor ihr —

Sie wendet das Gesicht ab. „Ich kann nicht," antwortet sie.

— — — Albert tritt in Isas Zimmer. „Warum sind Sie vor mir geflohn?" fragt er —

„Ja, es ist wahr, ich leugne es nicht," antwortet Isa. „Solang' ich Sie kenne, flieh' ich vor Ihnen, Albrecht. Ich liebe Sie und dürfte es doch nicht. Ich suche diese Wirrnis meines Herzens zu durchdringen. Umsonst. Das Gefühl bleibt. Und ich weiß nicht, ob es gut ist oder böse —"

„Warum sollte es denn böse sein, Isa?"

„Sagen Sie selbst, wie könnte ich es aushalten, Ihnen zu gehören, da meine Mutter —"

„Nein — nein," schreit Albrecht erregt. „Es ist nicht wahr . . ."

Isa sieht ihm ernst ins Gesicht.

„Sie liebten meine Mutter?" fragt sie. Er antwortet: „Ja."

„Und meine Mutter erwiderte Ihre Liebe?" — „Sie hatte mich lieb und vertraute mir," antwortet er.

„Und niemals geschah das geringste, das heute unsre Verbindung hindern könnte?"

„Nein," gibt Albrecht zurück, laut und bestimmt: „Nein."

„Vielleicht reden wir aneinander vorbei. Ich muß mich klarer ausdrücken. Ich bitte Sie um etwas, Albrecht —"

Er streckt die Arme zu ihr aus. Was ist es, was wollen Sie, Isa?"

Sie lächelt ihm zu. „Ich will Ihr Ehrenwort," sagt sie, „daß meine Mutter Ihnen niemals gehört hat."

Albrecht fühlt, daß alles Blut aus seinem Gesicht geht — seine Hände werden schlaff —

„Hier ist mein Wort," antwortet er, „nein, niemals . . ."

Isa senkt die Augen. „Meine Mutter gab es mir zu," sagt sie leise. „Wie lieb müssen Sie mich haben, Albrecht, da Sie mich mehr lieben als Ihre Ehre —"

Digitized by Google

Das Kranichsteiner Jagdmuseum

Von Prof. Dr. Ludwig Heck

Als ich in meiner Vaterstadt Darmstadt die Schulbank drückte, wuchs da wirklich das Gras zwischen den Pflastersteinen hervor, und die Frankfurter sagten mitleidig-spöttisch: Darmstadt Armstadt. Sie gaben aber ihre Söhne gerne dorthin zur Schule und Erziehung; denn Darmstadt war damals schon eine hervorragende Stätte gesunder, körperlicher und geistiger Aufzucht, und neuerdings ist es vollends zu einem Kulturzentrum ganz eigner Prägung geworden. Das verdankt es der ungewöhnlichen Persönlichkeit des Großherzogs Ernst Ludwig, der auch heute noch trotz aller Ungunst der Zeiten in demselben Sinne unverdrossen und unermüdlich weiterwirkt.

Seine neueste Schöpfung ist ein Jagdmuseum. Wohl das einzige seiner Art, das es überhaupt gibt. Er hat es aus dem gesamten großherzoglichen Besitz an allem, was auf die Jagd Bezug hat, mit der verständnisvollen Hilfe seines Hofmarschalls, Grafen Hardenberg, eines ausgezeichneten Kenners der zugehörigen Kunst- und Kulturgeschichte, zusammengestellt und so Darmstadt wiederum um eine eigenartige Sehenswürdigkeit bereichert, die man um so weniger zu versäumen braucht, als, namentlich in der besseren Jahreszeit, ein wunderschöner kurzer Spaziergang vom Endpunkt der Straßenbahn, dem Gattereingang an den „Hirschköpfen", hinführt. Da liegt Schloß Kranichstein dann vor einem mit dem schilfumwachsenen Teich zur Seite, gar nicht höfisch steif und gespreizt, sondern so recht gemütlich und behaglich, wie ein zwangloser Sommersitz. Als solcher wurde es denn auch von den letzten Großherzögen benutzt. Heute ist aber das Jagdzeughaus auf der Wiese gegenüber, ein mächtiges Gebäude mit je einem kapitalen Hirschgeweih an den beiden Giebelseiten, einst vollgefüllt mit Netzen, Jagdlappen und anderem Jagdzeug allerart, das einzige, was äußerlich noch auf die Jagd hindeutet.

Das war in früheren Zeiten ganz anders; zumal im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wo überhaupt das höfische Leben und in diesem wieder der höfische Jagdbetrieb auf der höchsten Höhe war. Finden wir doch selbst Carolina, die Freundin Friedrichs des Großen (1721—1774), die nicht umsonst in der hessischen Geschichte die große Landgräfin heißt, also gewiß eine ernste, bedeutende Frau war, auf einer Miniatur der großherzoglichen Sammlung in einer Jagduniform verewigt!

Von der alten Jagdherrlichkeit der Barock- und Rokokozeit macht man sich heute nur schwer einen Begriff. Wir Darmstädter vielleicht noch am ehesten. Denn wir gewöhnten uns von Jugend auf bei unseren Spaziergängen durch den Wildpark an alle die unzähligen alten Gedenktafeln, auf denen zu lesen stand, daß Se. Hochfürstl. Durchlaucht auf dieser Stelle an irgendeinem schönen Tage des achtzehnten Jahrhunderts einen braven Hirsch oder starken Keiler geschossen habe.

Das Nonplusultra war und blieb aber doch, für mich wenigstens, der Hirsch-Sechserzug des Landgrafen Ludwigs VIII. (1739 bis 1768), der uns in einem Ölbilde überliefert ist. Künstlerisch nicht hervorragend, aber sachlich ohnegleichen: sechs kapitale Hirsche, zu je zweien vor einen verschnörkelten Muschelwagen gespannt, in dessen Schale mit herrischer Gebärde der Fürst sitzt. Auf dem Bock der Leibkutscher, der die beiden hinteren Hirschpaare in kunstvoller Aufschirrung fährt, während das vorderste Paar von einem zur Seite reitenden Stallmann auf einem Schimmel geführt wird. Die denkbar tollste Ausgeburt der Laune eines jagdnärrischen Fürsten!

Gleich, wenn man in den unteren Flur von Schloß Kranichstein eintritt, ist man schon mittendrin zwischen den Belegstücken und Andenken der hohen fürstlichen Jagd aus alter und neuer Zeit. Da hängen an den Wänden reihen- und massenweise die Damschaufler aus dem zweiten, nur mit diesem Wilde besetzten Park bei Groß-Gerau (Bahnstrecke Darmstadt—Mainz) aus der großherzoglichen Zeit und dazwischen naive Wasserfarbenbilder von Hirschen, Sauen und absonderlich schönen Bäumen aus der alten landgräflichen Zeit mit den unvermeidlichen ebenso naiven Jägerversen als Unterschrift. So bei einem Wildschwein, das „Seine Hochfürstl. Durchlaucht den 6. Januar 1748 an der Kranichsteiner Allee nächst der Speyerhügelschneise geschossen":

Du ritterlich und grimmig Schwein,
Wie saß'st du da auch ganz allein,
Herrn Landgraf hast du attaquirt,
Er gab dir auch, was dir gebührt.
Schoß dir ein Kugel auf den Leib,
Daß du nicht konntest laufen weit,
Dadurch machtest du auch allhier,
Dem Theueren Ludwig viel Plaisir.

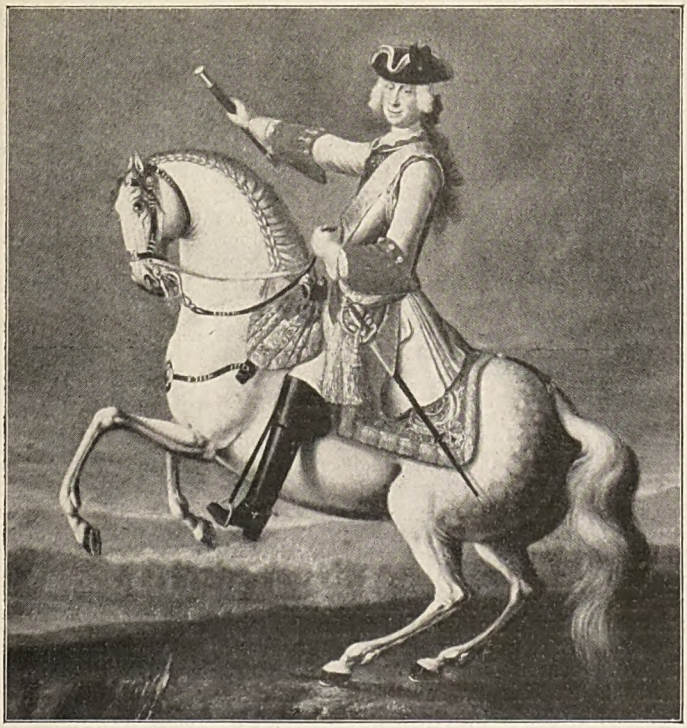
An dem unteren Flur liegen die Gastzimmer für die Darmstädter Spaziergänger, die mit Vorliebe nach Kranichstein kommen, weil der Schloßverwalter sie als Wirt ausgezeichnet versorgt. Die Wände dieser Gastzimmer sind bedeckt mit Jagd- und Tierkunstwerken, die einem Spezialliebhaber und -sammler schon das Wasser im Munde zusammenlaufen machen können. Es brauchen gar keine Originale zu sein. Da hängen z. B. ein Dutzend farbige Lithographien unseres gesamten Wildes etwa aus der Mitte

Digitized by Google

Wand im Rondell-Salon. Gemälde von Huth, Weimar

vorigen Jahrhunderts, das Haarwild von dem ausgezeichneten Darmstädter Jagdmaler Frisch, das Federwild von keinem Geringeren als dem richtigen „Tier-Wolf", der später in England ein so großer Mann geworden ist.

Und in dem anderen Gastzimmer, wo mir meine Mahlzeiten gereicht wurden, da mußte ich mich öfter selber ans Essen erinnern, obwohl es mir sonst im Leben an gesundem Appetit nie gefehlt hat. Denn da hängt an der Wand, gleich in zwiefacher Ausfertigung, ein Jagdbild von Eger, dem besten der landgräflichen Hofmaler, das mich leicht das Weiteressen vergessen ließ. Ich wäre aber kein echter Darmstädter Bub und kein echter Enkel des Oberförsters Schott aus dem Kranichsteiner Wildpark, wenn es anders gewesen wäre. Sah ich da doch vor mir das Halali, das Ende einer landgräflichen Parforcejagd im Großen Woog, dem altberühmten, um nicht zu sagen: berüchtigten Wahrzeichen der hessischen Residenz, dem aufgestauten Mündungsteich des schmalen, eng gewundenen und deshalb „Darm" genannten Baches, nach dem die Landeshauptstadt heißt. Der zu Stande gehetzte Hirsch steht im seichten Wasser, die Hundemeute kläffend um ihn herum. Ein Pikör hat sich nackt ausgezogen, ist ihm nachgestiegen, hat ihm ein Seil um das Geweih geworfen und will ihn daran ans Land ziehen. Ein zweiter Pikör hilft zu Pferde mit der langen Hetzpeitsche nach. Im Hintergrunde sieht man die alten Hochbauten, die noch heute Darmstadts Umrisse am Land-



Ludwig VIII. zu Pferde
Ausschnitt aus einem Gemälde von Johann Christian Fiedler

Digitized by Google

schaftshorizont wesentlich bestimmen: das Schloß, den Weißen Turm, den Stadtkirchturm und das „Pió“ (Pädagogium, später Realschule) mit seinem Schneckengiebel. Solche außergewöhnliche Wendungen bei der Jagd waren offenbar gar nicht unbeliebt und unerwünscht: steigerten sie doch jedenfalls das hochfürstliche Pläsier und Amüsement! Deshalb werden sie auch mit Vorliebe künstlerischer Verewigung gewürdigt.

Es gibt mehr derart in Kranichstein. Da ist noch der „Hirsch im Mühlgraben“, der laut ausführlicher Unterschrift „durch die Fürstl. Hessen-Darmstädter par Force Equipage im Griesheimer Eichwäldge angejagt“, „nahe der Eschol-Mühle bey Eberstadt in die Bach vor der Hunde Sich stellte“, schließlich, „als Er Sich bey einer Stunde lang hestig defendiret, in Gegenwart Ihre Hochfürstln Durchlt Des Regierenden Herrn Landgrafen und Dero Durchlauchten Frauen Schwester verwittibten Fürstin von Hessen-Cassel in Gefolge verschiedener Adeln Personhen, bey einem starken Anwachs von anderen Zuschauern, unter dem Mühl-Rad gefangen und von denen Hunden niedergezogen worden“. Ferner, alles von Eger, der „Hirsch auf dem Alsbacher Schloß“, einer der schönsten Ruinen der Bergstraße, aufgebaut wie zum Ballettfinale im zweiten Akt einer alten großen Oper. Der Hirsch steht im Mittelgrund hoch oben auf den Ruinenmauern, von den nachkletternden Hunden gestellt. Unten blasen die Piköre auf ihren Hörnern das Halali, während der Landgraf im blauen Rocke von unten den Fangschuß hinaufgibt. Und schließlich der „Hirsch im Treppenhaus von Kranichstein“ selber! In die Ecke geflüchtet vor den durch die Tür nachdrängenden Hunden, steht er neben den untersten Stufen der gewundenen Steintreppe. Über den Ausgang dieser Jagd ist nichts vermerkt. Er braucht nicht des Hirschen Tod gewesen zu sein. Denn schon damals begann man, mit diesem Requisit für sein Reitjagdvergnügen einigermaßen sparsam umzugehen. Oft fing man den weit von seinem Standort auf dem Felde gestellten Hirsch nur ein und brachte ihn unversehrt wieder in sein heimatliches Waldrevier zurück. Der „grüne Wagen“, der dazu diente, steht noch im Schloß Kranichstein.

Hofjagdmaler Eger mit dem Leibhusaren Ludwigs VIII. Der Maler hält den berühmten Narrenpokal der Silberkammer in der Hand

Weniger schonend ging man mit dem Schwarzwild um. Wohl in der Meinung, daß man dem robusten, urigen Wildschwein schon etwas zumuten dürfe, gebrauchte — um nicht zu sagen: mißbrauchte man es zu allerlei ebenso derben wie verschrobenen Jagdscherzen, deren künstlerische Belege im Kranichsteiner Museum gar seltsam anmuten. So eine Federzeichnung, auf der Sauen durch bodenlose Fässer ins Wasser gepeitscht oder über künstliche Gebirge aus Kohlen ins Wasser getrieben werden. Ferner die Abbildung einer „maskierten Saujagd in der Sorgenlos bei dem Landgräflich Hessen-Darmstädtischen Jagdschloß Kranichstein im Winter 1752“, auf der das teils weiße, teils schwarze Wild tatsächlich, ganz sonderbar „maskiert“ auftritt: mit kleinen Glocken nicht nur um den Hals, sondern auch an den Gewehren und am Bürzel, ja sogar mit dem weißen, gefältelten Halskragen des Hanswursten. Vorn steht eine Art grüner Wohnwagen mit Butzenscheiben, Leitertreppchen zur Tür und rauchendem Ofenrohr, in dem sich die Herrschaften wohl wieder aufwärmten, wenn ihnen bei ihrem Jagdkarneval zu kalt wurde.

Derartiges muß aber damals ein Zeichen der Zeit gewesen sein; denn in den kleinen grünen Büchlein, die der alte Fachschriftsteller v. Wildungen als „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber“ darzubieten pflegte, ist aus dem Jahre 1795 ein „figu-

Digitized by Google

Digitized by Google

riertes Jagen“ von Schwetzingen in der Pfalz beschrieben, bei dem Wildschweine gesattelt und gezäumt oder „in kleine Cariole gespannt wurden, in welchen ein Hase saß. Ein Fuchs stand als Bedienter hinten drauf.“ Was davon im menschlichen Sinne zu halten, ist klar. Als einer, der sein Leben lang mit Tieren zu tun gehabt hat, zerbreche ich mir nur den Kopf darüber, wie man das sozusagen: technisch fertiggebracht haben mag; denn ein Wildschwein ist doch kein Schaf und ein Fuchs kein Karnickel. Um zahme, dressierte Tiere hat es sich aber offenbar nicht gehandelt.

Noch weniger kann ich Auskunft geben über die „Schwärmerjagd“ auf Sauen, die in Kranichstein sogar von Eger verewigt ist mit einem langen Gedicht auf einer gemalten Fahne im Bilde selber, dessen Schluß lautet:

Man hat sie (die Sauen) weiters bracht
Zur Favoritenburg:
Nun dieses nemt in acht
mit Schwärmern durch und durch
geschossen, todt gemacht
wers hört nur drüber lacht.

Aber genug jetzt von verzopften Jägerlaunen, so bezeichnend sie als Kehrseite der bewundernswert hoch entwickelten Wildkenntnis und Jagdkunst für den Geist auch sein mögen! Wenden wir uns lieber zu dem ernstlich und ewig Wertvollen, das uns diese Zeit im Kranichsteiner Jagdmuseum hinterlassen hat! Denn das ist wahrlich nicht wenig. Sowohl natur- wie geschichts- und kunstwissenschaftlich betrachtet.

Da hängen in dem mittleren Haupt- und rechten Nebentreppenhaus, auf dem langen Flur, an dessen einer Seite die eigentlichen Museumszimmer liegen, und in diesen selber geradezu unübersehbare Massen von Hirschgeweihen, gesammelt bis auf die Gegenwart schon von den Zeiten des Landgrafen Ernst Ludwig her, des Vaters Ludwigs VIII. Hier sei eine neuzeitliche Gruppe hervorgehoben: die Viernheimer, weil sie nachweislich von zwei Spießern und wenigen Stücken Mutterwild abstammen, die sich in ihrem Standort im Ried der hessischen Rheinebene über das böse Jahr 1848 hatten hinwegretten können. Die Viernheimer Hirsche waren die Lieblinge des vorletzten Großherzogs Ludwig IV., zu dessen Regierungszeit sie gerade wieder so weit waren, daß sie regelmäßigen Abschuß vertragen konnten. Ihre Geweihe zeichnen sich durch eine gewisse Vielendigkeit aus bei mäßiger Stangenstärke, haben also ein gewisses Familiengesicht, wie das angesichts ihrer Geschichte als Vorkommensinsel des sonst im Hessenlande allermeist ausgerotteten Rothirsches auch nicht weiter ver-

Blick von der Zacharias Sonntag-Stube nach der Saubucht. Gemälde von Franz Huth

Digitized by Google

Der Hirsch-Sechserzug Ludwigs VIII. Gemälde eines unbekannten Malers

wunderlich sein kann. — Ferner sind da Jagd- und andere Waffen allerart, geordnet und aufgestellt von Dr. Wilbrand, einem hervorragenden Kenner und Sammler dieser Dinge; bemalte Jagdlappen zum Zurückscheuchen des Wildes bei eingestelltem Jagen, Saufedern zum Abfangen der annehmenden (angreifenden) Wildschweine, Jagdhörner; das alles teils sammlungsmäßig vereinigt, teils geschmackvoll als Schmuck in die Schauzimmer verteilt. Und schließlich ganz persönliche Bildnisse besonders starker oder sonstwie merkwürdiger Hirsche, die man schon zu Ludwigs VIII. Zeiten gebührend zu würdigen wußte. Ein Anzeichen, daß auch in diesen alten goldnen Zeiten der hohen Jagd der Wald nicht von Kapitalhirschen wimmelte, wie wohl mancher heutzutage denkt. Das Bedeutendste dieser Art ist wohl der 32-Ender, aquarelliert von dem trefflichen, schon mehrfach genannten Eger in einer Auffassung und Ausführung, die einigermaßen an die liebevolle und zugleich etwas naive Art Edmund Guido Hammers erinnert, des einst so beliebten Wildzeichners. Die bemerkenswerte Unterschrift lautet: Dieser Hirsch ist mit einem Gehörn von 20 Enden im Monath Augusti Ao 1763 bey Battenberg in Hessen lebendig gefangen, darauf nach Darmstadt geführt und daselbsten in die große Faisanderie bey Cranichstein gebracht worden. Nachdem nun derselbe im folgenden Jahre 22 Enden aufgesetzt, hernach aber Ao 1765 mit einem prächtigen Gehörne von 32 Enden erschienen, wurde er auf Hochfürstl. Befehl am 22. Aug. nach dem Leben also gezeichnet.

Auf dem Flur fällt noch ein Sofa auf, das in die Form eines Bootes gekleidet ist. Dann aber treten wir ein in die eigentlichen Museumszimmer.

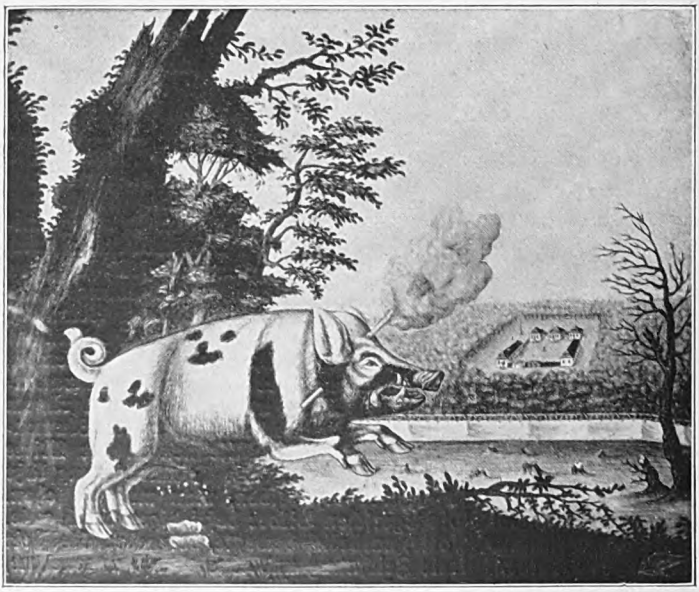
Zwei der Räume heißen die Egerstuben, nach Georg Adam Eger, dem besten Hofjagdmaler Ludwigs VIII., den man auch ohne jedes Zugeständnis an Zeitgeist und Zeitstil als sehr schätzenswerten Meister anerkennen muß. Er war der ständige Begleiter des Landgrafen auf allen seinen Jagden, und dieser verlieh ihm, um ihm unter den Kavalieren der Hofgesellschaft eine gleichberechtigte Stellung zu geben, eine „Hofjagduniform". In der ersten Egerstube haben mich die Möbel ganz besonders gefesselt; sie haben in ihrer Formen- und Farbengebung etwas ganz Apartes, um nicht zu sagen Pikantes: braunes Holz mit aufgelegten elfenbeinfarbenen Rosetten und anderen Ornamenten, auf den Lehnen der Stühle ein Schwanenornament; Stühle und Sofa mit hellgrünem Samt bezogen und darauf gemalte Blumenkränze, auf den Stuhllehnen in der Mitte ein bunter Vogel. Die Gesamtwirkung läßt sich schwer beschreiben, man muß es sehen. Die Egerschen Bilder befriedigen durch gute, flotte, natürlich bewegte, von jeder Steifheit freie Zeichnung und eine ebenso angenehme, fein zusammengestimmte, wenn auch etwas kühle Farbengebung. Sie haben das höfische

Digitized by Google

Hirsch im Treppenhaus zu Kranichstein. Gemälde von Georg Adam Eger

Jagdleben Ludwigs VIII. in äußerst anmutiger und anziehender, künstlerisch einwandfreier Weise verewigt und verherrlicht, sehr oft auf dem Hintergrund eines allerliebsten weißen Rokoko-Jagdpavillons, der Dianaburg, die im Laufe der Zeit vielfach verändert, im Kranichsteiner Wildpark heute noch steht.

Dazu kommen als Bildnismaler im großen, echt fürstlichen Paradestile der Zeit, aber dabei mit ausgezeichnetem malerischem Können Johann Christian Fiedler, von dem ganz prachtvolle Porträts in Kranichstein hängen, nicht nur von Ludwig VIII. und seinem Vater Ernst Ludwig, sondern auch von der Kaiserin Maria Theresia, der der früh verwitwete Ludwig VIII. mit tiefer Neigung angehangen haben soll, nachdem er sie als blutjunge Prinzessin am Wiener Hofe kennengelernt hatte. Ernst Ludwig (1688—1739) trägt auf dem Bilde noch die Allonge-Perücke und unter dem Hermelinmantel die eiserne Rüstung, Ludwig VIII. (1739—1768) die Rokokouniform des österreichischen Feldmarschalls, darüber ebenfalls den Hermelinmantel malerisch drapiert und den Marschallstab in der Hand. Solch ein Landgrafenbildnis von Fiedler und drumherum einige kleinere Parforcejagdbilder von Eger, das sind Zeiturkunden, Kultururkunden, die ihren Dauerwert haben und heute noch einen ungetrübten Kunstgenuß gewähren.



Scheckeneber mit Schwärmer geschossen. Gemälde von Nic. Michael Spengler

Das darf man sogar schon von Zacharias Sonntag sagen,

Digitized by Google

Digitized by Google

Egerstube. Gemälde von Franz Huth, Weimar

goldenen Pflanzenornamenten gemustert, durch ihre geschmackvolle Wirkung meinem Gedächtnis eingeprägt.

Sonst mag noch der Hirschsaal erwähnt werden mit seinen alten Kapitalgeweihen auf holzgeschnitzten Köpfen. Und schließlich die Saubucht, ein Museumszimmer, das so heißt, weil alles darin Zusammengestellte auf das Wildschwein Bezug hat. Zuvörderst fallen allerlei Wildschweinscheckten auf, die man da gemalt sieht. Auch solche mit roten „Hermelintupfen", wenn man so sagen darf, eine Farbenausartung, die bei gewissen Pferden wiederkehrt. Ferner eine schneeweiße Mutterssau mit rosenrotem Gesäuge, die auf einen schwarzen Keiler springt. Auf einem anderen Bilde sieht man einen schwarzen und zwei weiße Keiler. Derlei Farbenausartungen müssen also unter dem Schwarzwild damals nicht allzu selten gewesen sein: vielleicht begünstigt durch Blutmischung mit zahmen Schweinen, die zur Eichelmast in den Wald getrieben wurden. Ein drittes Bild, eine Sauhatz, zeigt den richtigen Solofänger oder „Kammerhund", so genannt, weil diese auch mannfesten Saupacker vom mehr oder weniger reinen Typ des bei uns längst ausgestorbenen Bullenbeißers, aus dem die Engländer ihren Mastiff gemacht haben, sehr oft die ausgesprochenen Lieblinge und Leibhunde ihrer fürstlichen Herren waren und mit diesen in deren „Kammer" schlafen durften. Auf dem Bilde steckt dieser Kammerhund auch in der Jagdausrüstung, wie sie ihm vorzugsweise gebührt: eine rot eingefaßte Lederdecke, die den ganzen Rumpf, insbesondere den Bauch, schützt und auf dem Rücken mit 16 roten Schleifen zugebunden ist. Er hat die Sau ganz stilgerecht und pflichtgemäß am Gehör gefaßt.

setzt, kaum mehr als den Titel eines Hofphotographen zuerkennen. Er mußte die vom allerhöchsten Herrn erlegten Hirsche abkonterfeien, schlecht und recht, so gut er konnte, und diese Souvenirbilder wurden dann an andere jagdliebende Fürsten geschickt mit verschnörkelt geschriebenen und gespreizt stilisierten Briefen. Solche kleine Aufmerksamkeiten, verbunden mit ein wenig jägerlateinischem Eigenlob, waren damals an den Fürstenhöfen Sitte.

Auch die Jagdbilder von Tobias Brachfeld, der, wie Fiedler, eigentlich Bildnismaler war, sind künstlerisch nicht hoch zu werten; über ihre „pomphaften, geäpfelten, blähhalsigen, fast kanapeeartigen Rosse" urteilt Graf Hardenberg mit Recht sehr hart.

Dagegen enthält der Parforce-Salon, so genannt nach Egerschen Parforcejagdbildern an den Wänden, laut Graf Hardenberg „das interessanteste Stück der ganzen Kranichsteiner Sammlung": „Ludwig VIII. auf der Fasanenjagd bei Scheinwerferlicht" von Seekatz, „der bedeutendsten und genialsten künstlerischen Erscheinung am Darmstädter Hofe" Ludwigs VIII.

Die Geweihe im Parforcesalon sind Jagdbeute des Großherzogs Ernst Ludwig, darunter einige Abnormitäten und besonders bemerkenswert ein weißer Hirsch, im Park erlegt 1902. Auch in diesem Zimmer haben sich die Polstermöbel, bordeauxrot, mit

Digitized by Google

Von der neuen Musik

Von Dr. Leopold Schmidt

Seit geraumer Zeit gibt es unbestreitbar eine neue Art Tonkunst. Eine Musik, die sich nicht ohne weiteres unter bisher geltende Begriffe bringen läßt, die auch den Aufnahmewilligen befremdet und verwirrt. Erst wagte sie sich schüchtern hervor und blieb auf esoterische Kreise beschränkt; über Nacht ist sie eine Modesache geworden, findet ein breiteres Publikum und füllt einen nicht geringen Bruchteil der winterlichen Konzertprogramme. Ihr Wesen ist nicht schlechthin aus dem ewigen Wandel der Dinge, aus dem unaufhaltsamen Fortschritt der Entwicklung zu erklären, der im geistigen Leben der Völker wie des einzelnen keinen Stillstand duldet. Es haftet dieser Kunst etwas so Absonderliches an, daß — gleichviel, wie man sich zu ihr stellen mag — ihre Erscheinung eine Betrachtung für sich erfordert. Will man sich nicht begnügen, einfach abzulehnen oder zuzustimmen, dann ist's mit den aus der Vergangenheit abstrahierenden Grundsätzen der Musiktheorie und Ästhetik so wenig getan wie mit dem Maßstab des persönlichen Geschmackes. Man muß versuchen, auf andere Weise zu objektiven Feststellungen zu gelangen.

Zu allen Zeiten ist der historische Entwicklungsprozeß ein Kampf des Neuen mit dem Alten gewesen. Die Geschichte der Musik als der jüngsten, am spätesten, aber auch am schnellsten entwickelten unter den Künsten ist eine Kette solcher Kämpfe bald lauterer, bald stillerer Art. Zuweilen macht die Entwicklung, an eine große Persönlichkeit geknüpft, einen gewaltigen Sprung vorwärts, zuweilen vollzieht sie sich langsamer und weniger merklich; immer aber bleibt sie im Fluß, in stetigem Fortschreiten. Die Argumente der Zeitgenossen gegen das Neue sind fast immer die gleichen. Im Hinblick auf ein irrtümlich für absolut und unveränderlich gehaltenes Schönheitsideal wird über den Verfall der Kunst geklagt. Den Komponisten wird Mangel an „melodischer" Erfindung vorgeworfen und die Sucht, um jeden Preis originell zu sein; ihren Werken wird Kompliziertheit, Formlosigkeit, übermäßige Ausdehnung und ungerechtfertigter Aufwand an Mitteln nachgesagt. Als Richard Wagner sich trotz alledem durchgesetzt hatte, die Unzulänglichkeit menschlichen Erkenntnisvermögens besonders stark zutage trat, da fühlte sich die öffentliche Kritik eingeschüchtert. Sie wurde weitherziger, vorsichtiger, aber auch unsicherer. Ist es nun gewiß zu begrüßen, daß sie sich heutzutage eine Reserve auferlegt, die nicht mit Urteilslosigkeit zu verwechseln ist, so darf doch das Mißtrauen in die eigene Meinung nicht zu weit gehen. Man soll nur nichts Unmögliches von der Kritik verlangen, soll ihre Aussprüche oder Eindrücke als zeitlich bedingte Ansichten, nicht als endgültige apodiktische Urteile werten — und jedes freie und ehrliche Wort ist erlaubt und nützlich. Eine gewisse zeitgenössische Musik macht es dem Beurteiler leicht, zunächst einmal festzustellen, daß in ihr der Umsturz des Bestehenden auf durchaus ungewöhnliche Art unternommen wird. Dieser neueste Vorstoß unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von den bisher bekannten Versuchen, musikalisches Neuland zu gewinnen, und kann deshalb auch hinsichtlich seiner Bedeutung und Wirkung für die Zukunft nicht aus der Erfahrung abgeschätzt werden.

Zum ersten Male, soweit wir die musikalische Entwicklung verfolgen können, tritt uns in der modernen Bewegung ein unverhüllter Radikalismus entgegen. Schon das Unvermittelte, Plötzliche, man möchte sagen Gewaltsame der Erscheinung ist in hohem Grade auffällig. Die Neuerungen früherer Epochen sind noch immer langsam, allmählich zutage getreten. Aus kleinen, oft scheuen Anfängen haben sie sich entwickelt, um nach und nach weitere Kreise zu durchdringen und so sich ihre Existenzberechtigung zu erobern. Man denke nur daran, wie langsam sich der Übergang von der einstimmigen zur mehrstimmigen Tonkunst vollzog, wie schwer sich die Instrumentalmusik von der Vokalmusik, das Dur- und Moll-System von den alten Kirchentonarten löste, wie zögernd die Chromatik und die frei einsetzende Dissonanz zur Einführung kamen, und welcher Zeit es bedurfte, bevor selbst eine so epochale Wandlung wie die zur monodischen Tonkunst in der musica nuova des 16. Jahrhunderts zum Durchbruch gelangte! Die Wurzeln der Wagnerschen Kunst und ihrer Theorien erstrecken sich bis über ein halbes Jahrhundert in die Vergangenheit. Man ist nicht von einem Tag zum andern zu 16stimmigen Messen, zu Beethovenscher Sinfonik, zu Liszt'scher Chromatik, zum Wagnerschen Musikdrama übergegangen; alles Gesunde, Lebenskräftige ist l a n g s a m emporgediehen.

Was weiter an der neuesten Musik befremdet, ist das Tendenziös-Systematische. Die historische Betrachtung lehrt, daß das wahrhaft Neue sich nicht bloß langsam entwickelt, sondern daß es auch zunächst immer nur gelegentlich, wie zufällig, in vereinzelten Fällen auftritt. Ganz natürlich; denn die berechtigte Neuerung entspringt einem künstlerischen Bedürfnis, der Sehnsucht nach einem Ausdruck, den auch der Hörer als notwendig empfindet, der nur so und nicht anders gegeben werden kann. Die großen Meister, die wirklichen Erfinder haben jederzeit das Alte nur aus Not verworfen, das Neue nur um seiner selbst willen gebracht. Unsere jungen Komponisten gehen nicht nur bewußt ab-

Digitized by Google

sichtsvoll zu Werke, sie überschütten uns gleich mit Dingen, die im Einzelfall und sparsam verwendet, vielleicht interessieren würden. Sie sind nicht kühn in freiem Gebrauch der Dissonanz, sie schreiben fast überhaupt nur noch Dissonanzen; sie schaffen die Harmonik im herkömmlichen Sinne gleich ein für allemal ab, sind tonalitätslos oder bichromatisch in ganzen Werken usw. Sie haben ein System. Es hält schwer, bei einer so gearteten Umwälzung an innere Notwendigkeit, an ein zwingendes künstlerisches Bedürfnis zu glauben.

Zu dritt wäre zu bemerken, daß diese Musik sich nicht mit dieser oder jener Neuerung begnügt, sondern daß sie die Grundelemente auflöst, an allen Pfeilern der Tonkunst zugleich rüttelt. Auch das läßt sich in den historischen Verlauf der Entwicklung nicht einreihen. Jede Reform, jeder Umsturz hat sich gegen einen bestimmten Teil der Kunstübung gerichtet, hat anderes unberührt gelassen. Jeder Fortschritt hat an das Vorhandene angeknüpft, hat Unbrauchbares ausgeschieden, Brauchbares in sich aufgenommen. Ja, es scheint sogar, daß stets das Gesetz eines gewissen Ausgleichs waltet, nach dem jede Neuerung auf der andern Seite eine Reaktion zur Folge hat. Die Epoche der Polyphonie und des kunstreichen Kontrapunkts stützte sich auf volkstümlich einfache Thematik; die Blütezeit des melodischen Ausdrucks bedingte den homophonen Stil; die Modernen, Meister der Harmonik und Klangfarbe, waren unproduktiv im Schaffen neuer Formen. So schritt eines immer gewissermaßen auf Kosten des andern vorwärts, der Zusammenhang wurde nie gänzlich unterbrochen, so daß man im Verlaufe etwa eines Jahrtausends von einer trotz aller Wandlungen einheitlichen Tonkunst sprechen kann. Die Vertreter der neuesten Musik predigen den Umsturz von Grund aus. Sie muten uns eine Umstellung auf allen Gebieten zu: in unserer Art zu hören und zu empfinden. Nichts von alledem, was wir geschätzt, angestrebt, für selbstverständlich gehalten haben, soll mehr gelten. Sie gehen radikal vor; sogar das Material des musikalischen Aufbaus (die Töne selbst und ihre Artungen) wird von ihnen für untauglich erklärt und umgemodelt.

Hierzu kommt noch der internationale Charakter dieser neuerdings aufstrebenden Kunstrichtung. Das ist keine romanische, keine germanische, keine slawische Musik — das ist ein Gemisch, zu dem die verschiedensten Nationen ihr Teil beigetragen haben. Ihrer Entstehung wie ihrem Wesen nach hat diese Kunst ein beinahe antideutsches Gepräge. Bisher haben epochemachende Neuerungen stets im Nationalen gewurzelt, bedingt durch das Klima, die Sprache, Kultur, Empfindungsart eines Volkes. Hierzu kommt ferner, daß durchweg junge Komponisten sich der Bewegung bemächtigt, die Führung an sich gerissen haben. Der Bruch mit der Tradition, die Aufstellung neuer Kunstgesetze war sonst die Tat reifer Meister, die ehrlich mit der Vergangenheit gerungen, sich ihr Erbe zu eigen gemacht, in ihrem Geiste Hervorragendes vollbracht hatten und nun auf dem Gipfel oder gar am Ende ihrer Laufbahn den Schritt ins Unbekannte unternahmen. Die Jünglinge, die jetzt so ungestüm an den Pforten rütteln, haben solche Ausweise des Könnens entweder gar nicht oder in sehr bescheidenem Maße gegeben; sie fangen dort an, wo andere aufgehört haben, und ihre Exzentrizitäten sind nicht das Endresultat einer voraufgegangenen Entwicklung.

Stellt man alle diese Tatsachen zusammen, so ergibt sich, daß die neueste Wendung der musikalischen Dinge nicht ohne weiteres den Wandlungen vergleichbar ist, die unsere Tonkunst bis zu ihrem heutigen Stande durchgemacht hat, und daher ist es noch keineswegs gesagt, daß auch für sie der Grundsatz gilt, nach dem zuerst Bekämpftes späterhin zum gepriesenen Fortschritt wird.

⁂ ⁂ ⁂

Über Nacht ist es gekommen. Unvermittelt, und doch nicht unvorbereitet. Zwar ist die jüngste Art zu komponieren nicht aus einer allgemeinen, allmählich sich verstärkenden Bewegung hervorgegangen, wohl aber haben, bevor sie um sich griff, einzelne Persönlichkeiten in mancher Richtung vorbildlich gewirkt. Den ersten Anstoß zu einer von der westeuropäischen Musikkultur abseitigen Entwicklung hat wohl der Franzose Claude Debussy gegeben mit seinem musikalischen Impressionismus, seiner nebulosen Stimmungsmalerei und seiner auf das Archaistische zurückgehenden Ganztonleiter, aus der er eine neuartige Melodik und Harmonik gewann. Weggenosse war ihm zum Teil der Engländer Frederik Delius. In Paris verfolgte dann die Schule von Vincent d'Indy ihre eignen, auf Neuerungen gerichtete Bahnen, wie denn in Frankreich auch zuerst die musikalische Exotik auf fruchtbaren Boden traf. In Rußland fand Mussorgsky bei Lebzeiten nicht allzuviel Beachtung; aber sein Naturalismus, seine Experimente im Musikdrama und im Liede erweisen sich in der Gegenwart einflußreich. Die stärkste Anregung ging in Deutschland von Arnold Schönberg aus, der in seiner Jugend ein von Wagner beeinflußter, durchaus normal schaffender Musiker, recht eigentlich der Vater der asymmetrischen, atonalen Musik geworden ist. In seinem „Pierrot lunaire", seinen Klavierstücken op. 11, seiner Kammersinfonie vollzog er den radikalen Bruch mit allem Herkömmlichen. Der Einfluß seiner Theorien gestaltete sich um so weitreichender, als Schönberg auch in seiner Wirksamkeit als Lehrer zahlreiche jüngere Kräfte an sich zog. Nennen wir noch den mit seinen Klavier- und Orchesterdichtungen jetzt in Deutschland viel aufgeführten Skriabin, den ob seiner robusten Rhythmen und brutalen Klangwirkungen von gewissen Kreisen bewunderten,

Digitized by Google

immerhin witzigen und mit einem unleugbaren Charakterisierungsvermögen begabten Strawinsky und Busoni, der manches aus zweiter Hand gab und mit umstürzlerischen Tendenzen sympathisierte, vor deren letzten Auswirkungen ihm später bange geworden ist — und wir haben die treibenden Kräfte so ungefähr zusammen. An sie nun schloß sich eine neue Generation, eine im Kriege großgewordene Jugend, die, lüstern nach neuen Idealen, um jeden Preis an die Oberfläche wollte. Kennzeichnend ist das gemeinsame Bestreben, nicht etwa die positiven Vorzüge jener Meister zum Muster zu nehmen, sondern sich ihre negativen Tendenzen anzueignen und ihre Manieren der eigenen (bescheideneren) Begabung anzupassen. Die Anregungen werden systematisch verarbeitet; der Genieblitz einer Kühnheit wird durch Generalisierung zur nichtssagenden Schulmanier; die ganze Summe der von begabten Gehirnen ersonnenen Möglichkeiten anormaler musikalischer Bildungen wird sinnlos gehäuft. Als die Zeitumstände dafür reif sind, interessierte Kreise ihre Unterstützung leihen, steht plötzlich eine völlig „neue Musik" vor uns, mit der wir uns wohl oder übel abzufinden haben. Ihre prominentesten Vertreter wurden schnell bekannt. Der Ungar Bela Bartok Paul Hindemith, ein von Haus aus geradgewachsener Musiker, der erst „mitmachte", als man ihn auf den Schild erhob (durch Begabung und Können die andern überragend), der in Vierteltönen schreibende Alois Haba und Ernst Kreneck sind die meist genannten Namen, denen man auf allen Programmen wiederbegegnet. Ihnen schließen sich der Wiener von Webern, der Engländer Goossens, der Italiener Malepiero, ferner Erdmann Petyrek, Scherchen, Artur Schnabel und andere Mitläufer an. Der junge Hans L. Heliot ist ein Beispiel dafür, daß die Bewegung bereits auf Amerika übergegriffen hat.

Welches sind nun die Merkmale dieser neuesten Musik? Sie sind leicht festzustellen, da die Erzeugnisse ihrer Komponisten untereinander eine merkwürdige Ähnlichkeit haben. Obwohl der Gruppe sehr verschiedenartige Individualitäten angehören, schreiben sie doch alle denselben Stil, und so scharf sich ihre Werke von der übrigen zeitgenössischen Produktion abheben — untereinander gleichen sie sich oft zum Verwechseln. Was zunächst äußerlich auch dem Laien auffällt, ist der ausgiebige, freie Gebrauch der Dissonanz. Im umgekehrten Verhältnis zu früher sind dissonierende Klänge die Regel, konsonierende die (oft ganz vereinzelte) Ausnahme geworden. Am häufigsten erscheint die Konsonanz noch als Einklang (unisono). Die Dissonanzen brauchen auch nicht „aufgelöst" zu werden; das Gesetz der bedingten Fortschreitung ist aufgehoben. Sie bewegen sich frei und selbständig wie die Konsonanzen, sie können auch am Schlusse eines Stückes stehen. Sonderlich beliebt sind unmittelbare Folgen von Sekunden, Quarten und Septimen, auch in den Außenstimmen, sowie das gleichzeitige Erklingen von Haupt- und Zwischentönen (c—cis, g—ges usw.). So entstehen Klangwirkungen, die den Eindruck des Zufälligen oder Willkürlichen machen, die selbst dem an moderne Musik gewöhnten Ohre abstoßend, falsch und häßlich erscheinen. Die Frage ist nun: sind die Bekenner dieser Kunst in Wahrheit Anbeter der Häßlichkeit? (Ihre bizarren Gedankensprünge, das Fratzenhafte ihrer melodischen Zeichnung deuten fast darauf hin.) Oder haben für sie und ihre Anhänger solche Klänge etwa Reize, die wir andern nicht empfinden, und die erst einer künftigen Generation sich ganz enthüllen werden? Beides wäre denkbar, wenn auch von unserem Standpunkt gleich wenig erfreulich.

In dieser mißtönigen, alles Normale geflissentlich meidenden Klangwelt sucht man vergebens nach klar umrissenen, plastischen Gedanken, nach einer Thematik im üblichen Sinne. Das hängt mit dem Prinzip der Atonalität zusammen, die unsere Futuristen in dem Grade charakterisiert, daß man ihre Musik schlechthin die „atonale" nennt. Die Skala, in der alle Töne sich auf einen Grundton beziehen, ist die Grundlage aller melodischen und harmonischen Gebilde. Eine Musik, die den Tonalitätsbegriff über Bord wirft, die Töne, ohne sie durch gegenseitige Beziehungen einzuordnen, als gleichwertiges Material verwendet, die daher auch keine Kadenz und keinen Leiteton kennt, kann naturgemäß keine „Melodien", keine „Themen" bilden. Es kommt über kurze, motivische Floskeln nicht hinaus.

Ein drittes wesentliches Merkmal ist der sogenannte lineare Kontrapunkt. Diese Musik soll horizontal gehört werden, nicht vertikal (akkordlich). Jede Stimme verläuft selbständig, ohne Rücksicht auf die zufälligen harmonischen Bildungen, die sich aus dem Zusammentreffen mit anderen Stimmen ergeben. Darin liegt ein Zurückgehen auf die Anfänge der Polyphonie, in deren weiterer Entwicklung sich später die Harmonielehre mit ihren Akkordbildungen als letzte Blüte der europäischen Musiktheorie auf so natürliche Weise eingefunden hat, daß uns jetzt schwer, ja fast unmöglich wird, uns, auch wenn wir es möchten, von harmonischen Vorstellungen loszusagen. Die Neuen wollen wieder eine Mehrstimmigkeit ohne Harmonik. Wie sie denn überhaupt bei allem ungestümen Drang nach vorwärts den Hang zum Unentwickelten, Primitiven, nicht verleugnen können. Primitiv ist ihre Formensprache, die zwar die Namen Sonate, Sinfonie und anderes beibehält, nicht aber die feine Gliederung und die architektonischen Reize des formalen Aufbaues. Sie bedienen sich nicht selten des figürten Stils und der Kanonform, des modernen Tanzes und des kirchlichen Chorals (die dreiste Geschmacklosigkeit sogar zu vermengen gewagt hat), aber sie mißachten die logische Durchbildung der Form, den

Digitized by Google

Wert symmetrischer Anordnungen, die Bedeutung der Koda. Irgendwo ist — man weiß nicht warum — das Stück plötzlich zu Ende. Gewollte Primitivität verbindet sich mit klanglichem Raffinement in der sparsamen Verwendung der Mittel (z. B. in Schönbergs „Pierrot lunaire"). Man geht auf das kleine, das Kammerorchester zurück, besetzt auch die Streicher solistisch und verzichtet auf den Farbenrausch der modernen Instrumentation. Aber auch hier wieder ein Rückfall ins Rudimentäre. Die Kunst, die Instrumente ihrer Natur nach, d. h. so zu behandeln, daß sie die möglichste Fülle an Klang und Charakteristik hergeben — eine Kunst, aus der unsere Meister ihre schönsten Wirkungen geschöpft haben — sie wird in souveräner Weise vernachlässigt. Primitiv endlich ist auch der Rhythmus, wo er nicht völlig aufgelöst erscheint. Entweder die verschiedensten Taktarten sind beständig ineinander geschoben, so daß eine im Grunde arhythmische Bewegung entsteht (wobei die Radikalen folgerichtig den Taktstrich fortlassen, wie durch die Atonalität die Versetzungsvorzeichen fortgefallen sind), oder ein banaler, robuster Rhythmus wird mit der wilden Lust unkultivierter, exotischer Völker zu Tode gehämmert. Die feinen Reize, das geistvolle Spiel wechselnder Rhythmen gehören mit anderen Kontrastwirkungen zu dem, was man in den Werken dieser Richtung vergebens sucht.

Noch mancherlei ließe sich zur Charakterisierung der Atonalen anführen. Hier sei nur auf die Begrenztheit ihres Stimmungsgebietes hingewiesen. Neben dem freud- und farblosen Ausdruck grüblerischer Versonnenheit, neben seltsamen Verstiegenheiten und jähen Temperamentausbrüchen nimmt das Skurile, das Parodistische und Groteske einen erstaunlich breiten Raum ein. Diese Musik scheint sich über sich selbst lustig zu machen. Selten oder nie ist sie der Träger einer weihevoll-ernsten, innigen oder anmutigen, einer befreiend heiteren Empfindung. Damit berühren wir den Hauptmangel, der auf ästhetischem Gebiete liegt: Diese Musik ist seelenlos. Sie kokettiert damit, daß sie es ist. Nicht übervollen Herzen entströmend, verstandesmäßig, nach bestimmten Rezepten am Schreibtisch gemacht, kennt sie nur artistische Werte und will sich an die Phantasie, nicht an das Gemüt der Hörer wenden. Damit aber hört sie auf, in höherem Sinne Kunst zu sein. Darüber ist nicht zu streiten wie über ihre Technik oder ihre Theorien. Seltsame Zeit, die diesen Mangel nicht empfindet, die solchen Werken Beifall klatscht, die verrücktesten Experimente geduldig und mit feierlich-ernsten Mienen, als ob es Offenbarungen wären, über sich ergehen läßt! Sie merkt nicht die grenzenlose Verarmung an musikalischer Substanz, nicht die Uniformierung und Sozialisierung des künstlerischen Schaffens.

Überraschend schnell hat die neueste Musik, dank der rührigen Propaganda aus sehr verschiedenen Gründen interessierter Kreise, in der Öffentlichkeit Boden gewonnen. Aber ebenso schnell wird sie eines Tages — es kann noch lange dauern — wieder verschwinden, wenn der Rechte kommt. Menschliche Schönheitsbegriffe wandeln sich, nicht ewige Naturgesetze.

Schon jetzt, nach kaum zweijährigem Leben, zeigt das Antlitz dieser neuesten Kunst Runzeln und Falten. In unglaublich kurzer Zeit haben ihre Effekte sich abgenutzt. Die Differenzierung des Tonmaterials in immer kleinere Bruchteile hat eben ihre Grenze genau so, wie die Steigerung der Dissonanzwirkung. Beiden steht die begrenzte Aufnahmefähigkeit des Ohres, die begrenzte Reizsamkeit des Nervensystems gegenüber. Die Dissonanz, einst der stärkste Trumpf neuerungsbeflissener Komponisten, ist heute so mißbraucht, daß sie in den Werken der Atonalen eigentlich überhaupt nicht mehr wirkt.

Und welche Entwicklung soll man von einer Kunst erwarten, die einseitig nur der Spekulation einer sezessionistisch gerichteten Komponistengruppe, nicht im Kontakt mit dem Leben, wie alle großen Evolutionen der musikalischen Vergangenheit, aus dem Verlangen, der Sehnsucht einer Allgemeinheit hervorgegangen ist?

Es wäre nun aber ungerecht, wollte man der neuesten Musik darum jedes Verdienst absprechen. Sie hat auch ihre sympathischen Seiten. Ich denke dabei an die Loslösung vom „Programm", die sie durchgesetzt hat, an die Intimität, die sie in Raum und Wirkung erstrebt, an die Betonung des wiedererwachten Idealismus nach einer dem Materiellen nur allzu eifrig huldigenden Epoche. Es ist überhaupt keine derartige Bewegung denkbar, die nicht irgendwie auch dem wahren Fortschritt diente, der künftigen Entwicklung nicht irgendeine Errungenschaft mit auf den Weg gäbe.

Fassen wir so die atonale Musik als eine Durchgangserscheinung, nicht als ein Ziel, ein neues Kunstideal auf, so braucht sie uns auch nicht besorgt und traurig zu machen. Der Nebel, den sie um sich verbreitet, wird früher oder später zerfließen, das „Feuerwerk" Strawinskys bald genug verpufft sein. Deshalb darf man sich wohl auch hier eines Wortes von Paul Heyse getrösten, das in dem „Spruchbüchlein" des allzu schnell vergessenen Dichters steht:

„Wenn aller Raketenspuk verweht,
Der hoch ergötzt die lieben Kleinen,
Dann werden in stiller Majestät
Die alten ewigen Sterne scheinen."

Digitized by Google

König Balthasar

Von Kurt Münzer

Wenn sich der Vorhang teilte, sah man zu den Klängen des Carmen-Marsches Miß Imogen in königsblauem Atlas — freier Busen, rotgefärbtes Haar, die Brillanten des Rajah um den runden, weißen Hals — sich inmitten ihres Tierstaates anmutig bewegen. Da spielten zwei junge Löwen in Babykleidchen kätzchenhaft miteinander, betreut von einem Bernhardiner in Kapothut und weiß-blau gestreiftem Leinenkleid. Auf einem künstlichen Baum aus goldgelben Stangen wiegten sich, gurrten, flatterten, krächzten weiße Tauben, Kakadus, Papageien, ein Hahn, eine Elster. Zur Linken saß um einen Tisch eine lautschwatzende elegante Gesellschaft aufgeregter Affen, im Frack die Herren, in großer Abendtoilette die Damen. Im Hintergrund reihten sich die großen Geschöpfe still, demütig, resigniert aneinander: ein ruhiges Schwein, ein Shetland-Ponny, weiße und schwarze Pudel, zwei Känguruhs mit gewaltigen Boxhandschuhen, ein silbergraues römisches Eselchen und in der Mitte dieser seiner Geschwister ein riesiger Bär, ganz dunkel, seidenglänzend, mit kleinen, sanften, feuchten Augen, in der schmählichen Erniedrigung seiner Verkleidung.

Wenn Miß Imogen in Militär- und Monarchenstaaten auftrat, immer nur in den Variétés der Hauptstädte, da kleine Bühnen sich den Luxus dieser grandiosen Nummer nicht leisten konnten, erschien der Bär in Rekrutenuniform mit Mütze oder in weißer Matrosenbluse und hieß Herr August oder Monsieur Coco oder Mister Plumpudding oder Muschik Pjotr, je nachdem. Aber in Republiken erhielt er einen Mantel aus purpurnem Kattun mit Hermelin aus Katze, und auf seinem kleinen Kopf wurde eine Krone aus Blech mit funkelnden böhmischen Glassteinen festgebunden. So tanzte er dann; er tanzte, der König Balthasar, wie Miß Imogen ihn dem ehrfürchtigen Publikum vorstellte. Er verneigte sich, riesig wie er war, mit segnend erhobenen Vorderbeinen, umrauscht von der Pracht seines Mantels. Über seiner breiten furchtbaren Brust schlenkerte eine goldene Kette aus Messing mit einem ungeheuren Ordensstern, und fest schmiegte sich um seinen Leib ein vielfarbiges Ritterband.

Das Theater jauchzte, brüllte, applaudierte, entlegene Königstreue zischten diese Blasphemie an. König Balthasar hatte kein Ohr für den Menschen. Er blieb gelassen, würdevoll und tanzte zum Valse bleu. Die ganze Tiergesellschaft hinter ihm wiegte sich mit zu den schmelzenden Geigen. Dann trat er ab, setzte sich in einen goldbronzierten Sessel und wohnte wahrhaft königlich überlegen den weiteren Produktionen seiner unglücklichen Gefährten bei.

Er trug keinen Nasenring, dieser gewaltige Waldbär. Ganz frei war er aufgewachsen. Er saß da und blickte ins Theater hinein, und Empfindsame, die von den Affen, dem Schwein, den Känguruhs den Blick ihm zuwandten, mochten denken, daß er da heimwehkrank an seine Urwälder Sibiriens, an Jagd, Winter, Sommer, warm zuckendes Fleisch, Waldbienenhonig und Spiel mit Geschwistern sich erinnerte, daß er am künstlichen Licht, an Menschen und Dressur litt und seiner herrlichen Tierbestimmung als ewig verloren nachtrauerte. Aber — er kannte keinen Wald, keine gerissene Beute, keinen Winterschlaf. Er war in der Gefangenschaft geboren, königlicher Sklave, von Miß Imogen als winziges Junges gekauft, von ihr mit der Flasche groß gezogen und also nichts Besseres, Wilderes, Schöneres als ein geduldiges, weltfremdes Haustier.

Miß Imogen täuschte in Atlas, Schminke und Rampenlicht dreißig Lenze vor und trug doch schon mehr als fünfzig im langsam müde werdenden Gebein. Und die Hälfte dieser Jahre war sie Dompteuse, nachdem ein Sturz vom Trapez sie für ihre ursprüngliche Arbeit in der Zirkuskuppel untauglich gemacht hatte. Sie war in die Manege übergesiedelt und bewies großes Geschick in der Dressur aller Arten Tiere. Dabei liebte sie das Tier nicht . . . Sie pflegte und behütete es, wie ein Akrobat seine Geräte betreut, ein Chauffeur seinen Wagen in Ordnung hält, ein Gärtner sein Gemüse hegt: um Nutzen aus dem Anvertrauten zu ziehen, nicht aus Liebe zum Objekt selbst. Sie erzog ihre Tiere nicht mit der Hingabe und Güte leidenschaftlich ergriffener Seelen, sondern nur wie ein bezahlter und gemieteter Pädagoge seine Zöglinge nach bewährten guten Prinzipien ausbildet. Und damit, was beim Menschen nur äußerliche Resultate hätte, reine Form zustande brächte, erreichte sie beim Tier das Genügende: Gehorsam, Disziplin, angstvollen Eifer. Sie gebrauchte Peitsche und Stock nur selten; sie hatte eine phlegmatische Geduld, konnte warten, konnte gleichmütig hundertmal eine Übung probieren. Ihre Liebkosungen und Belohnungen waren mechanisch;

Digitized by Google

aber das sanfte Tier, das ahnungslose, dankbare, gütige Tier erbebte unter jedem Streicheln der noch so unempfindlichen Hand. Es liebte sie als Herrin — wunderliches Tier, hochherziges Tier! Für sein bißchen Nahrung und Wärme und Streu dankte es mit Arbeit, Treue und Liebe, als wäre der es ausnützende, nur zu seinem Vorteil pflegende Mensch sein selbstloser Schöpfer und liebevoller Erhalter. Größer ist das Tier als der Mensch, schöner und christlicher. Es rächt sich nicht, es dankt hundertfach, es opfert sich freudig.

Miß Imogen hatte als Partner, Gehilfen, Tierwärter einen ganz jungen Burschen, der ihr Geliebter war. Er assistierte in Pagentracht, und die Peitsche, die die Tiere verschonte, traf bisweilen ihn. Zumal auf der Bühne, während der Nummern, hatte die boshafte Miß Imogen die Gewohnheit, mit der langen Peitsche so zu flitzen, daß die fein geknotete Schnur statt des ungehorsamen Tiers den Jungen an den seidenbekleideten Waden schmerzhaft traf. Sie hatte Verdacht, daß er sich heimlich über sie, ihr Alter, ihr Fett, ihre Toilettenmittel lustig machte, sie an die jungen Damen des jeweiligen Repertoires verriet und sie mit jeder ersten besten betrog. Der Bursche gab den Tieren wieder, was er bekam. Er schlug sie, zwickte sie, quälte sie und hätte sie hungern lassen, wenn nicht Miß Imogen immer selbst um das Wohl ihrer Geschöpfe sich bekümmert hätte. Fast täglich kontrollierte sie Käfige, Futter, Wasserbehälter und war überhaupt dem Burschen achtsam auf den Fersen.

An einem Abend, der Vorhang fiel, zögerte König Balthasar, seinen goldenen Sessel zu verlassen. Der Bursche lief hinzu, schlug ihm mit dem Peitschenstiel über die Nase, daß der Bär schmerzvoll aufheulte und ihn, doch sanft und vorsichtig, mit der unwiderstehlichen Pranke beiseite schob. Sein Feind hob den Bleiknopf noch einmal, aber Imogen trat schon dazwischen; die Bühne mußte schnell geräumt werden für Minnie und Jack, die wunderbaren Shimmytänzer. Sie zog den Bären an seiner strahlenden Ordenskette fort, und er folgte ihr willig, zärtlich brummend, schwer und würdig. Sein Käfig war in den Hof des Bühnenhauses gerollt, denn es war Mai, die Nacht warm. Aus den Stallungen klang das aufgeregte Schnattern der Affen, das Grunzen des Schweins, der Hahn, vom Licht verwirrt, krähte noch immer seine Arie.

Der Bursche zog den Bären weiter, als Miß Imogen in der Garderobe verschwand. Er beschloß, ihm Mantel, Kette, Krone zu lassen, damit so die Ruhe seines Schlafes gestört sei. Das Stahlband der Krone drückte den Bären, schnitt ihm in die Kehle, der Mantel hinderte ihn — Nun gut, für seinen Prankenstreich sollte er heut keinen Schlaf finden. Der Bursche drängte das Tier in den schmalen Käfig und lief zurück. Wenn Miß Imogen morgen zur Probe kam, würde alles in Ordnung sein.

Nun war, nach Licht, Musik und Lärm plötzlich feucht-laue Nacht, tief-still, um den einsamen Bären. Bald leerte sich auch das Theater, Stimmen schollen, Wagen rollten. Autohupen, Glocken der Straßenbahn. Und dann noch schöneres Schweigen. Helle Fenster erloschen, Laternen an Türen gingen aus, in den Ställen kam der Schlaf über die verwirrten Tiere, nur das Ponny stampfte, selbst im Traum zählend, seine Streu mit dem zierlichen Huf.

In einem Winkel des Käfigs lagen junge frische Möhren, das Geschenk eines jungen Mädchens für den Bären. Er ergriff eine, biß hinein, aber der süße, zarte Saft der sonst so geliebten Frucht schien ihm jetzt bitter und beißend. Er richtete sich auf, der Mantel umwallte ihn königlich, seine Krone stieß an die Decke des Käfigs, und lehnte sich, die Vorderbeine wie klägliche Armstummel erhoben, an das Gitter. Draußen die Freiheit — Er wußte nicht, was das ist. Dumpfeste Sehnsucht bedrängte ihn unverständlich, das Wissen der Ahnen war nur traumhaft und dunkel in ihm. Er war wie blind, empfand nur Unbekanntes überall, undeutbar, auch ungreifbar. Über dem Hof glänzten die Sterne des nordischen Himmels. Aus der Tiefe seines ahnungslosen Herzens hinaufbrüllend starrte das Tier in diese wunderbare, flimmernde Höhe, eine Welle Fieber ging durch sein Blut, sein dichtes, dunkles Seidenfell bäumte sich in süßem Grauen vor einer unverständlichen Allgewalt.

Da gab das Gitter sanft nach, die Tür war nicht verschlossen, öffnete sich lautlos, und sacht und leise sank der Bär, mitgleitend, auf seine Füße. Vor ihm war der offene Hof, ein weit klaffendes Tor führte auf eine Gasse, und ohne zu zögern, zu überlegen, langsam, schwer, bedächtig wandelte der Bär auf allen vieren dem Tor in die Welt zu. Der Mantel schleifte hinderlich um ihn. Aufgrunzend hob er eine Pranke, riß ihn ab. Da lag die falsche Königspracht im Staub des Hofes. Ein Atemzug, tief wie noch nie, hob die Brust des Bären. Aber das Ritterband beengte ihn. Ein Riß — da lag es neben dem Tor. Den Kopf schüttelte er umsonst, die Krone saß fest. Und die blecherne Ordenskette klirrte bei alldem schüchtern. Im Tor stellte er sich auf, in der nackten Schönheit seines Riesenleibes. Krone und Kette, aus

Digitized by Google

Gold, hätten ihn würdig geziert. Königlich, ein Herr fremder, gewaltiger Urwelten, schritt er ungeheuer, ernst und unaufhaltsam aus Sklavenschaft und Gefängnis in die mitternächtliche, leere und stille Stadt hinein.

Er verließ die schmale Seitengasse am Theater und trat auf einen weiten, dämmernden Platz. Eine Bogenlampe schwankte an hohem Mast, und ihr Licht beglänzte Wipfel und Rasenflächen. Anlagen dufteten nach Birkenlaub und Flieder. Ganz fern zogen lautlose Menschenschatten vorüber, kein Tritt scholl. Unbekannte Lüfte tief atmend, lief der Bär über den Platz, unter die Bäume, stellte sich auf, hob den Kopf, trank sich trunken an Waldahnung, an grenzenloser Freiheit. Seine Seele kam zu sich aus Erniedrigung, Knechtung, Ahnungslosigkeit. Das Blut seiner Väter in ihm begann sich zu lösen, stieg ihm ins Herz. Er brüllte auf, es war wie Gesang des Urgeschöpfs ans Firmament, die Burg seines unsichtbaren, wunderbaren Schöpfers. Er trottelte weiter, in eine Allee hinein, die an einem Ufer hinführte. Da breitete sich ein dunkel glänzender See zu jenseitigem Strande, wo Laternen wie eine mattgoldene Girlande den Fuß breitgipfliger Berge umschlangen.

Er witterte. Auf einer Bank schlief ein Mensch. Der Bär stellte sich über ihn, schnob ihm freundlich ins Gesicht — und fuhr zurück vor einem Schrei. Ein gräßlicher Schrei. Ein Antlitz, die Angst des Todes darin, die Furie des Wahnsinns, starrte ihm schneeweiß entgegen. Der Säufer, so fürchterlich geweckt, war jäh nüchtern bis zum Entsetzen vor dieser Wirklichkeit. Die Lähmung fiel von ihm, er floh, zum Ufer hin. Der Bär heulte ihm gutmütig nach: ich tu dir nichts, Mensch ... Aber der Mensch verstand ihn nicht; diese Urwaldstimme, Todesruf aus Sibiriens Wäldern her, besiegelte seine Panik. Die stille Flut schäumte auf, als er, die weiße Angst im Nacken, hineinsprang, schlürfte saugend an das Ufer, als er versank und hinaustrieb zu den Fischen im Grunde. Aber König Balthasar, erstaunt, seines Unheils nicht bewußt, ging weiter.

Hier standen Kastanien, alte Bäume, blühend, triefend von dem verzehrend süßen Duft ihrer still lohenden Kerzen. Der Bär umfaßte einen Stamm. Und in seinem zweijährigen Herzen erwachte die erste Regung der Sehnsucht. Er drehte den Kopf, die Krone funkelte, verzweifelt rang seine Dumpfheit nach Klarheit, Bewußtheit, verlangte aus der Einsamkeit seines Lebens nach Gemeinschaft, Mitwesen, Gefühl. Er hob die Pranke, erreichte einen Ast, zog sich hoch, erstieg den großen Baum, schmiegte sich in den kühlen Wipfel, seufzte tief und beseligt, schloß die Augen, träumte ... Sah zum erstenmal — die Väter traten in sein Blut, die angestammte Welt in seine Seele — den wilden Wald, Gebirge, Strom, Gefährten, eine Bärin ... Eine Welle seines eignen Bluts schleuderte ihn so hoch, in Entzücken, Schmerz, furchtbar süßem Verlangen, daß er erwachte, Halt verlor, abglitt und schwer auf seine Füße fiel. Er sah zum Baum hinauf zurück. Was war da oben, das er erlebt hatte? Welches Geheimnis gab es in diesem Wipfel, das ihn ahnungsvoll, schmerzhaft-schön befiel? ...

Er lief davon, trottete schnell, erschrocken vor dem Aufbruch seines Innern, dem Aufgang seiner wahren Welt, dem Blick der Möglichkeiten seiner Bärenwirklichkeit. Die Sterne flimmerten in den Steinen seiner Krone.

„Was ist das?" gellte eine Mädchenstimme. Im Schatten standen Mann und Frau umschlungen. Sie hatte, aus Versunkenheit gestohlenen Glücks die Augen der gnadenreichen Nacht wieder öffnend, die riesige Gestalt mit Krone und Kette gesehen, die furchtbarer als Tod in ihr Erwachen einbrach. Sie vergaß den Mann, riß sich los, noch ehe der Geliebte sah, was sich nahte, stürzte über eine Bank, schreiend, raffte sich auf. Der Bär hatte den Mann erreicht, der starr stehen blieb, festgebannt. Der Bär, als sähe er ihn nicht, schritt weiter, stieß den Versteinerten an, daß er wie ein Halm fortflog, gegen einen Baumstamm; es krachte; der Bär, aufgerichtet, die Schnauze erhoben, witternd nach seinem Traum, schritt dahin, als würde er Mauern, Bäume, Denkmäler, alles was nicht seine Welt war, gelassen mit den gewaltigen Pranken aus seinem Wege schieben, in Zerstörung, Tod, Trümmer, um sein Ziel zu erreichen ...

Eine Treppe führte zum Seespiegel hinab. Der Bär stieg hinunter. Seine Schnauze stieß Kreise in die stille Flut, die sich weiteten, weiteten — und er starrte ihnen nach, Erinnerungen kamen, die nicht die eigenen waren, urerlebte, von Müttern und Vätern her — See, Strom, Furt, Tränke — Wie fremd, und doch wie urvertraut schmeckte dieses Wasser, nach Tang, nach Gras, nach Fisch, nach dem Wasser der Freiheit — der Heimat — Er schlürfte es da aus der großen, liebevollen Hand der Natur, nicht aus Blecheimern, Holznapf, Tonne. Über den See kam Schneeluft von unsichtbaren Bergen, Firnen, Gletschern. Oh, er witterte Wirklichkeit seines ersten Traums auf dem Baum in dieser Nacht; er zog wild und Zähne fletschend die berauschende Luft ein; er keuchte im Antrieb

Digitized by Google

aufgewühlten Herzens, stieg die Stufen hinauf, von seinen Pranken floß das kühle Wasser, sah um sich, seufzte, schüttelte das Haupt, daß die Kette klirrte, und stampfte lautlos weiter in seine erste Nacht der Freiheit.

Er überquerte die Allee, die Straße. Da standen weiße Häuser in Gärten, alle mit dunklen Fenstern. Er trottete an den Gittern entlang — war das sein Käfig, an dessen Stangen er dumpf und traurig sich rieb? Er stellte sich auf — da war keine Decke, an die er stieß. Er umklammerte die kühlen Speere des Eisenzauns, hob sich empor, kletterte hinüber, ließ sich auf Blumenrabatten fallen und schob sich weiter. Ein Fenster war matt hell, weiße Gardinen hingen weich herunter. Da stieg er hinein.

In einem Bett schlief ein Kind, ein Mädchen von sieben, acht Jahren, eine Puppe an sich gedrückt. Durch eine offene Tür klang der laute Atem der Wärterin. Der Bär sah in das weiße Bett hinein, langte mit der Pranke nach dem Kind, hob es heraus; es erwachte, blickte verstört, noch immer die Puppe am Herzen, erkannte den Entführer, wollte schreien — da drückte er es an sich, verstand seine Angst, wollte es beruhigen, grunzte zärtlich, preßte Kind und Puppe an seine liebevolle, gewaltige Brust. Dem Kinde quollen die Augen aus den Höhlen, es gurgelte, in seinem Körperchen krachte es. Der Bär schüttelte es: Nun, keine Furcht, willst du ins Bett zurück? ... Es regte sich nicht, atmete nicht, wurde schwerer. Er ließ es fallen, es polterte gegen einen Stuhl. Davor erschrak König Balthasar, lief ans Fenster, schwang sich hinaus, und als Ruf und Schrei der aufgewachten, herbeigestürzten Wärterin grausig aus dem Hause klang, enterte er schon wieder den Gartenzaun und stand auf der Straße, floh zwei Ecken weiter, schnupperte, schüttelte den Kopf und blieb in tiefer Schwermut stehen.

In tiefer Schwermut. Als ahnte er dumpf, daß sein täppischer, hilfloser, verwirrter Weg Unheil, Tod über die brächte, die ihm begegneten. Er stellte sich auf, lehnte sich an einen Laternenpfahl, der arme, einsame König, fühlte sich verlassen, in liebloser Welt, Angst beschlich plötzlich ihn, und aus der offenen Freiheit sehnte er sich zurück nach Käfig, Musik, nach Miß Imogens Geruch, selbst nach dem Peitschenstiel seines Wärters. Er war verdorben vom Menschen, entseelt von Gefangenschaft, ein enttiertes Tier, also ein gottverlassenes Wesen.

Er ließ sich wieder niederfallen, trottete weiter, melancholisch, müde, wie ein verhungertes, verblödetes Pferd vor seiner Droschke. Die Krone auf seinem Kopf wackelte hin und her, wie er sich so wiegte und an den Häusern hinschob. Plötzlich horchte er auf, spähte.

Licht, Musik in einem großen Gebäude. Offenes Tor, feierliche Treppe. Er lief. Es zog ihn hinauf. Kam er da auf seine Bühne? ... Lauter wurde die Musik — Oh, er kannte ihn, den dämmerigen Walzer, den schmelzenden Rhythmus, sein Auftrittszeichen, Valse bleu aus süßen Geigen ...

Er kletterte schnell die Treppe hinauf, alles leer, nur hell, gleißend hell. Da kam ein Mensch, ein Mann, der aufschrie, eine Platte fallen ließ mit splitternden, klirrenden Gläsern. Sekt sprühte in die Nüstern des Bären. Er stellte sich auf, drückte gegen eine Flügeltür, die nachgab, und da stand er im Hochzeitssaal. Fünfzig Paare drehten sich zwischen weißgoldenen Spiegelwänden im Walzer, es duftete heiß, es schleifte, flüsterte, kicherte — aber eine Frau schrie auf, dann kreischten viele gellend, grell, entsetzlich. Alles stob auseinander, flüchtete an die Wände, und König Balthasar schritt schwer und unaufhaltsam wie durch ein weit sich ihm öffnendes Spalier durch den Saal, wo allein die weiße Braut stand, auch sie von ihrem Gatten dieses ersten Tages der Ehe verlassen, sie ganz allein, in Schrecken halb, halb in Mut, das Mädchen aus dem Märchen, das das angetraute Ungeheuer erwartet ...

Im ersten Bann des Grauens schwieg der ganze Saal, zusammengeballt starrten Männer und Frauen diesem Spuk ins Bärengesicht. Das elektrische Instrument in der Ecke aber spielte weiter. Aus dem orgelhaften Aufbau klang und klang schmelzend, wiegend, lockend Valse bleu — Valse bleu —

Der Tanz des Bären ...

Und König Balthasar, den Stern am Halse, die Krone auf dem Haupt, näherte sich der weißen Braut, dem jungen Geschöpf, das ihn wie unabweisbares Verhängnis erwartete, in Myrte, Schleier, glänzendem Atlas, Todesbraut. Er umschlang sie, drückte sie sanft an sich, wie Miß Imogen es ihm beigebracht, und drehte sich zu seiner geliebten Musik.

Da sank die Braut in Ohnmacht, wurde schwer in den Armen des Bären, sank hinüber. Und er griff mit der Tatze nach ihrem Haupt, hob es hoch, hob sie selber hoch wie Puppe, wie Feder, preßte die Entgleitende inniger und zärtlicher an sich, daß sie an seiner gewaltigen Brust erstickte. Er spürte, daß sie litt, und in Liebe zu dem schwachen Menschenwesen senkte er seine Zunge auf ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Brust und leckte sie wie Bärenmütter ihr Junges. Doch die zarte Mädchenhaut sprang unter seiner Liebkosung, und plötzlich schmolz der erste Tropfen Men-

Digitized by Google

Digitized by Google

schenblut auf der jäh berückten Zunge des Tieres ...

Mit diesem Tropfen trank er Urnatur, erwachte er zum wilden Wesen seines Ursprungs, er brüllte auf, hob noch einmal das schöne Haupt zu furchtbarem Umblick in die Welt, in die er verirrt — Dann schlug er Tatze und Gebiß in den Menschenleib unter ihm.

Aber indem er sich in Wonne und Trunkenheit bäumte, bäumte er sich auch im Todesblitz höher, schon über die irdische Lust hinaus. Es hatte jemand in diesen Minuten des grausigen Vorgangs eine Waffe geholt, und die Kugel drang in Ohr und Hirn des Bären. Gewaltig, ein Riese untergegangener Welten, im Spieltand königlich blechernen Schmucks, sank er aufbrüllend hin, das Mädchen mit seinem ungeheuren Leibe bedeckend, und beschloß im Rausch des Daseins Dasein, Sehnsucht, Sklaverei und Freiheit.

Bienenlegende. Von Hans Benzmann

Die Heide blüht. Die Ebene liegt weit
Rot schimmernd wollig wie ein Teppich da.
Nur Krüppelföhren die Unendlichkeit
Mit dunklem Grün betupfen fern und nah.
Da mitten drin, von Sonnenlicht beschienen,
Fährt Pater Benedikt zu seinen Bienen.

Das Wägelchen mahlt munter durch den Müll,
Der Schimmel pustet und die Deichsel pocht,
Der Pater glüht und schwitzt und freut sich still
Auf all den Honig, den die Heide kocht,
Und lauscht dem emsigen Summen mit Behagen —
Und sieht mit Schmunzeln schon die Stöcke ragen.

Er ist am Ziel. Das Rößlein ausgespannt
Die volle Krippe gleich zu finden weiß.
Der Pater geht bedacht von Stand zu Stand,
Umschwärmt von seinen Bienen zärtlich heiß,
Sie laufen ihn betastend über Hände
Und Arm und Antlitz schwirrend und behende ...

Was ist das nur? ... Was kommt ihm denn so vor —
Hört er nicht immerzu leise Musik?
Er lauscht und hält die Hand ans buschige Ohr —
Jetzt hört er nichts — doch jetzt im Augenblick,
Jetzt hört er's wieder — wunderliches Singen ...
Und ja, wahrhaftig, auch leis Orgelklingen ...

Er wandelt — und nun schon im Abendschein —
Verwirrt von Stock zu Stock ... er horcht ... und hört —
Und beugt sich nieder: hier, hier muß es sein —
Und steht entzückt, daß er es ja nicht stört,
Drei Schritt davor, und hebt und hebt die Hände —
Denn er erlebt die lieblichste Legende ...

In diesen Korb ziehn wie in Prozession
Die Bienen paarweis feierlich hinein,
Während die Orgel in dem kleinen Dom
Summt wundersein zarte Litanein.
Und als im Innern all die frommen Bienen,
Ist himmlischer das Wunder noch erschienen —

Hebt sich da langsam das gewölbte Zelt —
Und sieh, ein Kirchlein steht, aus Wachs, dafür,
Und auf und nieder, wie die Strophe fällt
Und steigt, schweben die Bienen um die Tür,
Um Fenster, Turm, Spitzbogen und Fialen,
Daß sie wie kleine Engel singend strahlen ...

Und nun, was könnten sie noch andres tun?
Für Honigs Götterspeis' paßt nur ein Dank:
Inbrünstig feierlich singt alles nun
Den ambrosianischen Lobgesang ...
Der Pater ist längst auf die Knie gesunken ...
Glühwürmchen mit den Lichtern heimwärts funken ...

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Flegeljahre. Von Otto Röse

Frei ist der Bursch!

In Neuseß, wo Rückert jüngst noch gedichtet hatte, im Nachbargarten seines Landsitzes noch von einem Hauch seiner ewigen Jugend umwittert, saßen wir Primaner und Sekundaner am 2. Juli 1869 und leiteten das Stiftungsfest unseres vom Herzog Casimir einst als Hochschule gestifteten, in Traditionen akademischer Freiheit verbliebenen Coburger Gymnasiums mit dem üblichen Kommers ein. Nie habe ich das „Frei ist der Bursch!" so begeistert gesungen wie dort, wo ich es zuerst erlebte, selten auch einer Feier so hochgestimmt entgegengeblickt wie damals beim Schlusse des Gelages, als wir zum Festzuge aufbrachen.

Es war später Nachmittag. Von steiler Kuppe warf die Feste Coburg ihren Schatten auf den Buchenhang links zur blauen Ferne des Thüringer Waldes, rechts glitzerten die Türme und Dächer der dem Fuße des Burgberges angeschmiegten Stadt. Der Weidegrund, den unser Pfad durchquerte, der Rahmen lieblicher Hügel, der uns umgab, die ganze Landschaft lächelte in sommerlichem Wohlsein. Wir, nur etwa unser dreißig, schritten munter aus, um den Direktor mit dem Lehrerkollegium und den Unterklassen, die sich uns anschließen sollten, nicht warten zu lassen. Mit Militärmusik ging es dann zum Markt und bergan zur alten Moritzkirche, die, wie eine Henne als Hüterin der Küchlein, den Kopf ihres einzigen ausgebauten Turmes über Häuser und Tortürme der Altstadt reckt. Ihr gegenüber steht das Gymnasium, ein stattlicher Barockbau mit dem überlebensgroßen Standbilde des Stifters an der Ecke des Oberstockes. Dem wohlbeleibten, knebelbärtigen Herrn in Koller, Pumphosen und Stulpstiefeln da droben galt unsere Huldigung. Wir scharten uns im Kreise, der Primus omnium erstieg die Leiter, pries den Erlauchten in selbstverfaßten Versen und bekränzte ihn mit Eichenlaub. Drei Kameraden, auf den Sprossen gestaffelt, reichten Bier hinauf. Hoch! Hoch und nochmals Hoch! Bei jedem Hoch ein Ganzer in die Gurgel und das Glas aufs Pflaster. Zum Primus taugte nur ein Hauptkerl, schwindelfrei und trunkfest. Ludwig Schemann, damals unser Wortführer, war beides und hat sich, wie die Annalen deutscher Geistesbewegung bezeugen, noch anderweit bewährt.

Der Haupttag, 3. Juli, wurde wieder in Neuseß gefeiert, mittags mit einem Festmahl, abends mit Ball. Dieser, sowie sein Gegenstück, unser Winterball in der Stadt, nahm in der Coburger Gesellschaft einen besonderen Rang ein. Die besten Familien der Stadt empfingen uns jahraus, jahrein als liebe Gäste; von Prima an war jeder von uns als Mitglied des Kasinos eingetragen. Wir genossen eine Vorzugsstellung, konnten es aber auch vergelten. Erklang bei uns die „Schöne blaue Donau" — ewig schön und damals neu —, so versammelte sich im Zeichen des Casimirianums ein Kreis von auserlesener Anmut; und kam um Mitternacht der Kehraus, so bildete der Heimweg durch die linde Sommernacht einen lieblichen Abschluß, der indes das Fest noch nicht beendete. Denn nun hieß es: auf Wiedersehn zu der Feier des dritten Tages, dem gemeinsamen Ausflug. Wer trotz aller Zartheit des bei uns üblichen Minnedienstes sein Herz zu lebhaft pochen fühlte, ging, anstatt zu Bett, der Sonne entgegen, trank Kaffee auf der Feste, genoß den Rundblick vom Thüringer Walde zum Maintal und schwelgte in froher Erwartung des Nachmittags, zu dem schon Musik nach einem ländlichen Ziele der Umgegend bestellt war. Der Abend schloß wieder mit Tanz und Heimkehr in der Dämmerung.

Inferno

„Schau, wie groß die Schar der weißen Kleider ist," sprach Beatrice beim Aufstieg zu den Höhen, wo „Licht der Erkenntnis, ganz erfüllt von Liebe" strahlte. Glaub's gern, daß es ihrem Begleiter droben besser gefiel als da, wo er herkam. Mir auch in Coburg besser als wo ich zuvor gewesen. Ich hatte nämlich die Untersekunda anderwärts abgesessen und mein gymnasiales Debüt beweint. Doch lag das nicht an der Stätte, die ich mit meinen Zähren benetzte. Arnstadt war und ist noch heute ein heiteres, schmuckes Städtchen, namentlich beliebt als Ruhesitz des Alters. Willibald Alexis und die Marlitt, beide im Rollstuhl, begegneten sich dort in der Lindenallee vor meinem Fenster und lächelten einander an. Weshalb mußte ich nur greinen?

Ja, was war es nur? Verstört hat's mich auf Jahre hinaus, unverständlich blieb es mir dann Jahrzehnte noch, bis ich im Geheimen Kirchenrat Professor D. Karl Alfred v. Hase den Freund fand, der mir aus eigener Erfahrung nachhalf. Er als Fachmann, ich als Laie, beide waren wir in derselben Religionslehre aufgewachsen, nämlich in der seines Vaters, des großen Theologen Karl August v. Hase; er in seinem Elternhause, ich in Schnepfenthal, wo Wilhelm Ausfeld als getreuer Jünger des Jenenser Meisters lehrte. Protestanten und Katholiken vereint

Digitized by Google

genossen wir da den Unterricht und wurden erst, wenn's zur Konfirmation der einen, zur Firmelung der anderen ging, von Geistlichen der beiden Kirchen hingewiesen auf das, was uns unterschied. So war ich für Arnstadt gar nicht recht in Form. Dort herrschte konfessioneller Eifer und nahm mich um so schärfer aufs Korn, als bekannt war, aus welcher Schule ich kam. Es war gut gemeint, doch nicht beglückend.

Die erste Frage, die der Geistliche mir vor versammelter Klasse stellte, zielte darauf ab, mich von meiner Unwissenheit zu überzeugen und in den Zustand der Zerknirschung zu versetzen, der zur Besserung führt. Sie lautete: „Wieviel Engel gibt es im Himmel?" Alle Finger fuhren in die Höhe, ich allein saß in Verlegenheit. — Ich solle mich schämen, erklärte der Lehrer; wer für Sekunda reif sein wolle, müsse wissen, daß nach dem Worte von den zwölf Legionen — die Legion zu 3000 gerechnet und die nötige Reserve vorausgesetzt — eine Mindestzahl von 40- bis 50 000 anzunehmen sei. Ich nahm es zur Kenntnis, war aber nicht zerknirscht, nur befremdet. Und als ich zum Gespött der Klasse nun alles, was andern geläufig war, Stunde für Stunde nachholen mußte, wurde ich vollends kopfscheu. Wehrlos wie ein Butterkrebs fühlte ich mich bedrückt, gezwickt, verwundet. Vor allem wähnte ich mich mißverstanden. Ich brannte darauf, mich einmal auszusprechen, mich erklären zu dürfen. Dann würde man ein Einsehen haben, dann würde alles gut.

Wie gerufen kam mir das Thema meines ersten deutschen Aufsatzes, der Rückertsche Vers:

„Die Natur ist Gottes Buch,
Doch ohne Gottes Offenbarung
Mißlingt der Leseversuch,
Den anstellt menschliche Erfahrung."

Ich stürzte mich auf die Arbeit und schrieb daran in jeder freien Minute. Mein älterer Bruder, schon gewitzigt, warnte: „Schreib nicht so viel, du vergrämst den Emil." Emil, so hieß der Lehrer des Deutschen, der zugleich unser Pensionsvater war, halb taub, daher mißtrauisch, aber eine Seele, der mein Herz vertraute. Die Feder lief mir über: 54 Quartseiten, das Zehnfache des sonst üblichen Umfangs. Und nun der Erfolg! Der sonst so liebe Emil tobte: ich sollte gestehen, wo ich's abgeschrieben hätte! Schließlich bekam ich ein zweifelhaftes Lob für Fleiß und eine Verwarnung wegen Irrlehren, die mein Verbleiben auf der Schule fraglich machten. Gewiß meinte er es gut mit mir, war nur verärgert. Ich aber brach zusammen. Mich schüttelte der Schauder der Verlassenheit. Zugleich befiel mich ein gräßliches Heimweh, mein erstes tiefes Leid. Ich wollte nicht getröstet sein, wühlte in meinem Schmerz als Verstoßener in einer Welt, die mich nicht verstand — ich dummer Junge, als wäre die Welt dazu da, mich zu verstehen, nicht ich sie!

Endlich fand ich einen Schlupfwinkel, der mir zur Heilstätte wurde. Gegenüber unserer Villa, die am Steilhang des Hügels lag, ragten aus der Tiefe die Türme der Liebfrauenkirche, des Juwels Thüringer Frühgotik, damals verwahrlost, nur noch belebt durch Glocken im hohen Gestühl, Glocken von wundersamer Fülle des Wohlklangs. Der Wärter der Ruine erbarmte sich meiner, öffnete mir, sooft ich kam, und ließ mich zu verabredeter Stunde heraus. Ich wollte zeichnen, habe aber so gut wie nichts geschafft. Um so empfänglicher genoß ich Entdeckungsreisen, die mich von der Krypta zum Dachstuhl führten, oft in Lebensgefahr, immer zündender für meine Phantasie. Unter freiem Himmel, da wo das Dach ansetzt, wuchs Gesträuch so dicht, daß es ein Wäldchen bildete. Dorthin brachte ich mir den „Faust" mit. Unter mir die Giebel der Häuser, noch tiefer die Straße, aus der nur verworrene Laute heraufdrangen, über mir die Türme, auf denen die Glocken den Sonntag einläuteten, — dort erfaßte ich ihn so körperlich, als erlebte ich ihn selbst. Er wirkte Wunder.

Als Butterkrebs hatte ich mich verkrochen, nun wuchs mir ein Panzerchen. Was in der Schule mich verwundet hatte, prallte ab. Ich fing wieder an zu lachen. Verkürzten sich Kameraden den allsonntäglichen Kirchenbesuch mit Romanlesen oder pfiffig versteckter Sechsundsechzig, so litt ich nicht mehr an der Zwangsidee, ich müßte Anstoß nehmen. Drückte sich der gute Emil, der mit dem Gesangbuche vorausgegangen war, bei schönem Wetter abseits und schloß sich erst beim Heimwege wieder an, so verargte ich es ihm nicht. Selbst meine Abneigung gegen Schulgenossen, die in schwarzen Mänteln und Baretts durch die Straßen zogen und vor den Türen sangen, schwand dahin. Schon schloß ich mich denen, die Theologie studieren wollten, beim hebräischen Unterricht an, doch tat ich das nicht aus innerem Beruf, vielmehr aus Abenteuerlust, um Missionar zu werden und wie Livingstone Entdeckungen zu machen. So maßlos gipfelte die Zerfahrenheit, an der mein Arnstädter Leben krankte. Vor ihren Folgen hat mich ein gütiges Geschick bewahrt, das strafend eingriff.

Ein Oberprimaner, der eigenbrödelnd seinen Studien lebte, meinen Bruder aber zu mathematischen Übungen und mich zum Schach heranzog, brachte uns auf David Strauß. Die Werke des schwäbischen Zweiflers galten damals wohl schon als wissenschaftlich überwunden, setzten uns Kindsköpfe aber in Gärung. Das Halbverstandene reizte zum Disput; wo wir gingen und standen, haben wir darüber hin und her geredet. Eines Tages wurde mein Bruder vor das Lehrerkollegium befohlen. Ein Arnstädter Bürger hatte das Stichwort David Strauß gehört und dem Direktor hinterbracht. Der machte kurzen Prozeß: Consilium abeundi. — Zu Neujahr 1869 ging mein Bruder nach Coburg, Ostern bin ich ihm gefolgt.

Digitized by Google

Zwei Pensionskameraden haben mir mein letztes Arnstädter Vierteljahr verschönt: Otto v. Plüskow und Hugo Riemann. Beide wuchsen zu Männern erster Größe heran, der eine als Flügelmann des Heeres, der andere als Musiktheoretiker. Riemann war als Dichter schon bekannt, als er die Roßlebener Klosterschule verließ, um sein Abitur beim Emil zu bauen. Ich entsinne mich, wie Julius Rodenberg seinen geschätzten Mitarbeiter besuchte und dieser ihm mit einer Schärfe der Selbstkritik, die der Höhe seiner Begabung entsprach, erklärte: Schriftsteller von Beruf wolle er nicht werden, weil es zum ersten seiner Zeit bei ihm nicht reiche. Mit 19 Jahren! Als guter Kamerad aber las er uns vor und fesselte uns besonders mit Stücken seiner Lyrik, in denen es noch jugendlich gor. Nur zu tief ergriff mich der Aufschrei aus der Seelennot des körperlich Reifenden, einer Pein, die mich verfolgte und manchen meiner Altersgenossen in den Tod gejagt hat. Sah ich vor meinem Fenster die Liebfrauenkirche und hörte das heisere kjack, kjack! der schwärmenden Dohlen, so käute ich wieder und wieder:

„Ihr Dohlen, schwarze Pfaffenschar,
Gelüstet euch nach meinem Blut,
So wartet noch ein einzig Jahr,
Dann tut euch was zugut."

Neues Leben

Arnstadt und Coburg waren Pol und Gegenpol der Achse, um die sich das Erziehungswesen dreht. Da fragt es sich: was tun wir mit dem alten Adam? Die Klosterschule von 1320, im 16. Jahrhundert zwar reformiert, doch dem Geist des Mittelalters treu geblieben, sprach: „Er sei verflucht, der Vater der Sünde! Schlagt ihn tot, und läßt er sich nicht abtun, knebelt ihn!" So Arnstadt. Wogegen der Coburger Stifter einwarf: „I bewahre! Ihm ist, wie jedem Gottesgeschöpfe, eine Güte angeboren, die nur der Pflege bedarf, um edle Frucht zu zeitigen. In Freiheit erzogen, wird er ein Prachtkerl." So das Kind der Neuzeit. Womit freilich nicht gesagt ist, daß die Neuzeit immer recht habe. Je nach Menschenmaterial und Ziel der Erziehung glückt es auf die eine oder auf die andere Weise. Coburg aber hatte von Anbeginn eine Sonderstellung eingenommen.

Herzog Casimir stiftete sein Casimirianum im Jahre 1605 für eine Auswahl seiner Landeskinder, die er zu leitenden Stellen bestimmte. Er brauchte Männer von Verantwortungsmut und Bewußtsein dessen, was sie ihrem Stande schulden. Mit Verbot und Knebelung war das nicht zu erzielen. Also gab er akademische Freiheit und krönte den gymnasialen Unterbau, damals Trivialschule genannt, mit einer den Lehrstoff aller Fakultäten umfassenden Hochschule. Die Gemeinschaft der Universität Jena wurde gekündigt, da Herzog Casimir seinen Weimarer Vettern, die hinter dem Rücken seines seit dem Schmalkaldener Kriege lebenslänglich eingekerkerten Vaters Coburg geschädigt hatten, ohnehin nicht grün war. Der junge Fürst schlug neue Bahnen ein, befahl, was damals unerhört, die deutsche Sprache zu pflegen, überbrückte auch Standesgegensätze, indem er Tanz-, Fecht- und Reitmeister nebst den Pferden seines Marstalles nicht nur den Sprößlingen des Adels zur Verfügung stellte, diesen vielmehr ein hohes Schulgeld auferlegte, um unbemittelten Söhnen des Volkes eine mit jenen gemeinsame, einem gehobenen Stande angemessene Erziehung zu erteilen. Gesorgt war da für Leib und Seele. Freischüler bekamen täglich zwei kräftige, warme Mahlzeiten und zu jeder ein Maß Bier. Im Dreißigjährigen Kriege ging zwar der Stoff aus, kaum aber floß wieder Friedensbier, als der Landesherr die Mahnung des Rektors beherzigte, daß „das Wassertrinken contra fundationem in academiis. dahin die alumni später sich wendeten, dem fürstlichen Collegio einen schimpflichen Nachklang verursachen und Ihro Fürstl. Gn. disreputirlich sein werde". Gutes Bier und reichlich war in Coburg immer Ehrensache.

Die akademische Freiheit ist dabei gediehn, hat den Vater unsres Goethe und noch manchen, der ihr Ehre machte, erzogen, sich auch späterhin behauptet, als das neuzeitliche Schema des Unterrichts den Lehrplan der Hochschule umstieß. Die Magna Charta unserer Rechte hüteten nun wir Gymnasiasten im Bewußtsein, daß wir uns ihrer wert erweisen mußten. Gab es Anstoß, so griffen wir als Kameraden ein und erteilten Rüge oder Verruf, sogar Verruf auf unbegrenzte Zeit, so daß kein unverbesserlicher Rüpel sich halten konnte. Die grüne, goldbordierte Mütze des Casimirianers ist keinem geblieben, der sie verunzierte. Deshalb waren wir doch keine Lämmer, wir haben reichlich getollt, so daß das Lehrerkollegium immer noch Karzer genug diktieren konnte. Aber das waren Interna, die nach außen unsere Stellung nicht berührten, keine, die uns der Freiheit unwert machten.

„Also bist du nicht so schlimm, o alter
Adam, wie die strengen Lehrer sagen."

Nur lobte er bei uns nicht, wie bei Mörike, „den lieben Schöpfer und Erhalter". Wir lebten wie Athener zur Zeit des Perikles, gut und schön in unserer Weise, ernstbewegt von Äschylos und Sophokles, noch nicht einmal überzeugt von Sokrates. Da klaffte eine Lücke, und seltsam: sie war uns nicht einmal bewußt. Uns fiel nicht auf, daß seit Menschengedenken kein Casimirianer den geistlichen Stand gewählt hatte. Ich empfand die auf Mißwachs gefolgte Brache als Wohltat bis später, in Jahren des tätigen Lebens, eine höhere Hand den Acker stürzte und die Saat der Kindheit weckte. Diese war mir doch geblieben. Während des Religionsunterrichts pflegte, da selbigen Tages Mathe-

Digitized by Google

matik kam, die Klasse mit Rechenstift und Reißzeug zu hantieren. Mir aber lag daran, vom Vortrag des feinsinnigen, uns allen persönlich lieben Hofpredigers Hansen noch etwas aufzuschnappen.

Eines Tages kam der Direktor herein, der „Zeis", wie wir ihn wegen einer Balggeschwulst nannten, die er am Scheitel trug; wir meinten, das sei Athene, die dem Haupte des Zeus, oder wie er aussprach, Zeis, entsprang. Nun sollten wir zeigen, was wir gelernt hatten. Die Prüfung beschränkte sich indessen mehr und mehr auf ein Gespräch des Geistlichen mit mir. Der Zeis schüttelte sein weisheitschwangeres Haupt und ging. — In nächster Stunde hatte er mit uns Sophokles zu lesen. Als er nun wieder eintrat, war es, als führte er den Chor der Greise zum Schlusse der Tragödie, wo Schuld und Sühne abgemessen werden. Lange musterte er uns schweigend. Dann begann er in Trauer versunken: „Was habe ich sehen, was habe ich hören müssen? Sie sind in der Religion geprüft worden, und keiner hat bestanden." Eine Pause. Dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Was sage ich: keiner? einer doch, und das war — Röse!!!" Mein Name entrang sich seinen Lippen wie ein Schrei des Entsetzens.

Der liebe alte Brummbär! Gerecht erkannte er an, scharf setzte er zugleich den Dämpfer auf, denn ich machte ihm Sorgen; machte es ihm schwer mit all dem Übermut, der in mir kicherte. Ich war in meinen Flegeljahren. Schon hatte der feierliche Schulrat Trompheller erklärt, ich sei ihm ein Brechmittel. Im Lehrerkollegium entfremdete ich mir gewichtige Stimmen, auch den Mathematiker Prof. Mauritius, der mir, da ich für sein physikalisches Kabinett Wandtafeln malte, anfangs gewogen war. Ärgernis entstand durch ein größeres Werk, das er mir auftrug, ein Transparent, das bei den Siegesfesten 1870 unser Schulgebäude schmücken sollte. In der Aula entwarf ich das 5 Meter hohe Bild, frei nach Spangenbergs Gemälde, dem über den siegreichen Nord- und besiegten Südstaaten Amerikas schwebenden Friedensengel. In der Dekorationswerkstatt der Gebr. Lütkemeier führte ich es aus und legte, die Untermalung färbend, die letzte Hand an, als die Michaelisferien mich nach Schnepfenthal riefen. Ich kehrte pünktlich zurück. Eigenmächtig aber hatte der Professor, der den Einzug in Paris binnen wenigen Tagen schon erwartete, mein Werk von gewerblicher Hand vollenden lassen und, da diese bezahlt sein wollte, an die Stadt abgetreten, die für die Kosten aufkam. Ich fühlte mich gekränkt und setzte den Trotzkopf der bewußten Jugendjahre auf. Mein Engel flammte am Rathause, mich aber ritt der Teufel. Ich gab dem Professor die technischen Tafeln zurück, und das war Tusch.

Und wäre es noch dabei geblieben! Kaulbachs Reineke Fuchs-Bilder reizten mich damals, menschliche Züge in vierfüßigen, auch gefiederten Mitgeschöpfen zu finden. So zeichnete ich eine „Tierkirche" voll Figuren, die jedermann erkannte oder zu erkennen glaubte: den Mathematiker als Ziegenbock, den Schulrat als Ochs, den Historiker als Schwein, den Diakonus als Hammel, auch Herren und Damen der Gesellschaft, wie sie gerade meine Spottlust kitzelten. Das Blatt zeigte ich meinem Freund und Gönner, dem Stadtkämmerer Hartung. Der schmunzelte und schob es in die Aktenmappe, die er zur Magistratssitzung mitnahm. Von dort hat es die Runde in der Stadt gemacht. Ich erwarb einen neuen Gönner, Gustav Schauer, den Besitzer des großen Münchner Kunstverlages, der mir in seiner Villa einen Platz einräumte, wo ich zeichnen und Kunstgeschichte studieren konnte. Schwül wurde mir freilich beim Gedanken, daß Klagen kommen könnten. Aber die Coburger Gesellschaft nahm es nicht übel, daß ich sie lachen machte, und im Lehrerkollegium blieb alles still. Wer im Gymnasium seine Hand über mich hielt, auch noch in schwerer Gefahr, die ich leichtsinnig heraufbeschwor, behütet hat, sollte ich erst später erfahren.

Erstlinge

War am Montag deutscher Aufsatz abzuliefern, so ging es Sonntags in meiner Bude lebhaft zu. Nach der Uhr bestellte Kunden kamen und gingen. Jeder kriegte seinen Aufsatz diktiert, gleich ins Reine mit verbürgter Zensur: 1, 2 oder 3, je nach dem, was er anwenden wollte. Feste Preise, dazu die unentbehrliche Zigarre. Wie ein Musikbeflissener, der sein Thema in verschiedener Tonart und wechselndem Rhythmus zu einem Galopp, Walzer oder Trauermarsch abwandelt, übte ich das Spiel der Form und berauschte mich an Variationen, deren gemeinsamen Ursprung der Rezensent nicht ahnen durfte. Zur 1 brauchte ich nur die Gedanken des Auftraggebers, Schulrat Trompheller, mit seinen Lieblingsworten auszudrücken, zur 2 einen Widerspruch einzuflechten, zur 3 zu diktieren, wie mir der Schnabel gewachsen war. Für den eigenen Aufsatz bekam ich meistens eine 3, bestenfalls 2, stets mit dem pädagogischen Zusatz: wenn ich es ernst nehmen wollte, könnte ich es besser machen.

Der Betrieb ging von 7 Uhr früh bis Mittag, je 1 bis 1½ Stunden für den einzelnen. Pünktlich mußte ich dann essen, denn ich erwartete meine Unzertrennlichen, Gruner und Heusinger, hochbegabte, fleißige Kameraden, die sich den Ehrenplatz des Primus streitig machten. Der Sonntagnachmittag gehörte unserem Kleeblatt. Ich lud die Freunde einmal zu Tische, um ihnen beizubringen, was für ein Leckerbissen, würzig zubereitet, das in Coburg verachtete Kaninchen sei. Tags zuvor hatte ich es gespickt. Der Stubenofen diente, da wir Winter hatten, als Bratröhre. Beim Diktieren ging ich auf und ab und begoß, wobei Gruner mich ablöste, den Löffel ergriff und das Brätchen so geschickt

Digitized by Google

betreute, wie er später, hochverdient ums Vaterland, das Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung hergerichtet hat. Wer hätte damals prophezeit, was aus uns würde? Der lebensprühende Heusinger starb als junger Mediziner. Mir lag es noch am nächsten, daß ich der schönen Zeiten unseres Kleeblattes Chronist werden sollte.

Flegeljahre! In Coburg hatte Jean Paul die seinigen verfaßt, und das war nicht gar lange her, lebte noch im Gedächtnis von Zeitgenossen. In der Familie des Bürgermeisters Muther, wo der Sohn des Hauses, später der glückliche Direktor einer Aktienbrauerei in Bayern, und seine liebenswürdige Schwester, eine Zierde unserer Bälle, einen angenehmen Kreis versammelten, erzählte mir eine alte Dame von dem Dichter, wie er im Grunerschen Hause der Gymnasiumstraße wohnte, morgens mit seiner Mappe zum Garten seiner Hauswirte jenseits der Itz wanderte, in einer Laube schrieb und eine Pulle Rotspon dazu leerte. Lauschte ich der Greisin, so stieg mir's lieblich zu Kopfe: Geißblattduft, Burgunderbukett, Poetenrausch, alles lullte mich in sanften Nebel. Hatte ich für Jean Paul schon geschwärmt, so eignete ich mir jetzt an, was sich ihm abgucken ließ; habe es mir dann — auch den rubinfunkelnden Frühtrunk — wieder abgewöhnt, als die Jahre holder Narrheit schwanden. Indessen lebte ich vergnüglich vom Ertrag meiner Erstlinge, schrieb hin und wieder für die Hildburghäuser Dorfzeitung, damals das meist gelesene Blatt Mitteldeutschlands, und fand in Gottfried Keller und Wilhelm Raabe schon passendere Vorbilder meiner Schriftstellerei, da mir ein guter Kamerad, Hans v. Kalckreuth, die Bücherei seines Elternhauses öffnete, die, fast so umfangreich wie unsere Schnepfenthaler, doch von genußfreudigen Weltkindern gewählt war.

Aus Stuttgart kehrte bereits meine erste Novelle gedruckt zurück. Mit dieser Arbeit war es mir wirklich ernst gewesen. An meinem Arnstädter Jahre krankte ich wie an einem Fremdkörper; ich selbst war mir, wie ich mich damals verhalten, fremd geworden. Das habe ich abgetan, indem ich erzählend mir Rechenschaft gab. Aber der reine Tor, der ins Leben tappt, schmerzlich aneckt und in der Liebfrauenkirche grübelnd mancherlei erlebt, der war in der Novelle nicht ich, sondern das Abbild des einzigen Arnstädter Lehrers, für den ich mich begeisterte, eines blutjungen Professors — ich glaube, er zählte damals noch nicht 25 Lenze —, Wunderkind von alter humanistischer Reinkultur, später noch geachteter Schriftsteller, den ich nach vier Jahrzehnten, als ich die Redaktionen des Scherlverlages leitete, als Mitarbeiter meines „Roten Tages" zu haben mich glücklich schätzte: Max Schneidewin. So gut wie dieser kam freilich sonst niemand in der Novelle weg. Die Nummer des Schönleinschen „Buch für Alle", wo es mit O. R. gezeichnet stand, erregte daher in Arnstadt unliebsames Aufsehen.

Über Jahr und Tag, als ich das Gymnasium schon verlassen hatte, folgte ein Nachspiel beim Direktor Weismann, meinem lieben Zeis, den ich in Dankbarkeit immer wieder aufsuchte. Er sah mich gern. Allerdings setzte er, sooft er seine Freude aussprach, seufzend hinzu: „Von meinen guten Schülern läßt sich selten einer bei mir sehn." Das letztemal, bevor ich ins Ausland ging, saßen wir wieder bei einer Flasche Frankenwein, just an dem Platze, wo er mir oft den Kopf gewaschen hatte. Er zog eine vergilbte Aktensendung mit Amtssiegel hervor. Es war meine Novelle, dazu ein Schreiben des Arnstädter Direktors, der den Coburger Kollegen aufforderte, mich zu verstoßen. Der Zeis hatte es weggeschlossen, nicht einmal dem Lehrerkollegium gezeigt. Betroffen und gerührt wollte ich danken. Er wehrte ab: „Ich wußte ja, wie es mit Ihnen stand, nur hätten Sie es mir nicht so sauer machen sollen." Nahm sein Glas und klingte an; ich tat Bescheid und wog den Wein auf der Zunge: er war firn wie das Herz des alten Menschenfreundes.

Abschied

Weshalb ich auf Befehl des Direktors das letzte Semester vor dem Abitur als Pensionär des Ordinarius der Tertia, Professor Schneider, zubringen mußte, habe ich auch erst später begriffen. Gerade beim „Alten" — so nannten wir den Professor —, ging es, wie stadtbekannt, übermütig zu. Jedoch im hohen Rate der Lehrer tat mir ein Helfer not, und zu diesem erkor der gute Zeis nicht ohne Humor den Kollegen, dessen scharfe Zunge ihm selbst nicht behagte. Der Kampfhahn, dem ich anvertraut wurde, ist mit Sporn und Schnabel für mich eingesprungen.

Als Pensionskameraden fand ich nun einen liebenswürdigen Schwerenöter, großen Sportsmann, Reiter, Fahrer, Hundezüchter, der nur die kleine Schwäche hatte, obwohl älter als ich, nicht über Tertia hinauszukommen. Er hieß Spieß und ist, nachdem er den Fähnrich auf der Presse gemacht, ein tüchtiger Reiterführer geworden. Wir schafften uns eine Meute an. Der Bodenraum des Hauses diente als Zwinger. Tochter und Magd des längst verwitweten Alten, auch die anderen Hausgenossen waren mit uns einig, daß der Pensionsvater nichts davon zu wissen brauchte. Aber wie der Zufall spielt: Kladderadatsch! Auf der Eisbahn stolperte die Lieblingsdame des Landesfürsten über unsere Hunde. Und Duplizität der Ereignisse: der „Kladderadatsch", nämlich der Berliner, der unsern Herzog Ernst II. gern aufs Korn nahm, ärgerte ihn mal wieder, diesmal, indem er das Dichterwort „ernst ist das Leben, heiter die Kunst" in „Leben ist Kunst und Ernst ist heiter" verdrehte. Ernst machte nun Ernst und verordnete ein Strafgericht. Das war ein Eingriff in die Selbst-

Digitized by Google

herrlichkeit des Casimirianums. Der Direktor, der den Befehl vollstrecken sollte, geriet als amtlicher Hüter unserer Magna Charta in einen Widerstreit der Pflichten. Wie er ihn aber gelöst hat, war wieder echt Zeis. Er fällte das salomonische Urteil: „Wer Hunde halten will, muß sie erziehen, daß niemand über sie zu Fall kommt. Röse und Spieß sind zu tadeln; sie haben ihre Hunde abzuschaffen und dürfen sie, bis Käufer sich finden, nicht mehr spazieren führen." Des waren wir zufrieden. Wir koppelten unsere Ungetüme und ließen sie von Dienstmännern uns vorangeleiten. So gab es wieder einen Spaß für die Coburger, und ehe er veraltete, war die Meute aufgelöst.

Reinere Freude als die verworrene Hundegeschichte bereitete uns das Fuhrwerk. Wir kutschierten selbst und kamen weit herum. Ein liebes Ziel war uns die Oberförsterei, wo der Kindersegen eines stattlichen Elternpaares in einem Töchterlein gipfelte, das mir seit Jahr und Tag als Blüte des Coburger Damenflors erschienen und meinen Einladungen zum Ball freundlich gefolgt war. Freilich kam dann eine Fahrt, die uns und unser Rößlein hart geprüft hat, mich sogar doppelt. Auf Tauwetter war Frost gefolgt, die Straße spiegelglatt, und dabei mir das Herz gar schwer, denn es ging auf zuletzt. Glatteis und Abschiedsleid! Der Anstieg zur Oberförsterei, die als alte Wehranlage die Kuppe eines Hügels krönte, brach uns fast die Knochen, und oben machte der Jubel, der uns empfing, mich auch nicht froh. Die Stunden schwanden nur zu rasch. Schon mahnte die untergehende Sonne zum Aufbruch. Mir steht noch vor Augen, wie sie an die Himmelswand ein Bild malte mit dem Abglanz dessen, was mir im Sinne lag: Am Horizont ein tiefes Veilchenblau, umsäumt von funkelndem Gold, Strahlenglorie über den lichten Äther hin, ringsum ein festliches Gewinde rosig geballter Wölkchen, wie Liebesgötter, die an den Sonnenpfeilen turnten. Es war eine Musterkarte von Requisiten, wie mein achtzehnjähriges Herz sie zu seinem lyrischen Betriebe brauchte. Auf der Heimfahrt, als die Wagenlaterne ihren zitternden Schein vor uns hinwarf, dünkte mich, die Sonne meiner Jugend sei erloschen. Die Lichtgestalten der sorglosen Zeit meines Lebens gingen zu Rüste.

Heiter genoß ich noch das Maturum. Beim Schriftlichen war es Coburger Brauch, daß jeder Lehrer seine Abiturienten zum Gabelfrühstück einlud, vorweg der Direktor, der uns im Griechischen prüfte. Um 11 zog er die Uhr, fragte, ob wir im unreinen fertig wären, und bat uns in seine Wohnung eine Treppe tiefer, wo der Tisch gedeckt war. Bei Frankenwein und froher Laune wurde gespeist, bei der Zigarre geplaudert. Der Schluß der Arbeit ging von selbst. Tags darauf deutscher Aufsatz beim Schulrat Trompheller. Dieser gruppierte uns gleichfalls in seiner Amtsbehausung um den lecker beladenen Tisch, lüftete dann aber feierlich das Samtkäppchen, aus dem sein schlohweißes Haar quoll, und sprach: „Gestatten Sie, meine Herren, daß ich Sie allein lasse. Vergessen Sie nicht, dem Rheinwein zuzusprechen." Der Aufsatz hat darunter nicht gelitten. Am dritten Tage bereitete Professor Mauritius, der Mathematiker, die Tafel im physikalischen Kabinett, am vierten ließ Herr von Dallwigk, der uns im Französischen und Englischen prüfte, im Klassenzimmer decken. Die beiden überboten sich in Bordeaux.

Mein Vater kam und machte mit mir Abschiedsbesuche. Jeder Lehrer gab uns ein gutes Wort, nur Mauritius unkte: ob ich im Leben bestehen oder untergehen würde, sei die Frage. Ich fand das nicht freundlich, aber einige zwanzig Jahre später hat es mir eingeleuchtet.

Da lag in meinem Keller ein Faß von edlem Beaune 1893, einem begnadeten Jahrgang, der im Mutterleibe der Rebe schon alles gekriegt hatte, was ihm taugte, Sonne reichlich, Regen nach Bedarf. Er blühte früh und setzte kräftig an, behielt die Gunst des Himmels im Sommer und feierte in strahlendem Herbst den Ehrentag seiner Lese. Wer so entsteht, läßt viel erwarten. Auch der Abzug glückte. Wer indes mit liebevollem Verständnis den Werdegang des Weines überwacht, spürt jede Schwankung, die in seiner Seele vorgeht. So kamen Proben, die mich bekümmerten. „Du hast es zu gut gehabt in deiner Jugend," sprach ich zu meinem Pflegling; „zuviel Glück hat dir gelächelt, nun fehlt dir, was Bestand verleiht und nur aus Kampf mit Widerwärtigem erwächst: die Herbe. Wirst du bestehen oder untergehen?"

Wie gesagt, war das Jahrzehnte nach dem Unheilsworte meines Mathematikers. Ich hatte unterdessen mancherlei erlebt und erfahren, nur nicht verzweifeln gelernt, wie das sich schließlich auch bei meinem Beaune bewährte. Er hat sich durchgerungen und lebt in hohem Alter noch als fröhlich Werdender, so daß ich, sooft ich ihm zuspreche, ihm meinen Zweifel abbitte.

Aber weiß man's denn?

Küstendorf. Von Ernst Theodor Müller

Still ward der Hof. Die warme Sommererde
Strömt Erntduft von Korn und Klee ums Haus,
Im Stalle scharren noch die satten Pferde,
Nur in den Pappeln geht der Wind nie aus.

Ganz nahe aber, klingend ist zu hören,
Was übers Feld hier wandert je und je:
Vom Horizonte her in Wechselchören
Rauscht auf — rauscht ab traumtief die wache See.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Arnold Ulitz: Das Testament (München 1924) — Friedrich v. Gagern: Das nackte Leben (Berlin 1923) — Werner Bergengruen: Schimmelreuter hat mich gossen (München 1923) — Josef Ponten: Der Gletscher (Trier 1923) — Karl Quenzel: Hölderlin (Leipzig 1924)

Ein Schrei aus tiefer Not ist der Roman Das Testament von Arnold Ulitz; die Hiobsklage eines Geprüften und Berufenen, der viel in sich zerarbeitet und viel an sich gearbeitet hat, stark, heiß, ehrlich im Gefühl, durchaus dichterisch in der Einzeldarstellung, wenn auch zu formlos noch und redselig. Dieser junge schlesische Dichter hat den Mut, die Zeiterlebnisse an ihren stärksten Wurzeln zu packen, er steckt den Kopf nicht in den Busch, er sucht auch nicht Erholung und Erlösung auf Seitenwegen, er täuscht keine Sorglosigkeit vor, er blickt seiner Zeit mit starrem Auge ins Gesicht — nicht ohne tieferen Sinn zeigt das Titelblatt ein von Schlangen umlocktes Gorgonenhaupt.

Starr nannte ich den Blick dieses Gorgoneions, er ist auf eine Stelle nur, auf eine bestimmte Station unseres langen Leidensweges gerichtet, auf jene Spanne der Nachkriegszeit, da Deutschland mit Fremden gesegnet war wie mit Heuschreckenschwärmen, die auf den saftigen Valutafeldern sich gütlich taten. Die Phantasie des Dichters erblickt „im edelsten Teil der deutschen Stadt" (Breslau, seine Vaterstadt, gemeint) ein riesenhaftes Hotel, Exzelsior, von Amerikanern erbaut, die nebst anderen valutastarken Ausländern auch die Gäste ausmachen. Denn die Deutschen — sie sind gerade gut genug, ihre verschwenderischen Besucher zu bedienen. Auch die besten unter ihnen. Da ist Michael Keith, einst ein berühmter Dichter mit einer lieben Frau und drei blühenden Kindern. Jetzt nennt er sich Fennymore und ist Servierkellner im „Exzelsior". Vor Jahren schon sind Weib und Kind an der Hungergrippe gestorben, — vorher hat er seine Möbel verkaufen, seine schöne Wohnung aufgeben müssen — er selber ist völlig stumpf geworden. Jene Welt des Glücks ist wie ausgelöscht aus seinem Bewußtsein, teilnahmlos lehnt er an der Säule seines Reviers im großen Speisesaal und bedient schweigsam und höflich die fremden Gäste, deren „vornehmster" der Nabob Nadbyll ist, ein Amerikaner, — in seiner frühsten Jugend Ziegelstreicher, jetzt der reichste Mann der Welt, den sie das „Mammut" nennen. Oh, es gibt schon Berühmtheiten im „Exzelsior", und nicht nur unter den Gästen. Da ist einer der bekanntesten Chemiker des alten Deutschland jetzt Chauffeur des Mammuts, eine andere geistige Kapazität von Weltruf dient ihm als Dolmetsch und schließlich wirkt der geniale Komponist Lichtring als Dirigent der Hauskapelle im Hotel. Lichtring findet sich äußerlich noch am besten ab mit den neuen Verhältnissen, obwohl Wut und Haß in ihm kochen. Er ist ein hübscher kräftiger Mann in den besten Jahren und so karessiert er das weibliche Hotel- und namentlich Küchenpersonal, was für seine Atzung keineswegs von untergeordneter Bedeutung ist; obendrein macht er sich den Spaß, die unmusikalischen Protzen durch allerhand Kapriolen irre- und an der Nase zu führen. Da kommt eines Tages ein weißer Rabe unter die üble Gesellschaft, ein Neffe des Mammuts, ein Kenner deutscher Kultur, der den Nabob überredet, die berühmtesten Männer der Stadt kennenzulernen. Er läßt sich das Adreßbuch geben und sucht seinen „obersten Liebling", den Dichter Michael Keith. Fennymore-Keith, der ihm das Buch zitternd bringt, fällt beinahe um vor Erregung. Nach neun Jahren stumpfen Vegetierens durchzuckt ihn zum erstenmal wieder der Funke seiner Mission, das Wissen um seine Bedeutung und sein Talent. Aber tapfer hält er sich aufrecht und bezwingt seine Erregung. Nein, nein, davon will er nichts mehr wissen, das alles ist vorbei, muß vorbei sein.

Und doch, von diesem Augenblick an hat er seine Entsagung, seine Ruhe verloren, die Auferstehung nach neunjährigem Todesschlaf beginnt. Er kann es seinen Gedanken nicht verwehren, daß sie immerfort mit dem Augenblick spielen, in dem diese Krösusse ihn besuchen werden und ihn instand setzen, wieder seiner Dichtkunst zu leben; er kann seine Phantasie nicht knebeln, wenn sie, bisher stumpf und abgestorben, plötzlich ihre Fangarme wieder zu regen beginnt, nach Stoffen greift, sie zu formen, zu gestalten. Um nicht in die Weitschweifigkeit des Dichters Ulitz zu verfallen: es ist zu spät. Diese Armsten sind alle schon zu zermürbt, innerlich zu zerrissen, um wieder hochzukommen. Lichtring scheitert an einem Liebesabenteuer mit einer Amerikanerin auf tragikomische Art (in erotischen Angelegenheiten ist Ulitz keineswegs zimperlich) und erhängt sich, Michael aber, der eigentliche Held des Romans, kann den Verstand, den er plötzlich wiedergewonnen hat, in seinem schwachen Kopf nicht mehr beherbergen — er verliert ihn zu einem Teil. Krank und verworren weist er die Amerikaner, als sie hilfbereit zu ihm kommen, mit Hohn zurück; im Fieber setzt er sich der schnei-

Digitized by Google

Die Entführung. Gemälde von Prof. Julius Diez

Digitized by Google

Digitized by Google

denden Winterkälte aus, daß ihm beide Hände abfrieren. Er vegetiert noch eine Weile in Pflege und Obhut sorgsamer Freunde auf dem Lande und seine Schaffenskraft reicht noch so weit, daß er sein „Testament" in Absätzen, mit tagelangen Pausen diktieren kann, es ist sein letztes Werk „Die Geschichten vom Pim", eine wunderschöne Kindererzählung von seinem Lieblingssöhnchen, das sie ihm im Alter von 2½ Jahren geraubt haben. Als er damit fertig ist, schläft er, letzter Musik lauschend, für immer ein. Und als eine alte Freundin an seinem Totenbett in Tränen ausbricht, berührt jemand sanft ihre Schulter und sagt: „Sieh doch sein Gesicht."

Wie man sieht, ist der (vermutlich um 1922/23 entstandene) Roman in seinem Hauptthema von der Zeitgeschichte überholt. Die Ausländer, insbesondere die Amerikaner, sind sehr seltene Gäste bei uns geworden. Aber deshalb behält der Roman doch seinen Wert, auch in geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Betracht. Das Goethewort: „Der Augenblick ist Ewigkeit" gilt auch für die Historie. Auch der kleinste Ausschnitt einer Vergangenheit zeigt ein Geschehen, das so nie wiederkehrt. Nun gibt aber Ulitz keinen Ausschnitt, kein dürres Geschehen, sondern er gibt das Wesentlichere, er gibt die seelischen, geistigen und kulturellen Auswirkungen jener Geschichtsepoche, er erhebt sie gleichsam zum Mythos. Geschichte ist ja, wie Ernst Bertram treffend sagt, niemals gleichbedeutend mit Rekonstruktion irgendeines Gewesenen mit möglichster Realität, sie ist gerade die Überführung der Wirklichkeit in eine höhere Kategorie des Seins, ist eine Wertsetzung, ein Ablauf des trüben Geschehens in kristallnernen Stoff und nach durchsichtigeren Gesetzen.

So hat Ulitz hier aus Geschehnissen, die von vornherein die Merkmale des Phantastischen, Unwirklichen, Übertreibenden tragen, einen Mythos, eine moderne Legende geschaffen, die auf den tiefsten und trübsten Grund des Leidens einer ganzen Zeit und eines ganzen Volkes hinabführt, um schließlich in eine reine und entsühnte Welt emporzusteigen. Ein schwer zu lesendes Buch, schon deshalb: weil hinter ihm eine schwerbeladene Seele steht, die nicht müde wird, ihr Klagelied immer wieder in gleicher Melodie zu singen. Aber auch ein aufrüttelndes und schließlich erhebendes Werk, ein Testament des Dichters am Schluß jener schmerzlichen Epoche, wie es ernster nicht zu denken ist.

Ein Testament macht in gewissem Sinne auch Friedrich v. Gagern in seinem neuen Roman Das nackte Leben. Er nimmt darin Abschied von Europa und seiner zweifelhaften Kultur, er schreibt eine Art belletristische Ergänzung und Erläuterung zu Spenglers Kassandraruf über das Abendland. Und am Schluß sehen wir ihn — denn dieser René, um den sich die lange Erzählung einzig und allein dreht, ist offenbar der Dolmetsch des Verfassers selber — wie er seine Vollblutstute sattelt, die Büchse schräg übers Kreuz hängt und in die Einsamkeit des „Rif" hinaufreitet, dieses fast unbekannte Gebirgsland im nördlichen Marokko, wo er bei den berüchtigten Piraten eine Heimat gesucht und gefunden hat.

Man kann die Gefühle und Gedankengänge, die René-Gagern dazu führen, wohl verstehen, wenn er es einem anfangs auch schwer macht, ihn als guten Weggenossen zu begleiten. Der einst so liebenswürdige und unterhaltsame Jagdschriftsteller stellt uns seinen Helden als einen nicht gerade sehr sympathischen Herrn vor. Er ist ein bißchen blasiert und in seiner Pose nicht immer frei von ungewollter Komik. Sehr viel tut er sich darauf zugute, daß er von österreichischem Adel ist. „War es das feine alte, von Fruchtzuckern aller Kulturen übergorene österreichische Blut, das ihn nirgends ruhen und verdummen ließ?" fragt er und gesteht, er sei „krank an einem gewissen Überschuß der Vernunft". „Kunst und Schriftwerk, Liebe und Glaube, diese ganze Welt von Wahn und Wunsch war René mit den Jahren" — er ist vierunddreißig — „zweifelhaft, ekel (!) und verdächtig geworden". Ein andermal gesteht er: „Eigentlich war ihm alle Kunst zuwider und langweilig; denn alle Kunst wird Kitsch, ob Michelangelo oder Böcklin, Grünewald oder die Pyramiden". Ein Ausweg: „Eine reiche Jüdin würde er heiraten und sie genießen, so lange sie blühte, ihr Geld verbrauchen, sobald sie aus der Form quoll, andere Weiber dafür kaufen, nichts tun, jagen, reisen, schauen, sammeln".

Unnötig oft noch müssen wir auf den 480 Seiten des Romans davon Notiz nehmen, daß René wirklich aus altem österreichischen Adel stammt, und auf jeder zehnten Seite fast wird erzählt, daß er sich seine Zigaretten selber dreht, von seinen seidenen Bindern, Hemden, seinen kostbaren Koffern und Flinten erfahren wir ebenfalls mehr als einmal, ein Besuch in Wien gar wird zur Selbstpersiflage eines eitlen Snobs, die der Verfasser gewiß nicht beabsichtigt hat. Er identifiziert sich sichtlich mit diesem René, mag er nun mit seinen Jagderfolgen wichtig tun, mag er auf die Deutschen, insbesondere die Norddeutschen, wütend schimpfen, mag er die Orientalen oder die Franzosen hätscheln.

Zum Glück entpuppt er sich um die Mitte des Romans als ein neuer Mensch, nachdem er, als Kompagnon eines alten Handelsjuden auf der Goldsuche in das Rif eingedrungen, von einem Einwohner durch die Brust geschossen, eine lange schwere Wundkrankheit bei einem Rifältesten durchgemacht hat. Nun er nichts hat, als „das nackte Leben", findet er zurück zur Natur, wandelt er sich, sucht er Glück und Frieden bei diesen schlichten Bergbewohnern und der hübschen Tochter des Rifältesten. Er heiratet sie, baut sich ein Häuschen im Dorf und, als in Europa

Digitized by Google

der unselige Krieg ausbricht und der Militärgouverneur der nächsten Stadt ihm die Rückreise nach Europa erleichtern will, sagt er „ich danke“ und tritt seine Rückkehr in die marokkanischen Berge an. Für seine neue Heimat dort will er gern kämpfen, für das altersmüde Europa nicht. „Natürlich, wenn jeder so dächte. Nun, ich denke einmal so.“ Niemand wird den Nachsatz als das Muster einer logischen Schlußfolgerung ansehen, ebensowenig wie man die politischen Betrachtungen Gagerns, wenn sie auch im allgemeinen Wahres enthalten, ernst nehmen kann, sobald er seine persönlichen Stammesgefühle sprechen läßt, von denen die Historie ein wenig auf den Kopf gestellt wird.

Aber schließlich sind dies alles nur die bitteren Mandeln in einem schmackhaften Kuchen. Gagern ist auch in diesem Roman der berufene Erzähler, der mit wahrer Farbenglut zu schildern, mit Geist und Laune festzuhalten weiß. Nur an einigen Stellen, so in den Unterredungen Renés mit Madame Efrus oder mit seiner Pflegerin, oder mit den Alten im Dorf, wirkt er ermüdend. Es fehlt diesem begnadeten Romanschriftsteller hier ein wenig an Selbstkritik. Aus diesem „Nackten Leben“ könnte man einen Meisterroman machen — nur durch den Rotstift. Da müßten zunächst die vielen fast wörtlichen Wiederholungen belangloser Kleinigkeiten — so dies ewige Zigarettendrehen Renés — fortfallen, die mancherlei Wichtigtuereien, die Ausbrüche rein persönlicher Verärgerung und endlich alle Zwiegespräche, die mehr als zehn Seiten lang sind — das mit „Madame“ dehnt sich über achtzehn aus, wovon höchstens sechs dem Wert des Romans zugute kommen. Dafür entschädigt dann freilich die allerliebste Schilderung des Lebens und Treibens im Ghetto von Tetuan, wie besonders in den Bergdörfern des Rif. Hier erquickt neben der herzhaften Freude Gagerns an Land und Leuten, an dieser ganzen Urwüchsigkeit, in der es keine Post, keine Obrigkeit, keine Zeitungen, keine Automobile und Fahrräder gibt, — auch der gesunde Humor den Leser aufs beste. Und da René bei seinem Abschied es als nicht unwahrscheinlich hinstellt, daß er indirekt, vielleicht an der algerischen Grenze, seinen kämpfenden Landsleuten irgendwelche Dienste leisten wird, so hoffen wir, daß ein zweiter Band uns die Erlebnisse dieses schlauen Jägers während des Krieges schildern wird.

Man merkt es doch gar sehr, auch in unserem erzählenden Schrifttum, wie schwer die furchtbare Nachkriegszeit auf die Nerven und die Stimmung in Deutschland gedrückt hat. Eine düstere, zum mindesten ernste Betrachtungsweise herrscht vor, wo nicht ein gewaltsamer Ruck zur Heiterkeit — auch der wirkt manchmal schmerzhaft — zu spüren ist. Drei schauerliche Geschichten faßt der junge Balte Werner Bergengruen in seinem Novellenbuch Schimmelreuter hat mich gossen zusammen. Die längste und bedeutendste, nach der das Buch seinen Namen hat, spielt im Dreißigjährigen Kriege. Die Schimmelreuter sind eine alte Henkerfamilie, die nach mittelalterlichem Brauch für unehrlich galt und von den Bürgern gemieden wurde. Da rettet eines Tages Balthasar, der älteste Junge des Henkers, die Tochter des regierenden Grafen vom Tode; zum Dank dafür läßt der Graf ihn weit von seiner Heimat unter einem anderen Namen von einem alten kinderlosen Ehepaar erziehen; niemand weiß dort, wer er ist, und bald erinnert Balthasar sich selber seiner Herkunft nur noch ganz dunkel, er wächst auf als ein tüchtiger gesunder Bursch, wird Glockengießer und heiratet die Tochter des Meisters, bei dem er gelernt. Da langt, gerade zu Anfang seines jungen Glücks, ein fremder Handwerksbursch im Städtchen an, der sich Balthasar als sein jüngerer Bruder Christoph zu erkennen gibt. Der alte Schimmelreuter ist gestorben, und nun will Christoph, ein junger Bursch mit wildem Blut, auch „ehrlich werden“. Er droht dem Bruder, ihn zu verraten, wenn er nicht dafür sorge, daß er, auch unter einem anderen Namen, als sein Vetter, das ehrsame Handwerk der Glockengießerei erlernen kann. Nach heftigen inneren Kämpfen willigt Balthasar ein und Christoph erlernt das Handwerk. Aber in ihm rumort — ganz im Gegenteil zu Balthasar — das Henkerblut der Vorfahren, die Herstellung von Kirchenglocken ist seine Sache nicht, er zieht Kanonen vor und siedelt daher zu einem Geschützgießer über, wo er bald sein Gesellenstück fertigt, eine mächtige Kanone, die allgemeine Bewunderung erregt und auf der die Verse stehen:

Allem Feind und Tort zum Possen
Hat mich Schimmelreuter gossen.

Dies Geschütz gereicht der Stadt nicht zum Segen. Es gerät während des Krieges in Feindeshand und richtet mit seinen gut treffenden Geschossen schweren Schaden im Städtchen an. Von Christoph, der mit seinem Meisterstück auch die Stadt verlassen, hört man nur noch ein dunkles Gerücht, daß er in einer wüsten Lagerszene erstochen worden sei. Endlich kommt der langersehnte Friede, die Kanone wird der Stadt wiedergegeben, und Balthasar, inzwischen Meister geworden, soll sie in eine Kirchenglocke umschmelzen. Es geschieht, und die wohlgelungene Glocke wird im Turm einer neuerbauten Kirche aufgehängt. Aber ihre Stimme hat etwas Grollendes, Rollendes, sie dröhnt wie Schlachtenlärm und scheint Balthasars feinem Ohr wie ein Sturmlied, das von der wilden Lust des Blutvergießens singt. Und bald soll er erfahren, daß eine grimme Beharrlichkeit nicht nur im Wesen der Dinge, sondern auch der Geschlechter und Familien geheimes Weltgesetz ist (ein Gedanke, den übrigens der Verfasser nicht ausspricht, sondern als echter Künstler hinter den Geschehnissen verbirgt)

Digitized by Google

— sein Sohn, in dem sich ein Christoph verwandter Charakter entwickelt hat, vernimmt die Stimme der Glocke und versteht sie. Er hört ihren Ruf und entweicht aus dem Elternhause. Bald darauf werden unweit der Stadt im Walde Kaufleute erschlagen und ihrer Güter beraubt, der Rädelsführer ist Balthasars Sohn. Bei der Achtung und Beliebtheit des Meisters in der Stadt wagt ihm zuerst niemand die Unheilsbotschaft mitzuteilen; als er sie endlich erfährt, geht er auf den Markt, sammelt Volk um sich und erklärt, wer er ist. „Ein Räuber war vor Jahrhunderten der älteste Schimmelreuter, ein Räuber ist auch der jüngste.“ In dem Durcheinander, das jetzt entsteht, — die Scharwache trifft ein und drängt sich durch die Menge —, ist Balthasar verschwunden. Und plötzlich beginnt, obwohl es nicht Läutezeit ist, die große Glocke oben in gewaltigen Schlägen zu dröhnen. Das Geläut bricht jäh ab — auf der obersten Brüstung des Turmes zeigt sich eine Gestalt, löst sich, stürzt und schlägt zerschmettert zu Boden.

Die Erzählung ist mit Meisterhand gerichtet und geschrieben. Man meint als künstlerische Vorlage Kleists Kohlhaas zu erkennen, während in der zweiten Geschichte „Das Haus zu den sieben Rosen“ sichtlich E. Th. A. Hoffmann Pate gestanden hat. Wie hier an hellem Tage unheimliche Spukgestalten der Vergangenheit heraufbeschworen werden und ein ganzes Haus in dämonische Spinnweben einspinnen, das erinnert wirklich an Hoffmanns schwer erreichbare Eigenart. Die dritte Erzählung, „Die Wölfin“, rückt die alte Werwolfsage in ein neues Licht — auch sie empfehlenswert für Leser, die das Gruseln lernen wollen. Aber trotz seiner heimlichen und unheimlichen Wege bleiben dem Verfasser immer ein klarer Wirklichkeitssinn, Linienschärfe und Darstellungskraft; alles ist knapp, logisch und fest hingestellt — technisch ein Vorbild für die meisten heutigen Erzähler, die sich, wie die obigen Beispiele an zwei Berufenen erweisen, allzuoft „gehen lassen“.

Nur teilweise gilt das von einer kleinen Novelle, Der Gletscher, die der hier (mit Fug) aufmerksam in seinem Schaffen verfolgte Josef Ponten in dem rührigen Verlag von Friedr. Lintz erscheinen läßt. Fast bis zur letzten Seite hat man den Eindruck: Ponten will hier vor allem seine genaue Kenntnis der Hochgebirgswelt neben einigen klugen Gesprächen in geschliffener Form bieten. Wir begleiten ein junges Zwillingsbrüderpaar, das sich zum Verwechseln ähnlich sieht, auf einer Gletscherwanderung. Jede Einzelheit der Begebenheiten ist hier mit erstaunlicher Präzision herausgemeißelt, und doch weht die Größe und Reinheit der Hochgebirgswelt mit kühlem Atemzug um uns. Ganz jäh und unerwartet kommt am Schluß „Der Falke“ der Novelle aus wolkenlosem Himmel herabgeschossen --: der eine der beiden Brüder stürzt in eine Gletscherspalte und ist nicht mehr zu finden. Nach Jahrzehnten erst — der Überlebende ist inzwischen ein berühmter Gletscherforscher geworden — finden Gemsjäger einen Gebirgsstock, der sich aus den Verschiebungen des Eises herausgelöst hat und bei tieferem Nachgraben die Leiche des Verunglückten. Sie ist vom Eise erhalten, so jung und frisch, wie zu jener Stunde des Absturzes. Und der ergraute Bruder, den man drahtlich herbeigerufen hat, beugt sich mit zusammengepreßten Lippen über den schönen Jüngling: „Die Zeit vergeht. Und da liege ich.“ Nach geheimen wunderlichen Gesetzen im Geschehen dieser wunderlichen Welt sucht Ponten auch in dieser Erzählung, die durch Logik des Baues und Straffheit der Form besticht. Ponten ist eine eigentümliche Erscheinung, alles was er schreibt, scheint bis zu einem gewissen Grade selbstbiographisch zu sein. Die Schönheit seiner Erzählungen ist, namentlich in ihrem Rhythmus, bewundernswert, aber man bestaunt sie wie jene Gemsjäger den Jüngling — sie ist gefroren, läßt kalt.

Eine ausgezeichnete Hölderlin-Ausgabe bringt Karl Quenzel als neusten Beitrag zur deutschen Klassiker-Bibliothek von Hesse & Becker. Ein einziger, vorzüglich ausgestatteter Band mit Bildnis und Handschriftproben des Dichters, in handlichem Format, der schnell Freunde finden wird. Quenzel hat neben textlicher Zuverlässigkeit das Hauptaugenmerk auf knappe Zusammenfassung gelegt. Grade bei Hölderlin liegt die Gefahr nahe, durch Ansammlung der vielen Entwürfe, Bruchstücke und Umdichtungen den Leser zu verwirren, ohne ihm — sofern er nicht literarischer Fachmann ist — etwas zu bieten. Quenzel hat die bisherige Hölderlin-Literatur und die verschiedenen Ausgaben seiner Werke nicht unberücksichtigt gelassen, sich aber vorwiegend auf die neueren Forschungen von Hellingrath, Seebaß und Zinkernagel gestützt. Ein Lebensbild des Dichters, bei kunstvoller Zusammendrängung doch unterhaltend und umfassend, sowie sehr knappe sachliche Anmerkungen geben dem empfehlenswerten Buch seine eigene Note.

Die Braut. Von Frida Schanz

Es wäre solch ein seliges Wandern; —
Stolz und freudig trüg' ich mein Haupt.
Aber immer denk' ich der andern,
Die auch an seine Liebe geglaubt.

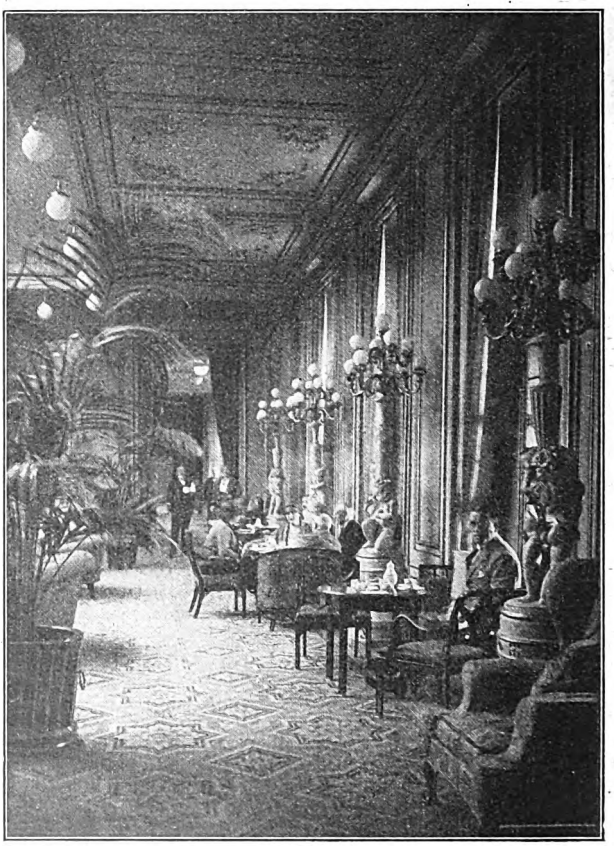
Immer denk' ich der vorher Umworbnen,
Immer blick' ich nach ihr zurück,
Ich gehe so verworren ins Glück,
Wie in den Kleidern einer Verstorbnen.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die Jungfernfahrt des Lloyddampfers „Columbus“ — Aus dem Schönheits-Palast der Britischen Reichsausstellung zu London — Moritz Retzsch: Karl Borromäus und Auguste von Miltitz — Sammlung von Kupferstichen des XV. bis XVIII. Jahrhunderts — Zu unsern Bildern

Auch durch diesen „Columbus“ ist eine neue Welt entdeckt worden: die Welt der tapferen Aufbauarbeit in der deutschen Hansa! Während die Erdrosselungsparagraphen der Henker von Versailles das deutsche Volk zu ewiger Ohnmacht verdammen wollen, während separatistisches Gesindel an den Grenzen unserer verstümmelten Heimat mit dem Feind gemeinsame Sache zu machen versucht, während Russengeld unsere Arbeiter immer wieder zu wilden Streiks aufputscht, wagt es der Norddeutsche Lloyd, ein Riesenschiff in den Dienst zu stellen, wie es das Nachkriegsdeutschland noch nicht gesehen — und wie es in solcher Vollkommenheit die erstaunten „Sieger“ auf ihren eigenen Werften bisher überhaupt nicht hergestellt haben. Die erste Fahrt des „Columbus“ von Bremen nach Neuyork und zurück ist unter der Führung des Kapitäns N. Johnsen mit einer erlesenen Besatzung glänzend verlaufen. Für die vortreffliche Ausbalancierung des 32 500 Tonnen großen Schiffes spricht die Tatsache: daß trotz Windstärke 10 im Gesellschaftssaal flott getanzt worden ist. Das Schiff ist mit den modernsten Apparaten für Navigation und Sicherung ausgerüstet: Kreiselkompaß, Schottensystem, selbsttätigem Feueralarm. Und für Unterhaltung und Belehrung sorgen nicht nur verschiedene Konzertkapellen, eine reiche Bibliothek, tägliche Bordzeitung und Vorträge, sondern auch wissenschaftliche Filmvorführungen. Der „Columbus“ weist nicht weniger als vier Kino-Projektoren der Krupp-Ernemann-Kinoapparate G. m. b. H. in Dresden auf; die Döring-Filmwerke haben sich um den Einbau und die technische Ausführung der Vorarbeiten verdient gemacht. Ganz besonders ansprechende Stereoskopaufnahmen von der ersten Amerikafahrt des Dampfers hat der Frankfurter Professor Krauth ausgeführt.



Gang an der Gesellschaftshalle auf dem ‚Columbus‘ des Norddeutschen Lloyd. Photographie Prof. Krauth

Seit Ostern ist der „Columbus“ nicht nur das Patenkind von ganz Deutschland, das wieder stolz und hoffnungsfreudig durch sein Auftauchen auf dem Ozean geworden ist, sondern alle seefahrenden Nationen haben ihn inzwischen kennengelernt, verwundert darüber, daß der gehetzte, mißhandelte Deutsche noch immer Wagemut und Arbeitswillen besitzt! Wir, die wir an Bord des „Columbus“ unvergeßlich schöne und eindrucksreiche Tage verlebten, können die eine

Digitized by Google

Geschichtliche Frauengestalten aus dem Schönheits-Palast der Britischen Reichsausstellung zu London
Oben links: Miß Großmann als Scheherazade. Rechts: Miß Pendock als Dantes Beatrice. Unten: Miß Carter und Miß Booker als Mrs. Siddons im Vergleich zur „Miß 1924". Photographie James Preß Agency

Wahrnehmung nicht verschweigen: auf dem Weltmeer sahen wir, vom „Leviathan" (unserer alten „Vaterland") angefangen, nur Schiffe, die auf deutschen Werften entstanden sind. Die „Sieger" haben unsere Reedereien ausgeplündert fast bis zum letzten Kiel — dennoch geht es wieder vorwärts unter der Flagge unserer Hanseaten. Dem deutschen Schiffsbau, der deutschen Seefahrt ein „Hipp hipp hurra!"

P. O. H.

Der „Schönheits-Palast" bildet zurzeit eine Hauptanziehung der Britischen Reichs-Ausstellung in London. Es zeigen sich darin zehn der schönsten Engländerinnen in der Tracht geschichtlicher Frauengestalten, die durch Anmut und Verführungskunst berühmt geworden sind. Nach vielen Hunderten sollen die Bewerberinnen gezählt haben. Die Qual der Wahl mag sehr groß gewesen sein — immerhin hätte unsere deutsche Herrenwelt, verwöhnt durch heimische Frauenschönheit, niemals in die Verlegenheit kommen können, der gewiß echt britischen und nach englischen Schönheitsbegriffen unvergleichlichen ‚Scheherazade' den Preis zuzuerkennen.

⊠ ⊠ ⊠

Die Kunsthandlung Gustav Gerstenberger hat eine äußerst fesselnde Ausstellung veranstaltet: Romantik und Biedermeier in der deutschen Malerei und Zeichnung. Da ist nicht nur die Zeit der Runge, Friedrich, Dahl und Blechen zusammengefaßt, sondern es sind die Romantiker im Rahmen des ganzen 19. Jahrhunderts vorgeführt, wenn auch oft nur in einem Bruchteil ihres Schaffens und Strebens: 51 Gemälde, 183 Aquarelle und Handzeichnungen, 56 graphische Blätter. „Die deutsche Romantik darf nicht mit dem französischen Romantismus verwechselt werden, dem sie weit vorausging. Jenem war es in

Digitized by Google

erster Linie um die sinnliche Anschauung, um Licht und Farbe zu tun, dieser um die seelische Empfindung, jenem also um das Wie, dieser um das Was. Gemeinsam war ihnen die Vorliebe für das Mittelalter und für die großen Dichter, aber die Franzosen schwärmten für das farbige Kostüm und die gewaltigen Leidenschaften, die Deutschen für die Frömmigkeit und Innigkeit. Jene fanden in Rubens und Veronese, diese in den frühen italienischen Malern ihre Vorbilder. Ja, sie erklärten später der ganzen Renaissance den Krieg und wagten es, selbst Raffael anzugreifen, fanden sie doch in seinen späteren Werken den Sieg des Handwerks über die Kunst, vermißten sie in ihnen „Herz, Seele, Empfindung".

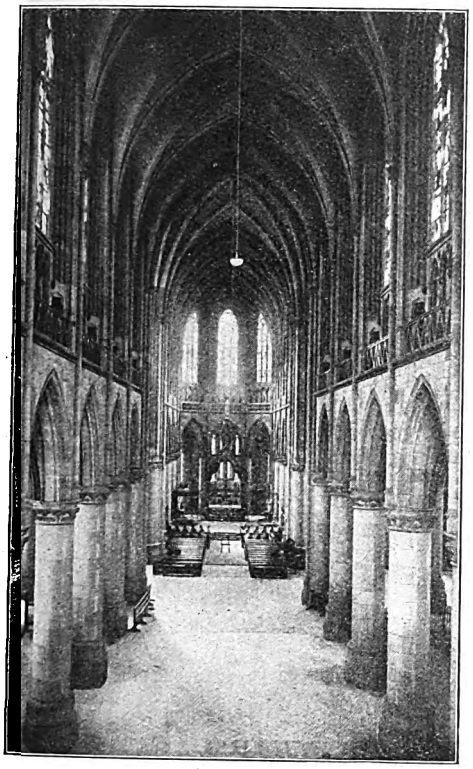
Vom Linzer Marien-Dom gibt unsere Rundschau eine Innenansicht. — Nach 62jährigem Bau konnte dieses Werk kölnischer Baumeister Anfang Mai eingeweiht werden: eine der größten Kathedralen der Welt. Der Turm des Linzer Doms, gotisch zart gereckt, steht mit seinen 135 Metern dem Wiener Stefansdom nur um drei Meter nach. Das Kircheninnere faßt insgesamt 20 000 Andächtige. Sieben Glocken, deren größte 8000 Kilogramm wiegt, rufen sie zum Gottesdienst. Die neu eingerichtete Schöpfung hält den Vergleich mit den berühmtesten Domen des Mittelalters aus. — Über die Geschichte des Dombaues schreibt Dr. Grüttefien: Die Idee des Dombaues ist ein Verdienst des bekannten Bischofs Rudigier von Linz, der in seinem Hirtenbrief vom 13. April 1855 die Absicht kundgab, zum immerwährenden Gedächtnis an die am 8. Dezember 1854 erfolgte Glaubensentscheidung über die unbefleckte Empfängnis Mariens einen großen Dom in Linz zu bauen. Es war ein deutscher Baumeister, dem Bischof Rudigier im Jahre 1858 den Auftrag zum Dombau übertrug, der Kölner Dombaumeister Vinzenz Statz, der bei der Preisbewerbung für die Votivkirche in Wien den zweiten Preis erhalten hatte. Der Linzer Dom wurde das Lebenswerk des großen Meisters.

Am 1. Mai 1862 wurde der am Grab Mariens gebrochene Grundstein gelegt. In den Jahren 1863—65 wurden sämtliche Fundamente, mit Ausnahme jener der beiden Turmkapellen, hergestellt. Dann wurde zunächst die Votivkapelle ausgebaut, deren Einweihung bereits am 29. September 1869 erfolgte. Für diese Feier hat Anton Bruckner seine E-Moll-Messe komponiert.

Der Stifter des Domes, Bischof Rudigier, sollte dessen Vollendung nicht erleben. Am 29. November 1884 segnete er das Zeitliche. Seine Leiche wurde in der bereits ausgebauten großen Unterkirche beigesetzt.

Karl Boromäus und Auguste von Miltitz. Gemälde von Moritz Retzsch (Aus der Ausstellung „Romantik und Biedermeier in der deutschen Malerei", Chemnitz, in den Ausstellungsräumen von Gerstenberger)

Digitized by Google



Innenansicht des Mariä-Empfängnis-Domes zu Linz a. d. Donau

Am 26. Juni 1886 wurde mit dem Turmbau begonnen, der die Zeit bis Ende 1901 in Anspruch nahm. Am 21. August 1898 starb Dombaumeister Vinzenz Statz, und zu seinem Nachfolger wurde auf seinen Wunsch Otto Schirmer bestellt, ebenfalls ein Kölner, der schon im Jahre 1862 nach Linz gekommen, und schon bisher Statz' Mitarbeiter gewesen war. Er hat zweifellos neben Statz die größten Verdienste um die solide, stilgerechte Durchführung des Baues. 1900 bat er um die Enthebung von der Stelle des Dombaumeisters und starb 1904. Die nachfolgenden Baumeister waren Franz Statz, der Sohn des Vinzenz, 1900 bis 1909, und Matthäus Schlager, 1909 bis jetzt. Im letzten Augenblick schien noch der Weltkrieg die Vollendung des Dombaus in Frage zu stellen. Eine Spende des Papstes Benedikt XV. half über den toten Punkt hinweg. 62 Jahre hat der Dombau erfordert.

⁂ ⁂ ⁂

Eine Sammlung von Kupferstichen des 15. bis 18. Jahrhunderts hat zahlreiche Sammler bei einer Versteigerung durch C. G. Boerner in Leipzig vereinigt. Der Katalog, den die Firma der Versteigerung vorausschickte, ist wieder ein Kunstwerk von Rang, selbst ein wertvolles Sammelstück! Die Sammlung, aus der unsere Rundschau einige Proben wiedergibt, enthält mehrere vielbeachtete Berühmtheiten, so die Sammlung früher italienischer Kupferstiche aus dem Besitz des Geh. Rates Prof. Dr. Ernst Ehlers in Göttingen, die Porträtsammlung von Römer, Leipzig, mit kostbaren Serien der englischen und französischen Porträtstecher des 17. und 18. Jahrhunderts, Dubletten von der Kupferstichsammlung im Germanischen Museum in Nürnberg und fünf anderen öffentlichen in- und ausländischen Kupferstichkabinetten, darunter seltene Blätter alter Meister, und schließlich eine Sammlung schöner englischer Schabkunstblätter aus fürstlichem Besitz.

⁂ ⁂ ⁂

Zu unseren Bildern. Meister Schwind und Ochtervelt finden in unserem Eingangs-Kunstaufsatz die gebührende Stelle. Die Mehrzahl der zeitgenössischen Künstler, die mit Kunstblättern in diesem Heft vertreten sind, ist unsern Lesern und Freunden längst vertraut: Wenk, in Künstlerkreisen der „Capri"-Wenk genannt, der immer wieder neue Motive findet, um die Schönheit des Wassers in Sturm oder Ruhe zu malen, Reusing, der Düsseldorfer und Meyer-Schüler, jetzt, mit 50 Jahren, längst selbst ein Meister

Die Umarmung. Stich von Martin Zasinger (Aus der Versteigerung von C. G. Boerner, Leipzig)

Digitized by Google

Eine französische Familie. Karikatur auf die französische Vorliebe für Tanz. Von Thomas Rowlandson
(Aus der Versteigerung von alten Kupferstichen durch E. G. Boerner, Leipzig)

des Porträts, Diez, dem unsere Hefte vor Jahr und Tag eine besondere Monographie widmeten. Feyerabend wagt in seinem Gemälde „Kühe" das äußerste an Zusammendrängung von Objekt und Motiv in einem knapp umspannenden Rahmen; Kenner werden dem Rhythmus dieser Linien wie auch der Verteilung der Tonwerte, den schwierigen Verkürzungen und Überschneidungen mit ehrlicher Bewunderung gerecht werden. Türckes „Havelland" gibt einen engen Ausschnitt aus der als so dürftig verschrienen Mark, die, mit Fontanes Augen gesehen, so viel stille, herbe Poesie bietet. Geibels Bronze „Tanz" wird dem, der nur möglichst schöne und glatte Akte liebt, eine ernstere Aufgabe stellen. Geibel ist als Plastiker wie als Graphiker bereits unter starker Beachtung hervorgetreten; er steht jetzt Mitte der dreißiger Jahre und stammt aus der Ecke des deutschen Südwestens, zwischen Freiburg, Colmar und Basel, wo kunstgeschichtliche Namen wie Grünewald, Baldung und Holbein auf die Heranwachsenden einwirken. Der zunächst überraschte Beschauer findet auf dem Weg über Rodin vielleicht am ehesten eine Annäherung an den jungen Bildner. Er ist noch ein Ringender. Aber man darf gewiß noch Bedeutungsvolles von ihm erwarten. Partikel stammt aus unserem Osten. Herbe, deutsche, an mittelalterliche innige Frömmigkeit erinnernde Landschaftspoesie offenbart sein „Familienbild", das unsere Hefte in einer schön gelungenen farbigen Wiedergabe bieten. H. E.

Die Heimführung der Braut. Stich von Daniel Chodowiecki

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Hochsommer. Gemälde von Walter Ditz

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
38. Jahrg. / August 1924 / 12. Heft

Tor und Törin · Von Ernst Heilborn

1.

Singt ihr wieder Hand in Hand — ihr Schwestern, entschwundene du und du gegenwärtige Stunde?

In diesem einen Augenblick des Besinnens, den ihr der beruhigende Klang seiner Stimme gegeben hatte, ward ihr all das wieder lebendige, blitzschnell erhellte Wirklichkeit: das Harmonium dort, — sie stand daneben und sang; das geschweifte Mahagonisofa — sie saß bei ihm, und er hielt ihre Hand; die hohen Bücherregale — er kam die Stufen der Trittleiter hinab und gab ihr das in verschossene grüne Seide gebundene Büchlein mit den Kupfern Chodowieckis. —

Diese Stimme aber, die wie aus einer Stille zu kommen schien, hatte getröstet: „Mir scheint kein Grund zu ernster Besorgnis vorhanden zu sein." Und diese Stimme hatte Antwort gegeben auf ihren Aufschrei: „Kommen Sie, retten Sie! Meine Schwester ist wie tot, — nur daß sie noch atmet."

Der Arzt war an dem Tisch mit meteorologischen Apparaten beschäftigt gewesen, als sie unangemeldet eingetreten war, er zeichnete auch jetzt noch den Stand der Inklinationsnadel auf. „Wo befindet sich die Kranke?"

„Oben, in unserer Wohnung."

„Gehen wir!"

Aber der Arzt schritt die weißgescheuerten Stufen der jetzt in Abenddämmerung dunkelnden Treppe sehr langsam hinan, von Zeit zu Zeit ließ er, haltmachend, die Hand auf dem schmiedeeisernen Geländer ruhen. Er sagte, ihre Ungeduld zügelnd: „Jede Heilung bedarf der Sammlung."

Die Kranke, ein halbwüchsiges Mädchen, saß aufrecht und mit weit geöffneten toten Augen vor einem Spiegel. Sie schien in Starrkrampf verfallen. Er schüttelte sie, blies sie an, ihre Glieder blieben in der Stellung, die er ihnen gab.

Sie, die ihn gerufen hatte und jeden Ausdruck seiner Züge aus nunmehr weit zurückliegender Zeit her kannte, ließ einen wehen Laut vernehmen. Er sagte: „Bleiben wir besonnen."

Er war ans Fenster dieses kleinen Zimmers getreten und kehrte nun zurück. Er drehte den Stuhl, auf dem die Kranke saß, vom Spiegel ab, kniete vor ihr nieder, so daß ihre toten Augen in der Blickrichtung der seinen lagen, und sagte hart: „Besinne dich! Du weißt, daß ich es war, der dir befohlen hatte, einzuschlafen. Ich sage dir jetzt, daß du aufwachen sollst. Wenn ich bis drei gezählt habe, bist du wach! Ich zähle: Eins — Zwei — Drei!"

Die Kranke erwachte. Sie schien erfreut, den Arzt vor sich zu sehen, der aber wehrte ab. „Nein, wir sind jetzt müde und gehen gleich zu Bett. Die Schwester hilft uns, als wären wir noch ein ganz kleines Mädchen, beim Auskleiden —"

Sein Wink war verstanden worden, er fand sich allein, trat wieder ans Fenster und blickte hinaus. Was ihm geglückt war, blieb ihm selber unverständlich. Gewiß, er wußte, auf diesen plötzlichen Eingebungen beruhte die Eigenart seines Könnens, hier aber lag doch offenbar ein seltener und schwerer Fall von Autosuggestion vor, und es war rätselhaft, wie es ihm auf diese Art gelungen war, den Bann zu brechen.

Die Schwester war zurückgekehrt, er saß ihr, die auf dem Sofa Platz genommen hatte, in dem bescheidenen Wohnzimmer dieser kleinen Wohnung gegenüber. Er fragte nach dem Verlauf der Krankheit und erfuhr, daß sich die ersten schweren Anzeichen nach dem Tode des Hündchens, das die Kleine besessen

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

und das vor ihren Augen überfahren worden war, eingestellt hätten: sie wäre seither nicht imstande gewesen, die Dämme zu überschreiten, habe sich bald darauf geweigert, die Straße zu betreten. Lähmungserscheinungen hätten sich im linken Arm gezeigt. Auf ein Vorkommnis, wie das des heutigen Abends, habe aber bislang nichts gedeutet.

Sie hatte, durch ihren eigenen Bericht erregt, die Hand auf den Tisch gelegt, seine Blicke hatten sich, zunächst unbewußt, auf diese feingliedrige, dabei doch rundliche Hand gerichtet, er nahm zum erstenmal, aufmerksam geworden, ihre Erscheinung in sich auf und — schien zu erschrecken.

„Ich habe Sie noch nicht einmal um Ihren Namen gebeten."

„Ritter — Helene —" antwortete sie hastig.

Es klang wie Beruhigtsein, oder auch wie Enttäuschung aus seiner Stimme, aber er fragte sachlich: „Und wie heißt unsere kleine Patientin?"

„Irma."

Er hatte ein Notizbuch aus der Tasche gezogen, die betreffenden Aufzeichnungen zu machen. „Ich werde morgen — oder nein, heut haben wir Donnerstag — also übermorgen, Sonnabend mit der Behandlung beginnen —"

„Ich darf Sie darum nicht bitten, Herr Geheimrat." Und da er sie erstaunt ansah —: „Wir haben einen anderen Arzt."

„Das will ich Ihnen glauben. Der Fall ist aber nicht dazu angetan, daß hier ein Arzt den anderen ohne weiteres ersetzen könnte. Sie werden Ihrem Arzt sagen, daß ich es bin, der die Behandlung persönlich übernimmt, und er wird Verständnis dafür haben. Vor allen Dingen wollen Sie doch, daß Ihre Schwester gesund wird."

Jetzt log sie: „Wir leben in bescheidenen Verhältnissen und sind auf den Kassenarzt angewiesen."

„Ich bitte Sie, sich darum keinerlei Besorgnis zu machen. Ich bin auf irgendwelches Einkommen aus Privatpraxis nicht angewiesen und, wenn ich hier die Behandlung übernehme, tue ich es in der Hoffnung, helfen zu können. Nicht wahr, wo man andern nützen kann, möchte man sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen? Sobald die Behandlung ein Ende hat, das heißt zu gutem Abschluß geführt haben sollte, reden wir offen wie Nachbarn darüber; und Sie werden sehen, daß ich Ihnen nichts zumuten werde, was Ihre Mittel übersteigen oder — Ihr berechtigtes Selbstgefühl verletzen könnte."

„Ich danke Ihnen!" Das klang, wie aus einem Hinterhalt heraus gerufen.

„Ich bleibe noch einen Augenblick bei Ihnen, ich habe die Empfindung, doch noch etwas über unsere kleine Patientin — Sie dürfen bei allem Vertrauen den Fall doch nicht ganz leicht nehmen — von Ihnen zu hören. Sie sagten, sie sei spät und als Kind gealterter Eltern auf die Welt gekommen. Haben sich vielleicht früh irgendwelche seelischen Eigentümlichkeiten gezeigt?"

Es war, als hätte sie der Klang seiner Stimme wieder aus verlorener Ferne in ein wärmendes Nahesein gerufen, denn nun begann sie aus sich heraus zu erzählen: „Irma war immer ein merkwürdiges Kind. Mutter starb bei ihrer Geburt, Vater hat sie nur um wenige Wochen überlebt, ich habe Mutterstelle an ihr vertreten. Es war von früh auf, als lebte sie für andere, nein, ich weiß nicht, als lebte sie sich in andere hinein — war also sehr altklug — nein, auch das trifft nicht das Eigentliche, war, als ahnte sie, was in anderen vorging, machte es sich zu eigen, ging darin auf, als brächte sie es aus sich heraus —"

„Sie meinen, sie wurde zu etwas wie einem seelischen Echo Ihrer selbst?"

„Mehr als nur Echo — und dann doch nicht nur meiner Empfindungsweise —"

Er hatte unwillkürlich den Blick auf ihre Hand gerichtet, sie zog sie mit hastiger Bewegung zurück —

Der Arzt stieg die drei Treppenabsätze, die nunmehr beleuchtet waren, zu seiner eigenen Wohnung hinab und fuhr mit der Hand über die Stirn, als gälte es einer schmerzlichen Erinnerung, die ihn da eben heimgesucht hatte, Herr zu werden, dann aber fragte er sich von neuem, wie es möglich gewesen war, diese absonderlich tiefe und in ihrer Art sehr ungewöhnliche Autosuggestion zu brechen? Es war doch eben nur ein tollkühner Einfall gewesen, sich für den auszugeben, der die Kranke in den hypnotischen Zustand versetzt hatte und, soweit man von diesen Dingen überhaupt etwas wußte, war es doch Voraussetzung, daß nur die Stimme Gehör fand, von der das Gebot ausgegangen war?

Der Diener erwartete seinen Herrn in der offenen Wohnungstür und brachte Entschuldigungen vor, daß er das Fräulein — das aber in großer Erregung an ihm vorübergeeilt sei — unangemeldet vorgelassen habe.

„Wozu die vielen Worte? Man ist froh, wenn man helfen kann."

„Herr Professor haben natürlich geholfen."

„So ganz natürlich war es vielleicht nicht. Mehr nur ein Zufall." Und da er seinem Getreuen ins Gesicht blickte: „Nein, lieber Baudner. Ich freue mich gewiß, daß Sie mir dankbar sind, aber bis zur Urteilslosigkeit

Digitized by Google

darf das nicht gehen. Damit erweisen Sie weder mir, noch sich selber Gutes. Niemand tut Wunder. Oder — das ist vielleicht zu viel gesagt, und verdrießt Sie, wie ich Sie kenne. Es genügt auch: ich tue keine Wunder; ich gewiß nicht." Der Arzt hatte an seinem Schreibtisch Platz genommen, Baudner den Teewagen mit dem Weingeistflämmchen unter dem ererbten Silberkessel herangerollt —: „Sie wissen etwas von den Damen da oben in unserem Hause?"

Jawohl, Baudner wußte und durfte berichten. Sie lebten sehr zurückgezogen, die beiden, hatten, wie Baudner, der neuerdings gelegentlich in Methodistenkreisen verkehrte, es ausdrückte, „ihre eigene Kirche". Die ältere Schwester ging zu bestimmten Stunden aus, wohl um Musikunterricht zu erteilen, sonst hielten sie sich fast ängstlich zu Hause. Lebten in geordneten und, wie die Aufwärterin erzählte, in durchaus zuträglichen Verhältnissen, und brauchten es sich an nichts abgehen zu lassen. Wendeten sie irgend etwas in der Umwelt ein Interesse zu, so könnte das am ehesten noch — dem Herrn Professor selbst gelten. Er, Baudner, habe oft genug beobachtet, daß sie heimlich aus dem Fenster blickten, wenn der Professor sich im Garten aufhalte, oder dort seinen meteorologischen Studien nachgehe.

Baudner hatte von der jüngeren der Schwestern erzählt, und war darüber warm geworden. Ein Kind noch — doch könne man mit ihr wie mit jeder Erwachsenen reden. Was einer nur auf dem Herzen habe, das lese sie ihm aus den Augen, und manchmal habe er sie scherzeshalber „Mütterchen" genannt, weil sie so gut zu trösten verstehe. Würde ihr auch vieles erzählt, was ihren vierzehn Jahren besser verborgen bliebe, es verschlage das wenig, denn was man ihr verschweige, das lese sie einem ohnedies mit ihren grauen Augen vom Gesicht ab. Unlängst aber, als ihr Hündchen, das zierliche Windspiel „Gazelle", drüben in der Königstraße überfahren worden sei, sei sie wieder ganz Kind gewesen. Er, Baudner, habe das Hündchen mit ihr im Garten begraben müssen, und eine wunderliche, doch auch zu Herzen gehende kleine Feier habe sie dabei veranstaltet. Einmal habe er sie auch in das Arbeitszimmer des Professors geführt, wo sie dann die Apparate, die Bücher und die Pflanzen mit scheuer Andacht betrachtet habe. Ganz Kind wieder, hätte sie das Harmonium am liebsten geöffnet, sei aber sofort von ihm daran gehindert worden.

Der Arzt hatte das schweigend mit angehört und sich bei manchen Wendungen der gebildeten Ausdrucksweise seines Dieners gefreut, wie ein Lehrer oder väterlicher Freund die Fortschritte des Schülers wohlgefällig wahrnimmt. Stumm reichte er auch jetzt seinem Getreuen die Hand, — der rückte noch einmal das Teegeschirr zurecht, zog die Gardine vor dem Fenster zurück, so daß der Blick in den dunklen Herbsthimmel frei wurde, und ging.

Die Lampe stand auf dem Schreibtisch und wurde über den Büchern, unter denen das Buch war, hell.

⊠ ⊠ ⊠

Das Haus lag, der Parochialkirche zunächst, in der Klosterstraße zu Berlin.

Gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts hatte es ein holländischer Baumeister für einen wohlhabenden Bürger erbaut, seither hatte es keinerlei wesentliche Erneuerung erfahren. Zu der wohlgeschnittenen eichenen Tür mit den Messingknäufen führten steinerne Stufen hinan. Der Eintretende gelangte in einen achteckigen Vorraum, in dessen Nischen Büsten standen. Dahinter stieg die breite eichene Treppe mit geschmiedetem Barockgeländer in leichter Rundung auf.

Die Bäume und das Strauchwerk auf dem nahen Friedhof um die Parochialkirche herum, sowie in dem Gärtchen hinter dem Hause, der Waisengasse zu, begannen die Blätter zu senken. An sonnigen Tagen glomm es wie buntes Leben in ihnen auf. Denn es war Herbst.

2.

Der Freitag war vorübergegangen, an diesem Sonnabend nachmittag, an dem schwere und geklüftete Wolkengebilde am Himmel hingen, hatte der Arzt die Behandlung aufgenommen. Sie bestand in einer ihm eigentümlichen Verbindung von psycho-analytischem und suggestivem Verfahren, hatte aber einen ihn selber überraschenden Verlauf genommen.

Mochte es eine Folge seiner seelisch überaus behutsamen Art sein, mochte es seine Ursache in der psychischen Eigenart der Patientin finden — der Arzt vermied es, sich selber auf irgendein Urteil vorschnell festzulegen —: die Patientin hatte in der Hypnose scheinbar frei aus sich heraus erzählt, und eben diese Erzählung hatte der Arzt kraft seines treuen Gedächtnisses, das auch die sprachliche Eigenart festzuhalten vermochte, in sein Patientenbuch eingetragen. So fand sich da der befremdende Bericht, dem der Arzt, einem künstlerischen Triebe gern, wenn auch nicht ohne Selbstbespöttelung nachgebend, die Überschrift gesetzt hatte:

Digitized by Google

Der Mann im Mond und sein Hund

Patientin lag in tiefen Schlaf versenkt, der Arzt hatte ihre Gedanken auf ihr Windspiel „Gazelle" einzustellen versucht: in dessen Unfall hatte ihr seelischer Zusammenbruch, schien es, zum mindesten den äußeren Anlaß gefunden. Nach längeren, zunächst erfolglosen Bemühungen, ihrem Gedankenfluß irgendwie Richtung zu geben, hatte Patientin die Worte hervorgestoßen: „Wolf widersetzt sich; will nicht dort hinab; Wolf bekommt Schläge; leckt seinem Herrn die Hand —"

Und jäh aufschreckend: „Licht — Licht — Licht —! Siehst du? Die Sonne! Ein Feuerrad steht sie an schwarzem Himmel. Das bebt und kreist und rollt. Ins Rund geflochtener Geißeln schwingt sie ihre Strahlen. Oh, wie das leuchtet! Wie Licht dich, armen Schatten, ganz durchglüht. Wie Licht die Adern dir durchpulst. Hörst du? Die Sonne! Vom fernen Stern weckt sie den spitzen Klang; es greifen ihre Strahlen geißelnd in das All; rücktönend braust das Firmament; es donnert; und ist nur eine Stimme —: Ich bin das Licht der Welt!"

⁂ ⁂ ⁂

Der Arzt: Du hast mir zu erzählen. Berichte!

⁂ ⁂ ⁂

Rund der weißgescheuerte Küchentisch, darüber brennend die Hängelampe, denn es ist Nacht.

Beide Arme hat der kleine Mann auf den Tisch gelegt und den Kopf mit dem kahlen Schädel drein gebettet. Das Männchen weint.

Wolf, der den Blinden morgens zur Arbeit führt und abends heimgeleitet, sitzt neben ihm, legt ihm die Pfote tröstend aufs Knie. Wie ein Kind schluchzt der Blinde.

Es ist nicht nur, daß er vom Wege abkam, es ist nicht nur, daß er das Licht seiner Augen verlor, es ist nicht nur, daß sie ihn verließ; es ist das alles zusammen.

Sie ging, und er tappte weiter durch die Nacht. Ihn wundert's, daß er's tat. Richtet sich auf, hebt den Kopf, als müßte er mit blinden Augen nach seinen Fußspuren suchen und sehen, warum die weiter führten. In seinem weißen Gesicht stehen zwei schmutzig graue gerade Linien, führen von seinen Augen über die Backen nieder.

Das war gestern und vorgestern und so alle Nächte. Aber heut ist es anders. Ein Jahr ist's heute, daß sie von ihm ging. Aus dem Kreis der schlafenden Tage trat das Jahr, schwebte und klomm die Stufen hinan, stand, ein nackter Jüngling, hoch auf dem höchsten Kirchturm der Stadt, hob die Posaune mit beiden Armen und hat ihn geweckt.

Der Blinde glaubt seine Fußspuren zu sehen. Sie führen durch Staub und Schnee, auf trockenem, auf nassem Pflaster, immer den einen Weg, hin und her, daneben die Pfotenstapfen Wolfs, der ihn geleitet. Mit gekrallten Fingern möchte er sie auskratzen, die Fußspuren, aus dem Stein, abbeißen den Weg.

Es war das alles zusammen.

Dies aber war so gewesen. Um die gewohnte Stunde war er nach Hause gekommen und seinem Rufen war keine Antwort geworden. Die Küche und die Wohnstube und die Schlafkammer hatte er abgetastet, aber sie nicht gegriffen. Nur seine Morgenschuhe hatten wie immer vor dem Bett gestanden, seine Suppe hatte im Wärmschrank gebrodelt, seine Hausjoppe hatte sie ihm bereit gelegt.

Daß sie ihn verlassen hatte, er begreift es. Aber warum spottete sie, wo ohnedies alle höhnten? Letzten Schimpf hatte ihm ihre letzte Fürsorge angetan. — Es war das alles zusammen.

Das kleine Männchen hat den kahlen Schädel wieder in die Arme gebettet. Schluchzt wie ein unartiges Kind. Hat Angst vor sich selber. Denn nun muß sich seine Hand aufrecken wider sein blindes Gesicht. Ein Ächzen der Qual entfährt seinen zernagten Lippen.

Da fühlt er etwas Feuchtwarmes an seiner Hand. Wolf leckt seinem blinden Herrn die Finger. Mit einem Fußtritt scheucht er das Tier beiseite.

Dann höhnt der Blinde: „Ja, du sollst mit. Du begleitest mich da hinunter. Du kannst mich im Drüben spazieren führen."

Wieder ist's, als hätte er sich in Schlaf geschluchzt. Bewegungslos liegt sein blanker runder Kopf auf dem blanken Rund des Tisches. Aber die Erinnerung wacht. Erinnerung an ein Erlebnis, das niemals gewesen ist, und dennoch war.

Er sieht sich selber. Allein ist er ausgegangen und ohne seinen Wolf und lange umhergeirrt. Nun tastet er an einer Mauer, die brüchig ist im Kalkbewurf und feucht. Kein Fenster, keine Tür ist darin, nur immer und soweit seine Hand greift, Mauer. Dazu ein ätzender Ruch von welkendem Laub. Endlich in der Mauer eine Öffnung.

So tritt er ein. Hinter ihm, und ohne daß er daran gerührt hätte, knarrt ein eisernes Portal und klirrt ins Schloß.

Digitized by Google

Nun tastet er innerhalb der Mauer, und sie scheint feuchter. Es glibbert da hinab. Von seinem vorgesteckten Stocke nicht erfühlt, ist plötzlich etwas vor seinen Füßen, er strauchelt, fällt, einen niederen Erdaufwurf umklammert er mit seinen Armen. Darauf erhebt sich etwas Hölzernes, Hohes, er tastet es ab: ein Kreuz. Und auf dem Balken des Kreuzes sind Buchstaben eingekerbt, seine Fingerspitzen gleiten darüber und lesen: „Es hat mich niemand lieb gehabt."

Das ist es, und das war *sein* Kreuz. Sie mochten recht gehabt haben, die andern, — was ging es ihn noch an?

Das alles zusammen war es, und daß auch *sie* ihn verlassen hatte. Mit brodelnder Abendsuppe im Wärmschrank.

Der Blinde weiß nichts mehr von Mitleid mit sich selber. Auch die Angst ist beiseite geworfen, wie ein Mundtuch, das einer, vom Mahle angeekelt, zerknüllt hat fallen lassen. Sein rundes, bleiches, bartloses Gesicht ist zur Grimasse verzerrt. Hohn wider den Schöpfer aller Ungerechtigkeiten, Hohn wider diese Trugspanne, Leben genannt, Hohn und zumeist wider sein eigenes, armseliges Selbst, Hohn, der aus stummen Mundwinkeln zetert.

Hart ist er geworden, und dem ist gut so. Die einzige Stütze, der's nun noch bedarf.

Ruhig und mit gemessener Würde steht der kleine Mann auf. Er spitzt die Lippen zum Pfiff: „Komm, Wolf! Ausgehn!"

⁂ ⁂ ⁂

Dunkel die Straße, die zum Fluß hinabführt. Nur eine vergessene Lichtreklame wirft ihren kreisrunden, grellhellen Schein aufs Pflaster.

Inmitten des lichten Runds steht das kleine Männchen. Es steht gebückt. Vor ihm sitzt Wolf, hat die Vorderpfoten gegen das Pflaster gestemmt, will nicht weiter, weigert den Weg dahinab, den Weg ins Dunkel: Der Mann im Mond und sein Hund. Das kleine Männchen zerrt an Wolfs Kette, schlägt mit Fäusten auf das zottige Tier, Wolf duckt, will Pfote geben, mit letzter Kraft reißt ihn der Blinde mit sich, — Nacht.

⁂ ⁂ ⁂

Der Blinde steht an Ufers Böschung. Bis an den äußersten Rand hat er sich vorgetastet. Nun hat er die Fäuste geballt, daß die Nägel in die Handflächen hineinschmerzen.

Unten orgelt das Wasser. Gedunsen und halbverwest stehen sechs Leichen, sie stehen aufrecht, auf Flusses Grund, wie Orgelpfeifen. Sie warten des siebenten, der nun kommt.

Ein Mitleid mit sich selber packt das Männchen, schüttelt den abgemagerten Körper, treibt aufs neue die Tränen in die blinden Augen. Warum auf dieser hellen Erde Finsternis nur für ihn? Warum, wo alle Atem schöpfen, muß er sterben?

„Es hat mich niemand lieb gehabt." Was immer er beginnen könnte, sinnlos der Anfang und sinnlos das Ende. Jäh wendet sich der Blinde. Mit Händen, denen kein Auge Richtung gibt, mit Fingern, die in Todesangst zucken, löst er Wolfs Kette. Er ist nicht wie der da oben. Ihn jammert der Kreatur. „Wolf, geh heim!"

Es ist, als bäumte sich Leben ein letztes Mal in ihm auf. Beide Arme wirft er hoch über seinen Schädel in die Höhe. Letzte Angst entpreßt ihm letzten Schrei. Kopfüber wirft er sich in den Fluß hinab.

Nacht, und über ihm schlägt das Wasser zusammen.

⁂ ⁂ ⁂

Licht. — Blutrote Dämmerung um ihn, in lichter Wölbung erstrahlt der Himmel, weißglühend schlagen die Flammen hervor. Die Sonne, die Sonne! Sie strahlt, sie steigt. Ein Feuerrad beginnt sie zu schwingen, sie kreist und wirbelt, sie strömt ihre Strahlen zu feurigem Kranze. Licht in den Augen, Licht in den Pulsen, sein Körper trinkt Licht. Jetzt wird es vernehmbar. Ein dumpfes Dröhnen war es zunächst. Ein heller Ton klirrt wie getroffene Saite. Er weckt Töne. Sie schmelzen zusammen. Sie schwellen zur Fuge. Es braust der Choral. Die Sonne! Die Sonne!

Der Blinde — sieht.

Er ist Kind und mit Tränen besprenkelt heimgekommen. Die Kinder draußen haben ihn gehöhnt. Mutter sitzt an der weißen Gardine an ihrem Nähtisch. Sie hebt ihn auf ihren Schoß, sagt: „Du bist mein schöner Junge" und bindet ihm eine frischgebügelte weiße Schleife um.

Er sitzt in der Schule, ganz hinten, als letzter. Der Lehrer ist aufs Katheder getreten und hat einen großen roten Apfel mitgebracht. „Wem geb' ich den? Der bekommt ihn, dem es am schwersten fällt." Und er ruft: „Peter!" Peter ist er selber, und er darf vortreten, bis ganz vorn ans Katheder, und bekommt den Apfel.

Er ist Musikschüler, trifft an gleicher Straßenecke Tag für Tag den kleinen blonden Burschen, der mit seinem roten Reifen spielt. Wie alle Tage hat er ihm gesagt: „Was für einen schönen Reifen du da hast" — da bringt der Junge den Reifen —: „Da nimm, ich schenk' ihn dir."

Er sitzt am Flügel und spielt zum Tanz auf. Nur aus Gefälligkeit tut er's, und ist nun doch wie Bediensteter unter den Festlichen. Die Lichter schwirren, die Paare kreisen. Da naht sie. Im weißen Kleide und

Digitized by Google

kornschwerer Blondheit, schwebend in Anmut, zögernd in Scheu, kommt sie, tritt zu ihm heran, zu ihm, verbeugt sich und fordert ihn zum Tanze auf.

Er ist in der Klinik, weiß und licht der Raum. Auf dem Operationsstuhl sitzt er. Der Arzt naht. Er kennt ihn nicht, den Gebeugten. Der aber spützt auf die Erde und macht einen Kot aus dem Speichel und schmiert den Kot auf seine schmerzenden Augen und spricht: „Ich bin das Licht der Welt. Nur wer im Finstern wandelt, vermag das Licht zu schauen.“ Da verliert sich der letzte rötliche Schein vor seinen Augen, und er ist blind.

Er ist blind und sieht. Sie steht in ihrer beiden kleinen Wohnung, ist zum letzten Abschied bereit, hält die kleine lederne Reisetasche in ihrer Hand. An der Tür macht sie halt, setzt die Tasche nieder, geht in das Schlafzimmer, stellt ihm die Morgenschuhe vors Bett; tritt ins Wohnzimmer und legt ihm die Hausjoppe auf seinen Stuhl; kehrt in die Küche zurück, öffnet den Wärmschrank und sieht nach seiner Abendsuppe; und — geht. Mit Tränen im Auge?

Er ist blind und sieht. An seiner Arbeitsstätte sitzt er gebeugt, stimmt die Klaviere. Es pochen die Töne. Ein feuchtes Händchen legt sich auf seine Hand, wieder ist sie da, die blasse Siebenjährige des Pförtners in ihrer verkümmerten Armseligkeit und hört ihm zu: „Du, Mann, das ist schön.“

Es pochen die Töne, sie läuten, sie hämmern. Es donnert das Feuer. Hoch schlagen die Gluten. Drei bärtige Riesen mit Schmiedehämmern stehen am Amboß, rot krümmt sich das Eisen, weiß leuchtet die Flamme. Er sieht's, — schon sind sie seiner gewahr geworden, stürzen sich auf ihn, packen und würgen — mit letzter Atemkraft will er's hervorstoßen: „Laßt mich leben! Ich muß — dem Wolf — die weiße Schleife umbinden —“ aber schon hat der eine der Riesen mit rotglühender Zange ihn im Nacken gepackt — das Licht ist erloschen; Nacht.

⁂ ⁂ ⁂

Nacht, da das Männchen und wie aus dunklerer Ferne wieder zu sich findet. Irgendwo ist er im finstern Raum. Weiß nicht, wo. Ihn friert; es ist kalt, er ist naß.

Sich zu regen, vermag er nicht. Aber es ist da etwas Feuchtes, Warmes bald an seiner Hand, bald an seinem Gesicht. Er besinnt sich: das ist Wolf, der liebe Wolf, der ihn leckt. Und von Wolf trieft das Wasser wie von ihm selber?

Hat Wolf ihn aus dem Wasser gezogen? Sinnverwirrend gleitet es an ihm vorüber, jetzt vermag er den Erinnerungshaken einzuschlagen: er selbst hatte sich in den Fluß gestürzt, seinem Leben ein Ende zu machen.

Ihn wundert's. Halb vermag er sich aufzurichten. Und sieht es vor sich, wie hohes aufgeschlagenes Buch, den Sinn des Lebens, und liest: Es blüht ein Garten den Augen, aber es lodert ein Feuer den Herzen. Wer da sucht im Verlorenen, der findet im Eignen. Es ist ein Wachstum im Abnehmen und ein Licht in der Nacht.

In dieser Abendstunde las der Arzt die Niederschrift des Nachmittags wieder. Ein merkwürdiges Kind, diese Irma Ritter! Als hätte sich ihr aus einer gewissen Gegensätzlichkeit der Vorstellungswelt heraus im Widerspiel zu ihrem zarten und zu Tode gefahrenen Windspiel der robuste Wolfshund gestaltet, der seinem blinden Herrn das Leben rettet.

Professor Hamann stützte den Kopf mit dem glatt zurückgestrichenen, stark angegrauten Haar in die Hand. Irgend etwas in dieser Erzählung war — er wußte selbst nicht, in welchem Belang — wie zu ihm selbst, nein, wie aus ihm selbst heraus gesprochen. Und jetzt — er kannte diesen „Mann im Mond“! Sah ihn deutlich, bis in Einzelheiten des Bewegungsspiels, sah das breite Gesicht mit dem kahlen Schädel sehr deutlich vor sich —: es war der eine Mensch, den er gehaßt hatte in seinem Leben, und das mit Fug.

Nur eben blind war dieser Elende nicht gewesen, blind wenigstens nicht mit leiblichen Augen. Wie anders hätte er sonst der Einen Nachstellungen bereitet?

Gabriele! Er sprach den Namen nicht aus. Er fühlte ihn tief innerlich als Schmerz.

Da seine Blicke nun einmal diese Richtung genommen hatten, sah er weiter und wie in blendendes Licht. Dieser Mann, den er gehaßt hatte, hatte im Selbstmord geendet, — und zum mindesten von einem Selbstmordversuch hatte doch auch das Kind, dem an sich derartiges fern liegen mußte, erzählt? War das nur Zufall, aber gewiß; es durfte nur Zufall sein.

Man muß sein armes Ich ausscheiden können aus jedem Lebensspiel, sagte sich der Arzt, und wußte, er hatte sich dahin erzogen.

Auch war es nunmehr ein Gedankliches, das ihn an dem Bericht des Kindes zu fesseln begann. Eigenartig stand hier die treue Treue des Tieres, das seinen blinden Herrn aus dem Wasser rettete, der untreuen Treue der Frau gegenüber, die ihn versorgt hatte,

Digitized by Google

als sie ihn verließ, um ihn geweint hatte, als sie ihn preisgab. Treue war eben auch eins dieser seelischen Wolkengebilde, zu denen Menschheit aufstrebte, aus dem Dunstkreis der Erde hinauszugelangen. Bis dann Erde zupackte und den Ikarus mit Naturgewalt herabriß, ihm ihr Gesetz aufzujochen. Treue war Menschheitsschminke, aber freilich, sie erst machte den Menschen schön.

Seltsam —: damals, als er Gabriele liebte, hatte er ein Verhältnis mit einer anderen, die ihm seelisch nichts und körperlich wenig bedeutete, unterhalten, und erst seit er Gabriele verloren hatte, war er ihr treu.

Dies Fräulein Ritter hatte ihn an Gabriele erinnert, — sei es auch nur durch die Zufallsbildung einer sehr gleichgearteten, zärtlichen und weichen Hand. Doch war auch sonst Ähnlichkeit vorhanden, etwa die, welche die Kopie des Stümpers, der jede Kontur vergröbert, jede Farbe unvermittelt aufsetzt, zu dem Original aus Meisters Hand aufweist. Gabrieles Eigenart war in dem schrillenden Zusammenklang der tiefblauen Augen mit dem schwarzen Haar gewesen, — Fräulein Ritter hatte blaue Augen und bräunlich blondes Haar.

Er hatte die Lider geschlossen; wie klar ihm Gabrieles Bild vor der bewegten Seele stand! Fünfzehn Jahre waren vergangen, seit sie grußlos von ihm geschieden war, und er kannte gleichsam jeden Flaum auf ihrem Nacken.

Daß er der Narr seiner eigenen tiefsten Empfindung wäre! — Narren kommen zu Hofe nur solange sie jung sind. Er riß sich gewaltsam los und klappte das Patientenbuch zu. Er bereitete sich selbst den Tee, wie er zu tun pflegte, und blies das Weingeistflämmchen unter dem silbernen Kessel aus. Nicht anders, als löschte er eine Erinnerung.

Auf seinem Tische befanden sich Bücher, deren Studium er sich zuwandte, als wäre er nie darin unterbrochen worden. Unter diesen wissenschaftlichen Werken lag auch heut das Buch.

⁂ ⁂ ⁂

Irma hatte der Schwester von der Behandlung durch den Arzt erzählt: Als sie in das Zimmer gekommen sei, das Zimmer, in dem das Harmonium stehe und der Tisch mit den seltsamen Gerätschaften, seien die Fenster verhängt gewesen zu einem rötlichen Dunkel, ganz wie in einer Kirche. Der Professor sei ihr gleich entgegengekommen und habe ihr beide Hände gereicht, ihr dann auch väterlich die Hand auf das Haar gelegt. Am liebsten wäre sie ihm da um den Hals gefallen! Er aber habe ihr wohl angesehen, daß sie müde sei, und ihr erklärt, daß alles, was zu ihrer völligen Genesung not tue, ein tüchtiges Ausruhen sei! So habe er sie zu dem Ruhebett geführt, und da habe sie sich hinlegen dürfen, wie es ihr so recht bequem gewesen sei. Und er habe wieder die Hand auf ihr Haar gelegt und ganz sanft und leise zu ihr gesprochen. Darüber sei ein so wohliges Ermatten über sie hingeglitten, daß sie gedacht hätte, so müßte es sein, wenn —

Nun —? hatte Helene gefragt.

Aber sie hatte doch Anstand genommen, ihren unziemlichen Gedanken vor der Schwester laut werden zu lassen, und klüglich eingelenkt: Wenn man stürbe.

„Ja," hatte Helene gesagt, „das muß den Körper befrieden, wenn er vom Quirlen der Seele erlöst wird."

Und dann habe sie wohl geträumt, und so recht könne sie sich auf den Traum nicht mehr besinnen. Vielleicht sei es so gewesen: sie habe im Traum an der Ecke der Königstraße gestanden, da, wo Gazelle überfahren worden sei (sie sprach dabei zum erstenmal und verhältnismäßig ruhig über den Unfall), und da sei das Auto gekommen. Gazelle aber sei nicht dagewesen, auch habe das Auto offenbar seine Fahrt verlangsamt, so daß sie die kleine blanke Messingfigur, ganz vorn auf dem Auto über dem Zünder, deutlich habe erkennen können: ein Männchen in wunderlichen Verrenkungen habe die dargestellt, beinahe anzusehen wie der Mann im Mond. Plötzlich aber habe sie selbst in dem Auto gesessen, das nun in toller Fahrt über Hügel und Berge davongerast sei. Zuerst sei ihr Angst gewesen, nachher nicht mehr. Auch habe sie nun gesehen, daß das Männchen neben ihr gesessen sei, klein, aber doch wie ein kleiner Mensch, mit spiegelblankem, kahlem Schädel und blinden Augen. Der habe immerfort auf sie eingeredet, verstanden aber habe sie von allem, was er da herbrubbelte, nicht ein Wort.

Eben seien sie einen steilen Abhang hinuntergesaust, nun ging es quer durch einen tiefen dunklen Wald. Unzählige wilde Tiere seien da gewesen, so daß sie sich doch sehr gefürchtet habe. Mit einem Satz sei ein Wolf bei ihnen im Wagen gewesen — sie habe aufschreien wollen — der aber habe schön gemacht und Pfote gegeben. So seien sie weitergefahren, nun zu dritt, bis zu einer Höhle, in der ein Feuer brannte. Vor der habe das Auto gehalten. Bärtige und berußte Männer seien da mit großen Schmiedezangen gekommen — und darüber sei sie aufgewacht, weil sie gerade in dem Augenblick, da sie sich von neuem zu ängstigen begonnen, die Stimme des Professors gehört

Digitized by Google

habe, und der habe ihr lachend zugerufen, nun aber sei es genug des Schlafens.

So hatte die Kleine erzählt und war sich dabei nach der Art der Vierzehnjährigen wichtig genug vorgekommen, — Helene aber hatte die Schwester zärtlich in ihre Arme gezogen, als umschlösse sie mit ihr ein anderes Sein, und hatte sie auf das Haar geküßt, auf dem die hilfreiche Hand gelegen hatte.

Nicht lange darauf hatte Irma aus sich heraus und ohne ein Wort darüber zu verlieren, die Tür geöffnet, war die Treppe vorsichtig aber auch wiederum mit festen Tritten hinabgeschritten, hatte die Straße betreten, den Fahrdamm hinüber und herüber und so noch einmal, gekreuzt, und war eben so ruhig, und als täte sie etwas Selbstverständliches, zurückgekehrt.

Wie einem Menschen zumute ist, der Zimmer wiedersieht, die er noch kürzlich selbst bewohnt hat, in die nun aber wohlhabende Fremde mit reicherem Hausrat eingezogen sind — wohin er blickt, alles dünkt ihn vertraut und dennoch beleidigend, aufdringlich, beschämend, — so fühlte sich Helene in dem, was sie der Schwester bislang gewesen war, entrechtet, zugleich in ihrem eigenen, mühsam genug errungenen Frieden bedroht. Sie widersetzte sich nachträglich dem Schicksal, das sie gezwungen hatte, zu dem Freund vergangener Tage ihre Zuflucht zu nehmen. Es war ihr wie Befreiung, als Irma endlich zu Bett gegangen, und sie mit sich allein war. Ohne Hut und in ihrem Hauskleid betrat sie die Straße. In dieser abendlich-herbstlichen Luft war Atemmöglichkeit.

Sie ging um die Parochialkirche herum und betrat den Friedhof.

Ja freilich: Gräber. Leben hieß immer, über das Grab des Erlebten schreiten. Und daß sich über dem Empfinden eben dieses gegenwärtigen Augenblicks schon morgen der Hügel mit der unverlöschbaren Gedenkschrift wölbte, — war das Trost, oder war es quälendster Spuk?

Wie sehr mußte sie sich in diesen fünfzehn Jahren verändert haben, daß der Freund sie nicht wiedererkannt hatte! Lebend starb man. Es war das erstemal, daß sie in diesen Spiegel des Alters blickte, und er war unbarmherzig.

An seiner Liebe, — nein, was auch vorgefallen war, an seiner Liebe hatte sie nie gezweifelt. Jetzt fühlte sie, und das war, als würde sie gewürgt, daß sie vor dem Abgrund stand, diesen Glauben zu verlieren.

Wie nun? Und wenn sie ihm den Namen genannt hätte, den sie damals geführt, und gesagt hätte, ich heiße Gabriele Meister, und es wäre auch dann keinerlei Erinnerung in ihm aufgestiegen? Eins dieser Gräber aufschaufelnd, was fand man? Nichts.

Ein Glück, daß sie soweit ihre Besonnenheit gewahrt hatte.

Nein; sie bereute nicht, daß sie damals in dieses Haus und in seine Nähe gezogen war. Was blieb ihr vom Leben? Nichts als eine Erinnerung, — deren sie sich selbst unwert gemacht hatte. Sie wußte sehr wohl, das Recht auf diese Erinnerung besaß sie nicht, aber ob nun mit, ob ohne Recht, die Erinnerung hatte ihr gehört — doppelt zu eigen vielleicht, weil wider Recht — und war ihr das lebendige Wasser gewesen, von dem der Tröster einem anderen armen, auch in die Irre gegangenen Schwester-Weib gesprochen hatte. Auch diese Erinnerung jetzt verlieren —

Wenn er sie jetzt häufiger sah — sie wiedererkannte — sie ihm fremd blieb — er Interesse an ihr nahm — er ihr mit Gleichgültigkeit begegnete —, so sehr all diese Möglichkeiten sich widersprachen, so sehr bekannten sie gemeinsam das eine: Es geht um deinen einzigen Besitz, um deine Erinnerung.

Wie eine Fremde konnte sie hinausgetrieben werden aus der Hütte ihrer Erinnerung, und die Tür schloß sich hinter ihr, und sie stand allein am Kreuzweg mit dem zerbrochenen Weiser.

Sie hatte den Kirchhof verlassen, aber all diese schreckhaften Möglichkeiten blieben wie verwirrendes Schattenspiel um sie. Indem aber Angst ihre Gedanken scheuchte, bewegten sich ihre Lippen ruhig, und sie sagte aus einer Herzensgewißheit leise vor sich hin: „Ich habe Sehnsucht nach dir."

Sie hatte das Haustor hinter sich geschlossen, den Vorraum mit den Nischen durchschritten, als sich seine Wohnungstür öffnete, und er ihr entgegentrat. An ihm vorüberhuschen, war unmöglich gewesen, auch hatte er sie bereits erkannt und ihr zugerufen: „Das trifft sich gut, Fräulein Ritter, wie steht es um unsere Patientin?"

Sie sah, daß er zu abendlichem Ausgang angezogen war, der weite Ausschnitt des schwarzen Mantels ließ das Hemd mit der weißen Krawatte frei — sie stand ihm ohne Hut und in ihrem Hauskleid gegenüber, und mußte bitter an ein zerzaustes armes Kind denken, das der Königssohn nicht erkennt oder verleugnet.

„Einer dieser guten Abende," sagte der Arzt, „wie sie der Herbst mit sich bringt. Man genießt noch einmal den Sommer, aber wie aus der Erinnerung. Ich freue mich auf meinen Gang durch die Straßen. Um diese Stunde ist Ruhe über die Menschen gekommen. Sie gehen langsam und denken an

Digitized by Google

Niederdeutsche Stadt. Gemälde von Julius Schrag

Digitized by Google

Digitized by Google

ihren Tisch mit der Lampe. Und selbst die vielen, die leiden — in der Dämmerung scheinen die tiefen Schatten unter den Augen und um das Kinn sich zu verlieren."

„Sie gehen und sehen überall Krankheit?" Etwas wie Spott klang in ihre Worte hinein.

„Ich sehe sie überall und in ihrer tausendfältigen Gestalt, ich sehe die eben aufkeimende und die andere, die ihr Werk getan hat, ich sehe sie als einer, der nicht helfen kann. Denn hinter der Krankheit steht, wie ein unterirdischer Quell dauernd für Zufluß sorgend, uns Ärzten unerreichbar, die Not. Ich meine nicht nur die materielle, ebensosehr die geistige, auch die seelische Not."

„Da komme ich denn freilich von den Gesunden. Ich war bei den Gräbern hier um unsere Kirche."

„Aber Sie haben dort schwerlich Verwandte liegen? Soviel ich weiß, wird dort seit langem nicht mehr beerdigt? Übrigens eine schlechte Gesellschaft für Sie, die Toten. Denen sollten Sie, und vor allem Ihre Schwester, ein für allemal aus dem Wege gehn. Die Gräber lügen."

„Doch nur in ihrem Efeu und in ihren Inschriften. Wer sie aufgrübe, dem stünden sie Rede."

Irgend etwas in ihren Worten oder ein Klang ihrer Stimme oder in der abweisenden Armbewegung mußte die Erinnerung in ihm erneut geweckt haben, denn er fragte unvermittelt: „Kennen Sie ein Fräulein Gabriele Meister?"

„Nein," sagte sie und genoß in heimlichem Triumph den ruhigen Tonfall ihrer Stimme, „ich hörte den Namen nie."

„Eine Dame, die ich kannte, es schien mir, Sie könnten verwandt mit ihr sein. Es gibt diese Ähnlichkeiten. Sie beruhen darauf, daß Natur auch uns Menschen, wie Blätter aus gleichen Ästen heraus schafft. Das braucht aber unserem Selbstbewußtsein nicht zu nahe zu treten, ich entsinne mich, es war mir oft schon zu Trost. "

Sie schritt die Treppen zu ihrer Wohnung hinan, sie ging bewußt langsam, mit starker Sicherheit nahm sie Stufe für Stufe. Ihr Entschluß war gefaßt.

3.

Berlin —: Der Atem der Stadt geht hart und kurz.

Sie gleicht der Halbwüchsigen, die Stadt. Sie hat nicht mehr die Blütenfrische der Kindheit, noch nicht die Reife entwickelter Formen. Sie drängt in langen und mageren Gliedern. Der Arzt, der ihren Pulsschlag zu prüfen unternähme, könnte auf inneres Leiden schließen, es ist aber das Wachstum, das ihren Atemgang hart macht und kurz.

Es ist die Stadt in den Jahren des Wachstums. Sie will es den älteren aufgeblühten Schwestern gleichtun. Sie hastet in Arbeit und in Vergnügung. Sie reckt sich. Von Zeit zu Zeit zieht es wie Schmerz durch die mageren Glieder, aber sie hat nicht Zeit, an ihre Schmerzen zu denken, die Stadt. Vorwärts! nur vorwärts! Der Atem geht schnell.

Berlin, die Stadt, die Reichtum entstellt und Armut verschönt, die Stadt ohne Gestern und Heute, die Stadt, die ans Licht drängt — und von sich selbst nichts weiß.

Sie gehen zur Arbeit und kennen nicht das Ziel, sie stürzen zu Belustigungen und bleiben freudlos, immer aber sind sie in Hast und Eile, der Pulsschlag der Stadt ist in ihrem Blut.

Die Stadt wächst, sie will schneller wachsen. Ihr Atem geht hart und kurz —: Berlin.

Wie befremdend das alles Helene erschien, wie fremd sie sich selber! Aber seit ihr Entschluß feststand, war sie in das Treiben der Stadt hineingezogen, bekam sie zum erstenmal Blick dafür, daß alle anderen ebenso hasteten wie sie, sie anderen im Wege stand, und ihr die anderen. Es kam ihr vor, als würden in diesen wenigen Tagen ihre Bewegungen eckig.

Vielfältig waren die Besorgungen und Besprechungen, die sich nun drängten. Die wenigen Musikstunden, die sie gab, mußten abgesagt werden. Über ihre Vermögenslage wurden Vereinbarungen notwendig. Die Überführung der Möbel erforderte Vorbereitungen. Schließlich schien es ratsam, vorher noch für sie selbst und für Irma die Wintergarderobe zu ordnen und neu zu beschaffen.

Und dann war es eingetroffen, wie es immer im Leben begegnet; was zuerst sehr viel mehr Zeit in Anspruch genommen hatte, war bald genug über Erwarten schnell abgerollt, war schließlich wie mit einem Schlage „fertig" gewesen.

Zunächst hatte sie sich in diesen Vorbereitungen beinahe gefallen; die Bewegung als solche war wohltätig gewesen; jung war sie sich vorgekommen; wie eine Schlange hatte sie sich gefühlt, die eine lästig und brüchig gewordene Haut abtut; die Entschlußkraft hatte sie seelisch erfrischt. Nun aber, und es war wie mit dem Zuschlagen einer Tür alles beendet, sah der Entschluß sie anders an. Wie mit großen und toten Augen blickte er drein. Wie mit den erloschenen Augen des Freundes.

Es war einer dieser hellen Herbstmorgen, als sie Irma zu sich rief, ihr mit kargen un-

Digitized by Google

gepreßten, aber ruhig klingenden Worten sagte, es sei notwendig geworden, daß sie schon Ende dieser Woche nach Dessau, ihrer Heimatstadt, übersiedelten.

Dazu hatte Irma gelacht und gesagt: „Das ist nicht wahr!"

Helene war eindringlich geworden und Irma ernst: „Du glaubst das selbst nicht."

So hatte sich Helene gezwungen gesehen, Gründe, die den Schritt notwendig erscheinen lassen konnten, dem Kinde darzulegen, nur daß es schwer war, dem Entschluß Gewicht zu geben, da doch die eine große Last verschwiegen bleiben mußte. Die Wirkung ihrer Worte war trotzdem überraschend. Bittend klammerte sich Irma an sie. „Laß mich hier! Hier fühle ich mich glücklich, hier werde ich gesund!"

Regungslos hatte Helene dagesessen und dann doch gesprochen: „Es hieße das, was du vorschnell Glück nennst, mit mehr als nur meinem Unglück erkaufen."

„Aber du belügst dich selber! Auch du kannst nur hier glücklich sein!" Sie schmeichelte sich an die Schwester an: „Du wirst es bald, und weißt durch wen."

Darauf war Helene aufgestanden. „Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Bereite dich darauf vor, finde dich damit ab, wie du willst."

Irma war aus dem Zimmer gegangen, müde hatte sich Helene wieder in den breiten Lehnstuhl am Fenster gesetzt. Sie hörte das Klappen der Wohnungstür und Irmas Schritt auf der Treppe, dachte: wie sicher sie jetzt wieder die Treppe hinuntergeht, hatte ihr Wort noch im Ohr: „Hier fühle ich mich glücklich, hier werde ich gesund", übersetzte es mechanisch in die geläufige Formel „Quisisana" und — schüttelte, sich ihres Willens bewußt, den Kopf.

Kein Zweifel beschlich sie, sie war in ihrem Recht. Unendlich viele Wege boten sich der Jugend; dem Alter blieb nur der eine Weg durchs Fichtendunkel der Erinnerung.

Vor der Tür des Arztes machte Irma halt, pochte dreimal an — ihr verabredetes Zeichen —, Baudner, noch eben in seiner grünen Schürze und mit dem Reinigen der Zimmer beschäftigt, öffnete ihr. Sie berichtete ihrem Vertrauten alles, bat ihn, hinaufzugehen und die Schwester umzustimmen — die Erwartung auf Widerspruch und daß es des längeren Bittens, ihn zu der ungewöhnlichen Sendung zu bewegen, bedürfen würde, lag in ihren grauen Augen —, Baudner aber band die Schürze ab und erklärte sich bereit, das Seine zu tun, die Schwester von einem Plan abzubringen, den auch er offenbar mißbilligte. So betrat Irma die Straße und setzte ihren Trotz daran, den Fahrdamm in immer weiterem Bogen zu überschreiten. Ja, jetzt wollte sie sich üben, gesund zu sein; das war sie dem Arzt schuldig.

Es währte nicht lange, und Herr Baudner — nunmehr sehr sorgfältig in seinen doppelreihigen blauen Jackettanzug gekleidet, den er im „Dienste" immer trug, — schellte an der Wohnungstür der Schwestern und wurde von der Aufwartefrau, die ihn kannte und anerkannte, zu Fräulein Helene eingelassen. Sie saß noch immer in diesem Lehnstuhl am Fenster, und in arger Versunkenheit. Wie eine Mutter, die auf die Wiederkehr ihres Sohnes wartet, und sie weiß, er ist tot. Baudners Kommen schien sie kaum zu überraschen. Sie faßte ihn ins Auge und — war damit bereits an ihm vorüber.

Herr Baudner hatte durchaus das Benehmen und die Sicherheit des gebildeten Mannes, seine Züge waren keineswegs undurchgeistigt geblieben, und nur ein sehr scharfes Auge hätte entdeckt, daß es doch ein wilder Stamm war, der nur durch Pfropfung veredelt worden. Dafür aber hatte der Gärtner die Eigenschaft, die die bestimmende im Wesen seines Pfleglings war, herauserkannt und demgemäß entwickelt: Baudner hatte Herz.

Baudner saß Helene gegenüber und entschuldigte das Ungewöhnliche seines Kommens mit wenigen Worten. Er wolle sich gewiß nicht in Entscheidungen eindrängen, deren Gründe ihm naturgemäß verschlossen bleiben müßten, nur eben — Irma sei zu ihm gekommen und habe ihn nach Kinderart zu „Hilfe gerufen" und — er sei dem Kinde gut. Wisse auch, daß es ihm zugetan sei. Immer sei sie in ihren kleinen und großen Nöten zu ihm geflüchtet. Habe wohl gefühlt, daß er kinderlieb sei und von dem einen abgesehen, von dem man doch absehen müsse, niemanden in der Welt habe. Das Kind schließe sich schwer an, sei vielleicht zu viel allein, und nachdenklich über die Jahre hinaus, so sei er eigentlich Irmas einziger Spielgefährte und — sei auch nach ihm selbst nicht zu fragen — auch für die Entwicklung des Kindes sei die Trennung vielleicht nicht förderlich.

„Gewiß sehr zu bedauern," sagte Helene. „Nur ist es leider nicht zu ändern."

So möge er denn auch das noch sagen dürfen, eben als der Mensch, der dem Professor doch sein ganzes körperliches wie geistiges Sein verdanke: der Professor würde es übel vermerken, wenn eine Patientin seiner Behandlung, die eben kaum eingesetzt habe, entzogen würde. Ganz ungewöhnlich sei es, daß der Professor irgendwelche Privat-

Digitized by Google

praxis übernehme; er weise es immer, wie man auch darum bitte, zurück. Hier aber habe er es alsbald aus sich heraus getan, und das sei doch ein Zeichen dafür, daß ihn der Fall interessiere und daß — wer könne das besser wissen als er selbst, der Geheilte! — der Professor die Zuversicht habe, helfen zu können.

„Ja," sagte Helene, „es kommen auch berühmte Ärzte um einen interessanten Fall."

Nicht darum handele es sich, wie er den Professor kenne. Wenn der sich eines Patienten annehme, so sei er mit dem Herzen dabei. Er habe dem Professor sehr wohl angemerkt, daß er Irma in der kurzen Zeit liebgewonnen habe, — das, und die Erwartung helfen zu können, habe ihn offenbar fröhlich gestimmt. Ein wenig Ablenkung sei einem derartig in sich gekehrten Mann doch wohl zu gönnen —

„Er wird sich anderweitig entschädigen müssen," warf Helene gereizt ein.

Sie besaß die Kunst der Unverbindlichkeit. Sie hatte davon Gebrauch gemacht.

Nur eben in dem Augenblick, als Baudner bereits die Türklinke gefaßt hatte, schlug ihre Stimmung in einer dieser plötzlichen Wallungen um. Sie ging zu ihm und gab ihm die Hand. „Es tut mir leid, aber es muß dabei bleiben. Gründe allzu schwerwiegender Art bestimmen mich. Doch seh' ich, Sie meinen es gut. Man lernt einander leider immer nur kennen, um auseinander zu gehn."

⁂ ⁂ ⁂

Der Arzt war um die frühe Nachmittagsstunde in geradezu fröhlicher Stimmung aus seinem Krankenhaus heimgekehrt. Er hatte allen Anlaß zu hoffen, daß ihm eine Heilung glücken werde, an der er bereits verzweifelt hatte, und das wieder dank eines Einfalls, auf den er innerlich nicht mehr Anrecht hatte, als der Prophet Jona auf den ihm gnädig bescherten, ungnädig genommenen Kürbis. Im stillen Zwiegespräch mit sich selber, das dem Vereinsamten zur Gewohnheit geworden war, pflegte er anläßlich solcher ungreifbaren Eingebungen von den „Elmsfeuern seiner Kunst" zu reden. Er war aber überhaupt eine auf den Schalttag eingestellte Natur.

Er nickte Baudner, der ihm Hut und Stock abnahm, heiter zu, sah aber auf den ersten Blick, daß dessen Karren aus dem Gleise geraten war. „Nun?"

„Die Damen oben in unserem Hause wollen schon Ende der Woche Berlin verlassen."

„Und die Behandlung abbrechen?"

„Das habe ich dem Fräulein auch vorgestellt."

„Hysterische Weiber!"

„Ja," sagte Baudner, „aber Hysterie bezeichnet doch nur die Krankheit, nicht den Menschen."

„Das ist eine Ihrer guten Bemerkungen, Baudner. Die Krankheit ist nicht der Mensch, und wenigstens im Märchen bleibt Rotkäppchen heil im Bauche des Wolfs, nachdem er sie aufgefressen hat. Die Hoffnung sollte kein Jäger aufgeben. Aber — ich begreife nicht recht, was die Abreise der Damen Ihnen verschlägt?"

„Es ist nur — Herr Professor werden das ja verstehen — in dem Sinne wie andere Menschen habe ich nun einmal keine Erinnerung. Mit meinen jetzt fünfundvierzig bin ich doch eigentlich erst dreizehn Jahre alt. Es hat doch so etwas wie einen Knacks gegeben. Ich kann und darf an meine Kindheit nicht zurückdenken. Da hab' ich denn in der Irma, die sich doch sehr an mich angeschlossen hat, und ich mich noch sehr viel mehr an sie, so etwas wie Ersatz gefunden. Ich täusch' mir vor —"

„Einen Spielkameraden wieder angetroffen zu haben, aus einer Vergangenheit, die nie gewesen ist?"

„So etwas mag es schon sein, Herr Professor, und sie nun verlieren —"

„Ich werde selbst hinaufgehn und den Frauenzimmern den Kopf zurechtsetzen. Vorerst nur einen Blick auf die Registrierapparate."

Die Prüfung der meteorologischen Apparate nahm sehr viel längere Zeit in Anspruch, als Baudner erwartet hatte, ein sich offenbar vorbereitender Umschwung in der Wetterlage hatte Veränderungen sowohl in der Stellung der Aneroid- wie der Magnetnadel herbeigeführt, zwischen denen ein Zusammenhang zu bestehen schien; das gab zu denken. Doch war Baudner darüber nicht unruhig geworden. Da sich der Professor nunmehr selbst der Angelegenheit annahm, sah er dem Ausgang mit Zuversicht entgegen.

Dann war der Arzt die Treppen hinaufgestiegen, hatte die Schwestern in ihrem Wohnzimmer angetroffen und Irma, die ihn mit scheuer Zärtlichkeit begrüßte, hinausgeschickt. Er saß Helene, deren Hände unter der Tischdecke in Erregung zuckten, allein gegenüber.

„Ich habe," sagte der Arzt, „gehört, daß Sie entschlossen sind, Berlin schon in diesen Tagen und, wie ich annehme, für immer?" — Helene bejahte — „zu verlassen. Ich kenne Ihre Beweggründe nicht, habe auch nicht danach zu fragen. Als Arzt aber sage ich Ihnen: Sie haben kein Recht, jetzt von hier fortzugehen. Ich habe die Behandlung Ihrer Schwester übernommen, sie muß zum Ab-

Digitized by Google

schluß gebracht werden. Das Leben Ihrer Schwester stellt diese Forderung an Sie. Es ist das nicht wie bei körperlichen Leiden: da gäbe ich Ihnen einen Brief an den betreffenden Kollegen mit, und der Fortgang der Kur wäre gesichert. Hier liegt es anders. Was hier not tut, ist seelische Einwirkung. Und da ist denn nicht nur äußerste Vorsicht geboten — was wissen wir von der Seele des Menschen? — es gilt auch, wenn von dauernder Heilung irgendwie die Rede sein soll, in die Dämmerungssphäre des Unbewußten einzudringen, und dafür gibt es kein Rezept, das sich weitergeben ließe."

Da schrie es aus Helene, und es war, als würgten die Qualen der langen Jahre in dem einen Aufschrei: „Ich habe kein Vertrauen zu Ihnen!"

Den Arzt schien das nicht zu überraschen. „Mir persönlich," sagte er ruhig, wenn auch zu Boden niederblickend, „ist das nicht einmal unwillkommen. Man müßte schon sehr unehrlich vor sich selber sein, litte man nicht unter einem Vertrauen, das sich in unserem Beruf sehr schwer und nie nur aus unserem Können heraus rechtfertigen läßt, mehr als unter einem Mißtrauen, dem sich nachher gern der Pfennig in den Taler wandelt. Aber auch in der Behandlung selbst komme ich der, sei es feindlichen, Verschlossenheit gegenüber leichter ans Ziel als einer allzu erwartungsvollen Zuversicht. Ich sehe also in Ihrem Mißtrauen, dessen Berechtigung ich nachfühle, ja, das mich nicht unsympathisch berühren darf, keinen Grund —" Der Arzt blickte auf —

Sehr anders als auf ihn selber, der durch zuviele Enttäuschungen in seinem Leben gegangen war, um noch enttäuschbar zu sein, der viel zu sehr gewöhnt war, mit anderen zu denken, um nicht im Notfall sich selbst ins Unrecht zu setzen, hatte dies Wort von ihr zu ihm gesprochen: „Ich habe kein Vertrauen zu Ihnen" auf Helene selbst zurückgewirkt. Mit weit geöffneten Augen, denen die stummen Tränen entquollen, saß sie da und blickte ihn an.

„Aber ich sehe," sagte der Arzt, „Sie sind entschlossen zu bleiben. Sie tun recht daran."

Nur eben dazu noch fähig, gab sie ihm stumm die Hand.

Der Arzt war aufgestanden und seiner Gewohnheit gemäß mit auf dem Rücken ineinandergelegten Händen ein paarmal im Zimmer auf- und abgeschritten, hatte auch, das Wolkenspiel wieder betrachtend, aus dem Fenster geblickt, — da er sah, daß Helenes Tränen noch immer flossen, sie auch noch ganz in der gleichen Haltung und in sich gebeugt dasaß, versuchte er es, mit einem Scherzwort auszugleichen. Er sagte: „Da wir beide, jeder in seiner Weise, gesiegt haben, — wäre es nicht ratsam, das Schlachtfeld zu gemeinsamer Feier zu teilen? Wie Sie mich da sehen, komme ich eben aus dem Krankenhaus — es wäre gut nachbarlich gehandelt, wenn Sie mir eine Tasse Tee vorsetzen ließen, vorausgesetzt, daß auch Sie um diese Stunde zu vespern pflegen."

Helene begriff, und nun war doch Dank in ihrem Blick. Sie schellte der Aufwartefrau, das Teegeschirr war gebracht worden, auch Irma hatte sich ihnen wieder zugesellt.

Mit einem Wort hatte Helene Irma verständigt; jawohl, sie hatte ihren Entschluß umgestoßen, sie würden bleiben. Aber, seltsam! Das Kind zeigte keine Freude, blickte mit großen grauen Augen auf die Schwester, es schien geängstigt.

Helene reichte dem Arzt die Tasse. „Sie sehen, Herr Geheimrat, auch mit meinen Nerven ist es nicht aufs beste bestellt."

„Ich sehe das wohl, aber — nennen Sie mich nicht Geheimrat. Ich habe zuviel Respekt vor deutschem Schicklichkeitsgefühl, um Sie zu bitten, mir schlicht und recht meinen Namen zu geben, — so lassen Sie es wenigstens bei dem Professor bewenden." Und zu Irma gewandt: „Nicht wahr, Irmakind, bei dem Professor denkt man an den Mann mit dem glattgewichsten schwarzen Haar und dem großen schwarzen Schnurrbart, und der stellt seinen Zylinderhut auf den Tisch und zieht erst unendliche Rollen Papier, dann ein paar lebende Tauben, schließlich einen ganzen Eisenbahnzug daraus hervor, um alsbald unter ebendemselben Zylinderhut mit den Börsen der verehrlichen Zuschauerschaft zu verschwinden. Um den Professor ist immer Magie, und das verspricht."

„Oder es ist auch nicht Magie," sagte Helene, „sondern nur Ausnutzung der Macht des Stärkeren."

Der Arzt schien das zu überhören, doch sah er Helene ernst an und hielt ihren Blick fest. „Ich denke mir," fuhr er unbekümmert fort, doch kam ein herzlicher Ton in seine Worte, „es kann und wird uns nicht schwer fallen, gute Nachbarschaft zu halten. Man wohnt nicht zufällig in der Klosterstraße! Die hierher gezogen sind, — zwischen denen muß schon etwas wie ein verwandtschaftliches Band bestehen. Die haben, sage ich mir, erfahren, daß diese laute Stadt doch eine sehr stille Seele besitzt. Eine geradezu schämige Seele, und eine, die aus der Verwunderung über sich selbst nicht herauskommt. Eine mitleiderfüllte Seele — man fühlt den Pulsschlag der Not und des Elends —, und eine Seele, die sich nach dem

Digitized by Google

Frieden sehnt. Nur wer Berlin lieb hat, kann hier wohnen, und aus der Tatsache, daß wir Hausgenossen sind, schließe ich, Sie lieben die Stadt nicht weniger als ich."

Helene hatte still vor sich hingeblickt, dann aber sagte sie doch: „Berlin ist nicht wie andere Städte. Es hat keine Luft. Niemandem gibt die Stadt etwas aus sich heraus. Aus ihrem geschichtlichen, oder völkischen, oder geistigen Besitztum, wenn Sie so wollen. Aber sie macht die Arbeitsamen fleißiger, die Abseitigen stiller, und die Vergnügungssüchtigen unerträglicher."

„Beachten Sie das eine: die wenigsten leben hier der gegenwärtigen Stunde, fast alle hasten irgendwelcher Zukunft zu. Behaupten Sie, die Stadt habe keine Luft, so widersprech' ich. Sie hat zu wenig Erde und zu viel Wolken."

„Sie verachten also die Phantasie?"

„Sie verachten! Ich halte sie für unser Bestes. Die Krücke des Lahmen — und manchem Lahmen wird sie sogar zu Flügeln. Seltsam übrigens, daß Sie mir das gerade heute sagen, nein wirklich, ich verachte die Phantasie nicht . . . und eben noch heute —"

„Nein; ich wollte mich nicht in Ihre persönlichen Erfahrungen eindrängen."

„Ich erzähle es Ihnen. In unser Krankenhaus ist ein Mann, um die Mitte der Fünfzig stehend, eingebracht worden, der unter der Zwangsvorstellung, dem Tode verfallen zu sein, von Tag zu Tag gebrechlicher wurde. Wir haben ihn aufs genaueste untersucht: es war kein Leiden festzustellen. Aber der Patient wurde unfähig, das Bett zu verlassen, bekam erhöhte Temperatur, ungeheuer beschleunigten Pulsschlag, magerte in geradezu erschreckender Weise ab. Man beruhigte ihn auf jede erdenkliche Art, auch mit medikamentösen Mitteln, suchte ihm das Unbegründete, das Törichte, das Verderbliche seiner Angst klar zu machen, — vergeblich. Sein Zustand verschlimmerte sich. Es war auch unmöglich, aus ihm herauszubringen, wie er auf die Vorstellung, sterben zu müssen, verfallen sei — nur daß eine unserer Schwestern, ein quickes Ding, erkundet zu haben glaubte, ein Phantom, ein Spuk, oder etwas, was er dafür hielt, habe ihn derart aus dem Gleichgewicht gebracht. Da habe ich denn heut, als letztes, den Stier bei den Hörnern gepackt. Hab' dem Mann gesagt: Jawohl, wir haben Ihnen bisher die Wahrheit verschwiegen. Sie müssen sterben und das noch heute. Und da sie das nun wissen, fassen Sie sich als Mann! Sehen Sie dem Tod mit jener Ruhe, zu der Ihre Bildung Sie befähigt, entgegen. Und hab' ihm dann klargelegt, wie ich, als Arzt, den Vorgang des Sterbens auffasse. Da — ist eine geradezu wunderbare Ruhe über den Mann gekommen. Nicht lange, und seine erschöpfte Natur hat Schlaf gefunden. Er ist wieder aufgewacht, ich hab' ihn wieder derart auf das Sterben vorbereitet, daß ich, ich glaube nicht zu Unrecht, die Zuversicht gewonnen habe, der Mann stirbt mir nicht."

„Sie sehen selbst," sagte Helene mit einem zagen Lächeln, das sie verschönte, „man kann kein Vertrauen zu Ihnen haben."

Der Arzt war aufgestanden, sich zu verabschieden, er blieb erstaunt vor dem kleinen Bücherschrank der Schwestern stehen. „Seh' ich recht? Sie besitzen Hamanns sämtliche Werke?"

Jetzt log Helene: „Ein Erbstück. Ich habe nie hineingeblickt."

„Das will ich Ihnen glauben. Es ist etwas krauses Gespinst. Aber dieser Hamann war der Vater meines Urgroßvaters, und so hab' ich ihn denn freilich gelesen, und wenn ich an das denke, was sein und das wenige, was mein ist, hab' ich doch stark die Empfindung: unsere Vorfahren hatten den tieferen Atemzug." Er sah auf die Uhr: „Aber es ist noch früh am Tage. Komm, Irma, ich nehme dich gleich mit hinunter. Wir haben eben noch Zeit, uns auszuruhen."

Der Arzt hatte die Behandlung aufgenommen. Neben den rein therapeutischen Notizen stand nachher in seinem Patientenbuch, in seiner sorgsamen Weise aufgezeichnet und von ihm mit der Überschrift versehen:

Rache

Aus tiefer Hypnose hatte sich die Patientin aufgerichtet, sie hob die Arme mit flach aufwärts gerichteten Handflächen in Schulterhöhe, sie begann aus sich heraus und unaufgefordert zu sprechen, klanglos und eintönig kam es über ihre Lippen, wie zögernde und müde Wassertropfen fielen die Worte —:

Ich sehe die Wolke. Sie gleitet durch die Straßen der Stadt und durch das Dunkel des Novemberabends. So oft sie eine der flackernden Laternen erreicht, erlischt die Flamme hinter den Scheiben.

Es ist ein Klingen in der Wolke. Das tönt das Klirren der eisernen Vorgartentür des Leichenschauhauses nach. Es ist ein Leuchten in der Wolke. Das quillt aus den Augen der Frau, die in der Wolke geht.

Hochaufgerichtet geht die Frau in der

Digitized by Google

Wolke. An der Leiche ihres Kindes, die sie aus dem dunklen Wasserlauf bargen und auf die Bahre betteten, reckte sie sich auf. Wie die Gerufenen nahen, so geht sie. In Sträh-nen wirrt ihr graues Haar.

Sie kennt den Mann, der ihr die Tochter in den Tod trieb. Sie weiß das Wort, das ihn kappen wird, wie Axthieb den Schößling. Das Wort ist auf ihren zusammengepreßten Lippen.

Hochaufgerichtet geht die Frau, unauf-haltsam schiebt sich die Wolke vorwärts. Vor der Laternenflamme, die eben erlosch, zuckt und erlischt die nächste. Schon wartet das Haus, in dem er wohnt. Die Wolke steht.

Die Frau tritt in den Hausflur. Sie hat die Augen geöffnet, aber sie sieht nicht. Sie hört das Wort. Es ist auf ihren Lippen, und ruft sie.

Um sie herum das Dunkel. Wo der Trep-penabsatz tiefer schattet, steht einer gebückt. Sie streift ihn. Der Schreck löst ihr die er-starrten Lippen —: „Was macht er da?"

„Ich — beuge — mich."

Sie schreitet weiter. Sie steht vor der Tür. Er, den sie töten wird, wohnt dahinter. Sie hebt den Arm. Die Klingel schrillt. Sie klagt in wehen Lauten wie weinendes Kind durch die Wohnung, ihr Klang kehrt jam-mernd zurück, wimmert die Stiegen hinab, zittert und bebt durch die Straßen der Stadt, flüchtet und findet nicht Ruhe.

Hochaufgerichtet steht die Frau. Aber das Wort — aus ihren zusammengepreßten Lip-pen verlor sie das Wort? O nein, sie beugt sich nicht. Sie reckt sich höher. Aber es ist, als fiele es von ihr ab wie beschmutztes Ge-wand. Das liegt nun zu ihren Füßen. Was hilft es, den Armseligen mit Rache schlagen? Sie leuchtet im Weiß ihres Leides.

Noch wimmert und bebt der Ton durch die Lüfte — sie hat sich abgewandt. Mit weit offenen Augen, die nicht sehen, so, wie sie ge-kommen, steigt sie die Stiegen hinab. Auf ihren Lippen die Stille, — und Stille, wo sie selbst noch eben stand.

⁂ ⁂ ⁂

Ich sehe —: Das leuchtet wie der gute Mond. Auf seinen kahlen Schädel fällt das Licht der Lampe.

Auf seinem Ruhebett hat sich's der kleine Mann bequem gemacht. Den gelbseidenen Schlafanzug mit den weißen Troddelschnüren hat er angezogen, dazu die Saffian-Morgen-schuhe —: Bajazzo.

Jetzt tritt er vor den Spiegel, die Kra-watte zurechtzurücken. Er erwartet die blasse Susi, die wird kommen, ihm den Abend an-genehm zu machen. Er hüstelt. Schlaff die Züge in seinem grauen, bartlosen Gesicht. Jawohl: Bajazzo. Er weiß das selber. Er spitzt die blutlosen Lippen, flötet sich sein Liedchen.

Da, die Klingel —

Schon die Susi? Aber niemals ist die blasse Susi so früh gekommen.

Anders als sonst wohl schrillt die Klingel Sie klagt, sie jammert — ein Wimmern jetzt, und jetzt ein Kindesröcheln —

Alle hat er fortgeschickt, die Köchin und den Diener, um der Susi willen. Er ist allein. Selbst wird er öffnen.

Er horcht. Noch tönt die Klingel nach. So leise, als schriebe einer seinen Namen mit ersterbender Feder auf Glas.

Im Walzerschritt tänzelt er auf die Tür zu; er geht; er steht; er reißt sich zusammen, überquert den Vorflur, öffnet die Wohnungs-tür —

Niemand —. Nur die Stille. Und feucht-kalt ein Luftzug. Und jetzt fällt das Haustor drunten ins Schloß.

Er flüchtet, ihn fröstelt. Sitzt wieder, gelbseidener Bajazzo, auf seinem Ruhebett und reibt sich die Knie. Vorhin, als er die düstere Treppe hinabblickte, war's, als klaffte da ein Abgrund. Und noch ist Abgrund vor und hinter ihm.

Gut, daß die Susi kommen wird. Ungern verbrächte er ihn allein, den Abend.

⁂ ⁂ ⁂

In dem Zimmer steht, dunkeleichen, eine Standuhr. Immer hat sie dagestanden, immer war das Auf und Ab des Pendels in der Luft des Raums. Er reibt sich nicht mehr die Knie, er hat die Hände gefaltet, horcht auf die Uhr. Es ist gut, daß sie da ist. Es beruhigt, den Pendelschlag zu hören.

Wenn der plötzlich aussetzen würde? Dann wäre die Stille da. Wie eben noch in dem Treppenflur. Dann wäre eins gestorben. So sagt man. Er glaubt nicht daran. Es beruhigt ihn, nicht daran zu glauben.

Der Pendelschlag geht durch die Stille — der kleine Mann ist aufgesprungen, steht vor der Uhr, hält das Pendel an. So; aus sich heraus kann sie nun nicht stehen bleiben. Das beruhigt.

„Sie ist tot." Er hat das Wort nicht ge-sprochen, nur gedacht, und sich seines schnellen Entschlusses gefreut.

„Sie ist tot." Der Uhr galt das. Nur der Uhr. Aber das ungesprochene Wort ist nicht wieder auszulöschen. Es bleibt.

In diesem Augenblick — die Klingel. Wirklich wäre es an der Zeit, die Susi könnte jetzt kommen, ihm den Abend an-genehm zu machen. Aber er weiß: die Klin-

Digitized by Google

gel hat nicht angeschlagen. Täuschung war es. Er wird warten.

Es bleibt still.

⁂ ⁂ ⁂

Was ist gewiß? Nur das eine, daß der Tod des Menschen wartet. So gewiß, wie der Tod, so gewiß wird die Susi kommen.

Zwar: die eine Bitte hat er ihr abschlagen müssen. Vor drei Tagen war's, daß er zum letztenmal sie sah. Und sie war bei ihm. Lag, die Bescheidene und Zärtliche, die Dienende, plötzlich zu seinen Füßen, umklammerte ihn und stammelte die Bitte. Er schlug sie aus. Da erhob sie sich, stand und lächelte.

Diesem blassen Lächeln hatte er alsobald mißtraut.

Warum er ihr die Bitte abgeschlagen hatte —?

Die Bilder huschen sinnverwirrend an ihm vorüber. Erst ist's eine Höhle mit unzähligen verschlungenen Gängen und versteckten Grotten; Wasserläufe dann, die in sich selber zurückkehren und sich aus dem Ausgestoßenen speisen; eine Stadt endlich. Aber diese Stadt ist seltsam gebaut; wie ein Stern; und auf dem Marktplatz laufen alle Straßen zusammen. Inmitten dieser weiten Rundung aber, auf die alle Fenster der Stadt gläsern starren, steht ein Denkmal: auf hohem Sockel, nackt und fröstelnd, mit kahlem Schädel, ein kleiner, unjunger Mann —: Bajazzo. Bajazzo.

In diesem Augenblick weiß er's, warum er ihr die Bitte abgeschlagen hat: aus Feigheit. Und weil die Leute die Achseln gezuckt hätten. Lieb hatte er die blasse Susi, seinen „Stern", das ist gewiß, das war es nicht, woran es fehlte.

Er sitzt wieder auf seinem Ruhebett, jetzt aber ist's wie eiserner Ring um Brust und Arme. Hatte er anders gekonnt? Man ist auf den Beifall angewiesen, wenn man Bajazzo ist. Sie applaudierten, oder sie steinigen.

Sie wird kommen. Auch dessen entsinnt er sich, bis auf den Klang der Stimme. Seine Frage und ihre Antwort, und wie sie mit beruhigendem Lächeln hinzufügt: „Wenn ich noch lebe . . ."

Wie er die Susi kennt und ihre Treue, die kommt auch, wenn sie tot ist.

Nur daß es an der Zeit ist, daß sie käme? Er blickt auf die Uhr. Das Pendel hängt tot hernieder. Daß er es anhalten wollte, dessen entsinnt er sich. Aber er hat es doch nicht getan? Warum steht die Uhr?

Seinen Aufschrei erstickt die Stille. In sich gekauert sitzt er, friert. Es ist etwas von tötender Wolke in der kühleren Luft.

⁂ ⁂ ⁂

Das ist es. Das, was irgendwann schon da war. Wahrscheinlich im Traum der letzten Nacht.

Er geht durch finstere Straßen, hört Uhren schlagen, weiß, daß er sich verspätet hat, hastet vorwärts, fühlt sich zurückgehalten, stolpert im Dunkel weiter, fällt über irgend etwas Weiches, das wie ein — wie viele am Boden liegende Menschenleiber ist, rafft sich auf, sieht endlich den ersehnten Torweg, tritt ein — das Haus ist verschwunden.

Statt dessen geht er durch die sternlose Nacht auf etwas glibbrigem Weichen. Das wird härter. Ein Stern gibt seinen Schein. Er kann erkennen, daß er auf Eis geht. Immer deutlicher gewahrt er's unter gläserner Decke: Pflanzen sind da mit gewundenen Stengeln, zermorschtes Holz, moosige Steine mit Menschenaugen. Vorwärts muß er. Wieder wird's dunkler. Glibbrig und weich wie Quallenrücken tritt sich das Eis. Vor ihm ein Helles. Jetzt erkennt er's. Unweit von seinen Füßen streckt sich mit gekrümmten Fingern die Hand aus dem Boden. Trägt den Ring mit dem roten Rubin —.

Jetzt gilt's. Die Hand muß er packen. Sie an sich reißen. Dann ist die Susi gerettet.

Die Hand hält er. Kalter Schweiß deckt ihm die Stirn. Mit Überkraft zieht er — unter ihm weicht es — es reißt ihn hinunter —

Die Susi ist tot. Ist ins Wasser gegangen. Er glaubt es nicht, will es nicht glauben, aber — er weiß.

Mörder —!

Rings um ihn sind Wände aufgeschossen, Mauern des Grauens. Unter ihm Abgrund.

Lähmte das nicht, zwänge es nicht, unbewegt und ohne Rettung, mit angehaltenem Atem dazusitzen, aufschluchzen würde er, trotzig weinen wie ein Kind. Fühlt, daß ihm Unrecht angetan ist vom Schicksal. Weil er sie lieb gehabt hat, die Susi. Nicht wissen konnte, womit sie sich trug.

Noch ist Kraft in ihm, noch setzt er sich zur Wehr.

Zunächst ganz vorsichtig und leise hebt er die Arme, stößt dann mit Fäusten nach allen Seiten um sich, so daß die Mauern fallen. Sein Blick wird frei. Bis zu der Uhr drüben in der Ecke kann er sehen. Aber die Uhr steht.

Ruhig —! Wie ist das alles über ihn gekommen? Es hat geklingelt, er hat geöffnet, niemand war da. Dafür kann es viele Gründe geben: Ein Knabe machte sich den Scherz, schellte an fremder Tür; ein Gauner wollte sich überzeugen, ob die Wohnung leer sei; ein Mitbewohner stieg in Gedanken verloren die weitere Treppe hinan, wurde den

Digitized by Google

Irrtum gewahr, zog sich beschämt zurück. Er findet mehr und immer neue Gründe und — glaubt nicht daran.

Statt dessen die wachsende Angst: jetzt und jetzt, aber jetzt schlägt es wieder an. Er ist nicht mehr imstande, zu unterscheiden, gellt die Glocke draußen, oder ist's still?

So sitzt er horchend. Es grient über sein breites, blasses Gesicht, List des Irrsinns. Alsbald steht er auf, schleicht an der Wand entlang, mit den Händen auf dem Rücken die Mauer ertastend, bis an die Tür. Ein Ruck, und er hat den Schlüssel umgedreht. Tonlos lacht er. Ein zweiter Ruck, und er hat den Riegel vorgeschoben.

Mörder —? Aber das gibt Sicherheit.

Gebeugt schleicht er zu seinem Ruhebett zurück. Wird es gewahr, daß er den linken Fuß nur mühsam nachzieht. Eine Übelkeit steigt in ihm auf. Als hätte er Verwesungsgeruch eingeatmet.

⁂ ⁂ ⁂

Bajazzo steht vor dem Spiegel. Sein linkes Auge ist blutunterlaufen, aber das ist es nicht, was ihn kümmert. Mit spitzen Fingern beider gehobenen Hände tastet er seinen kahlen Schädel ab. Hat die Empfindung, es wäre da etwas in seinem Gehirn weich geworden.

Er streckt die Zunge aus, betrachtet sie prüfend. Aus dem Magen kommt dieses Übelbefinden nicht. Er versucht mit der Linken den Puls an seiner Rechten zu ertasten; findet ihn nicht.

Sitzt wieder, gebeugter, auf seiner Stirn eine senkrechte Falte. Er weiß, worauf es jetzt ankommt: sich unerbittlich klar darüber werden, daß sein Denken den geordneten Gang geht. Also: Entweder, er war es selbst, der die Uhr anhielt, und dann tat er es, bevor er wußte, daß Susi tot ist. Oder die Uhr blieb stehen, weil Susi starb. Daraus folgt: nein, er ist zu müde, jetzt die Folgerung daraus zu ziehen.

In beide Hände hat er das Gesicht vergraben, im Vollrund leuchtet der blanke Schädel. Er weint. Stampft mit dem Saffianschühchen auf, wie ein Kind, dem ein Spielzeug genommen wurde. Die Susi ist tot.

Scheu blickt er auf: Die tote Susi wird kommen. Ist treu. Hält ihr Wort. Wie gähnender Rachen mit spitzigen Zähnen vor ihm: die Angst. Aber das ist nicht Feuer, was dem Schlunde des Rachens entströmt, es ist Nebelkühle. Die Angst!

Auf dem Ruhebett liegt eine grauseidene Decke. Unter die hat sich Bajazzo verkrochen. Bis über den kahlen Schädel deckt er sich zu.

Seine Mutter —? Immer, wenn sie bei der Arbeit war, trug sie die große blaue Schürze, und in der großen blauen Schürze war rechts oben eine Tasche, und in der Tasche war oftmals ein Stück Zucker, das bekam er, wenn er den Schlucken hatte — —

Aber die Angst —!

⁂ ⁂ ⁂

Die Decke hat er abgeworfen (weil das beängstigte), sich aufgerichtet, ist aufgestanden, hat mit gelähmtem linken Bein bis in die Mitte des Zimmers sich vorgeschleppt, steht, blickt auf die Tür und — sieht:

Langsam, unhörbar bewegt sich der Schlüssel im Schloß, bis er den Halbkreis beschrieben hat. Langsam, unhörbar schiebt sich der Riegel. Langsam, unhörbar öffnet sich die Tür. In der offenen Tür steht die Susi.

Sie ist barfuß. Sie trägt das graue Kleid, in dem er sie immer ungern gesehen hat. Ihr Gesichtchen ist grau. Ihre Augen sind weit geöffnet —

Er schreit: „Ich weiß, du bist tot," aber es kommt kein Laut über seine Lippen —. Sie bewegt sich auf ihn zu —

Er wankt, er fällt. Sie hat sich über ihn gebeugt. „Susi," sagt er, und jetzt hört er seine eigenen Worte, „mußt mir nicht bös' sein, habe dich lieb."

Ganz dunkel ist es geworden, aber noch erkennt er, daß die Susi lächelt. Muß selbst darüber lächeln. Ist niemals glücklicher gewesen. Hat ihm verziehen, die Susi.

⁂ ⁂ ⁂

Sie mußten die Tür aufbrechen am anderen Morgen, Schloß und Riegel lagen davor. Sie fanden den Herrn inmitten des Zimmers auf dem Rücken liegend, bereits erkaltet, tot.

„Schlaganfall," sagte der Diener.

Und die Köchin unter Tränen: „Sanft ist er gestorben, unser armer Herr. Man sieht's, er lächelt noch."

4.

In einer dieser wenigen Gesangstunden, die sie noch gab, war es gewesen. Sie war aufgestanden, der Schülerin ein paar Töne vorzusingen, und in diesen wenigen Tönen war in ihrer Stimme der alte Klang gewesen, der Klang von damals. Sie hatte dann wieder neben der Schülerin am Flügel gesessen, hatte aber erstaunt und als sähe sie es zum erstenmal das Zimmer, in dem sie sich befand, gemustert, ein Zimmer von aufdringlicher Gleichgültigkeit, und dabei hatte ihr Blick an einer kleinen irisierenden Vase ge-

Digitized by Google

Bildnis der Herzogin von York. Gemälde von S. Sorin-Neuyork

Digitized by Google

Digitized by Google

haftet, die drüben auf einem Schrank stand, und auf der ein Sonnenstrahl spielte. Und während sie diese Vase betrachtete, hatte sie's plötzlich wie Schmerz empfunden: sie liebte ihn, wie sie nur je ihn geliebt hatte.

Während sie durch die stilleren Straßen heimging, sah sie sich selber wie im Gleichnis: so treibt ein längst dürr gewordener Ast den Bach hinab, unaufhaltsam, und die Jahr-Meilen schwinden. Plötzlich aber hat ihn ein Wirbel gefaßt, und nun beginnt dieses rastlose Spiel, es reißt ihn kreisend, immer dreht er um sich selber, unabsehbar im Strudel gequirlt. Trotzdem: es lag ein Lächeln um ihre Augen, das sie verjüngte.

Zu Hause angekommen, hatte sie wieder in ihrem Lehnstuhl am Fenster gesessen und, als Irma eintrat, sie zärtlicher in ihre Arme gezogen. Die aber hatte sich freigemacht, gesagt: „Ich weiß, wie sehr du ihn liebst und immer geliebt hast," und das Zimmer verlassen.

Der Zufall, dieser geschäftige Kuppler, fügte es, daß Baudner am Morgen des darauffolgenden Tages, in seiner grünen Schürze mit Silberputzen beschäftigt, in der offenen Wohnungstür stand, als Helene vorüberkam. Sie knüpfte nicht ungern ein Gespräch mit ihm an und sagte: „Sie haben wohl schon gehört? Wir bleiben."

Baudner lachte. „Da der Professor selbst es unternommen, Sie umzustimmen —"

„Da meinen Sie, konnte es nicht fehlen —?"

„Ja, so dacht' ich. Und schließlich: Wer hätte mehr Grund dazu als ich?"

„Warum? Aber so sagen Sie doch!"

„Ich meinte, meine Geschichte sei Ihnen bekannt?" Und da Helene verneinte: „So ist es vielleicht gut, ich sage es Ihnen mit zwei Worten, ich mache nie ein Geheimnis daraus. Das ist es — vor dreizehn Jahren noch" — er rieb die silberne Teekanne, als gälte es sie zum Sprechen zu bringen — „saß ich auf dem Straßenpflaster mit Streichhölzern und bettelte. War von früher Kindheit an gelähmt. War aber mit meinem Los zufrieden, hatte sogar meine Schadenfreude daran, wenn ich die Leute morgens zur Arbeit gehen sah, dachte: ‚Wartet's ab, ob ihr den Abend, abgetrieben und müde, mehr heimbringt als ich.' Am Friedrichshain hatt' ich mein Standquartier, und da kam der Professor täglich vorüber, kaufte mir öfters Streichhölzer ab; ließ sich meine Krankheitsgeschichte erzählen, packte mich gelegentlich am Arm, um ihn zu bewegen, und sah mich dabei so warm an, daß es mir war, als käme etwas über mich, und mich die Angst befiel: der Mann bringt's noch fertig und macht dich gesund. Und dann ist's aus mit dem guten Leben, mußt wie die andern morgens zur Arbeit, oder verhungerst. Mit jedem Tage quälte mich der Gedanke mehr, wurde so unerträglich, daß ich mir einen andern Standort suchte, oder vielmehr, mich dahin tragen ließ, und wirklich, da hatt' ich dann meine Ruhe. Eines schönen Tages aber, ein Maimorgen war es, und ich genoß so recht die feuchtwarme Luft und meine Schläfrigkeit, sah ich von weitem den Professor kommen, wußte auch, daß er mich erkannt hatte, und da packte mich so wild die Angst, daß — ich aufsprang und fortlief. Die Lähmung — wie fortgeblasen. Aber die Leute, die denken mußten, ich hätte mein Lebtag nur Verstellung geübt, hinter mir drein, getobt und geschrien und mich gestellt und geprügelt. — So gelangte ich in die Hände des Professors.

„Nein, Fräulein Ritter, das war nicht das Wunder. Er hat mir's nachher erklärt, daß die Heilung durch eine suggestive Einwirkung zustande gekommen sei und daß bei gewissen Lähmungserscheinungen das nichts Außergewöhnliches bedeute. Das Wunder kam nachher: als er mich in sein Haus nahm, den Arbeitsscheuen arbeiten, die Tätigkeit lieben lehrte, mich erzog, mich unterrichtete, mir genügend Bildung beibringen ließ, mich auf mich selbst zu stellen und — ich weiß es — auch ihm etwas zu sein."

Helenes Hand hatte sich, während er erzählte, um das eiserne Geländer der breiten Treppe gekrampft. Sie sagte: „Sein Diener und — sein einziger Vertrauter. Freilich, man hat dem Professor gegenüber nicht die Empfindung, es stünde einer dem anderen im Wege. Er hat Zeit für alle. Bei einem so viel Beschäftigten eigentlich bewunderungswürdig."

„Zeit hat er immer. Ich hab' ihn noch nie — und Anlaß dazu war oft genug vorhanden — seine Ruhe verlieren sehen. Vor ein paar Jahren — er hatte mich damals als Wärter in seinem Krankenhaus angestellt — meinte, das sei für mich vorübergehend eine gute Schulung — war in seiner Abteilung ein kleiner Brand ausgebrochen; — niemand dachte ans Löschen, alles schrie nach ihm. Er kam — und mit ihm war die Besonnenheit da, das Nötige wurde veranlaßt, das Feuer gelöscht. Damals hörte ich einen der jüngeren Ärzte sagen, und hab' es nicht vergessen: nichts spreche so sehr für seine Genialität, als daß er immer Zeit habe."

‚Er hat,' dachte Helene, die Treppe langsam emporsteigend und dem allen nachsinnend, ‚er hat die Genialität des Herzens.' Und um diesen einzigen, für den zu leben

Digitized by Google

lohnte, hatte sie ihr Leben freventlich betrogen.

⁂ ⁂ ⁂

Sonntag nachmittag. Der Arzt hatte sich zu einem Spaziergang aufgemacht, und der führte, wie es bei ihm kaum anders sein konnte, zum Friedrichshain. Nicht als ob er um diese Zeit in seinem Krankenhaus zu tun gehabt hätte, — aber auf diese freudlosen Straßen und diesen darbenden Park war und blieb er innerlich angewiesen. Hier begegneten sie ihm stets wieder, immer andere und immer dieselben, die Not zu ihm führte und die er nach kurzer Rast an Not wieder auszuliefern hatte, gewiß kein Helfer, aber doch manchmal ein Tröster. Hier war er Hirt seiner Herde, kannte die Seinen, sie aber kannten ihn nicht.

Der Arzt war durch die Neue Königstraße an den Märchenbrunnen gelangt, irgend etwas zwang ihn stillzustehen. Er zeichnete mit dem Stock in den Sand. Jawohl, er selbst, der sein Tagesmühen und nicht gar so selten seine Nachtwachen daran setzte, einen armseligen Lebensdocht glimmend zu erhalten, hatte einen rüstigen und daseinsfrohen Mann gezwungen, seinem Leben ein vorzeitiges Ende zu setzen; hatte derart kaltherzig gemordet; hatte das getan, ohne Reue zu verspüren, und empfand auch heute kaum einen Gewissensbiß.

Warum er es getan hatte? Selbstverständlich, um Gabriele aus den unsauberen Händen dieses Mannes zu befreien, in denen sie Gefahr lief, ihre Seelenhoheit einzubüßen. Daran, daß er selbst sie darüber verlieren mußte, hatte er nicht einen Augenblick gezweifelt, und das war denn auch wirklich sein Los gewesen. Warum er es getan hatte? Doch auch aus Eifersucht. Aus Eifersucht hatte er gemordet.

Trotzdem: auch nur einen Hauch von Reue aufzubringen, war er unfähig. Vielleicht daß Reue ein ihm versagtes Empfinden war?

Unbegreiflich blieb es, daß das Kind in der Hypnose ihm diese seine härteste Lebenserfahrung aus der Seele herausgelesen hatte — derart, daß die Schilderung seines Widersachers von damals in allen Einzelheiten der Gestalt und des Aussehens mit Händen zu greifen gewesen war — wie ihr denn offenbar dieselbe Persönlichkeit, sei es auch unbestimmter, vor Augen geschwebt hatte, als sie von dem Blinden und seinem Hunde erzählte. Es war aber ausgeschlossen, daß sie den Mann gekannt haben konnte, — den hatte er auf den dunklen Weg geführt, als sie noch nicht einmal geboren war.

Und was das rätselhafte Vorkommnis seelisch aufreizend machte: er hatte Irma nach Beendigung der Hypnose gefragt, wie sie auf die Geschichte verfallen sei, und sie hatte sich an nichts zu erinnern vermocht; so hatte er sie von neuem eingeschläfert und die Frage wiederholt. Da hatte sie in der Hypnose geantwortet: „Du hast sie mir erzählt. Weißt du nicht mehr? Du selber!“

Sollte es doch etwas wie ein Gedankenlesen in den Seelen anderer geben?

Ein Narr, wer an dem verschlossenen Tor der Erkenntnis rüttelte. Es stand dem Weisen offen, oder — er ging vorüber.

Zuzugeben war das eine: die Bekanntschaft mit diesem Fräulein Ritter hatte die Erinnerung an Gabriele aufgeschürt; sie war wie längst geschlossene, nun wieder aufgebrochene, jetzt wieder blutende Wunde. So mochte sich mit Gabrieles lichter Gestalt denn auch das Schattenpack von damals erneut in sein Bewußtsein eingeschlichen haben . . .

Der Arzt war weitergegangen, er liebte diesen Märchenbrunnen nicht. Man gibt nicht, pflegte er in seinen Selbstunterhaltungen zu sagen, Darbenden statt Brotes ein Bilderbuch in die Hände. Auch war er sich selber, weiterschreitend, bereits wieder ganz so gleichgültig geworden, wie er es sich seit langem war. In den Gesichtern der andern, in diesen von Not gezeichneten, mit Krankheitsschatten untermalten Gesichtern, stand ihm sein Schicksal.

Er ging und sah und litt. Was war das doch für ein Kampf, den man führte! Man ritzte bestenfalls den Schuppenpanzer „Krankheit“, und „Not“, die sich darunter barg, „Not“, diese zähe und feiste, immer denselben engen Kreis beschleimende Schlange, blieb unberührt, gedieh und wurde geiler. Ein Kampf, beschämend, zum Lachen! Denn während man kämpfte, war man sich bewußt, daß Not — notwendig war. Erde brauchte sie, um ihrer eigenen Fruchtbarkeit entgegenzudämmen, um Arbeit zu erzwingen, Auslese zu schaffen. So kämpfte man denn gegen eine Notwendigkeit? Ja freilich. Und es blieb notwendig, gegen die Notwendigkeit anzurennen, denn in den Menschen, die sie wahllos ins Leben setzte, gebar Erde sich selber, ihre, der Erde, Erzieher.

Man erblickte die Fata Morgana, wußte mit wachem Verstande, daß sie Sinnestäuschung war, und hatte ihr dennoch mit letztem Kraftaufwand entgegenzukriechen.

Der Arzt ging und sah und litt. Bei ein paar Kindern, die das Elendsmal trugen, aber heiter und unbefangen spielten, blieb er ein paar Augenblicke stehen, um alsbald seine einsame Wanderung fortzusetzen. War es denn überhaupt der Arzt, der denen, die er

Digitized by Google

seine Patienten nannte, vonnöten war? Der Arzt war doch immer nur und bestenfalls der Mittler, der einen Aufschub des Zahlungstermins erwirken konnte. Wer aufstehen könnte, diesen von Morgen zu Abend zwecklos Hintappenden ein Ziel zu setzen —! Zum Ziele für die vielen aber konnte immer nur ein neuer Gedankeninhalt werden. Das Auferstehungswunder der Idee! Die erfaßte sie dann, wie Wind die welken Blätter, führte sie hoch und dem Himmel zu, ließ sie im fröhlichen Wirbeln ihr klebriges Elend verwinden. Eine neue, eine beflügelnde Idee für seine Armen und vielen! Sie brauchte, dachte der Arzt bitter, sich ja nicht immer wieder in einer Aufwiegelung der Haßgefühle zu erschöpfen.

Aber ein junges Gebot der Liebe? Es hätte schon eines neuen Erlösers bedurft, und freilich, dessen harrte die Menschheit seit langem wieder.

Er stand vor dem Friedhof, ganz nahe an seinem Krankenhaus. Für ihn war da ein unsichtbares Portal. Das trug die Inschrift: „Die für die Sehnsucht starben". Und wirklich, wenn es etwas gab, das vollen Lebenseinsatz lohnte, so war's die Sehnsucht, und sie allein.

Er verweilte an einem der jüngsten Gräber. Die Inschrift wies auf einen neunzehnjährigen Studenten. „Er fiel in Ausübung seiner Pflicht." Hatte diese Pflicht ihn zu den Regierungstruppen oder zu den Revolutionären geführt? Es war nicht gesagt, und er wußte es nicht. Pflicht war ihm seine Sehnsucht gewesen. Und daran hatte er recht getan.

Gegen seine Gewohnheit, die ihn durch die Landsberger Straße heimzuführen pflegte, durchschritt der Arzt wieder, und um diese Abendstunde tiefer einatmend, den Friedrichshain und bog in die Neue Königstraße ab. Da war ein Rummelplatz, und den betrat er.

Die Kreisschaukel schwirrte, die Pärchen suchten einander zu haschen. Vor seiner Seele stand unvermittelt beides wieder: die „Rache", die Irma in der Hypnose erschaut hatte, und jene andere Rache, die er selbst vor langen Jahren an seinem Widersacher — allzuviel Ehre, ihn Nebenbuhler zu nennen — vollstreckt hatte. Ein innerer Zusammenhang blieb völlig unbegreiflich: wie er selbst nur dadurch, daß er ihm seinen Willen aufgezwungen hatte, den Elenden und Morschen dahin vermocht hatte, Selbstmord zu verüben, so hatte auch hier in diesem Bericht der Wille zur Rache, ein Wille, der nicht zur Ausführung gebracht worden war, ein Wille, der sein Wort nicht gesprochen hatte, ausgereicht, das Fallbeil des Schicksals zu lösen und niedersausen zu lassen. Dort wie hier stand der Wille für die Tat, freilich: es war ihm schon damals unfaßbar gewesen, und nie hatte er seither eine Erklärung dafür gefunden, auf welche Weise ihm selbst derartige Macht über den Verhaßten gegeben gewesen war.

So geht man selber in der Wolke, und kennt den Wind nicht, der sie treibend führt.

Das freilich begriff er nun: in gewisser, wenn auch ganz anderer Weise hatte er wirklich Anteil an dem Rachevollzug, von dem Irma erzählt hatte. Besann er sich doch sehr genau, daß er an eben jenem Nachmittag, und kurz bevor die Behandlung einsetzte, den Schwestern von seinem Patienten erzählt hatte, dem irgendein Spuk die Todesfurcht ins gequälte Hirn gejagt hatte. So also spann sich Wirklichkeit zu Traum? Sein armer Patient als Regenbogenbrücke ins Reich des Unbewußten?

Er stand vor einem Zelt, in das ein herkulisch gebauter Mann in römischer Toga und mit dem blitzblanken Gladiatorenhelm auf dem dummen Schädel die Zuhörerschaft zu locken suchte, als er — ganz nahe vor sich Helene, gleich ihm selber in die Menge eingezwängt, erkannte. Er berührte leise ihren Arm. „Sie — hier?"

„Ja," sagte sie, „all das ist so dumm, daß man's lieb haben muß. Es beruhigt."

Und er: „Gut, daß ich Sie treffe. Seit ein paar Tagen komme ich mir wie Ihr Schuldner vor. Ich schulde Ihnen Wahrheit." Und da sie nun nebeneinander gingen: „Sie erinnern sich, daß ich Ihnen — es war nicht recht und auch gegen meine Gewohnheit — von einem Patienten sprach, der aus Todesfurcht auf den Tod daniederlag und den ich dadurch wiederherzustellen hoffte, daß ich ihm auf den Kopf zusagte, er werde noch desselbigen Tages sterben? — Er ist gestorben, denselben Tag, um Mitternacht."

Die Seelenqual, die er durchlitt, glitt über seine Züge, so daß sie unwillkürlich nach seiner Hand griff —

Er sah sie dankbar, aber zugleich befremdet an und sagte: „Ich habe eine Frau gekannt, die Ihnen glich —"

Sie lenkte ab. „Aber wie erklären Sie sich dies unerklärliche Sterben?"

„Lassen wir das. Ich sprach Ihnen nur davon, um vor mir selber nicht als ein Marktschreier dazustehen. Es macht nicht klüger, über diese Dinge zu reden. Man wird vielleicht sogar dümmer, sobald man nur darüber nachdenkt."

Sie standen vor einer Würfelbude. In schiefen Lettern stand auf der Leinwand:

Digitized by Google

„Hier lächelt jedem das Glück.“ Im Hintergrund der Bude aber saß ein Äffchen, das hustete von Zeit zu Zeit.

„Gehen wir weiter!“ sagte der Arzt. „Ich kann die traurigen Augen des Tiers nicht sehen.“

Sie hatten sich einem langsamen und behaglichen Schlendern hingegeben, schwiegen beide, das Unausgesprochene umklang sie wie heimliche Musik, und jedes von ihnen setzte sich gegen diese zärtlichen Töne zur Wehr. Er sagte unvermittelt: „Wissen Sie, was das ist: aus der Masse heraus denken? Gut, ich erkläre es Ihnen. Sind Sie, wie wir eben jetzt, in eine Masse eingekerkert, so werden Sie, ob Sie es wollen oder nicht, zu einem Teil der Masse, zu einem ihrer Organe, und da die Masse doch immer von irgendwelchen Gedanken und Wünschen dunkel bewegt ist, so sind Sie durch irgendeine seelische Verbundenheit gezwungen, diese Gedanken und Wünsche mitzudenken. So ging es mir eben. Ich dachte: wozu das zwecklose Abmühen und Verstandesquälen? — Genieße dein Leben, es ist kurz! Und wußte zugleich, es war nicht mein Denken, sondern das der anderen, das so sprach.“

„Wie sehr Sie sich selbst belauern.“

„Das muß Ihnen freilich mißfallen.“

„Es tötet.“

„Es muß da immer etwas tot sein, wenn man versuchen will, für andere, oder sei es auch nur für eine Idee zu leben.“

Sie schüttelte den Kopf, er sah es und pflichtete ihr stillschweigend und, schien es, durch ihren stummen Widerspruch erfreut, bei.

Sie waren, ohne es gewahr geworden zu sein, abermals an die Würfelbude gelangt und standen davor. Das Äffchen hustete. Der Arzt sagte unvermittelt zu dem Mann hinter dem Tisch: „Was kostet der Affe?“

„Ist unverkäuflich.“

Und der Arzt: „Sie täuschen sich über sich selbst.“ Er griff in seine Brieftasche und zog zwei Banknoten heraus: „Geben Sie mir das Tier.“

Das Äffchen schien der Unterhaltung aufmerksam mit seinen großen traurigen Augen gefolgt zu sein, es sprang willig auf den Arm des Arztes, der es in seinem Mantel barg. „Es ist nur — er wäre hier und in der Kälte draufgegangen. Hat, fürchte ich, ohnedies die Schwindsucht. — Nun aber müssen wir mit unserer Beute heim.“

Sie sagte spöttisch und als wehrte sie sich dagegen, daß ihr gleiches entgegengebracht werde: „Sie sind mitleidig.“

„Ich weiß nicht, was das ist, aber man hat mit Tieren noch sehr viel mehr Mitleid als mit Menschen. Vielleicht weil wir gegen das Menschen-Mitleid durch eine Art Selbstschutz gepanzert sind; man ginge ohne das zugrunde. Vielleicht auch dies dunkle Empfinden: im Tiere leidet Natur.“

„Dabei sieht der Bursche aus“ (just das Köpfchen guckte oben aus dem Mantel), „als hohnlachte er über Sie.“

„Nein, er lacht nur befriedigt über meine 37,5 Grad Körpertemperatur. Befänd' ich mich einigermaßen im Fieber, er würde mich noch höher einschätzen.“

Sie sah es noch mit an, wie Baudner das Äffchen wie ein Allerselbstverständlichstes in Empfang nahm und eingehende Verhaltungsmaßregeln erhielt.

Dann war ein leiser Regen feuchtend niedergegangen. Zu schlafen vermochte sie nicht. Sie saß am offenen Fenster, fröstelnd und dennoch gebannt, und blickte auf den einen Baum im Garten, auf den ein Lichtschein fiel. Aus seiner Lampe. Ins Dunkel schwanden die säumigen Stunden, — der Lichtschein blieb.

5.

Aus dem Patientenbuch des Arztes:

Der Schatten

Die Behandlung nahm ungewöhnlichen Verlauf. Patientin verfiel nur in leichten Dämmerzustand, verschloß sich der ärztlichen Zusprache und schien Gedanken nachzuhängen, die ihr ein Schattenspiel, das sie vor dem Einschlafen beschäftigte, eingegeben hatte. Sie sagte aus sich heraus, offenbar in Zwiesprache mit ihrem Schatten:

⁂ ⁂ ⁂

Wer bist du, und wo kommst du her? Sage mir doch, wohin du mich führst?

Nichts weiß ich von dir, du aber kennst mich. Seit dem Tage meiner Geburt bist du um mich gewesen.

Vor mir gleitest du —; zur Linken will ich, du reißest mich zur Rechten. Hinter mir schleichst du, was hältst du mich fest, daß ich nicht ausschreiten kann, wohin mich's verlangt?

Im Dunkel — wo bliebst du? Fandest schnell die finstere Straße, am Wegrand hineilend — das Tor in der Mauer stand offen — unter Kreuzen die Hügel: schläfst du des Nachts im Grabe bei Mutter und Vater?

Digitized by Google

Aber der Morgen steht auf, und du bist um mich. Weiß mein Kleid und blau die Schärpe; grau ist dein Rock vom Staube der Gräber.

Muß ich wiederleben, was ich lebte, nur weil ich dich es so lehrte vor Tod und Geburt?

Ja, du lagst mir zu Füßen, als ich das Korn band und war fröhlich; aber der Fremde kam und sah mich an.

Ich kenne den Weg, ich sehe die Straße. Weshalb wichst du zur Seite? Warum folge ich dir?

Der Arzt hatte die wenigen Zeilen niedergeschrieben, er blickte mit weit offenen Augen durch die Scheiben in seinen Garten und in den Herbst. Dann griff er, als gälte es sich zu vergewissern, nach dem Buch, das heute wie alle Tage unter den Büchern auf seinem Schreibtisch lag, und schlug die längst vertraute Stelle auf: „Denn ich weiß nicht, was ich tue; denn ich tue nicht, das ich will, sondern das ich hasse, das tue ich."

So und nicht anders war es damals gewesen, als er mit dem Schicksal um die eine große Entscheidung seines Lebens gewürfelt hatte.

Gabriele —.

Er sah ganz klar: Er selbst war es gewesen, der ihre Bekanntschaft mit dem andern vermittelt hatte. Ein Leiden, über das sie klagte, hatte eine körperliche Untersuchung notwendig gemacht, — die, als ihr Freund, hatte er ihr nicht zumuten wollen. Ihr nicht oder — sich nicht?

Und dann war diese lange und schwüle Zeit gefolgt, dies Miterleben fremden Lebens. Das war ja seiner Gabriele Wesenheit, daß sie wahr gegen ihn blieb und bis zum letzten Tage. Nicht verschwiegen hatte sie ihm, daß jener um sie werbe, bekannt hatte sie Anwandlungen weiblicher Schwäche, wiedererzählt hatte sie ihm, dem dennoch einzigen Freunde, was zwischen ihr und dem anderen vorgefallen war — — und er selbst? Ein scheinbar Teilnahmloser, hatte er das alles mit angesehn. So steht ein Knabe da und sieht das Feuer auflodern, das er mit lässig hingeworfenem Zündholz entfacht hat.

Nur daß in Wahrheit das Feuer, keinem erkenntlich, in ihm selbst geflammt hatte! Und dann urplötzlich zum Ausbruch gekommen war in seiner „Rache".

In jenen Tagen dann, als das Schicksal seinen Lauf genommen hatte, war er Gabriele ausgewichen, hatte er sie nicht gesehen. Aus den Tagen waren Wochen geworden, und er hatte nichts von ihr gehört. Dann hatte er sich aufgemacht, sie aufzusuchen. Die kleine Wohnung, die sie bewohnt hatte, stand leer; keiner, der ihm hätte Auskunft geben können; so war er lange vor ihrem Hause auf und ab gegangen, ein nicht geschlossenes Fenster ihres Zimmers hatte da im Wind geklappt.

Und das war das Ende gewesen.

Im Gärtchen vor seinen Scheiben hingen die Blätter herbstlich müde an den Zweigen. Warum das alles? Warum?

Er hätte Gabriele zur Frau begehren können, und sie hätte sich ihm nicht versagt. Nur daß er damit in den Alltag hinabgerissen hätte, was Sonntag und nur Feiertag war!

Sie hätte ihm in freier Liebe angehört, er wußte auch das. Nichts aber, was er weniger gewünscht hätte! Ein schlechter Tausch, die Freundin in die Geliebte wandeln — an die Lösung das Rätsel, an die Wirklichkeit das Märchen verlieren. So hatte er damals empfunden, und darin begriff er sich noch heut.

Nur seltsam —: während er Gabriele und ihrer Reinheit derart in seinem Herzen den Altar baute, hatte er mit irgendeinem dummen Ding, das ihm seelisch nichts und sinnlich herzlich wenig bedeutete, ein Verhältnis unterhalten.

„Sondern das ich hasse, das tue ich." Und heute? War er auch heute noch der Mann, dem sein eigener Schatten fremdes Tun und Lassen wies? Der Arzt zuckte die Achseln, er wußte es nicht.

Er hatte mit dem Schicksal gewürfelt, — verloren. Gleichgültig, ob er jetzt zu anderem Wurf imstande gewesen wäre.

Genug des Sinnens! Aber diese kleine Irma, die er in ihrer Seelendieberei lieb gewonnen hatte, — bestand nicht auch zwischen ihr und Gabriele eine seltsame Ähnlichkeit, die sich in Helene, die er nun gleichfalls Freundin zu nennen versucht war, zum magischen Dreieck zusammenschloß?

Er schob die Arbeit, die auf ihn wartete, beiseite, und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. „Ja, bitte, Baudner, gehen Sie hinauf zu den Damen und laden Sie sie zum Tee auf ein Plauderstündchen."

⁂ ⁂ ⁂

So stand denn Helene wieder in diesem Zimmer, das sie nur einmal betreten hatte, als die Angst um die Schwester sie hierher getrieben, und in dem sie doch jeden Stuhl aus früheren Zeiten kannte. So steht man

Digitized by Google

in den Räumen längst Verstorbener und beugt sich unter der Last des Gealtertseins.

Sie war in ihrem dunklen grünen Kleide, von dem sich das helle Braun ihres Haares lichter abhob, an das Harmonium getreten, fragte ihn, ob er spiele, und dachte, da er verneinte: wie traurig, daß auch er lügt. Seit wann tat er das?

Man saß um den Teetisch, Irma hatte an den Tortenstücken, für die Baudner gesorgt hatte, ihre kindliche Freude, aber das Gespräch kam nur schwer in Gang. Warum lügt er? dachte Helene. Warum betrüg' ich mich durch eine schale Wirklichkeit um erlesenen Traum? sagte sich der Arzt. Dann aber war es, als hätte die Empfindung, der jeder wortlos nachhing, sich aus sich heraus schamlos der Schleier beraubt. Denn nun sprach man über die Sehnsucht.

„Die Sehnsucht," sagte der Arzt, „ist unsere eigentliche Kraft. Jede unserer Leistungen ist aus Sehnsucht geboren, aber wieder ist es die Sehnsucht, die uns freundlich lehrt, über die kleinen und großen Kümmernisse des Tages hinwegzukommen und ihr, der Sehnsucht, in die Augen zu sehen, Augen, die wir ihr gegeben und in denen doch immer zugleich — und das ist wohl das Seltsame — ein Glanz aus andern Sphären ist. So hat sie die Menschheit befähigt, sich aus sich heraus über sich selbst zu erheben. Die Menschheit ist der Clown" — er wandte sich zu Irma: „dafür mußt du Verständnis haben, der dauernd versucht, sich selbst auf die Schultern zu springen. Das kann nicht wohl glücken, aber irgendwie fördert der Sprung doch."

„Sie sehen das alles als Mann an, und sehen es darum nur halb." Helene errötete sichtlich, während sie sprach. „Wir Frauen — ich glaube, uns macht die Sehnsucht schwächer. Und empfinden dann: in unserer Müdigkeit ist unser Glück."

Ihre Worte oder ihr Erröten mußten auf den Arzt tiefer gewirkt haben, denn er sagte scheinbar unvermittelt: „Wenn ich Ihnen vorher sagte, daß ich auf meinem Harmonium nicht spiele, so war das insofern nicht ganz zutreffend, als ich früher sehr viel gespielt habe. Ich gab es dann auf, oder mußte darauf Verzicht leisten, wenn Sie so wollen — auch aus einer Sehnsucht heraus. — Aber erinnern Sie sich? Wir verabredeten neulich einen kleinen Straßenbummel: was mich jetzt darauf bringt, ist auch der Wunsch, Ihnen eine Lektion in Sehnsucht zu geben."

So waren sie aufgebrochen und er war mit Helene — hier und da hatte die lässige Unterhaltung gestockt — in die Dragonerstraße eingebogen. Der Fahrdamm in diesem Stadtteil schien den Kinderscharen zu gehören. Auf Treppenstufen saß der Mann neben der Frau, die ihr Jüngstes stillte.

„Und nun überzeugen Sie sich selbst von dem, was ich Ihnen neulich gesagt habe. Hier haben Sie eine proletarische Bevölkerung, allen Entbehrungen und Gefährdungen des Proletariertums — wenn nicht noch ärgerem — ausgesetzt, und diese Bevölkerung behauptet sich. Ich sehe mit erfahrungsgeschärften Augen: von bedrohlichem Siechtum, von Auszehrung und Seuche tritt mir kaum etwas entgegen. Das macht, glauben Sie mir, die jahrtausendlange Gewöhnung. Es haben sich in diesen Menschen Gegengifte gegen die Verelendung gebildet."

„Aber sehen Sie sich doch um," rief Helene, jetzt wieder lebhafter geworden, „überall tritt es einem hier entgegen: ausgesprochener Sinn für das Familienleben. Sollte nicht darin die erhaltende Kraft gewährleistet sein?"

„Ohne allen Zweifel. Aber das alles ist nicht das Wesentliche, sondern: die Sehnsucht. Darum trieb es mich heut hierher: ich sehe in den Augen dieser Menschen eine Sehnsucht. Ich kenne sie zu wenig, um ihrer Sehnsucht einen Namen zu geben. Aber hinter dem Schmutz und der Erwerbsgier, dem Neid und der Mißgunst, die auf diesen Gesichtern wie äußerliche Schminke aufgetragen sind, spüre ich dies Verschleierte und beinahe Heilige: die Sehnsucht."

„Ist denn immer nur aus der Ferne die Kraft und in der Ferne das Glück?"

Der Arzt sah sie an. „Es gibt auch eine Sehnsucht nach dem Gegenwärtigen."

Irma war in die Kammer geschlüpft, in der nun Achmed, das Äffchen, hauste, zu ihr hatte sich, als sei das selbstverständlich, Baudner gesellt. „Was siehst du in seinen Augen?" fragte Irma.

„Ein gut Teil Traurigkeit."

„Nicht doch. Traurig war er zuerst, als er zu uns kam. Jetzt gibt er bestenfalls vor, betrübt zu sein, um sich interessant zu machen. Und sonst — was steht in seinen Augen?"

„Neugier."

„Wie du nur Neugier sagen kannst! Wir nennen das Sehnsucht. Aus Sehnsucht, mußt du wissen, macht er seine tollen Fratzen, springt er sich selbst gelegentlich auf die Schultern, entwickelt er sein Affentum höher."

„Wenn du so bist, Irma," sagte Baudner, der die Worte des Professors am Teetisch mit angehört hatte, „laß ich dich mit Achmed allein. Nein, so mag ich dich nicht. Denkst, wunder wie klug zu sein, und bist dumm."

Digitized by Google

„Aber ich hab' dich doch lieb! Keinen so wie dich, das weißt du. Sag' — warum hast du nie geheiratet?"

„Einer, wie ich, hat die Sicherheit nicht."

„Aber denkst du, irgendeinem Menschen erginge es anders? Deinem Professor etwa? Ich weiß das sehr gut: das Unvorhergesehene ist immer da — und wo? — in uns selbst?"

„Nun denn, ich will bei meinem Professor bleiben. Bin auch zu alt dazu."

„Ach," sagte Irma traurig, „du wirst es bald sehen; es heiraten noch viel ältere."

6.

Der Herbst: ein Winzer, und er trägt den früchteschweren Korb auf seinem Kopfe, an seinem Gürtel blitzt das Messer. Ein Gaukler im fetzenbunten Kleide, und hinter ihm, sein Schatten, steht der Tod.

Der Herbst: in der sonnigen Luft ein Hauch von Kühle, und, heimatschwer, ein Duft von Ackerschollen, — man atmet ihn in den Straßen der Stadt.

Der Herbst: irgendwo wird ein Grab geschaufelt. Sie wissen nicht, wen sie hineinlegen werden. Es steht aber, ungesehen, ein Priester unter ihnen, der hat die Hand erhoben, und seinen Fingern entgleiten drei Weizenkörner, die sinken mit dem Toten in die Erde.

Und nun der Herbst in deiner eigenen Brust —.

Es war Kühle in der sonnigen Luft an diesem Sonntagnachmittag, ein Geruch wie von feuchten Ackerschollen war noch in der Klosterstraße spürbar. In dem von Viertelstunde zu Viertelstunde einsetzenden Choral aus dem Glockenspiel der Parochialkirche wurde die quälende Stille dieser sonntäglichen Stunden hörbar.

Sie waren beide ausgegangen, Helene und der Arzt, in der Hoffnung, einander, wie an jenem ersten Sonntag, zu begegnen. Sie hatten beide den Weg zum Friedrichshain eingeschlagen, dort verweilt, hatten beide den Rummelplatz in der Neuen Königstraße betreten und nacheinander ausgeschaut. Sie hatten sich nicht gefunden, es hatte sich auch keiner von beiden von seiner Sehnsucht Rechenschaft abgelegt.

An solchen Herbsttagen konnte der Arzt in seinem vertrauten Friedrichshain nicht weilen, ohne mit sich selbst in Zwiespalt zu geraten, oder — wer wollte es ausmachen? — zu tiefst in sein Inneres hineinzufinden. An solchen Herbsttagen fühlte er sich wie ein Sträfling der Stadt, überfiel ihn wie ein Krampfen in der Brust die Sehnsucht nach dem Land und seiner herberen Luft, seinen Früchten und aufgepflügten Feldern. Welche Wendung auch immer sein Leben nehmen mochte: als Notwendigkeit stand es vor ihm, die Jahre des Alters in Zurückgezogenheit, in Gartenarbeit und Erdennähe zu beschließen. Jeder alte Mann war ein Laertes; kein Menschenleben, das nicht den Verlust seines „Odysseus", und dessen, was ihm in sonnigen Tagen das Liebste gewesen, zu beklagen gehabt hätte; so mochte denn auch jeder, wie Laertes, bei den Früchten und den Herden die letzte Zuflucht suchen.

Für ihn selber aber bedeutete dieser heimliche Ausblick doch noch etwas anderes. Dem Vielberufenen und Vielbeschäftigten waren seine meteorologischen Studien wie ein Versprechen; weil hier Neuland war und vielleicht ein Ahnen siderischer Kräfte; solchen Beobachtungen sollte sein Alter unverkümmert gehören, und auch deshalb war Sehnsucht nach der Ebene und ihrem Weitblick in ihm. Oder war auch das nur ein Gleichnis? Mußte man durch den selbstbestellten Garten und über die Felder gegangen sein, um *dem* Tode zu begegnen, der nicht nur niederstreckte, sondern auch Hand bot und weiterführte?

In solcher zwiespältigen Empfindung dem eigenen Dasein gegenüber war der Arzt wieder in die Klosterstraße eingebogen. Das Glockenspiel seiner Parochialkirche gab eben den Choral, er sah, wie eine gealterte Frau die Stufen zur Kirche hinaufstieg und wie sich die Tür vor ihr öffnete. Er wußte nicht, was da Macht über ihn gewann, aber er folgte ihr. Auf einer der Bänke, der Kanzel zunächst, ließ er sich nieder. Die Orgel hatte eingesetzt, der Gesang der wenigen, die sich um die späte Nachmittagsstunde hier versammelt hatten, zog wie eine unverstandene Erinnerung an ihm vorüber.

Der Prediger, ein bärtiger Mann von etwa fünfzig Jahren, hatte die Kanzel bestiegen und den Text verlesen. „Da demütigten sich die Obersten in Israel mit dem Könige, und sprachen: Der Herr ist gerecht." Eine Weile war der Arzt den Ausführungen des Geistlichen gefolgt, aus einem Interesse heraus, über das er sich selbst nicht Rechenschaft ablegen konnte: er wollte ausmachen, ob es ein orthodoxer oder ein liberaler Prediger sei, den er höre. Da es ihm nicht gelang, darüber zu Gewißheit zu kommen, waren seine Gedanken abgeschweift.

Seine Aufmerksamkeit war wieder erregt worden, als der Geistliche zu seinem eigentlichen Thema gekommen war: Der Herr ist gerecht. Es war eine offenbar wörtlich wiedergegebene Niederschrift, die er vor diesen wenigen und Müden zum Vortrag brachte, er führte Beispiele aus dem Alltags-

Digitized by Google

leben der Gemeinde an, die das Walten der göttlichen Gerechtigkeit — sie ließ den Sünder gewähren, um ihn nachher um so sicherer zu treffen — dartun sollten.

Der Arzt hörte das mit an — es war, als legte sich ein Reif eng und enger zusammengepreßt um seine Brust. Er, der das Elend kannte, der wußte, wie die vielen zugrunde gehn mußten, um den wenigen Lebensmöglichkeiten zu lassen, der den Menschen gesehen hatte, der von Kindheit an in ein Leben des Lasters hineingeboren wurde, und es täglich mit erlitt, daß dem darbenden Siechen Heilung versagt blieb, die dem Reichen zugänglich war, — wie Blasphemie erschienen ihm die Worte des Mannes auf der Kanzel. Ihm war, als müßte er Zeugnis ablegen für seinen Gott, der gewaltiger war, als daß ihn der Name menschlicher Gerechtigkeit bezeichnen durfte. Es war Zorn in seiner Seele, und er richtete seine Augen auf den Geistlichen.

Da geschah das Unerwartete. Der Prediger stockte. Er wiederholte den Satz, den er gesagt hatte, und wiederholte ihn zum zweiten Male. Er schien den Gedankenfaden, den er abspulte, verloren zu haben. Eine heftige Erregung schien über die Züge seines Gesichts zu gewittern. Die Rede brach ab, und es war, als wäre jedem dieser wenigen, die da zerstreut im weiten Kirchenschiff saßen, der Atem benommen.

Der Geistliche hatte mit auf der Brust gefalteten Händen dagestanden, er erhob seine Stimme wieder. Sie klang kräftiger, voller. Er schien sich nicht mehr an das aufgeschriebene, aus dem Staubecken des Gedächtnisses geschöpfte Wort zu halten, sondern aus der Eingebung des Augenblicks zu sprechen. Wohl fuhr er fort, von der göttlichen Gerechtigkeit zu zeugen, die aber hieß nun Notwendigkeit. Auch war das nicht mehr eine Gerechtigkeit, die man aus dem Schicksal des einzelnen ablas, — sie galt der Menschheit als lebendigem Organismus: ihrer Entwicklung hatte sich jedes Glied zu Verderb oder Gedeihen einzuordnen. Auch ging die Wage nicht mehr um Schuld und Strafe, sondern um das Wachstum der Menschheitsseele, die beides brauchte, Aufblühen und Verdorren des Heimgangs harrender Wesen.

„Da demütigten sich die Obersten in Israel mit dem Könige und sprachen: Der Herr ist gerecht."

Die Predigt war zu Ende gegangen, der Gesang dieser wenigen erklang nun wie Choral. In einem Gefühl innerer Sammlung verließ auch der Arzt die Kirche.

Er setzte sich, in seinem Zimmer wieder angelangt, an seine Arbeit, die über geistige Eingebung handelte — sie bildete einen Teil des größeren Werkes, mit dem er sich seit Jahren trug, — aber es war nun doch, als sei die Kraft zu schöpferischer Arbeit, über die er sonst und beinahe nach freiem Belieben verfügte, von ihm gewichen. Mit eigener Ideenarmut aber Versteck zu spielen, war er nicht der Mann. Bis zu der Einladung, die seiner am späten Abend wartete, blieb ihm Zeit, — so schien es angängig, eben noch Irma zu kurzer Behandlung rufen zu lassen.

Die Kleine war, von Baudner geleitet, bald genug zur Stelle, es schien nur leichten Anreizes zu bedürfen, ihre bewegliche Phantasie zu freiem Spielen anzuregen. Nur daß der Arzt sehr wohl wußte, daß es tief im Unterbewußtsein schlummernde Eindrücke waren, die jetzt wie Irrlichter über den dunklen Wasserspiegel huschten.

⁂ ⁂ ⁂

Wieder hatte der Arzt, was ihm wesentlich schien, aufgezeichnet. In seiner festen und klaren Handschrift war in seinem Patientenbuch zu lesen:

Margot tanzt

Der Arzt hatte Patientin, die „wächserne Biegsamkeit" festzustellen, in der Hypnose Streck- und Beugübungen vornehmen lassen, Patientin verharrte längere Zeit, auf den Fußspitzen stehend mit hoch über dem Kopf erhobenen Armen. Sie sagte dabei aus sich heraus: Margot tanzt. Margot tanzt den Schwan. Auf ihrem braunen Haar liegt der weiße, seidige, silberdurchwirkte Schleier, hüllt sie ein. Margot tanzt den Schwan. Sie gleitet wie auf spiegelndem Wasser. Wie perlende Wassertropfen glitzert's um sie her. Sie tanzt den sterbenden Schwan. Wie wehes Flügelspreizen reckt sie die Arme. Sie wächst aus dem Wasser, ein Wehschrei zur Sonne. Es durchbebt und durchzuckt sie. Noch einmal flattern die Flügel, es krampfen die Sehnen, sie sinkt zusammen.

Margot tanzt den Schwan. Alles bleibt still. Keine Hand spendet Beifall.

⁂ ⁂ ⁂

Der Arzt: Erzähle mir, was du von Margot weißt!

⁂ ⁂ ⁂

Klein Margot! Erst sieben Jahre alt ist Klein Margot. Blank die Augen und Wind in den Haaren. Draußen im Schwanenwinkel wohnt sie. Niedrig die Hütte. Spinnen und nähen und kochen und backen muß Klein

Digitized by Google

Letzte Strahlen. Gemälde von Willibald Vesta
(München, Sezessions-Ausstellung)

Digitized by Google

Digitized by Google

Margot den ganzen Tag. „Arbeite!“ sagt Mutter.

Alt die Mutter, so alt wie der Kirchturm. Knochig die Glieder und runzlig die Backen. „Arbeite!“ droht sie. „Arbeitsschluß, wenn ich dir's sage.“

Ist aber Margot fleißig gewesen: „Arbeitsschluß, wenn du dir's sagst.“

Spinnen und nähen und backen und kochen muß Klein Margot bei Mutter im Schwanenwinkel. Nimmt sie des Abends der Schlaf in schwere Arme.

Heut lacht die Sonne durch Sommerwolken, Sonntag ist heute. Zieht die Mutter das grüne Kleid an, Margot das weiße. „Darfst zum Fluß hinab mit mir gehen. Heut stirbt der Schwan.“

In Mutters Hand hat Margot ihr Händchen, sie stehen am Ufer. Auf dem Wasser spiegelt der Schwan. Eben noch ruhig, krampft er die Flügel. Streckt den Hals mit klaffendem Schnabel. Spreitet die Flügel, wächst aus dem Wasser, klagt stumm zur Sonne, fällt aufs Wasser, bricht zusammen, hat geendet.

Blank stehen die Tränen in Margots Augen. Spricht die Mutter: „Sterben ist Heimgang.“

Spinnen und nähen, backen und kochen, niedrig die Hütte, streng ist die Mutter. Wie das Mühlrad hinten im Flusse: Mühsal schöpfen die Tage.

Seiltänzer sind im Schwanenwinkel. Die sieht Klein Margot, blank die Augen, Wind in den Haaren. Sieht sie bei Tag, als das Seil gespannt wird. Sieht sie bei Nacht, da die Fackeln flammen, bunt die Kleider und lustig die Klänge.

Hui! Der Mutter ist Margot entlaufen.

Saust Klein Margot durch Straßen der Stadt. „Holla, wohin denn?“ Fühlt sich am Arm gehalten, steht vor ihr dürres Männchen mit spitzigen Schuhen, spitzigem Bart und spitzigem Hute. „Warte schon lange, kennst mich nicht?“

Schüttelt Margot den Wind aus den Haaren. Kennt nicht das Männchen.

„Bin's, dein Vater.“

„Hab' keine Zeit, muß tanzen lernen.“

„Komm nur, tanzen sollst du lernen.“

Vater ist Glöckner und Feuerwächter. Hoch im Turmgemach wohnt nun Klein Margot, tief da unten die Dächer der Stadt, nahe die Wolken.

Frühe des Morgens zieht Vater den Frack an, greift zur Fiedel. Erste und zweite — fünfte Position. „Jeté et Pas de Bourrée! Pistolets! La Pirouette!“

Mittags kocht Vater das Essen, versteht es. „Bleib mir vom Herde. Arbeit verunziert. Immer pflegen und schonen die Händchen.“

Gleich darauf tönt die Fiedel wieder. „Port de bras! Attitude!“

Und noch am späten Nachmittag heißt es: „Pas de Basque! Pas de Zéphyre! Temps de cuisse!“

Wie die Glocken nahe der Kammer: Mühsal, Mühsal läuten die Tage.

Steht der Vater abends am Fenster, blickt in die Wolken, schilt mit den Wolken.

Steht der Vater abends am Fenster, greift zum Pustrohr, schießt nach den Tauben, trifft sie ins Herz.

Steht der Vater abends am Fenster, hat die Violine im Arme, spielt in die Lüfte die girrende Weise: fallen die Sterne.

Und des Nachts, wenn ein Feuer lodert. „Vater, du bläst nicht? Vater, die Glocke!“ Kichert der Alte: „Schlafe, Klein Margot. Flamme will brennen, Feuer will gluten, Wind will die feuchten Füße sich wärmen. La Pirouette!“

Nahe der Kammer die Glocken der Kirche: Mühsal, Mühsal läuten die Tage.

Unter den vielen im Chor tanzt Klein Margot, sieht das Schweben der Ballerina, will es ihr gleichtun.

Klemmt der Alte die Fiedel fester. „Üben,“ kichert's, „üben, üben!“

Wie ein Jahr der Tag der Jugend, das Jahr der Jugend ein Jahrzehnt.

Tauben schießt mit dem Pustrohr der Vater, spielt er die Weise abends den Winden, fallen die Sterne.

Auf der Bühne schwebt Schön Margot, tanzt nun selbst als Ballerina, und der Beifall dröhnt durchs Haus.

Tritt spät abends in die Kammer, sucht vergeblich nach dem Vater. Nur ein Blatt fliegt da im Winde. „Töchterchen, es war süperb. Magnifique hast du getanzet, deine Gloire ist nun gesichert, muß nun selber weiterziehen, mich nach andern Schülern umtun — je t'embrasse — en hâte — ton père.“

Wie ein Jahr der Tag des Glanzes, das Jahr des Glanzes ein Jahrzehnt.

Erst ein Sonnenfaden in den Lüften, dann ein Schleier, der dich blind macht, jetzt ein Segel, das dich fortreißt —: Sehnsucht.

Margot tanzt, es dröhnt der Beifall, und sie langweilt's. Schlechter tanzt sie, hört den Beifall sich verstärken. Recht mit Absicht tanzt sie schlecht: wie Orkan umtobt sie Beifall.

Draußen regnet's. In dem Schrank mit all den Flittern hängt ein grobes, braunes

Digitized by Google

Kleid. Das gewahrt sie, zieht es an. Dazu derbe Schuhe und die Kappe.

Durch den Regen wandert Margot. Blank die Augen, Wind im Haar.

⁂ ⁂ ⁂

In dem Garten gräbt die Mutter, an dem Zaun lehnt Margot. Sehnsucht —! Blickt die Mutter auf: „Kommst endlich? Steh und gaff nicht! Nimm den Spaten, grabe!“ Schwere, ungewohnte Arbeit. „Arbeitsschluß, wenn ich dir's sage.“

Mühsalschwere, lange Tage. „Arbeitsschluß, wenn du dir's sagst.“

Müder Abend, hartes Lager. Sitzt die Mutter noch am Fenster, bläst die Mundharmonika, bläst die eine wühlend stille Weise. Richtet Margot sich vom Lager: „Sage, Mutter, was du bläst?“

„Frage nicht, wenn du's nicht weißt.“

Müder Abend, gleiche Klänge. Richtet Margot sich vom Lager. „'s ist wie damals, als ich klein war.“

Stiller Abend und die Weise. „'s ist der Traum von gestern nacht.“

Abend, schwer vom Duft der Erde, und verklungen ist das Lied. „Mutter, Mutter, es ist der Schwan!“

„Mutter blase, ich will tanzen!“ Margot tanzt den Schwan. Spricht Mutter: „Gut; doch muß es besser werden.“

Margot tanzt den Schwan. Spricht Mutter: „Besser, gut muß es nun werden.“

Margot tanzt den Schwan. Mutter sagt: „Es ist so.“

⁂ ⁂ ⁂

Auf der Bühne steht Schön Margot, und Schön Margot tanzt den Schwan.

Wie das gleitet, glitzt und schaukelt! Um sie scheint die Flut zu spiegeln, wirft ihr leuchtend Bild zurück. In den Gliedern ist das Beben, das Geschöpf und Schöpfer bindet, Flügel werden ihre Arme, von den Flügeln perlt es nieder, von den Flügeln gleißt es hell. Wie das gleitet, glitzt und schaukelt, nun zum Wasser, nun zur Sonne, aus dem Element geboren und das Element verklärend. Wasser glitzert — Wasser schauert, und das Schauern packt den Schwan. Letzte Stunde in der Sonne! Durch den Körper geht das Zittern, kraftlos spreiten sich die Schwingen, und der Spiegel trüb geworden. Jetzt ein Reißen in den Sehnen, Flügelschlag in wilden Ängsten, aus dem Wasser hebt der Schwan sich, klagt, ein stummer Schrei, zur Sonne, bricht zusammen, hat geendet.

Auf der Bühne tanzt Schön Margot, und Schön Margot tanzt den Schwan. Keine Hand regt sich zum Beifall.

⁂ ⁂ ⁂

An den Zaun gelehnt, steht Margot — Mutter gräbt nicht mehr im Garten. Tritt sie in die stillere Hütte: Mutter, Mutter ist gestorben!

Margot sitzt im Abenddunkel auf der Bank im kleinen Garten, trüb die Augen, feucht das Haar, Hände laß im Schoß gefaltet. Um sie stirbt das nahe Raunen, Mond und Sterne schweigen.

Mond und Sterne flimmern, tönen. Ferner Klänge Seelenraunen. Geisterreigens Weihefest.

Abend löst den Abend ab. Margot sitzt und lauscht der Weise. Mutter, Mutter ist gestorben! Einstens war's wie Kindheitsweise, dann wie Traum vergangener Nacht. Heut: Gesang im eigenen Blut.

Margot tanzt die ferne Weise, tanzt und tanzt sie jeden Abend: überm Schwanenwinkel Herbst.

„Gut, doch muß es besser werden.“ „Besser, gut muß es nun werden.“ Mühsalsende: „Es ist so.“

Margot tanzt die ferne Weise, letztes Schweben, Gliederlösen, und entgleitend sinkt sie nieder, ihren Atem trinkt der Mond.

Liegt entseelt auf nassem Grase, eingehüllt in weiße Schleier, Nebellinnen deckt sie zu.

In den Angeln knirscht die Pforte. Naht gebeugt die tote Mutter, trägt auf starkem Arm sie heim.

Mit bebender Freude an der geheimen Rhythmik dieser gestammelten Worte hatte der Arzt die Niederschrift beendet, — jetzt, da er seine eigene Aufzeichnung wiederlas, überkam ihn ein fremdes Gefühl. Als ginge er in tiefer Abenddämmerung durch ein weites, ihm unbekanntes Schloß —: plötzlich ist da ein Saal mit gläsernem Fußboden, und unter seinen Füßen ist ein Gemach, und in dem ist es hell vom Licht unzähliger Kerzen. Festlich gekleidete Menschen bewegen sich da in fröhlichem Reigen, unter ihnen erkennt er sich selbst — aber er ist jung, seine Schläfen sind ungebleicht, er hält Gabriele umschlungen und bewegt sich mit ihr, nach den Klängen dieser fremden Weise mit bebender Freude, unter den Fernen und Fröhlichen.

Margot wandelte sich ihm ganz ohne sein Zutun in Gabriele, und nun war es Gabriele, und sie hatte Wind im schwarzen Haar —: Gabriele, nicht mehr mit leiblichen Augen erschaut, sondern mit den Organen der Seele in ihrem seelischen Sein erfaßt.

Gabriele, wie er sie geahnt hatte — ahnte.

Das war Gabrieles tiefstes Sein gewesen, wie er es nun begriff: eine Alltagsnatur

Digitized by Google

und an die Alltäglichkeit hingegeben wie nur eine, und sich dessen mit ihrem übermütigen Humor bewußt; eine Arbeitsnatur, die nicht scheute, jeden Tag bis in die späten Nachtstunden zu fronen, um Herrin zu werden über das Handwerkliche in ihrer Kunst; zugleich eine Erlöste, die, wie im Möwenflug, über die Niederungen gleitet; ein Mensch mit unendlicher Rhythmik des seelischen Seins.

Nie hatten sie auch nur mit einem Wort daran gerührt, er wußte es trotzdem: irgendeinem Stern war ihre Seele verschwistert. Margot tanzt den Schwan, sterbend tanzt Margot das All. Ihre Mutter die Erde, ihr Vater der Wind. Mit Gabriele, und nur mit ihr, hätte er den Laertesgang seines Alters antreten können. —

Und nun war es, als drängten die Bilder im raschen und von seinem Willen unabhängigen Wechsel auf ihn ein. Dort an seinem Harmonium stand Gabriele, sie trug ihr veilchenfarbenes Kleid, sie sang und er begleitete sie; — sie saßen beide im zweiten Rang eines kleinen Theaters, hatten, um sehen zu können, ihre Köpfe beinahe bis zur Berührung einander genähert, und unten auf der Bühne ging irgend etwas, so wohlig Belangloses, vor sich; — er saß in ihrem Zimmer, und sie reichte ihm den Tee, und sie erörterten ernsthaft und aufgeregt musikalische Probleme; — sie hatten diesen gemeinsamen Ausflug nach Grünau unternommen, es war helles Juniwetter, sie saßen auf dem Deck eines Dampfers, ein paarmal hatte er ihre Hand, die auf dem Eisen des Schiffsgeländers lag, berührt, und in dieser sehr leisen Handberührung war ein Etwas, wie ein Sichverbluten und Ausströmen gewesen; — er saß im Altarraum der Garnisonkirche, sie stand, damals schon eine berühmte Sängerin, in weißer Gewandung auf dem Chor, und die Klänge ihrer Arie drangen, metallisch, aber fließend und weich, wie Wellen auf ihn ein —. Dies das Bild, das er festhielt; in dieser Abendstunde in der Kirche hatte seine Seele insgeheim und ohne daß Gabriele davon erfuhr, Hochzeit mit ihr gehalten.

Gabriele war nicht ohne Sinnlichkeit gewesen, aber das war anders bei ihr als sonst bei Frauen: sie besaß die Sinnlichkeit der Seele. Ein Erröten bei ihr konnte mehr sein, als letzte Umarmung bei andern. So war sie sein gewesen, und so hatte er sich ihr vermählt, — dieser andere, der Hände groben Begehrens nach ihr ausgestreckt hatte — vergeblich, wie es sich von selbst verstand — war eben nur ein Narr gewesen.

Ihre Hand hatte er berührt, und es war wie ein Gruß von Seele zu Seele gewesen, — empfand er heute jenen Abend in der Kirche als ihre seelische Vermählung, so war dieser sommerliche Ausflug erstes Liebesbekenntnis, Verlöbnis, gewesen. Ihm war unvermittelt zumut, als blickte er in einen Spiegel — statt seines Gesichts aber grinste ihm eine Fratze entgegen: wie nur war er auf den unseligen Gedanken verfallen, die beiden Schwestern zu einer Dampferfahrt nach eben diesem Grünau einzuladen? War das der Sinn des Lebens, daß man sich im Abenddämmern noch um sein letztes, um seine Erinnerung betrog?

Eben weil ihn Helene, wenn auch nur äußerlich, an Gabriele erinnerte, wäre es Selbstschutz gewesen, sie zu meiden, — nur daß — man wurde bescheiden im Alter! — im Umgang mit ihr eben doch ein freundliches Ausruhen war.

Und was hinderte ihn, über sie hinwegzublicken und in die Augen der Erinnerung? So mochte es angehn und so mochte die Kugel weiterrollen; nur eben jene Einladung zur gemeinsamen Fahrt nach Grünau würde er in Vergessenheit geraten lassen oder durch irgendeine andere ersetzen.

Baudner war eingetreten, seinen Herrn zu mahnen, und es war wirklich Zeit, sich anzukleiden.

Der Arzt war, zum Ausgang bereit, im Begriff seine Wohnungstür zu schließen, als Helene, die nun erst heimkehrte, ihm entgegentrat. Sie nickte ihm freundlich zu und sagte: „Ich komme von einem weiten Spaziergang heim —"

Er erwiderte kühl: „Und ich gehe zu einem weiten Spaziergang aus," grüßte und war gegangen.

Sie blieb auf der Stiege, auf die sie eben ihren Fuß gesetzt hatte, stehen und blickte ihm mit weitgeöffneten Augen nach.

Und nun der Herbst in deiner eigenen Brust —.

7.

So war es denn doch bei diesem Ausflug nach Grünau geblieben: der Arzt war sich seiner unfreundlichen Haltung Helene gegenüber nachträglich bewußt geworden, hatte sich deren geschämt, und, unnachsichtiger Selbsterzieher, sich diese Buße auferlegt. In der Empfindung: so geschieht's dir recht. Wer heißt dich, dich in deinen Erinnerungen verzärteln?

Zu sehr früher Nachmittagsstunde und eine gute Weile vor der bestimmten Abfahrtszeit saß man zu viert auf dem Dampfer — es war nur selbstverständlich, daß Herr Baudner solchen Ausflug, und zwar als Gleichberechtigter, mitmachte, — doch wurde bald genug

Digitized by Google

bekannt gegeben, daß die Fahrt bei so geringer Teilnehmerzahl nicht stattfinden könne. Dem Arzt war das wie unerwartetes Geschenk: so war er denn fürs erste davor bewahrt, seine eigenen verlorenen Fußspuren auf dem feuchten Waldwiesenboden der Erinnerung vor sich zu sehen. Man ging die wenigen Schritte zur Jannowitzbrücke und zum Bahnhof hinüber, und belustigte sich über das eigene Mißgeschick.

Man saß im Abteil, der Arzt neben Helene, Baudner und Irma ihnen gegenüber. Zwischen vereinzelten Häuserreihen tauchten bereits die unbebauten Grundstücke mit dem herbstlichen und toten Braun der Rasenflächen auf. Unvermittelt, dann aber zwanghaft, schließlich peinigend überkam den Arzt der Gedanke, oder war es ein Wunsch? —: Wie, wenn ich jetzt ihre Hand berührte, diese Hand, die als Erstes die Erinnerung an Gabriele wachgerufen hatte, diese weiche und zartgeformte Hand; würde auch die Berührung mit ihr einen Schauer lösen; wäre auch hier irgend etwas von Zueinandergehören spürbar? Sehr bald aber sagte er: „Verzeihen Sie, ich fahre ungern rückwärts," und tauschte seinen Sitz mit Baudner. Dieser lästigen Versuchung wollte er überhoben sein.

Der Himmel war bewölkt, die Luft sehr warm; dieser Herbsttag äffte seinen Juni. Der Arzt begann Helene von der Wetterlage, dem jähen Einbruch überhitzter Luftschichten, der wahrscheinlich gegen Abend zu einem Gewitter führen mußte, zu sprechen und dachte, während er es tat: ‚Besteht eine innere Ähnlichkeit zwischen ihr und Gabriele, dann fühlt sie jetzt, daß dies nicht ein Gespräch ist, wie es andere übers Wetter führen, sondern daß dies auf meine Forschungen und innersten Neigungen zielt.' Aber sie verstand ihn nicht; — so wenig, wie Gabriele ihn verstanden hätte.

Man war in Grünau angelangt, ging dem Spreeufer zu, und wieder stand der Arzt unter dem Bann des Gedankens: vor allen Dingen ein anderes Programm als damals, an jenem Junitage. Aber diese Landschaft trug ihr Gesetz in sich und schrieb es vor. So nahe drüben das waldige Ufer, und einziger Weg der Fluß. Man nahm ein Boot und fuhr flußaufwärts. Wie damals.

Der Arzt hatte zu den Rudern gegriffen, er liebte es, seine körperliche Gewandtheit zu zeigen, im Gegensatz zu seinen geistigen Fähigkeiten, mit denen er gewohnheitsgemäß zurückhielt, Helene hatte sich, ohne daß nur ein Wort darüber verloren worden wäre, ans Steuer gesetzt, das Wasser streichelte, bettete und wiegte. Wie damals.

Ein Seufzer entfuhr den Lippen des Arztes —: Sehnsucht.

Wie damals, Helene hielt das Steuer, hatte man sich den Müggelbergen genähert, man ließ das Boot aufs Ufer laufen und stieg aus. Man ging die leichte Anhöhe hinan, lagerte unter Birken und blickte auf den Fluß hinab. Der kleine Korbkoffer, den Herr Baudner mit sich geführt hatte, wurde aufgeklappt und gab seinen Inhalt her: jeder erhielt Tasse, Teller und Besteck, und bald genug summte der Teekessel zwischen ihnen

Das Wasser war am Kochen, als der Arzt noch einmal einen Teelöffel voll kalten Wassers zusetzte. „Was tun Sie da?" fragte Helene.

„Es ist ein japanischer Brauch, man behauptet, die Kraft des Wassers werde dadurch verjüngt. Ich bin nicht imstande zu sagen, ob es nur ein Aberglaube ist, — aber sei es; nicht wahr, mit solchen kleinen Heimlichkeiten macht man sich das Alltägliche wichtig. Man trinkt dann irgend etwas mit — einen Gedanken an Japan, eine Vorstellung von der Kraft der Elemente, ich weiß nicht, oder einen Schluck Märchen."

„Das ist lieb von Ihnen," sagte Helene und gab ihm die Hand. In diesem Augenblick war sie die Königin, die Huld erweist.

Irma aber rief dazwischen: „Nein, das ist dumm, dumm, dumm! Wißt ihr, wie ihr mir vorkommt? Wie jemand, der einen Garten hat, aber er betritt ihn nicht, er schleicht um den Zaun, guckt durch die Hecke und macht sich selbst was vor, von verwunschenem Park. Nein, Baudner, ich will nicht von den Märchen-Brötchen, gib mir Torte."

Sie lachten, und wieder war dies Erröten auf Helenes Gesicht, als sei sie über einer geheimen Gedankenverbindung ertappt worden. Der Arzt sagte: „Ich fürchte, wir haben recht, und Irma nicht minder. Es ist nur eine Frage der Jahre, ob man die vergoldeten Nüsse am Weihnachtsbaum aufknackt — aber sie sind hohl — oder sie wundergläubig betrachtet."

„Nein!" Helene war beinahe erregt geworden. „In diesem Entweder — Oder mach' ich nicht mit. Vergessen Sie bitte nicht: Sie lehrten uns den Tee trinken und den Genuß durch — nun ja: das Wunderbare erhöhen. Verzichten und träumen, das kann jeder."

„Lehrte ich das? Wenn ich es tat, bin ich wohl nur ein Schüler, kein Meister meiner eigenen Lehre. Sie ist wohl auch so schwer im Wirrwarr der Alltäglichkeiten durchzuführen, daß ein einzelner —" Er beendete den Satz nicht.

‚Auf solchem Rasenfleck unter Birken war es' — dachte der Arzt — ‚und die Junisonne

Digitized by Google

stand hell am Himmel: neben mir saß Gabriele. Wie schön sie war in ihrem schwarzen Haare!

‚Die zarte jugendliche Gestalt wie ein verschwiegenes Versprechen. Wir sprachen . . . worüber sprachen wir? . . . ja, das war es wohl: ich hatte ihr gesagt, welche Gewalt ihre Stimme auf mich ausübe, und das sei mehr, oder etwas anderes, als Kunst und künstlerische Wirkung — körperlich sei es — jeder finde sich auf gewisse Klänge, auf bestimmte Farben in seinem Innern angewiesen — werde durch sie in seinem Tiefsten getroffen und aufgewühlt — wisse sich keinerlei Rechenschaft darüber abzulegen — als wären die Seelen auf Empfindungswellen eingestellt — und wo zwei auf dieselbe Welle abgestimmt seien, da sei auch immer Gefühl des Alls.' Und er hatte gewußt, wie sehr sie ihn verstanden hatte! Mehr als Verständnis war das gewesen: Einssein.

Er blickte zu Helene hinüber. Sie hatte den breit gerandeten Strohhut abgenommen, auf ihrem lichtbraunen Haar spielte die müde Sonne. Die aufrecht Sitzende und vor sich hin Blickende wirkte gebietend. Er sah, daß sie schön war, aber ihn verlangte nach Gabrielens unerschlossener Schönheit.

‚Auf solchem Rasenfleck unter Birken war es' — dachte Helene — ‚und ich war bei ihm. Wie lieb ich ihn hatte, Zwang nur war es, Verstellung, dumme Scham, — ich hätte meine Arme um seinen Nacken geschlungen, meine Brust an ihn gepreßt, ihn geküßt —. Aber wir sprachen wie vernünftige Leute, oder vielmehr, ich schwieg, und er erklärte. Was er sagte? Ja, so war es: von mir begann er, wohl zum erstenmal, und ich wartete auf das Wort, das eine erlösende, aber es kam nicht, und wieder verlor er sich in diese müde Andacht. Aber das erlösende Wort kam nicht, und da zum erstenmal stieg in mir die Angst auf, ich müßte dem anderen gehören, der mich nahm wie ich war, und — in der Angst war schon der Fall.

‚Unbegreiflich, daß ich ihm untreu wurde, und doch — wie sehr begreiflich!'

Eine Erinnerung stieg in ihr auf, die sie lächeln machte, so deutlich sah sie das alles wieder. Auf solchem Rasenfleck unter Birken war es gewesen, abschüssig wie hier der Boden. Sie hatte mit ihrem Schuh gespielt — absichtlich? nein; aber doch nicht ganz ohne Absicht, — der Schuh war den kleinen Abhang hinuntergetrudelt, der Freund war aufgesprungen ihn zu holen, und — — ein „und" hatte es nicht gegeben. Wie, wenn sie jetzt den gleichen Streich ausführte? Würde die Erinnerung in ihm erwachen? Würde er sich heute anders, ein klein wenig anders, benehmen? Die Lust wurde übermächtig in ihr — seit sie von neuem liebte, wurde sie von neuem jung — da erst vergegenwärtigte sich ihr: sie hatte Stiefel an.

Seltsam: als sie sich zu diesem Ausflug anzog, hatte sie geschwankt, ob sie Stiefel oder Schuhe nehmen sollte, und irgend etwas in ihr hatte sie bestimmt, ohne daß sie sich im entferntesten des kleinen Schuhabenteuers entsonnen hätte, Stiefel zu wählen. Besaß man ohne sein Wissen und ohne sein Zutun eine Art Gouvernante im eigenen Innern?

Um den einen Streich betrogen, aber nun doch bei seltsam erregtem Blute, verfiel sie auf einen andern. Es war ihr nicht entgangen, daß er davon gesprochen hatte, rechtzeitig zu einer abendlichen Konsultation zu Hause sein zu müssen. Ihn einmal aus dieser überlegenen Ruhe hinausgescheucht sehen! Einmal fühlen, daß man Gewalt über ihn besaß. O ja; sie würde es einzurichten wissen, daß man sich verspätete, den peinlich vorher bestimmten Zug nicht erreichte. Wenn er dann aus der Fassung geriete, sich vergäße — und im Sichvergessen sich fände?

Sie sagte: „Es ist gut hier, und nun bitte ich Sie, Herr Baudner, geben Sie mir noch eine Tasse Tee. Die Brötchen waren vortrefflich, aber nein, jetzt will ich von den Weintrauben. Wie gut die zum Tee stimmen, wenn man ihn ohne Sahne und ohne Zucker nimmt, wissen die allerwenigsten, wir aber —" sie wandte sich dem Freunde zu — „wissen es offenbar. Und nun ein Geständnis. Unser Spaziergang neulich in der Dragonerstraße hat mich dazu angeregt, eine kleine Erzählung niederzuschreiben. Wenn es gestattet ist, lese ich sie vor."

Irma zog zu diesem Vorschlag ein Gesicht, das sie nicht ohne Erfolg Achmed abgelernt hatte, es half nichts, der Arzt war wirklich gespannt, was da herauskommen würde, und Helene las.

Sie las die Geschichte von der schönen Ruth, der einzigen Tochter des frommen Mannes. Und Ruth heiratete einen Fremden, den sie liebte, und schied sich von ihrem Vater, und er schied sich von ihr. Und Ruth war an der Seite ihres Mannes, den sie liebte, allein und in der Fremde. Und der ihr angetraut war, starb. Da erfuhr Ruth, daß ihr Vater seit Jahren erblindet, eine Pflegerin suchte, und machte sich auf und klopfte an seine Tür, und er kannte sie nicht. Und sie nahm den schweren Dienst auf sich. Wenn ihr der alte Mann aber, in seiner Blindheit wortkarg geworden, sprach, dann redete er ihr von Ruth. Und sie gab ihm Antwort aus Ruths Herzen. Es kam aber die Stunde, da der

Digitized by Google

Herr den Greis zu sich entbot, und sterbend rief der Blinde nach seiner Tochter. Da vermochte es Ruth nicht mehr über sich, und der Schrei ihres Herzens wurde laut, und sie nannte ihn Vater. Und der Klang ihrer Stimme war in dem Ohr des Sterbenden, er streckte seine Hände nach ihr aus, und segnete sie und verschied.

Helene hatte geendet. Es hatte aber ihr Herz gehämmert und ihr Atem gestockt, als sie an jene Stelle gekommen war, wo die Heimgekehrte sich dem Sterbenden zu erkennen gegeben und der Vater den Segen über die verloren Geglaubte gesprochen hatte — lesend hatte sie ihre Augen zu dem Freunde erhoben: fiel denn nicht auch dem die Binde von den Augen, erkannte er noch immer nicht in ihr die Gabriele, die er suchte? Aber die Liebe zu Gabriele machte den Arzt für Helene blind.

Doch war er von der Erzählung nicht unberührt geblieben. So besitzt denn auch die ältere Schwester, sagte er sich, nachdem Helene geendet hatte, die künstlerische Veranlagung, die mir so oft an der jüngeren aufgefallen ist. Über solche Anerkennung aber, der er auch nur karge Worte lieh, kam er nicht hinaus. Innerlich sprach ihm nur eine Kunst: Musik. Und auch die hatte für ihn die Stimme verloren, seit Gabriele aus seinem Leben geschieden war.

Man hatte sich zum Aufbruch gerüstet, ein Blick auf ihre Armbanduhr überzeugte Helene, daß man eben noch bequem den Zug erreichen konnte. Langsam ging man zum Boot hinab. Hinter dem dunklen Kieferngrün der Ufer lag jetzt in Phosphorhelle der Abendhimmel. Ein zorniger Gewitterwind stieß gegen die Wolkenschicht. Hier und da kräuselte das dunkle Wasser.

Nein; einmal wenigstens sollte er ihre Macht verspüren, eine dieser vielen Konsultationen sollte er für sie opfern. Den Abhang hinabgehend, trat sie recht absichtlich fehl; sie tat es mit so ungestümem Willensaufgebot, daß sie wirklich alsbald einen stechenden Schmerz im Fußgelenk spürte.

Der Arzt wollte ihr behilflich sein, den Stiefel auszuziehen, sie litt es nicht. So empfahl er ihr denn wenigstens, den Fuß zu ruhen, es geschah, wie sie gewollt hatte, die kleine Gesellschaft lagerte von neuem wenige Schritte unterhalb des Platzes, auf dem sie ihren Imbiß eingenommen hatte. Die Frist, den Zug zu erreichen, verstrich. Aber Helene gelangte nicht zu ihrem Triumph. Der Arzt wahrte seine Ruhe, und, wie es schien, durchaus nicht nur äußerlich.

Nun war es Helene, die sich ihres dummen Streiches schämte, sie drängte zum Aufbruch, stand auf und ging, auf Irma gestützt, die wenigen Schritte zum Boot hinunter trotz des schmerzenden Fußes. Die Ruder spielten in den leichten Wellen. Die Ufer wuchsen vor gewittrigem Horizonte zu heroischer Landschaft auf.

„Singe!“ bat Irma. Aber Helene blieb stumm.

Man hatte kaum das Boot verlassen und das Restaurant durchschritten — Helene fürchtete sich, da das Fußgelenk noch immer schmerzte, vor dem nicht ganz kurzen Weg zum Bahnhof — als der Arzt ein Auto gewahrte, das seine Insassen in einer der nahen Vergnügungsstätten eben abgesetzt zu haben schien. Er hatte es eilends erreicht, verhandelte mit dem Wagenführer, und trotz Helenes Widerstreben, das diesmal mit energischer Handbewegung abgetan wurde, saß die kleine Gesellschaft wenige Augenblicke später in dem Gefährt, das nun in sausender Hast heimwärts führte.

„Nein,“ beruhigte der Arzt Helene, „es ist nicht Ihret- oder gewiß nicht nur Ihretwillen, daß ich den Wagen genommen habe. Ich selbst bin heute abend nicht frei, es wäre mir unlieb gewesen, nicht pünktlich zu Hause einzutreffen.“ Er schien sich in bester Laune zu befinden und wurde seiner Gewohnheit entgegen gesprächig. „Ja, sehen Sie: der Zufall. Man muß es im Leben lernen, mit dem Zufall zu rechnen. Irgendwie steht er immer am Wege. Und vielleicht ist er auch mit den geheimen Mächten in unserer Brust im Bund. Schon als wir drüben durch Ihren Unfall die kleine Verzögerung erlitten, wurde ich durchaus nicht unruhig, nur weil ich mir sagte, was der Zufall verschwendet, das bringt er wieder ein. Er ist ein guter Rechner, der Zufall, und als solcher hat er sich mir noch immer bewährt.“

„Ich wußte nicht,“ sagte Helene, „daß Sie der Mann sind, die Gelegenheit zu packen und an sich zu reißen.“ Sie sagte es aus schmerzlichem Vorwurf heraus.

„Sie haben recht, ich bin es nicht, es ist das aber auch etwas anderes. Nein, die Leute, welche die Gelegenheit zu erfassen wissen, sind andere, sehr viel glücklichere Naturen. Die haben den Schneid und den Schmiß. Begegnen, wenn sie so wollen, der Hofequipage, in der die Königstochter sitzt, bringen die Pferde zum Stehen, reißen den Schlag auf und ziehen das Prinzeßchen in ihre Arme. Ich treffe keine Königstochter, mir begegnet bestenfalls ein Bettler. Dem aber kaufe ich seine Streichhölzer ab, bezahle sie, sei es, über den Preis hinaus. Indem ich sie dann aber, eins nach dem andern, zu Hause abbrenne, vermag mir doch ein Licht darüber

Digitized by Google

aufzugehen. Und so eben steh' ich mit dem Zufall im Bunde."

„Solch ein Bettler, Herr Professor, war ich," sagte Baudner. „Und mit den Streichhölzern hat's auch gestimmt."

„Wirklich, mein Freund, und wir freuen uns heute noch des Lichts, das sie geben."

Die sausende Fahrt des Wagens versetzte Irma geradezu in Verzückung. „Wie schön, wie schön, wie schön!" jubelte sie. „Sonst kenne ich das nur aus Träumen. Da aber wird's immer gruselig, und hier — seht nur die Gänseherde! Damals, als Gazelle unter die Räder kam —, aber heut sitzen wir selber drin, und was wir lieb haben, haben wir bei uns."

Baudner war den ganzen Tag über schweigsam gewesen, auch auf dieser Fahrt sprach er kaum. Aber er sah. Sollte sein Professor auf solche Art sein Glück finden —? Er vermochte nicht darüber ins reine zu kommen und verwies es sich selber: Glück war überhaupt nur etwas für Leute seines Schlages und für die vielen. Der Weise erfüllte sein Schicksal.

⁂ ⁂ ⁂

In dem Zimmer der beiden Schwestern brannte die Hängelampe. Ihr Licht fiel auf eine weiße gehäkelte Decke über einem Mahagonitisch, es ließ die weiße Gardine am Fenster aufleuchten, es spielte auf den kleinen goldenen Rahmen in Medaillonform, die an der Wand hingen und die Photographien eines Mannes und einer Frau in mittleren Jahren zeigten: beide gut bürgerlich, aber beide mit einem befremdenden Zug um die Augen, als seien sie unfähig, mit sich selbst, miteinander und mit der Welt ins Einvernehmen zu kommen: das Elternpaar der Schwestern. Das Licht sammelte sich auf Helenes hellbraunem Haar.

Sie saß da und blickte verloren vor sich hin.

Irma hatte an dem weißen Ofen gestanden und sie betrachtet. Sie schmeichelte sich an sie heran und sagte: „So sei doch fröhlich!"

Darüber waren Helene die Tränen in die Augen getreten.

„Aber ich weiß es, er hat dich lieb."

„Woher willst du das wissen?"

„Ich hab' es gewußt, ehe wir ihn kannten." Und da Helene schwieg: „Aber du bist undankbar. Den einzigen Mann, den man lieb haben kann, verlier' ich an dich, so daß ich alte Jungfer werden muß, und du —"

„Ja, kann man ihn lieb haben?"

„Man muß."

„Und was hätte man an ihm lieb?"

„Vieles. Aber das Beste ist doch: es ist alles bei ihm so selbstverständlich." Irma machte ihr spitzbübisches Gesicht: „Männer, bei denen das nicht der Fall ist, müssen in gewissen Lagen abscheulich sein."

„Ja," sagte Helene, „die Sehnsucht nach dem Selbstverständlichen, die lernt man im Leben."

8.

Helene war aufgeschreckt, er hatte plötzlich vor ihr gestanden, nicht ohne geheime Bosheit hatte Irma ihn fast unhörbar eingelassen.

Ihr war, als wäre eine Schranke gefallen, oder ein Vorhang aufgegangen, und was noch eben Gedankenspiel gewesen, war Wirklichkeit geworden, ihre Sehnsucht hatte gerufen, und er war da.

„Nein, erschrecken Sie nicht," bat er, „ich trage mir den Stuhl an Ihren Lehnsessel, und Sie behalten Ihren Platz am Fenster. Es ist wohl hohe Zeit, daß ich Ihnen endlich über Irma Bescheid gebe. Nun denn, wir haben keinen Anlaß, mit unserem Erfolg unzufrieden zu sein. Der Lähmungserscheinungen waren wir ja gleich Herr geworden, die Zwangsneurose kann als beseitigt angesehen werden. Die seelische Veranlagung unserer Patientin wird zwar immer erhebliche Vorsicht erfordern, man wird gleichsam wählerisch sein müssen in den Eindrücken, die man ihr zuführt, und den andern, die man von ihr fernhält, aber ich denke, sie heute zum letztenmal in Behandlung zu nehmen, unsere weitere Sorge ist dann, ihren Körper zu kräftigen, und auch damit sind wir ja bereits auf gutem Wege."

„Ich danke Ihnen. — Nein, glauben Sie nicht, daß ich zu den armen Naturen gehöre, denen Dankbarkeit Last ist, nur — ich weiß nicht — Ihnen gegenüber fällt sie mir schwer."

„Aber ich weiß, und das ist der Grund, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin. Lassen Sie uns offen und als gute Freunde miteinander reden, — ist man erst so alt geworden, wie ich es bin, dann hat man auch die an sich gewiß berechtigte Freude an der Lüge und am Versteckspiel verloren. Also —, nicht wahr? wir standen neulich beide unter dem Eindruck, daß unser kleiner Ausflug unter einer Verstimmung verkümmert sei — nein, leugnen Sie nicht, das entspricht nicht Ihrem Wesen."

„Ich hatte die Empfindung nicht," sagte Helene, und ihr war, als erstarrten ihr die Lippen.

„So oder so, ich muß es Ihnen sagen. Daß mir jedes Zusammensein mit Ihnen Freude und Erholung ist, das haben Sie so wohl gefühlt wie ich. Worte darüber zu verlieren bin ich zu alt. Aber — es ist, als stände ein

Digitized by Google

Schatten zwischen Ihnen und mir. Es ist ein Schatten, eine Erinnerung."

„Sie sagen —?"

„Gleich als ich das erstemal Sie sah, befand ich mich unter dem Eindruck einer Ähnlichkeit, die mich quälte. Ich bin dessen nicht wieder Herr geworden, es taucht immer wieder auf, sogar in diesem Augenblick, wie Sie da den Kopf niederneigen —"

‚Was soll ich tun?' schrie es in Helene, ‚warum sage ich ihm nicht die Wahrheit? Warum sollte nicht alles zwischen uns noch gut werden?'

„Solange diese Ähnlichkeit nur äußerlich blieb, focht es mich nicht sonderlich an. Ich stoße aber auch auf Züge innerer Verwandtschaft, und das — ja, das ist der Schatten."

Die Lust am verwegenen Spiel war in diesem jähen Stimmungsumschwung, der einen Teil ihres Wesens ausmachte, wieder übermächtig in ihr geworden, drängte jede besonnene Erwägung zurück. Sie glaubte, ihre Sicherheit wieder gewonnen zu haben: „Eine Frau, die — Sie liebten?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich gehöre gewiß nicht zu den Wegverirrten. Aber ich werde ebensowenig je imstande sein, mein inneres Ziel zu erreichen, nachdem ich um diese eine innere Gewißheit betrogen bin."

„Das war sie Ihnen?"

„Sie fragten mich einmal, warum ich nicht auf meinem Harmonium spiele. Das und manches andere ist darüber stumm geworden."

„Sie war Ihrer nicht wert!"

„Um Gottes willen, ich bitte Sie, Sie versündigen sich!"

„Warum denn also haben Sie sie nicht geheiratet, oder, wenn das nicht anging, man findet in jeder Weise zueinander, wenn man sich lieb hat?"

„Da ich Ihnen bereits soviel gesagt habe, gut denn, ich habe sie verloren — durch eigene Schuld."

„Das ist nicht wahr!"

„Ich muß das leider besser wissen."

„Das kann nicht wahr sein, wie ich Sie kenne."

„Ich gebe Ihnen zu, ich beging eine Unwahrscheinlichkeit. Die aber sind in uns allen. Ich wäre imstande zu sagen: sie sind immer noch unser Bestes. Aber — es sind bereits zuviel der Worte verloren um Verlorenes. Zweck dieser Aussprache — sie hat nun freilich weiter geführt, als ich beabsichtigte — war ja nur Sie zu bitten: haben Sie Geduld mit mir. Es ist etwas Böses um solchen Kampf mit dem Schatten, ich mache kein Hehl daraus, aber ich werde seiner Herr werden. Nur eben, sehen Sie darüber hinweg, wenn ich manchmal versage."

Es war, als sei das Feuer in Helene niedergebrannt, sie saß da, sehr alt, sehr müde.

Ein Schweigen legte sich auf sie beide, das ihn gefährlich dünkte und über das Ausmaß seines seelischen Inanspruchgenommenseins hinauszuwachsen drohte, so begann er ihr von der Erzählung zu sprechen, die sie neulich vorgelesen hatte, auch über Irmas ganz ersichtliche künstlerische Begabung, — „aber Sie verdienten damit ein besseres Publikum zu finden, als ich es bin. Ich will nicht sagen, daß mein Verständnis für Dichtung so gar gering sei, aber mein Bedürfnis ist in dieser Hinsicht durch die Bibel, die ich immer wieder lese, gedeckt. Für mich ist da Dichtung aus dem Quell. Es hat mich denn auch an Ihrer Erzählung der wahrhaft biblische Ton, der darin ist, am meisten angesprochen."

„Verzeihen Sie, wie meinten Sie?"

„Aber Sie träumen mit offenen Augen! Ich störte, seh' ich nun, doch zu ungelegener Zeit. Nein, wachen Sie nicht zu irgendwelcher unbequemen Wirklichkeit auf. Ich gehe, und Sie bleiben sitzen, Irma nehme ich, ich sagte es Ihnen schon, zu letzter Behandlung mit mir hinunter."

Die Behandlung fand statt. Es war aber eine zu höchster Erregung gesteigerte Gespanntheit in dem Arzt, als er in sein Patientenbuch eintrug:

Die Heilige

Der Arzt hielt der Patientin eine brennende Kerze vor Augen und befahl ihr, unverwandt hineinzublicken. Nach wenigen beschleunigten Atemzügen traten Zuckungen und sehr bald ein Zustand tiefer Hypnose ein. Die Patientin schrie auf: „Zündet den Holzstoß an! Was zögert ihr? Ja, ich bin's, die Verruchte. Ich, die mit Satan Unzucht getrieben. Her die Fackeln, daß Glut um mich werde! Daß sie mein irdisch Teil zernichte. In Gottes Gericht nur kann mir noch Barmherzigkeit sein."

Der Arzt nahm beide Hände der Patientin (wobei er feststellen konnte, daß der Pulsschlag erheblich gesteigert war), legte sie ineinander und faltete sie. Patientin warf sich nunmehr in die Knie und rief: „Laß mich dir beichten, mein Vater —"

Der Arzt: „Wo bist du?"

„Die Pfeiler singen, und die dunklen Scheiben orgeln. Die hohe Wölbung will mich aufwärts reißen, ich aber klammere mich an deinen Beichtstuhl an —. Laß mich dir beichten, mein Vater!"

Digitized by Google

Elche im Morgennebel. Gemälde von Hans Kallmeyer
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Arzt: „Beichte!“

„Es ist nicht wahr, und ich bin keine Heilige. Der Sünderinnen niederste bin ich. Sieh diese Hände an, sie sind Unrat, blick' in das Gerinnsel meiner Gedanken hinein, mein Vater, sie sind wie das trübe Gewässer, das den Kot der Gasse mit sich führt. Nicht eine Heilige bin ich, und wenn sie's alle sagen —“

Der Arzt: „Wer sagt es, daß du eine Heilige seist?“

„Die Schwestern alle; ihr Morgengruß ist es und ihr letztes zur Nacht, wie ich's auch wehre; die Äbtissin sagt es. Seit jener Nacht, du weißt es, mein Vater, da Feuer aus der Wolke auf das Kloster fiel, und die Flamme wütete, und die Stiege brach, und sieben der Schwestern ihren Tod dabei fanden —; ich aber lag in meiner Zelle und schlief, wie auch die Feuerglocke stürmte und klagte, und blieb also bewahrt —; in der Frühe des andern Tages befahl mich die Äbtissin zu sich, und da ich vor ihr stand, schloß sie mich in ihre Arme und sagte: „Ein Wunder, Kind, hat der Allsehende an dir gewirkt.“ Ihre kleine Heilige nannte sie mich. Da stürzte ich ihr zu Füßen, wie ich hier vor dir liege, mein Vater, und verschwieg ihr nichts und sagte ihr von der sündigen Liebe in meinem jubelnden und schluchzenden Herzen. Fragte sie mich: wie ich denn von einem Manne wisse? Gab ich ihr zur Antwort, daß ich ihn nach Angelusläuten zur Herbstzeit im Klostergarten, da die Blätter fielen und die Nebel stiegen, gesehen und nie wieder aus meinen Augen hätte reiben können. Hieß sie mich Rede stehen, wie er ausgeschaut habe. Gestand ich's ihr redlich, daß er ein Ritter gewesen; und trug Narbe auf der Stirn; und blickte dunkel aus blauen Augen; und befahl aus geschlossenem Mund; war mit grau-eiserner Rüstung angetan und hatte darüber den kurzen, wie mit Schwertstreich abgehackten blauen Mantel geworfen —. Schloß mich die Äbtissin erneut in die Arme und sagte: „Begnadetes Kind du, Sankt Martin ist dir erschienen.“ Da weinte ich sehr.

Geschah es hinfürder, daß eine der Schwestern erkrankte, mich hieß die Äbtissin am Lager der Fiebernden stehen und mußte die Hände auflegen. Sie genasen immer. Mich aber schlug es.

Ordnete mir härtere Übungen zu, denn ich schämte mich sehr. Und wenn sie mich „Heilige“ nannten, traf's mich weher als Schläge.

Sie aber brachten auch die Kranken und Siechen aus der Stadt, und ich mußte sie heilen. Ich habe zu Gott geschrien, daß er meine Hand verdorren lasse, aber er hörte mich nicht.

Beschied mich die Äbtissin zu sich und trug mir's auf, ich solle zum Schloß des Kurfürsten gehen, des Tochter liege krank danieder, so daß die Ärzte keine Hilfe wüßten, und sollte die Hand auflegen. Da fiel ich vor der Äbtissin nieder, — wie ich hier vor dir liege, mein Vater — und beichtete ihr's, wie ich es dir beichte, mein Vater, daß der Mann in der noch eben vergangenen Nacht, der Mann mit den dunklen Blicken aus blauen Augen, an meine Lagerstätte getreten sei; und habe meinen Oberkörper entblößt; und meine Brüste mit kalten Lippen geküßt. Aber die Äbtissin tröstete mich, wie eine blinde Mutter tut, und hob mich auf. Zürnte hinwieder, da ich mit Bitten nicht abließ: das Wort ihres Befehls müsse mir gelten. Darauf bestand sie.

Ging in meine Zelle zurück und griff zur Geißel. Was half es, mein Vater? Mir war's, als schwöllen unter meinen Hieben meine Wünsche.

Wieder kam Nacht, blieb aber taub. Und ward Morgen.

Ich schritt über die Brücke an der Spree und blickte ins Wasser. In dem lachte Sonne. Froher ward mir ums Herz. Denn nun, meinte ich, müßte es zutage treten und der Lüge ein Ende sein und sie mir die gaukelrische Kutte der Heiligen von den Schultern reißen. Und betete und schrie zu Gott: Herr, du Schöpfer, laß mich dir sein, die ich bin.

Nicht lange, und ich stand am Bett der Kranken. Sie hatte schwarzes Haar, das war gelöst. Durch einen roten Vorhang fiel das Licht.

Niemand war zugegen als nur der Arzt. Er befahl mir, die Brust der jungen Fürstentochter, die wie zu Stein verhärtet war, mit meinen Händen zu umklammern und nicht abzulassen, bis sie weich und lebig würde. Ich tat, wie mir geheißen war; und fühlte unter dem Zittern meiner Finger das Blut erwachen und klopfen: und blickte auf den Arzt —

Du mußt es wissen, mein Vater: ihn sah ich, er war es, der mit der Narbe auf der Stirn. Ich hätte laut aufgeschrien, aber sein zusammengepreßter Mund schloß auch mir die Lippen.

Die Fürstentochter war genesen, wie verprügelte Hündin schlich ich heim ins Kloster. Tat niederste Dienst. Vor der Sonne und den Schwestern war ich auf, die Unratstätten zu säubern, die Stufen zu scheuern, die Gänge zu fegen. Ich wachte die Nächte, es focht mich nicht an. Und desto heiliger hielten sie mich.

Es ist furchtbar, mein Vater, ein lügnerisches Kleid tragen, denn es brennt und frißt die Haut vom blutwunden Leib. Ich hab' es erfahren, mein Vater: wen sie gut nennen, den machen sie schlechter.

Digitized by Google

Schlechter und sündiger, gejagtes Wild der Meute meiner traumwachen Gedanken bin ich geworden!

Kam abermals Ruf und Geheiß der Äbtissin zu mir, ich solle mich ohne Verzug in die Marienkirche begeben. Der Frage, was mir dort zu tun geheißen sei, schwieg sie; und sagte dann doch, wie unter Mitleidsregung, sie wisse es nicht; in der Nacht und im Traum sei ihr die Weisung geworden.

Ich ging. Unter dem Portal der Kirche trat mir der Priester entgegen: „Was säumst du so lange? Folge mir nach."

Es war abendliche Stunde, und wir gingen, die untergehende Sonne in unserem Rücken, mit sterbenden Schatten vor uns. Die Georgstraße führte unser Weg hinab, und aus der Stadt hinaus, an der Abdeckerei vorüber und zum Gefängnisturm. Nicht einmal hatte sich der Priester nach mir umgewandt, und ich folgte ihm. Mit der Faust schlug er gegen die eisenbeschlagene Tür, und die Pforte des Turms tat sich ihm auf. Er stieg die Stufen hinab, ungezählte Stufen, mein Vater, und ich folgte ihm. Finsternis ballte sich da, und von der Wand, die ich tastete, floß naßkalt das Dunkel.

Wieder vor einer Pforte machte der Priester halt. „Die drin auf dich wartet, ist die Hexe, über die Gottes Gericht den Stab gebrochen hat. Du sage ihr, daß sie morgen verbrannt wird."

Ich stand im Verlies des Turms. Wie wehende Nacht schlug es auf meine Augenlider, doch ich sah. Es war auch wie ein Licht, und das ging von dem Knäblein aus, das da nackt und auf Stroh lag. Neben dem kniete die Mutter.

Ich grüßte sie mit dem Gruß der Maria und sagte ihr, was mir geheißen war.

Da schrie sie auf und hob die Hände auf zu mir, der Unwürdigen, und flehte um ihr Leben. „Leben, leben, laß mich leben, um des Kindes willen! Sieh ihn doch an, den Knaben, ihn verlangt's nach seiner Mutter Brust.

„Leben, laß mich leben, um meinetwillen! Noch einmal die Sonne sehn im Tau der Gräser, noch einmal den Apfelbaum in seiner weißen Blüte."

Mir war's, als senkten sich ihre Blicke in meine Augen, und sie sagte: „Ich war ein sündiges Weib. Ich sah ihn, der mir Lust gab, und vergaß darüber mich selber. Meine Seele sollte Flügel nehmen, und flatterte doch nur ums Haus des Geliebten. Er rührte mich an, und ich wuchs in ihn ein. Dann aber gebar ich. Rein bin ich seitdem."

„Ist das alles, was du gefehlt hast?" fragte ich sie.

„Es ist dies," gab sie mir zur Antwort.

Da wußte ich, daß ich sündiger war als das Weib. Ich richtete mich auf und gebot ihr, meine Kutte anzulegen und den Knaben mit sich zu nehmen.

Sie tat's, ohne ein Wort des Dankes, wohl in der Hast des Aufbruchs. Dann aber stand sie in der Tür und sah mich an. Sie sah mich an, mein Vater. Es war der Blick der Hindin, die sich die Wunde leckt, es war der Blick der Königin, die der Bettlerin Almosen gibt.

Unschwer war mir das Sterben. Wären aber Berge der Ängste und Firne der Schrecken um mich gewesen, ich wäre, mit diesem Blick begnadet, doch wie im Tal der Genesung geschritten. Wie in Mutterarmen schlief ich dem Tode zu.

Sie kamen am andern Morgen und rissen mich aus dem Kerker. Auf den Karren gebunden zogen sie mich durch die Straßen, mit dem Strick des Henkers um den Hals. Und sie schlugen auf mich ein und spien mir ins Gesicht. In mir aber schrie es: „Herr! Herr! Zerschlage meinen Leib und mache meine Seele frei. Daß sie heimfinde zum Schemel deiner Füße."

Ich stand auf dem Holzstoß und gefesselt an den Pfahl und rief: „Was zögert ihr? Tausend Tode zu sterben bin ich schuldig, tausend Tode zu leiden bin ich bereit. Werft die Fackel ins Holz! Gnade ist mir's, daß Gott mich richtet!"

Nahte der Henker mit der Fackel und der Spottgesang hub an.

Wuchs die Gestalt des Priesters aus der Menge heraus. Wie Donner war es in seiner Stimme und hallte über den Markt, daß die Gerichtslaube erzitterte: „Öffnet die Augen! Seht! Schwester Monica steht auf dem Holzstoß!" Und zu dem Henker: „Zurück, du Bube! In Jesu Namen!" Und hob das Kreuz.

Mein Vater, ich kannte den Priester. Auf der Stirn trug er die Narbe.

Ich aber schrie dagegen: „Ja, ich bin's, Schwester Monica. Weil ich sündiger bin als die Sünderin, stehe ich hier. Zündet den Holzstoß an!"

Es war vergebens, mein Vater. Ein Jubelsturm brach im Volke los, dem war ich hilflos, wie welkes Blatt. „Die Heilige," rief es, „die Heilige!" „Gott hat ein Wunder gewirkt!" Und lösten meine Stricke und trugen mich und breiteten ihre Gewänder unter meine nackten Füße und hatten Körbe voll Rosen und warfen sie auf den Weg. „Die Heilige!" hörten sie nicht auf zu rufen, und war, als bräche das Tor des Klosters unter dem Anprall ihrer Schreie.

Digitized by Google

Das war gestern, mein Vater. Ich fastete, und fühlte keine Hungerpein, ich geißelte meinen Rücken, und empfand keinen Schmerz.

Ich lag in meiner Zelle, und schlief den Schlaf der Erschöpfung,

Es war um die Mitte der Nacht, und ich mußte die Augen auftun. Denn es war Licht in meiner Zelle. Hell lag es auf der weißen Wand, auf die ich blickte, und in dem Weißen begann es zu flimmern und zu leben, und hinter dem Lichten tat sich die Mauer auf —

Sie schritt herein, in meine Zelle schritt sie, die Gottesmutter, und trug den Heiland der Welt auf ihrem Arm, und neben ihr kniete Sankt Martin, barhäuptig, doch mit der dunklen eisernen Rüstung angetan und mit dem kurzen, wie durch Schwerthieb zerfetzten, dem blauen Mantel.

Da streckte ich meine Arme aus nach dem Kinde und schrie in Herzensängsten: „Brich du den Fluch meines Leibes! Errette mich du, denn ich bin eine untreue Magd!“ Und ich sah, wie das Kindlein die Lippen bewegte und tat den herzlieben Mund auf und sprach: „Eramque cum bestiis.“

Der Arzt: „Du sprichst lateinisch?“

Die Patientin: „Was ist das: Lateinisch?“

Der Arzt: „Sage mir, was bedeutet „Eramque cum bestiis“?

Die Patientin: „Ich weiß nicht.“

Der Arzt: „Fahre in deiner Beichte fort, mein Kind.“

„Wie soll ich es dir sagen, mein Vater! Die Hölle ist allgegenwärtig. Die Hölle ist in mir.

Ich bin's, mein Vater, und ich schände das Heilige. Mein Atem ist Fieberhauch und meine Gedanken sind unreines Getier, das im Staube dahinkriecht.

So geschah es, mein Vater. Auf das liebe Gotteskind hatte der Heilige geblickt in rechter Inbrunst, wie es da in den Armen der Jungfrau lag. Nun wandte er sich und sah mich an. Er war's, mein Vater, und ich erkannte ihn: den Priester, den Arzt, den Ritter — der zu mir gekommen war bei Nacht und hatte mich geliebkost.

Da schrie ich auf. Und wagte es doch noch einmal zur Gottesmutter aufzublicken —: die Hexe war es aus dem Turmverlies!

Ich habe das Heilige geschändet, mein Vater! Die Hölle höhnt in mir den Himmel. Gib du die Strafe, die wie Feuer läutert, wie Wasser reinwäscht. Erlöse du mich von mir selbst!“

Der Arzt: „Nur weil sie auch Hölle ist, ist Erde auch Himmel. Wach' auf, Kind, wach' auf!“

Wie ein Mann, der in einer Höhle dem entgleitenden Seil nachhastet, darüber aber in eine ganz fremde Grotte gerät, so war dem Arzt zumute, während er das Ergebnis seiner Behandlung mit einer seinem Wesen widerstrebenden Hast aufzeichnete. Er fürchtete, den Faden der Ereignisse, den Klang der Worte zu verlieren, wendete dem seine gespannte Aufmerksamkeit zu, und erfuhr gleichzeitig etwas wie Lichtung eines Dunkels, Sichtbarwerden eines Geahnten, das seine Seele in ganz anderer Weise, Entscheidung bringend, in Anspruch nehmen mußte.

Er hatte geschrieben, er sann. Nur ein Gedanke —: Gabriele!

Was das alles mit ihr zu tun hatte, er wußte es nicht. Sie aber stand auf der Empore der Garnisonkirche und sang, er saß im Schiff des Gotteshauses, sah zu ihr auf, trank den Klang ihrer Stimme, ästelte empor zu ihrer schlanken Gestalt im weißen Kleide, zu ihrem schwarzen Haar, und fühlte —

Gabriele —? Aber es war, als lüftete sich plötzlich ein Gewebe von Schleiern, oder als rieselte es rings um ihn von vielen Quellen auf, oder als würde nie eingestandene Ahnung zur Gewißheit — Gabriele? Aber er entsann sich nun, und sah sich mit ihr: es war ein Eigenes gewesen, wie sie ihm die Hand gegeben hatte, ein Lässiges und Weiches; sie waren nebeneinander gegangen und ihre Arme hatten sich berührt, ihr Gespräch war verstummt; sie hatte ihren Kopf, wie ein müdes Kind, an seine Schulter gelehnt und das sommerlich zarte Kleid hatte den Busen kaum verhüllt; sie hatten einander in die Augen geblickt, bis das Lachen sie überkam, ein krampfhaftes, ein unheimliches Lachen; sie hatte ihren Schrank geöffnet und ihm ihre Kleider gezeigt, die da wie bunte Schatten hingen und in denen ein Duft war. Nein, auch Gabriele war keine Heilige gewesen, er nur, er in seiner feigen Selbstsucht, zu blutlosem Heiligentum hatte er sie verdammt.

Weil es ihm so bequem gewesen war —?

Tor und Törin!

Jetzt aber, da er sie körperlich fühlte, wie er sie damals nie empfunden hatte — dem Träumenden gleich, dem die Fremde naht: ihr Gesicht bleibt verschleiert; aber sie schmiegt sich in seine Arme, sie duldet es, daß er das Gewand von ihren Schultern löst, sie beglückt ihn —, eine Sehnsucht stieg in ihm auf, die der Gealterte seit Jahren nicht mehr gekannt hatte, Gabriele war nahe, er fühlte ihren Arm um seinen Hals, sie hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt, er spürte

Digitized by Google

ihren rascheren Atem und — seltsam! — in ihrem Atem den Klang ihrer Stimme.

Der Arzt war von seinem Schreibtischstuhl aufgestanden und im Zimmer auf und ab gegangen. Festen Trittes und die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt. Nicht so. Das war nicht er selber. Solchen Spuks wurde man Herr.

Während er noch so auf und ab schritt, fühlte er, daß sein Blut sich beruhigte, grub sich die Falte in seiner Stirn tiefer.

Er saß wieder an seinem Schreibtisch, der Forschertrieb war in ihm erwacht.

Der Heilige, der, zum Überfließen des ohnedies vollen Maßes, seinen Vornamen trug, der Arzt, der Priester — diese immer wiederkehrende gleiche Gestalt in Irmas wunderlichem Beichtbericht — war er selber; schon die wiederholte Erwähnung der Narbe auf seiner Stirn, die nicht zu mißdeutende Beschreibung seiner Augen und des ihm eigentümlichen Blicks schloß jeden Zweifel aus. Blindheit mochte in manchen Lagen entwürdigender Lebenserfahrung ein Vorzug sein, aber man riß sich die Augen nicht aus, auch wenn man, sehend, sich selber zum Ärgernis wurde. Der Arzt, der Heilige, der Priester war er selbst: dies der gesicherte Halt, an den der Faden seiner Überlegung anzuknüpfen war.

Folglich —: die Kleine, der Irrwisch, hatte sich in ihn verliebt? Ein Lächeln umspielte die Lippen des Arztes, er schüttelte den Kopf. Gewiß, zart Irma war leidend, — solche Torheit zu begehen, war sie denn doch gemüthaft viel zu gesund. Es zeigte sich hier nur wieder, was sich nun oft genug schon erwiesen hatte: aus dem Gedanken- und Wunsch-Flaum der anderen baute sie fürwitzig ihr eigenes Traumnest. Einem dieser unendlich empfindlichen Apparate, die jede Welle aufnehmen und weitergeben, glich ihre Seele. Die unheilige Heilige, in die sie sich hineingeträumt hatte, hieß — Helene.

Helene und — der, den sie liebte, war er selber. Der Arzt schloß die Augen; diese Gewißheit war denn nun doch wie Frühlingsluft um den Gealterten! So blühte man wie aus winterverhärtetem Stamme auf. So —, wie weich deine Hand ist, Helene. Aber der Arzt riß sich alsbald zu sich selbst empor und stand auf.

Er hatte Gabriele verloren, — das war abgetan. Brach er ihr heute nach fünfzehn Jahren des Festklammerns an den geliebten Schatten die Treue, so verlor er darüber hinaus sich selber.

Blieb die Gewißheit, daß Helene ihn liebte. Und jetzt sah er deutlich: auf gemeinsamen Wanderungen hatte er Helene davon gesprochen, daß an der Stelle des heutigen Rathauses die Gerichtslaube gestanden hatte —: angesichts der „Gerichtslaube" hatte Irma in ihrer Beichte den Scheiterhaufen errichtet. Durch die „Georgstraße" war die kleine Heilige dem fremden Priester zu dem Verlies, in dem die Hexe schmachtete, gefolgt —: daß die Königstraße zur Zeit der Kurfürsten den Namen Georgstraße geführt hatte, war Helene von ihm selber — Pedant, der er war! — erzählt worden. So löste sich denn jedes Rätsel —

Aber er stand ja dem Unbegreiflichen gegenüber! Woher nahm Irma die Kenntnis der lateinischen Worte? Daß sie selbst den Sinn nicht begriff, hatte die Frage in der hypnotischen Behandlung erwiesen. Daß Helene Latein verstand, hatte sie nie verraten; blieb unwahrscheinlich. Woher dieser Zufluß, und wo lag die Quelle?

„Eramque cum bestiis" wiederholte der Arzt. Das hieß: ich war bei den Tieren. In den Zusammenhang der Erzählung fügte sich das wie eingegossen: aus dem Munde des Jesukindes war es das Wort der Erlösung aus allen Qualen. Auch er, der Gottessohn, hatte bei den Tieren geweilt. Tierhaftes hatte auch er in sich niederringen müssen.

Wieder schritt der Arzt im Zimmer auf und ab, diesmal erregter. Wer wäre durch mehr Zweifel gegangen als er selber? Aus dem Verneinen war ihm die Kraft zum eignen Schaffen erwachsen, Ungläubigkeit hatte dem Münster seines Glaubens den Boden geebnet. Trotzdem: den Grundsatz in Zweifel zu ziehen, daß die Hypnose, bei aller Aufpeitschung geistiger Kräfte, unfähig ist, dem Verstande neue Erkenntnisse, fremdes Wissen zuzuführen — diesen Grundsatz in Zweifel zu ziehen, schien dem Arzt absurd; widersprach seiner Denkart; hieß Zweifel aus Aberglauben.

Er hatte die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, er blieb vor seinem Bücherregal stehen. Irgendwie mochte es förderlich sein, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, wo die Worte, die der Heiligen Schrift entnommen sein mußten, zu finden waren. Er trug den stattlichen Folioband der Vulgata, die, einer Stütze gleich, auf der untersten Reihe seines Regals stand, auf den Schreibtisch und hatte bei seiner Schriftkenntnis nicht lange zu suchen. Er las bei Markus im dreizehnten Vers des ersten Kapitels: „Et erat in deserto quadraginta diebus, et quadraginta noctibus: et tentabatur a satana: eratque cum bestiis, et angeli ministrabant illi." Das lautete in Luthers Übersetzung: „Und war allda in der Wüste vier-

Digitized by Google

zig Tage, und ward versucht von dem Satan, und war bei den Tieren, und die Engel dieneten ihm."

Er hatte den Kopf tief auf das Buch, das denn nun doch in besonderem Sinne sein Buch war, gesenkt, und seine Finger klammerten sich fest um die vergilbten Seiten. Das Wort ergriff ihn. Aus seinem Empfinden heraus sah er in eine andere Wüste, die der menschlichen Triebe, Hoffnungen, Ängste, und da war Tag wie Nacht, und Tier wie Engel, und der Wanderer wußte nicht, woher er kam, noch wohin er ging.

Aber während er so dasaß und die Augen geschlossen hielt, war da ein Klang. Und in dem Klang war eine Stimme. Und diese Stimme hauchte Worte. Und diese Worte gewannen Gestalt — sie war es, der Klang ihrer Stimme, das Wort ihres Gesanges — Droben auf der Empore stand sie, der Glanz des nahen Leuchters fiel auf ihr schwarzes Haar, die jugendliche Gestalt in weißer Gewandung — Gabriele!

Die Worte, die gesuchten, kehrten in einer lateinischen Kantate wieder, und Gabriele hatte sie gesungen!

Einen Augenblick durchfuhr es ihn wie Dolchstoß: Helene ist Gabriele.

Aber wie der Schwimmer —: er sieht den nahen Wassersturz vor sich, fühlt, wie es ihn, die Glieder verstrickend, hineinzieht, — nun bietet er das letzte an Kraft, an Willen, an Besinnung auf und rudert dawider —, so kämpfte der Arzt wider die Erkenntnis an, die unabweisbar geworden war. Er wußte tausend Gründe. Nein, Helene konnte nicht Gabriele sein.

Es stand aber in Wahrheit hinter jedem dieser Gründe die Furcht vor dem Alter. Die er so jung im Herzen trug, nein, diese Gabriele war Helene nicht.

Und nun, von dem geraden Wege abgelenkt, der seiner Natur der einzig gemäße war, verlor er sich in seltsame Träumereien. Ihm war, als blickte er in eine Wiese hinein, und diese Wiese war die Welt, und jeder Halm ein Menschendasein. Er vermochte aber zugleich durch den Erdboden hindurch zu sehen und in das Gewirr der Wurzeln hinein, und die waren seltsam verschlungen, und dieselbe Wurzel, die hier diesen Halm trug, bildete aus sich heraus und in gleicher Gestaltung und wesensgleich den andern, weiter hinten den dritten und so fort; in ähnlicher Weise waren Blumen, offenbar dieselben, ins Weite hinaus verstreut, derselben Wurzel entwachsen, überall war die Wiederkehr der gleichen, dieselbe Wesenheit lebte unter fremdem Namen fort, was hier ersterben mußte, ward dort geboren, so gewiß Helene nicht Gabriele war, so gewiß kehrte Gabriele in Helene zurück . . .

Der Arzt empfand ein Verflochtensein seines eigenen Wesens und Schicksals, das ihn erschauern machte.

Er fühlte zugleich: er stand vor der letzten Pforte. Schritt für Schritt hatten ihn diese ekstatischen Eingebungen des wunderlichen Mädchens weitergeführt, nur eben nicht in irgendwelche Fremde hinaus, sondern geheimnisvoll in sein eigenes Innere hinein. Sprach sie ihm jetzt noch einmal, so wußte er. Es galt die letzte Pforte, und sie mußte geöffnet werden.

Er wollte aufspringen, und stand doch nur mühsam auf. Er schritt der Tür zu, Irma zu rufen.

9.

Aber inmitten des Zimmers machte er halt. Es war ihm nicht entgangen, daß die Behandlung, die nun kaum eine Stunde zurücklag, das zarte Kind über Gebühr erschöpft hatte, er wußte, daß es geboten war, auf die Patientin nicht mehr suggestiv einzuwirken; er hörte sich selber betonen, daß es das letztemal sein werde, daß er Irma zu sich rufen lasse, jenes erste Wort des Mißtrauens aus Helenes Mund schlug wieder an sein Ohr; er meinte deutlich zu vernehmen, wie er selbst sagte, bei seelischer Behandlung sei äußerste Vorsicht geboten, doch sei er der Mann, dem man vertrauen dürfe —

Er tat ein paar Schritte vorwärts. Daß Äußerstes und Gefährliches nicht eintrete, werde er zu verhüten wissen. Hier aber und nur hier war Möglichkeit, sich Gewißheit zu verschaffen, es galt Halt und Ruhe seines Daseins, ein Glück, das er nicht kannte und für das er kaum einen Namen wußte, wartete vielleicht hinter der Tür, der Becher, der ihm neuen Lebenswein bot, wurde ihm möglicherweise gefüllt —

Nein! Der Verwegene, der einen anderen in den Tod trieb, weil er sich ein Recht dazu anmaßte, war er nun nicht mehr. Zu tief hatte er aus dem Quell des Alterns getrunken, und der hieß Lethe, und das war zu deutsch: nichts giltst du fürder vor dir selber.

Leide, sagte sich der Arzt; nur im Leid ist Recht auf Mitleid mit den andern.

Er hatte sich von der Tür abgewandt und war ans Fenster getreten. Draußen war Herbst.

Es war aber einer jener Herbsttage, da letzter und zutiefst erdiger Wurzelsaft in den Blättern ist und bluttrunken im Sonnenschein leuchtet.

„Martin," schlug da eine Stimme an sein Ohr, „erkenne mich doch, ich bin's, ich Gabriele."

Digitized by Google

Mit einem Schrei hatte er sich umgedreht, Helene stand vor ihm, sie hatte ihr lichtbraunes Haar gelöst, das fiel zu den Hüften.

„Gabriele —?“ Er hatte beide Hände vor die Augen gepreßt —: „Aber dein schwarzes Haar?“

„Damals färbte ich es.“

„Aber heute —?“

„Heut bin ich zu dir gekommen, wie ich bin.“ Sie berührte seine Hände, die er noch immer vor sein Gesicht gepreßt hielt, die Tränen strömten aus ihren Augen, sie schlug den weiten Mantel zurück: „Da sieh doch, wie ich zu dir gekommen bin.“

Da riß er sie an sich.

⁂ ⁂ ⁂

Sie saßen glückmüde in zwei dicht nebeneinander gerückten Sesseln, er hatte seine Hand auf die ihre gelegt. Aus einem Schweigen heraus, das sie beide wie mit weichem Flügel gedeckt hatte, sagte er: „Warum hast du nicht früher gesprochen?“

„Frage mich lieber, woher ich die Kraft nahm, jetzt zu dir zu kommen? Aber es war ganz eigen. Als riefst du mich, als zögest du mich unsichtbar zu dir, so war es. Ich weiß nur noch, ich stand da und hatte die Arme ausgestreckt. Und dann tat ich, was ich tun mußte, wie schlafwandlerisch. Ich wunderte mich selbst, als ich die Treppe hinabstieg, daß ich den einen Fuß nachzog und auf jeder Stufe haltmachte. Und dann stand die Tür zu deiner Wohnung offen —“

„Warum hast du nicht früher gesprochen? Ich kenne dich, natürlich, und wenn irgend jemand, habe ich Verständnis für deine verwegene Art. Hier aber, Gabriele, es ging doch um nichts weniger als das bißchen Leben, das uns noch gemeinsam geblieben ist.“

„Warum bin ich damals von deiner Seite geflüchtet? Aber es blieb mir nichts anderes übrig! Jetzt hast du freilich ein Recht, auch das zu erfahren. Ich — bin dir damals untreu geworden.“

„Das,“ sagte er, „das trifft mich noch heute.“

„Nein, Martin, nicht so; ich müßte sonst denken, du stündest auch unter dem dummen Bann. Ich, aber ich, was habe ich gelitten! Mit offenen Augen habe ich meiner eigenen Erniedrigung zugesehn. Und wußte, ich würde dich verlieren! Und dann die Empfindung, reinbaden zu wollen — und so war's Bedürfnis, mich selbst zu strafen und von dir loszureißen, um wenigstens meiner selbst nicht ganz verlustig zu gehen — verstehst du mich?“

„Und ich, der ich dachte, das alles sei meine Schuld!“

„Du warst nicht ohne Schuld, Martin. Heute sehe ich auch darin klar. Alle Empfindungen hast du in mir aufgewühlt, und standest kühl beiseite. Immer war's, als wolltest du sagen: nur nicht zu nah an mich heran, meine Liebe. Nur ja nicht über das gezogene Maß hinaus!“

„Aber ich begreife trotzdem nicht —, schließlich warst du doch als Sängerin bekannt, berühmt, hattest einen Namen, so jemand stiehlt sich nicht wie ein ungeladener Gast von der Tafel der Welt.“

„Ach, meine Kunst! Ob du es glaubst oder nicht, das Beste meiner Kunst warst du. Für wen sang ich? für dich! und in wem sang ich? in dir! Und dann, das kannst du nicht wissen, aber glaube mir, es gibt einen Abscheu vor der Kunst. Vielleicht, weil man doch nie Stimme findet für das, was da innen klingt. Den Abscheu erfährt jeder, zum mindesten jeder Echte; daß ich ihn so gründlich ausgekostet habe, war vielleicht Beweis dafür, daß ich über das Mittelmaß hinaus war. Nein! ich war froh, in die kleine Stadt flüchten zu können und da unter meinem ehrlichen Namen von Klavier- und Gesangstunden zu leben. Und dann wurde ich nach Haus zurückgerufen, Irma, der kleine Spätling, wurde geboren. Dann starb Mutter, Vater nicht lange darauf, und ich hatte meine Pflicht an Irma.“

„Erzähle! Aber du kehrtest nach Berlin zurück —“

„Du weißt nicht, wie lieb ich dich habe; wirst es auch nie begreifen. Wollte doch wenigstens in deiner Nähe leben, so kam ich hierher. Aber nun warst du nicht ausfindig zu machen, hattest deine alte Wohnung aufgegeben und dich aus dem Ärzteverzeichnis streichen lassen. Da — ein Zufall, ich sah dich auf der Straße; folgte dir von weitem; du gingst in dies Haus, auch das trug dein Schild nicht, irgendeine Eifersucht war in mir rege, weiß selbst nicht, was ich dachte, aber ich trat nach dir ein, vergewisserte mich, daß du hier wohntest, fand die Zimmer oben, die für mich geeignet waren, und lebe nun schon zehn Jahre in deiner Nähe, sehe dich, wenn du in deinen Garten trittst, und, wär's nach mir gegangen, wäre es immer dabei geblieben, aber da kam der Unfall mit Irma — du fragst mich: warum ich nicht offen zu dir gesprochen habe? aber du weißt wohl nicht, wie beleidigend es war, daß du mich nicht wiedererkanntest? Bin ich so alt geworden?“

„Komm,“ bat er und streckte die Arme nach ihr aus, „komm, ich muß dich noch einmal küssen.“

„Oft noch, Geliebter, aber jetzt laß uns verständig sein.“

Digitized by Google

„Weißt du," sagte er, „wie es mir vorkommt? Als wäre dein Haar, das du dir damals schwarz färbtest und das mir merkwürdigerweise so gefärbt als höchst wesentlich für dich erschien, etwas wie ein Symbol für uns beide. Jugend ist immer Lüge; aber im Alter kommt man doch der Wahrheit näher, und wäre es nur, weil man über sich selbst hinwegsieht. So finden wir uns heute in Wahrheit. Das ist schön."

„Unwahr bin ich auch damals nicht gewesen, trotz des gefärbten Haares."

„Nein, die Schuld liegt an mir." Und nach einer Weile: „Weißt du, was mir immer als besonders lieb in der Erinnerung gestanden hat? Unsere gemeinsamen Teestunden. Ich möchte Baudner rufen und uns Tee bringen lassen."

Und so geschah es. Sie saßen beieinander, und so wie einst, war sie ihm Hausfrau in seiner Wohnung. Er folgte den Bewegungen ihres Arms, und während sie ihm die Tasse wieder füllte, sagte er: „Wenn ich an damals zurückdenke, — ich verstehe mich selbst nicht. Eine falsche Sicherheit muß ich besessen haben, vor der mir nun selbst graut. Ich hab' sie nicht mehr. „Du bist die Gotteskreatur in ihrer Vollendung. Es ist, als griffe man in dir Natur. Noch in der Erfüllung schenkst du über die Erfüllung hinaus — ich habe dich lieb, Gabriele."

„Das sollst du auch, und immer," sagte sie ernst.

Wieder aus einem Schweigen heraus —: „Du hast mich noch nicht gefragt," sagte er, „weshalb ich dir damals nicht in ganz anderer Weise nachspüren ließ, als ich es getan habe. Aber ich mußte denken, du haßtest mich und wolltest mich nie wieder sehen. Jetzt habe ich die Empfindung, du weißt nicht einmal, was damals geschehen ist. Deinen Freund aus jenen dunklen Tagen — nun ja, ich nenne ihn so — habe ich damals gemordet."

„Gemordet?" Sie blickte ihn starr an. „Nein, Martin, wie ein Mörder siehst du nicht aus."

„Und ist doch so. Aber ich tat's, weil ich die Gefahr sah, in der du schwebtest, tat's, um dich zu retten —"

„Aber ich hörte, daß er bald darauf sehr natürlichen Todes gestorben sei?"

„Nicht ganz so. Er nahm sich das Leben. Ich zwang ihn dazu."

„Aber du konntest?"

„Ja, ich konnte. Es war mir sogar ein leichtes. Und doch ist etwas Unerklärliches dabei, und wie ich seither auch darüber nachgedacht habe, begriffen habe ich es nie. Denn, wenn du mich fragst, was ich getan habe, so ist es nichts. Es ist, als hätte mein Wollen hingereicht und ihn gezwungen —. Aber davon erzähle ich dir ein andermal."

Die Augen standen ihr voll Angst. „Daß du mich so lieb hattest, habe ich nicht gewußt." — Im selben Augenblick aber, und es war ein Lachen durch Tränen, war sie wieder Spitzbübin: „Und wärst solcher Tat heute noch fähig?"

„Ich glaube, nein."

„Eigentlich schade. Aber ich muß mich erst in alles das hineinfinden, es ist so seltsam, da hat man nun immer auf sein Leben zurückgeblickt, wie auf einen Weg, an dem man jede Dornenhecke zu kennen glaubte, und war in Wirklichkeit alles ganz anders."

„Aber ist es mir nicht ebenso ergangen? Gott, Gott, wie wenig wissen wir von uns selber! Als täte sich ein Meer vor unseren Füßen auf und wäre Sturm in den Wellen. Aber, nicht wahr, Gabriele, es war und bleibt ein Stern."

Baudner war eingetreten, hatte das Teegeschirr abgeräumt und die Kristallschale mit dem Obst auf den Tisch gestellt. Der Arzt ergriff die volle rötliche Traube und fragte: „Wem bringen wir die?"

„Achmed!" entschied sie, und hatte damit nur seinen Gedanken ausgesprochen.

So gingen sie gemeinsam zu Achmeds Kammer, der sich übermütig in seinem Ringe schaukelte, im braunen Auge nun aber doch etwas wie Zärtlichkeit aufglimmen ließ. Und während er mit der einen Pfote die volle Traube aus der Hand seines Gönners nahm, reichte er mit der andern in schwungvoller Geste Gabriele eine ausgehöhlte Nußschale hin.

Sie lachte und fragte: „Ist das auch Symbol?"

„Nimm es dafür. Was das Leben zu bieten hat, bleibt immer hohles Gefäß. Wie wir es aus unserem Innern füllen, so gewinnt es Gehalt."

„Du bist dir dessen gewiß?"

„Ich habe dich lieb, Gabriele."

⁂ ⁂ ⁂

Das Haus lag, der Parochialkirche zunächst, in der Klosterstraße zu Berlin. Es war ein altes Haus und legte von gutem und gesichertem Bürgertum Zeugnis ab. Aber es war ein Haus in dieser großen Stadt, die noch immer von sich selbst nichts wußte, und die Tritte der vielen, die über die breite eichene Treppe mit dem schmiedeeisernen Geländer gegangen waren, hatten keine Spur zurückgelassen.

Der du spät kommst, Wanderer, und nicht lange zu weilen hast, halte fest an dir selbst!

Digitized by Google

Die Spanische Reitschule

Von Heinz Grevenstett

Ein goldener Septembertag in Wien. Das bedeutet: hübsche Wienerinnen in hellen Spätsommerkleidchen auf dem Ring, überfüllte Straßenbahnen mit eifrigen Wienern, die zum Heurigen hinaus wallen, Musik da und Musik dort, Eis und Mokka schlürfende Gäste in den fensterlosen Cafés ... Und um die alte Hofburg herum ein Gestrudel von Wallfahrern aus dem großen, zerfallenen Reich der Habsburger, Landleute und Kleinstädter, die noch etwas vom alten, märchenhaften Glanz ihres kaiserlichen Hauses sehen möchten . . . Es ist da freilich alles anders geworden. In der Staatsoper und im Burgtheater sieht man zwar noch immer viel hübsche Wiener G'sichtel; aber in wenig angenehmer Gesellschaft. Die unzähligen „Missionen", deren Mitgliedern die Auslandsvaluta einen billigen Pomp ermöglicht, füllen die ersten Plätze; der alte Wiener Theaterkenner, der noch die „großen Zeiten" mitgemacht hat, ist in den dunkelsten Hintergrund gedrängt.

Aber das kultivierte Alt-Wien hat doch noch ein Stelldichein, an dem der geldprotzende Auslands-Kavalier sich nicht breitmachen kann, weil er da verständnislos einer völlig fremden Welt gegenüberträte: das ist die Spanische Reitschule.

Von zwei bis vier Uhr Vorführung in dem historischen Gebäude hinter der Burg. Die hohen Galerien sind nicht allzu dicht besetzt. Aber in den unteren Logen, auf dem Sperrsitz zwischen den Säulen über der langgestreckten Manege, da ist so ziemlich der beste Ausschnitt aus den feudalen Vorkriegskreisen von Alt-Wien vertreten. Da sitzt auch noch immer das Komtessel. Die Revolution hat ihr zwar Rang, Titel, Juwelen und Geld genommen, aber Geschmack und Kultur, Witz und Anmut sind ihr verblieben! Und — ihr Pferdeverständnis, ihr Reitersinn, ihre Tierliebe!

Es waren glänzendere Bilder, als dies ehrwürdige Haus noch Spanische „Hofreitschule" hieß. Was jetzt noch an Pferden, Reitern und Zuschauern an solchen Vorführungstagen hier gezeigt wird, ist eigentlich nur ein kümmerlicher Rest. Immerhin zeugt es von ein bißchen Einsicht selbst der eisenfresserischen Umstürzler — die ja zunächst am liebsten alles zertrümmert hätten, was noch an Führerzeiten von Hof und Militär erinnerte —, daß sie den Wienern wenigstens diese letzte Möglichkeit einer Tradition der Pflege hoher Reitkunst gelassen, daß sie nicht sämtliche Edeltiere aus den Ställen der Hofburg herausgeholt und geschlachtet oder an ausländische Pferdehändler verschachert oder vor die Mietskutschen neuer Gewalthaber oder ihrer Schwäger gespannt haben.

Ein Gnadengeschenk nicht nur für die Wiener, sondern für die Meisterreiter, Reitlehrer und Pferdeliebhaber der ganzen Welt. Denn die Spanische Reitschule, deren Geschichte bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht, ist und bleibt das einzige vollendete Vorbild für die hohe Schule, nachdem das Militär-Reitlehrer-Institut in Wien mit dem Umsturz der Monarchie in Österreich vernichtet worden ist.

Der Maler Ludwig Koch in Wien hat das große Verdienst, in einem fleißigen, schönen Werk auch der Nachwelt einen Begriff von der vollendeten Reitkunst darzubieten, wie sie in der Spanischen Reitschule von alters her gepflegt worden ist. Jahrzehntelange künstlerische und reittechnische Studien sind der Ausgabe des Buches voraufgegangen, das die Wiener Campagne-Reitergesellschaft unter Mitarbeit von ersten Fachleuten der Reitkunst — Oberst von Josipovich, Reichlin-Meldegg und Friedrich-Liebenberg, Rittmeister a. D. von Schwarz-Savall — in vornehmer Ausstattung soeben ihren Freunden auf den Gabentisch gelegt hat.

Wir haben unzählige Pferdemaler und Pferdeplastiker. Aber sobald ein Reiter auf dem dargestellten Pferde sitzt, beginnt die Verzweiflung des Sachkenners. Diese Pferde, oft auf Marmorsockeln stehend und in Bronze gegossen, heben die Beine falsch, sind von ihrem Reiter ganz unmöglich belastet für die dargestellte Gangart. Es fehlt Malern und Bildhauern oft jede gründlichere Sachkenntnis. Die Fußfolge beim Schritt, beim Trab, beim Galoppsprung, bei der Parade ist nicht genügend beachtet. Der Reitkünstler steht da manchmal händeringend vor so einem für die Ewigkeit bestimmten Reiterdenkmal und fragt sich: warum hat der Bildhauer nicht einen Fachmann zu Rate gezogen, da er selbst die Reitkunst doch offenbar nicht beherrschte?

Etwas leichter pflegt sich's der Maler zu machen. Da hilft ein Staubwölkchen mit, den Pferdefuß zu verdecken. Ein Schatten, ein belebter Vorder- und Hintergrund läßt über das technisch unrichtige Detail den Blick des Beschauers hinweghuschen.

Auch auf vielen anderen Gebieten zeigt sich dem Spezialkenner ja so oft die durch keinerlei Sachkenntnis getrübte „unmittelbare Anschauung" des Künstlers. Man sehe sich auf einem Eislaufbilde eine Schlittschuhläuferin an, die einen Rechtsauswärtsbogen läuft, den rechten Arm ganz schulgerecht in der Bogenlinie ausstreckt, aber die Hand vom Gelenk an nach links abbiegt: sie wird den Bogen nie vollenden! Oder ein Geiger hat das Instrument leidlich richtig angesetzt, nur den linken Ellbogen so weit nach links geführt, daß er mit den vier Spielfingern kaum eine einzige Tonleiter je wird spielen

Digitized by Google

Rappe in den Pilaren. Aquarell von Ludwig Koch

können! Von den Unmöglichkeiten der Beschirrung und Anspannung im Fahrsport ist schon ganz zu schweigen. Man bekommt immer wieder einen Riesenrespekt vor dem Altmeister Menzel, wenn man sein unendlich reiches Studienmaterial durchsieht! Wie hat er das Fahrrad und dessen Teile studiert, bevor er's — in einer gleichgültigen Nebengruppe — auf einem Bild zu verwenden wagte!

Meister Ludwig Koch hat seine Lebensaufgabe darin erblickt, malerisch Pferd und

Digitized by Google

Die Ballotade

Reiter nicht nur wahrheitsgetreu darzustellen, sondern auch durchgängig in solchen Augenblicken, in denen Gangart, Haltung und Sitz vorbildlich sind, bar aller Zufallserscheinungen. Sein Wert ist daher zugleich eine Art Lehrbuch für die Reitkunst in ihrer klassischen Vollendung.

Reitkunst, hohe Schule — ach, für viele ein Klang, der sie lediglich an den Zirkus und an Manegekunststücke erinnert. Aber da ist ein gewaltiger Unterschied zu beachten. Der Zirkuskünstler dressiert seine „Schulpferde" in möglichst kurzer Zeit mit Zuhilfenahme aller möglichen Zwangsmittel, nicht zuletzt der Reitgerte. Ein gelehriges Tier führt nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine ganze Reihe von Kunststückchen aus, ohne in Wirklichkeit geritten, durchgebogen, willig, durchlässig und feinfühlig, in unmittelbare Verbindung mit dem Reiter gebracht zu sein. Es hat keinen Schwung, es hat keine Aktion, ja es kann sogar bocksteif geblieben sein. Wer schließlich zur Vorführung in den Sattel gesetzt wird, das bleibt sich ziemlich gleich; der Reiter oder die Reiterin muß nur leicht und geschickt genug sein, das Pferd nicht gar zu falsch zu belasten und zu drücken (was ja immerhin auch schon eine ganz nette Leistung ist). Aber das Zirkusschulpferd ist meistens, ganz unabhängig von seinem Reiter, an die Vorführung von einigen mehr oder minder schwierigen Kunststückchen gewöhnt worden, die in einer ganz bestimmten Reihenfolge verlangt werden, und es würde neuen Anforderungen gegenüber völlig versagen.

Ganz anders das durchgerittene Pferd, das ein wirklicher Meisterreiter im Sattel zwischen den Schenkeln aus dem rohen Zustand in mindestens einjähriger, tagtäglicher Arbeit vorführungsbereit gemacht hat. Es muß in dieser Zeit eins mit seinem Herrn und Lehrmeister geworden sein, muß auf die leisesten Hilfen reagieren, muß das ganze schwere Programm einer Schulprüfung in allen Gangarten, gleichgültig wie die Reihenfolge angesetzt wird, fehlerlos erledigen.

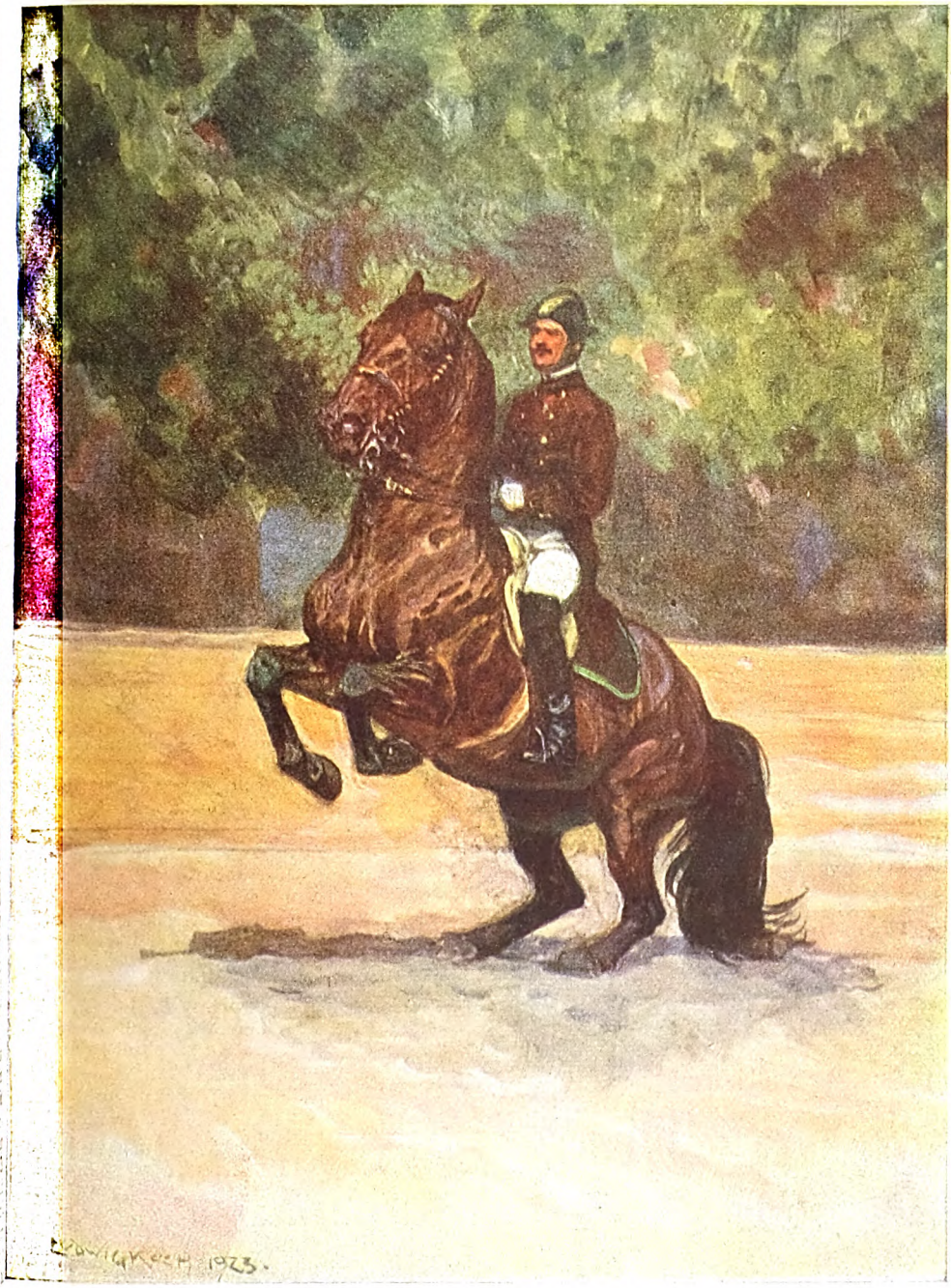
Ein kleines Beispiel. Der Laie bewundert im Zirkus das „Schulpferd", das im „spanischen Schritt" vorgeführt wird. Dieses Schaustückchen ist dem Tier aber nur mit der Reitgerte beigebracht worden. Es ist ein Marschierschritt, der ganz einfach aus der Fußfolge des Schrittes hervorgeht, nur durch das forcierte Heben und Strecken der Vorderbeine verlangsamt wird. In der Spanischen Reitschule kennt man wohl den „trot espagnol", mit dem die „Passage" gemeint ist, aber nicht den „pas espagnol" — denn diese Zirkus-Gangart ist keine „herausgerittene" Schule.

Meister Ludwig Koch hat das Pferd in sämtlichen Gangarten, rein geritten, ohne Zufallserscheinungen, wie schon oben bemerkt, in seinen Studien und Bildern vorgeführt. Dadurch steht sein Werk hoch über allen photographischen, auch filmischen Wiedergaben. Selbst die Zeitlupe hat der mustergültigen Darstellung dieser Künstlerhand keinen Abbruch tun können, denn Koch hat eben klassische Vorbilder geschaffen, aus denen alle Willkürlichkeiten bewußt und auf Grund des sorgfältigsten Studiums von Gebäude und Aktion des Pferdes und Einwirkung des Reiters ausgeschaltet sind.

Die Reihenfolge der Ausbildung eines rohen Pferdes — natürlich mindestens eines Halbblüters — ist in Österreich seit Menschengedenken dieselbe. Dem ersten Elementarunterricht folgt die Campagneschule: Jagd-, Distanz-, Renn-Reiterei. Dann erst kommt die hohe Schule an die Reihe. Den Beschluß der Ausbildung bildet der Turniersport. Das ist ein weiter, schwerer Weg. Ältere Wiener entsinnen sich noch der wundervollen Turniervorstellungen der Campagne-Reitergesellschaft auf dem Trabrennplatz im Wiener Prater. Da konnte man Meister im Sattel sehen und konnte, auch als Laie, den himmelweiten Unterschied zwischen einem Zirkuspferd und solch einem durchgerittenen, dem leisesten Gedanken seines Reiters folgenden Schulpferd begreifen lernen.

In derselben stufenweisen Entwicklung,

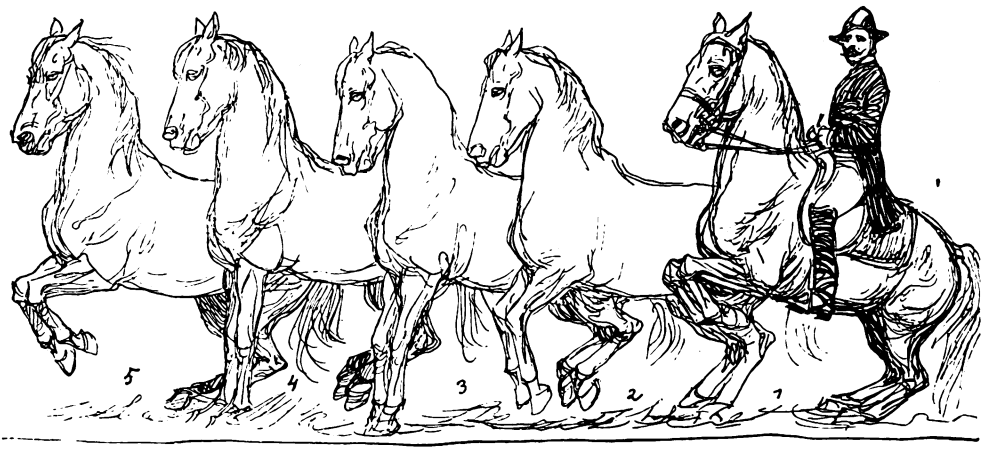
Digitized by Google



Levade. Aquarell von Ludwig Koch

die das Pferd vom rohen Zustand bis zur Vollendung durchmachen muß, hat Ludwig Koch seinen bildlichen Lehrgang aufgebaut. Unter fleißiger Benutzung von instruktiven Federzeichnungen behandelt er die Theorie der Fußfolge und den Bewegungsmechanismus des Pferdes im Schritt, im Trab, im Galopp, beim Sprung, beim Übergang von einer Gangart zur andern, dann auch bei den „Schulen über der Erde". Er tritt manch veralteten Theorien, die in sonst vortrefflichen Lehrbüchern immer noch anzutreffen

Digitized by Google



Mezair. (Levieren mit Raumgewinn)

sind, sehr temperamentvoll entgegen. Für ihn geht der Impuls zu jeder Bewegung des Pferdes, namentlich jeder Vorwärtsbewegung, über den Weg des Nervenzentrums von rückwärts aus; die Vorhand ist seiner Überzeugung nach lediglich der übernehmende Faktor. Er sagt: Das Pferd beginnt nicht mit dem Vorderfuße, sondern nach vorbereitender Bewegung der Nachhand mit dem Hinterfuße; zudem ist der Beginn einer Fortbewegung für deren Erklärung nicht immer die günstigste Phase. Der Schritt ist gleichseitig und ungleichzeitig. Dies bedeutet: Wir hören vier Hufschläge, und zwar immer den zweiten und vierten besonders betont (das sind die Hufschläge der Vorderbeine), wenn das Pferd in natürlicher Haltung mehr auf der Vorhand geht; geht das Pferd aber in Schulversammlung, so sind die Hufschläge der Vorderbeine nicht betont und man hört vier gleiche Takte. Das Pferd vollführt also die Schrittbewegung in nachstehender Weise: Rechts hinten, rechts vorn, links hinten, links vorn. Auf die Einwendung, daß dies der Paßschritt sei, ist zu erwidern, daß der Paß gleichseitig und gleichzeitig ausschreitet und auffußt. Zudem ist die Balance im Schritt immer eine diagonale, während im Paßgang das Gewicht stets von dem Standbeine derselben Seite getragen wird, also, von einer Seite zur andern wechselnd, eine schaukelnde Bewegung vollführt.

Der Trab äußert sich dem Gehör durch zwei Hufschläge; daraus geht hervor, daß ein Beinpaar gleichzeitig auffußt, und zwar ist dies immer ein diagonales. Im scharfen, übertriebenen Tempo zeigen viele Pferde mit den Hinterbeinen eine Art Galoppsprung, während die Vorderbeine traben: es entsteht der sog. „Dreischlag". Das Leicht- oder Englischreiten erfolgt derart, daß der Augenblick des Hebens im Sattel vom Augenblick des Abstoßes einer Diagonale und ihres Unterziehens ausgeht; wenn also rechts „leicht" geritten wird, so erfolgt der Stoß zum Aufheben des Gesäßes vom Sattel vom linken Hinterfuße. Die „Piaffe" ist der Trab auf der Stelle, also ohne Raumgewinn, wobei das Pferd in höchster Versammlung und Aufrichtung stark auf die Hacken gesetzt ist und die Beine derart, natürlich diagonal, bewegt, daß sie genau in ihre vier Fußtapfen treten. Die im Zirkus gezeigte Piaffe ist, entgegen der Piaffe der akademischen hohen Schule, nicht das Endergebnis einer Jahre dauernden Durchbildung des Pferdes und Äußerung des höchsten Schwunges, sondern mit der Peitsche andressiert. Das Pferd ist hierbei auf der Vorhand, die Beinbewegung eckig und unregelmäßig, der Kopf tief, das Pferd „lümmelt" im Zügel, die Nachhand ist nicht durchgebogen sondern steif, und die Hinterbeine treten nicht unter den Körper, sondern hinten hinaus und seitwärts, da die Gelenke, unelastisch, das Biegen als Schmerz empfinden. Der ganze Gaul ist ohne Schwung und in schlechtester Laune. Das korrekt piaffierende Pferd dagegen kann jeden Augenblick, wie eine gespannte Feder nach vorwärts schnellend, in die Passage übergehen, wenn ihm hierzu vom Reiter Raum gelassen wird.

Der korrekte Galopp kennzeichnet sich durch drei Hufschläge, und zwar, weil ein Beinpaar, das ist die dem führenden Vorderbein entgegengesetzte Diagonale, gleichzeitig auffußt. Die Fußfolge des Galopps, rechts angenommen, und zwar im Augenblick der Schwebe, geht also so vor sich: Auffußen des linken Hinterfußes (erster Hufschlag), Auffußen der linken Diagonale (zweiter Hufschlag), Auffußen des rechten Vorderfußes (dritter Hufschlag), Schwebe . . .

Französische und englische Sportmaler stellen die Rennstellung des Pferdes mit unnatürlich weit vorgestreckten parallelen Vorderfüßen und ebenso weit nach rückwärts gestreckten parallelen Hinterfüßen ganz flach am Boden dar. Danach entstand der Ausdruck für äußerste Schnelligkeit „ventre à terre". Man nannte das schön. Als die

Digitized by Google

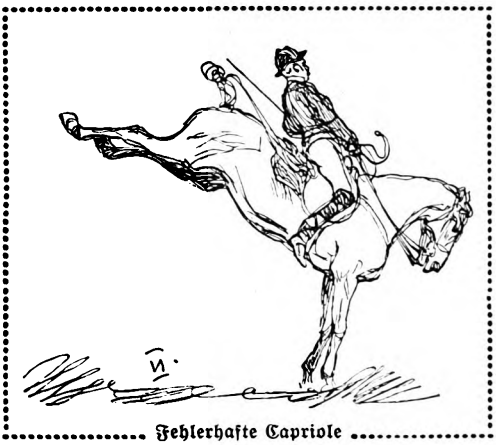
Schule über der Erde. Courbette. Aquarell von Ludwig Koch

Momentphotographie aufkam, entdeckte man, daß es unnatürlich war. Das Widersinnige dabei ist zunächst, daß für die Pendelbewegung der Beine kein Raum ist, um so weniger, als das Rennpferd mit wenig gebogenen Gelenken galoppiert. In Wirklichkeit ist auch in der äußersten Schnelligkeit der Pferderumpf so hoch über dem Boden daß jedes Bein noch senkrecht stehen kann. Und noch eins: auch in der äußersten Steigerung des Renngalopps ist die Nase des Pferdes das Vorderste, die Vorderhufe sind nicht vor

Digitized by Google

der Nase, wie auf den fehlerhaften Renn- und Jagdbildern; ebensowenig ist die fast horizontale Streckung der Vorder- und Hinterbeine möglich, gar nicht davon zu sprechen, daß die Beine in diesen Bildern parallel dargestellt sind, also einen Rechts- oder Linksgalopp völlig ignorieren.

Beim Sprung muß dem Pferd zunächst die genügende Freiheit in der Haltung gelassen werden, zur Ermöglichung der Taxierung des Hindernisses und der Wahl der Absprungsstelle wie der ungestörten Sicherheit der Landung. Ludwig Koch sagt: Die Freiheit der Haltung ist nötig, um dem Pferde seine Hauptarbeit beim Sprung, das ist die Rückentätigkeit und Schulterfreiheit, zu erleichtern. Diese Rückentätigkeit kennzeichnet sich durch das energische Zusammenschieben vor dem Absprung, die Streckung vom Absprung bis zur Landung und das Zusammenschieben nach der Landung zur Fortsetzung der Gangart. Das ganze Muskelsystem von der Schweifrübe bis zum Genick des Pferdes muß ungestört schwingen und funktionieren können; es ist also in erster Linie der Rücken, der den Sprung vollführt, und erst in zweiter Linie kommen die Beine. Diese Rückentätigkeit beim Springen ist gewährleistet durch die Möglichkeit, Hals und Kopf vorzustrecken. Alle in Freiheit, also ungestört springenden Pferde zeigen diese vorgestreckte Hals- und Kopfhaltung. Selten wird ein in Freiheit springendes Pferd zu Fall kommen.



Fehlerhafte Capriole

Eine gute Schule verlangt Passivität des Reiters beim Sprung; das Pferd muß im Vertrauen auf eine vollständig schmerzlose Ausführung des Sprunges an das Hindernis herangehen. Nur so kann der Galopp fließend weitergehen. Diesem tiefen, geschmeidigen, mitschwingenden Sitz mit angemessen vorgeneigtem Oberkörper, aber nicht gelüftetem Gesäß, steht der „amerikanische" Sitz gegenüber, mit kurz angefaßten Zügeln, der viel mehr Turnerkunststück ist, im Augenblick des Landens aber Schulter und Vorderbeine des Pferdes ungleich mehr belastet.

Freiherr von Reichlin-Meldegg fügt diesen Gedankengängen des Künstlers noch ein paar beherzigenswerte Mahnungen hinzu: Die Ursache, daß Pferde sich springstutzig zeigen, ist nicht immer die Furcht vor dem Hindernis, sondern meist die Angst vor dem Landen nach dem Sprung; diese Angst resultiert aus Schmerzempfindungen des Pferdes, die entweder in Baufehlern oder Gebrechen an der Vorhand oder durch Störungen durch den Reiter hervorgerufen werden.

„Pferde, die oft gestürzt sind oder sich an Hindernissen schwer verletzt haben, verlieren mitunter ihr Herz. Solche Pferde darf man nicht strafen, sondern man muß sie erneut einspringen. Bevor ein Reiter sein Pferd straft, weil es einen Fehler gemacht hat, sollte er nachdenken, ob nicht er die Ursache des Fehlers war. Versuche einmal ein Reiter, einen Menschen auf seinen Schultern zu tragen, mit diesem zu gehen, zu laufen, gar zu springen. Wie schwer wird ihm dies fallen, wenn der von diesem Getragene seinen Bewegungen nicht richtig folgt? Wird er links treten können, wenn der auf den Schultern Sitzende sein Gewicht nach rechts verlegt oder umgekehrt? Wird er vorgehen können, wenn das Gewicht nach rückwärts verlegt ist?"

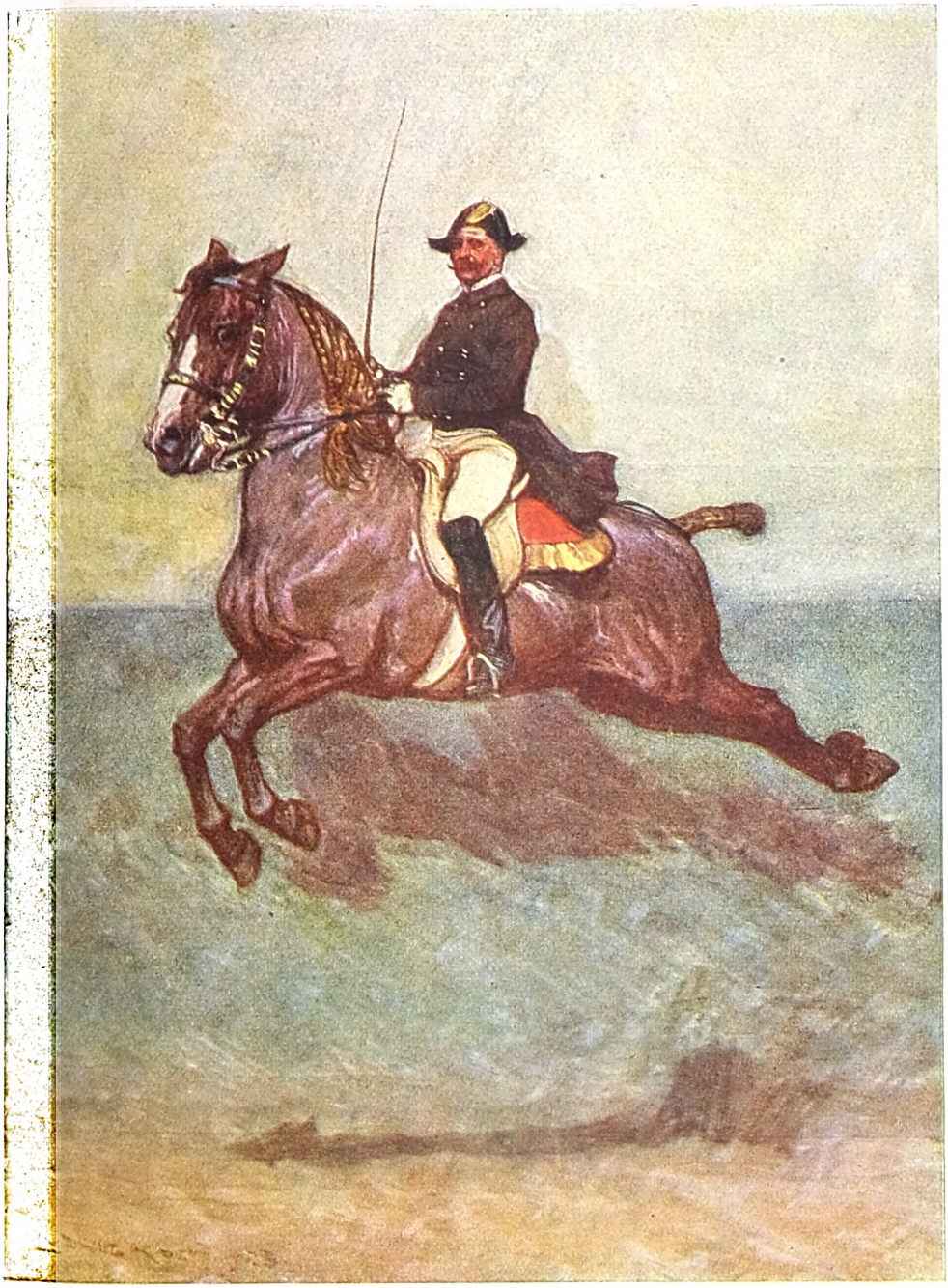
Oberst Jostpovich widmet ein Wort den Aufgaben der Akteure des Turniers — der Richter und Wettbewerber — und der Erziehung des Publikums!

Das große Publikum erkennt noch nicht, was gute und reelle Arbeit ist. Es unterscheidet noch nicht recht zwischen einer Leistung, die eine gediegene Methode zeigt, und zufälliger Bravour. Wenn es gerade Sympathie für die Persönlichkeit zeigt, so spendet es dieser lauten Beifall, auch wenn die wirklich beste Leistung von anderen Bewerbern erbracht wird. Soll aber der Turniersport gedeihen, so ist es notwendig, daß Reiter, Richter und Publikum den Sport vollkommen verstehen. — Zu solcher Erziehung trägt ein Bildwerk wie das des Malers Ludwig Koch einen großen Baustein bei.

Unsere deutschen und österreichischen Militär-Reitschulen sind fast völlig von der Bildfläche verschwunden. Aber ihre Reitvorschriften haben sich als so unbedingt verläßlich erwiesen, daß es empfehlenswert ist, sie vollständig unabgeändert auch für den Zivilreitsport zu übernehmen.

Aber man wird mutlos, wenn man so an einem hellen Sommertage in einer Großstadt den Ausritt eines Trupps von Reitschülern beobachtet, die auf eigenen Pferden oder Leihpferden („Philistern") ein Stündchen lang sich in den Anlagen im Sattel spazieren tragen lassen. Hauptsache ist ihnen der Anzug. Wildwest ist jetzt die Mode. Die jüngeren Herren und Damen erscheinen natürlich ohne Hut, die Damen mit flatternder

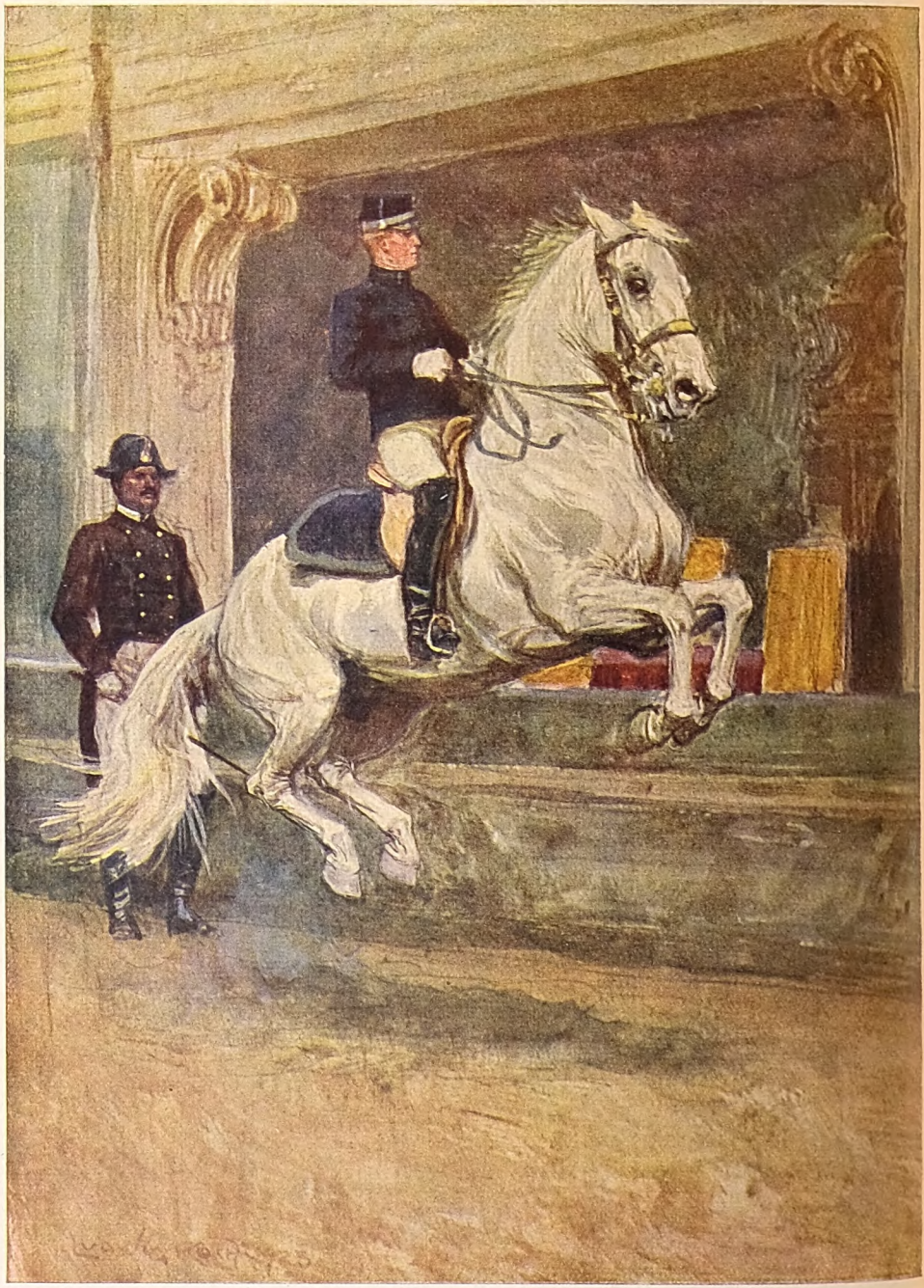
Digitized by Google



Schule über der Erde. Capriole. Aquarell von Ludwig Koch

Bubifrisur und (selbstverständlich!) in Hosen, alle auf Marke „Cow-boy" geeicht. Es ist ein Theater, keine Reitschule. Oft geniert man sich vor dem edlen Pferdematerial der unedlen Gestalten, die sich da oben ängstlich festklammern, ohne inneren Zusammenhang mit dem schönen, klugen, gequälten Geschöpf. Das Reiten ist ihnen Geldsache, Eitelkeits-Angelegenheit, kein Herzensbedürfnis. Und ehemalige Kavalleristen, Meister ihres Fachs, sehen melancholisch zu und möchten ihnen Ludwig Kochs Vorbilder zeigen — am lieb-

Digitized by Google



Schule über der Erde. Croupade. Aquarell von Ludwig Koch

sten freilich selbst in den Sattel steigen, um ihnen ihr Pferd vorzureiten. Hoffentlich bleibt's nur ein Übergang!

Wir brauchen eine gute Schule. Es gilt ja die Mitarbeit an der Schaffung eines gut brauchbaren, warmblütigen Arbeitspferdes für den Landwirtschaftsbetrieb — letzten Endes also die Hebung des allgemeinen Wohlstandes der Bevölkerung.

„Zucht und Reiterei gehören zusammen, mit dem Aufhören dieser müßte jene verkümmern!"

Digitized by Google

Rußland in Ostasien

Von Erich v. Salzmann

Die Stellung Rußlands zu Ostasien ist für die Politik Deutschlands von außerordentlicher Bedeutung und wird nicht nur für diejenigen, die heute noch annehmen, daß die Petersburger Aktion den Krieg als solchen ausgelöst hat, von besonderem Interesse sein. Rußland ist ebenso wie England eine asiatische Großmacht. Das russische Reich gebietet über an Flächenraum größere asiatische Kolonien als das Zweiinsel-Reich in der Nordsee. Russische Politik wird und muß immer im Zusammenhang mit asiatischer Politik betrachtet werden. Regen sich große Strömungen in Asien, so wirken diese auf sein kleines westliches Anhängsel Europa, und zwar selten fördernd, sondern im allgemeinen verderbenbringend zurück. Ein wirklicher großer Aufstand in Englisch-Indien muß die Londoner Politik lähmen und das Gleichgewicht in Europa auf der Stelle umwerfen. Eine starke russische Vorwärtsbewegung nach Osten, die ebenso traditionell ist wie die amerikanische Kultur- und Wirtschaftsbewegung nach Westen, bringt die Welt in Schwingungen und betrifft uns damit mit. Seit Jahrhunderten erobert Rußland genau so wie es England seit Elisabeths Zeiten getan hat. Rußland kann ebensowenig still liegen wie England. Ein pazifistisches Rußland ist ein Widerspruch in sich selbst. Es würde ebenso zurückgehen wie ein pazifistisches England. Nach dem unweigerlichen Gesetz der Geschichte müßte es zerfallen wie einst Rom. Wie sich Englands Dominions und Kolonien bereits in manchen Teilen selbständig gemacht haben, so würde es auch Rußland ergehen. Während England aber heute nur Bestehendes zu erhalten versucht, ist das neue Sowjet-Rußland überhaupt erst am Beginn einer ganz ungeheuerlichen Expansionsperiode angelangt, deren Brandungswellen zurzeit in Asien hoch schlagen.

Im letzten Menschenalter nahm Rußland den Kampf gegen die beiden großen Reiche des Ostens, China und Japan, in der Mitte der 90er Jahre aktiv auf. England hat die Kräfte der asiatischen Reiche falsch einschätzend China 1894 in den Kampf gegen Japan getrieben, den China glänzend verlor, worauf seine Staatsmänner, geführt von Li Hung tschang, an Rache dachten. So entstand in dem großen Meister der Politik Li der Plan, den Moskowiter aktiv in den fernen Osten zu rufen. Diesen Plan brachte er im Jahre 1896 gelegentlich seiner großen Nachkriegs-Europareise zur Ausführung. Ihm entsprang der Bau der sibirischen Bahn jenseits des Baikals bis zum fernen Ostmeer bei Wladiwostok, der „Beherrscherin des Ostens", der Zweiglinie von Harbin nach Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, Dalny, dem besten Hafen am Gelben Meer, und der Gründung von Port Arthur, damals der ersten Seefestung jenseits Suez. Li Hung tschang mag sich ins Fäustchen gelacht haben, als er die Moskowiter auf das Kampffeld im fernen Osten gerufen hatte. Ihnen würde es sicher gelingen, die so lange durch selbstgewählten politischen und wirtschaftlichen Abschluß gebändigten Japaner von ihrer Festlandsexpansion abzubringen und sie auf ihre Inseln zurück zu werfen. So mußte Japan im Jahre 1904/05 gegen Rußland, dieses Mal mit Englands Segen aktiv ausgestattet, um sein Leben ringen. Der Zankapfel war Korea und die südliche Mandschurei, die mit dem japanischen Siege dem Inselreich im fernen Osten als Kolonialbeutestücke in die Hände fielen. Rußland war bis an den Amur zurückgedrängt. Seine friedliche Durchdringung der Mandschurei, die etwas Künstliches hatte und auf rein imperialistischen Tendenzen Petersburgs ruhte, war mit einem Schlage zu Ende gebracht und wurde durch eine höchst intensive japanische Kolonisationstätigkeit, die sich über ganz Korea und die Südhälfte der Mandschurei erstreckte, abgelöst. Nach der Revolution von 1905, die Rußland gewaltig schwächte, war es den englischen Einflüsterungen zu einer Einigung über Zentralasien, wo sich beide Reiche berühren und eifersüchtig beobachten, wohl geneigt. Lord Curzon gelang es, im persischen Abkommen von 1907 beiderseitige neutralisierte Interessensphären zu schaffen und die Reibungsflächen so abzuglätten, daß Rußlands Kräfte sich neuen Zielen zuwenden konnten. So sehe ich im japanischen Sieg von 1905 und im englisch-russischen Vertrag von 1907 den Beginn der Einkreisung Deutschlands, Gesichtspunkte, die man in Berlin, wie sich das aus all den vielen Memoirenwerken ergibt, nie richtig eingeschätzt hat. Das Gesicht Rußlands wandte sich jetzt folgerichtig nach Westen. Das französische Kapital bemächtigte sich aller russischen Patriotengehirne. Der Tag, an dem der Sturm gegen den deutschen Ostwall losbrechen mußte, war erkennbar, wenn man nur hätte sehen wollen.

Nun kam die russische Revolution von 1917 als Ergebnis des Krieges. Das wirtschaftlich ungeheuerlich geschwächte Rußland konzentrierte sich in fünf Jahren durch die straffe Disziplin der kommunistischen Minderheits-Diktatur. Die Schwächung ging aber so weit, daß es gezwungen war, mit den vielen Nachbarn im Westen, d. h. allen wirtschaftlich hochstehenden Kulturreichen, Frieden zu halten, weil es ohne die Erzeugnisse dieser Länder an den Wiederaufbau überhaupt nicht denken konnte. So wandte sich das Antlitz Rußlands wiederum gen Osten, wie so oft

Digitized by Google

schon seit den Zeiten Jermaks, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter der Regierung Iwans des Schrecklichen Westsibirien eroberte. Die Politik Moskaus gegenüber den beiden großen in Frage kommenden Reichen, China und Japan, kann in ihrer Gradlinigkeit als gradezu bewunderungswürdig gelten. Es ist die typisch imperialistische Politik einer jungen, zum Bewußtsein ihrer Kraft erwachten Republik. Diese Politik ist gradezu unerbittlich in ihrer Folgerichtigkeit. Was einst unter den Zaren russisch war, das soll trotz der täglichen Ableugnung der Wiederaufnahme der zaristischen Expansionspolitik wieder russisch werden. Wir müssen aber versuchen, diesen gewaltigen Zug russischer Politik zu erkennen, denn er wird Europas Wohl und Wehe stärker beeinflussen als die vielen früheren russischen Kolonialkriege jenseits des Urals. Die augenblickliche russische Politik, geführt mit den Waffen von Versailles, von Genua, von Spaa, von London und mit den schönen Worten, die uns Wilson und andere Demokraten gelehrt haben, kann leicht den neuen Weltbrand zur Folge haben, der im Kampf um den Stillen Ozean doch einmal geführt werden wird.

Es ist nun über drei Jahre her, daß die erste russische Schwalbe wieder nach dem Osten segelte. Verhältnismäßig bescheiden war da zuerst ein Abgesandter der selbständigen Transbaikalischen Republik Tschita. Der ehemalige Gardeoffizier Jurin führte seine Sache in Peking und Dalny nicht schlecht. Er sondierte das Feld. Er klopfte an und fragte: Wollt ihr Frieden oder wollt ihr Krieg? Nach Versailles und Wilson war es klar, daß alle Beteiligten schrien: Frieden, Frieden, Frieden. Im Herzen aber dachte man: ‚Zum Teufel mit den Moskowitern, sie sind wieder da, nun gnade uns Buddha.' In Moskau hatte man unterdessen nichts vergessen, aber gelernt. Man kann und wird nie vergessen, daß die Welt die Schwäche Rußlands auch in Asien benutzt hatte, um zu versuchen, es endgültig zu Boden zu ringen und zu zerstückeln. Eine internationale Expedition war weit hinein nach Sibirien marschiert unter dem Schlagwort, die tschechisch-slowakischen Kriegsgefangenen, die sich empört hatten, befreien zu wollen. Der Rückzug dieser Tschecho-Slowaken, den man in Prag gern dem Rückzug der zehntausend Griechen des Xenophon nach Trapezunt gleichstellt, ist eins der furchtbarsten und blutigsten Ereignisse aus der russischen Revolutionszeit. Die Kämpfe der sogenannten weißen Garden gegen das langsam vorrückende kommunistische Heer auf einer Linie, die sich von Kamschatka in der Diagonale quer durch ganz Asien bis zum Pamir, Afganistan, Nord-Persien und schließlich ans Schwarze Meer erstreckte, sind ferner ein Kapitel für sich, das in Moskau mit blutigen Lettern so tief in die Herzen aller Russen geschrieben worden ist, daß man es nie vergessen wird. Jurin verhandelte. Daß seine Verhandlung bei der damaligen Geistesverfassung der Erde gegenüber Rußland einen Abschluß und insonderheit einen Erfolg haben konnte, war ebenso unwahrscheinlich wie etwa, daß unsere Ententegegner in Versailles Vernunft und Gefühl zeigen würden. Der Haß hatte sich auch in Asien zu tief eingefressen.

Dem Jurin folgte Peikes via Sibirien. Ich habe Jurin nie gesehen. Als ich 1921 nach Dalny fuhr, um ihn zu sprechen, kam die russisch-japanische Konferenz gerade zu einem plötzlichen Ende und Jurin reiste ab. Den Sibirier Peikes dagegen habe ich oft gesprochen. Er war ein stiller, merkwürdig klarer, aber zurückhaltender Mann, der nie Drohungen aussprach, der scharf beobachtete, der sich von Propaganda in jeder Form fernhielt, dabei aber breitbeinig auf dem Boden der Tatsachen stand. Auch er konnte noch nicht erfolgreich sein. Die Zeiten waren noch nicht reif. Ihm folgte Joffe, der in Deutschland bekannter ist als hier draußen. Joffe, der deutsch sprach wie ein Deutscher, war kein angenehmer Verhandlungsgegner. Er statuierte sich hier in Peking als Chef einer außerordentlichen russischen Mission, die langsam an Köpfen und Bedeutung wuchs, bis sie heute als bodenständig und als selbstverständliche Nachfolgerin der politischen Vertretung des ehemaligen Petersburger Zarenhofes in China gelten kann, trotzdem sie die alten Gesandtschaftsquartiere noch nicht bezogen hat. Joffe weilte hier vom Sommer 1922 bis zum Sommer 1923. Er wußte, wer er war. Er unterschätzte sich nicht. In ihm glühte der Eifer der Revolution. Der Haß, den er sich in vielen Jahren der Unterdrückung und der Peinigung durch die Schergen zaristischer Geheimpolizei eingesogen hatte, machte ihn manchmal fast blind. Trotzdem muß Joffe als einer der schärfsten Denker gelten, der Situationen schnell und klar erfaßt. Ihm waren aber die Hände noch gebunden, denn noch war Moskau nicht zu jener Stärke gewachsen, als welche es heute die Welt einschätzt. Joffe war ein glänzender Florettfechter. Er focht wie in einem französischen Bois de Boulogne-Duell mit vielen Zeugen und dem Kientopp im Hintergrund. Seine Art konnte keine Toten auf dem politischen Felde geben. Seine Florettstiche verletzten nur leicht. Sie trafen wohl, daß es blutete, aber trotzdem war die große klebrige Masse der politischen Vertretungen der kapitalistischen Mächte noch so unbeweglich und China fühlte sich so stark durch die Unbeweglichkeit gedeckt, daß sich Joffe durch hundert Ausfälle und Finten wohl müde arbeitete, aber den Gegner niemals zur Strecke bringen konnte. Er, der durch schreckliche seelische und körperliche Qualen zermürbte Mann, blieb schließlich selbst auf der Strecke. Hinsinkend versuchte er noch einmal zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er ging in das japanische Seebad Atami, um mit dem klar-

Digitized by Google

sten liberalen Führer des modernen Japan, Goto, zu verhandeln. Aber man hatte hier, wo man alles eisig kalt und klar sieht, bereits den Eindruck, daß Joffe um seine persönliche Position, um die Rettung seiner diplomatischen und politischen Ehre gegenüber seiner Heimat und speziell den Machthabern in Moskau rang und daß das große Ziel, das er sich gesteckt hatte, langsam im dunkeln, fernen Nebel zerrann. So faßte ihn im Zusammenbruch die Wut. In der Sommerhitze des vergangenen Jahres reiste Joffe von Peking ab. Seine gewaltige Enttäuschung über seinen Mißerfolg war so groß, daß er, der nervöse, zusammengebrochene Mann, ein Zusammentreffen und eine Aussprache mit dem von Moskau zureisenden Karakhan vermied, daß er lieber einen großen und für ihn qualvollen Umweg wählte. Nur den Mann nicht sehen, von dem er sich ausgenutzt und mißbraucht fühlte. Joffe hatte unrecht. Die Politik Asiens ist eine Frage der Nerven, nicht nur eine Frage guten Fechtens auf dem Konferenzboden. Das Wesen Asiens ist die kontemplative Ruhe, die Passivität. Die Völker Asiens kann man wohl mit modernen Waffen überrennen, man kann ihnen seine mechanische Struktur aufnötigen. Aber erobert wird Asien deswegen doch nicht, jedenfalls nie für die Ewigkeit. Die ungeheuerliche urwüchsige Kraft Asiens, seine Aufsaugefähigkeit ist so groß, daß aus dem Sieger regelmäßig in Jahren, Jahrzehnten oder Jahrhunderten der Besiegte wird. Das vergaß Joffe. Er dachte nicht daran, daß er ja selbst der Repräsentant einer asiatischen Großmacht war. Er focht mit europäischen, Brest-Litowsker, Versailler, Genua-Mitteln. Die sind in Asien wirkungslos.

Karakhan kam. Ihm zur Seite stand der kluge und feine Armenier Davtian. Der Stab Karakhans wuchs. Die Sowjetrussen haben sich längst den internationalen Allüren der fremden Weltstädte assimiliert. Wenn vielleicht morgen oder in der nächsten Woche der große Stab der russischen Sondermission in die schönen, einst mit dem Zarenadler geschmückten Gebäude der russischen Gesandtschaft einziehen wird, so wird man in äußerlicher Aufmachung, in der Haltung, im Betrieb keinen Unterschied finden. Nur eins ist zu Ende, die Zeit der Feste, in der der sprichwörtliche Champagner in Strömen floß. Die französischen Fabrikanten haben aber auch in den andern Gesandtschaften Pekings heute keine Großabnehmer mehr, vielleicht mit Ausnahme der amerikanischen, denn außer dem Gesandten selbst, dem Repräsentanten der Vereinigten Staaten, hat man dort nicht nötig, „trocken" zu sein. Karakhan kämpft nun um den Vertrag seit September vorigen Jahres. Seine Methode war zuerst die gleiche wie die Joffes. Allen diesen Sowjetrussen merkt man in ihrem Auftreten an, daß sie fast zehn Jahre im politischen und wirtschaftlichen Gefängnis gesessen haben. Sie stehen noch so stark unter der Suggestion ihrer Revolution, daß sie felsenfest davon überzeugt sind, ihre Propaganda müsse die arbeitenden und intellektuellen Kreise jedes anderen Landes sofort mit sich reißen. So redete Karakhan selbst erst einmal sechs bis acht Wochen lang von den Errungenschaften der Revolution, von den Pflichten der studierenden Jugend und von den Rechten des Proletariats. Hier ist man freundlich und liberal, wenigstens äußerlich. Chinesische Taktik ist seit Urzeiten eine breite, dünne Schlachtfront, die wie Gummi beim Stoß nachgibt, verhältnismäßig starke Flügel, Aufnahme des Feindes durch Rückzug und Umfassung seiner beiden Flanken, um ihn langsam besänftigend zu erdrücken. Cannae! Insonderheit trifft das in der Politik zu. So ging es auch Karakhan. Die Universität, die Arbeiter nahmen seine Festessen ebenso gern an wie seine hochtönenden Worte. Und wie das nun einmal so in China ist, es geschah gar nichts. Karakhan redete sich müde. Aber Karakhan war nicht Joffe. Karakhan ist nicht krank. Dieser blasse Fanatiker mit den blitzenden Augen hat eine außerordentliche Lebenskraft in sich. Sein Fanatismus macht ihn nicht blind. Er ist zu klug, um nicht zu erkennen, daß die alte russische, etwas abgebrauchte Weltrevolutions-Stoßtaktik hier nicht zog. So änderte er die Kampfart. Mittlerweile hatte er es verstanden, alle sowieso mißtrauischen fremden Gesandten vor den Kopf zu stoßen. Wir hatten geraume Zeit hier vier Lager, deren Gruppierung lange nicht abzusehen war. In dem einen stand Karakhan, die rote Fahne der kommunistischen Revolution hoch und Umschau nach chinesischen Hilfstruppen haltend. Er hätte zuerst neben den halb kommunistischen Südchinesen unter Sun Yan sen auch die Koreaner genommen. Warf ihm das Glück die Revolution in Japan in den Schoß, so wäre ein solcher Zufall hoch willkommen geheißen worden. Im nächsten Lager standen die Chinesen: ewig, unfaßbar, dunkel, verhüllt, in Jahrhunderten denkend. Das Ende allerdings ist doch immer der Acker, der Bauer, die Zufriedenheit im Familienleben. Wozu soll man das mit einer fremdartigen, von China schon vor Jahrtausenden durchprobten Idee, wie sie der Kommunismus darstellt, unnötig erschüttern. Da waren als dritte die Japaner, ein mit Siebenmeilenstiefeln in moderne Wirtschaft und soziale Entwicklung hineinmarschierendes Volk, das alle Errungenschaften der sogenannten weißen Kulturvölker in sich aufnahm, dessen Wirtschaftsaufbau nach dem schweren nationalen Unglück des Erdbebens aber eine überschnelle Modernisierung durch Karakhans Ideen wahrhaftig nicht ertragen konnte. Ein Volk, das in seiner ganzen Struktur durch ein nie dagewesenes Naturereignis vom 1. September 1923 zur Rekonstruktion gezwungen ist, das in wirtschaftlicher Hinsicht von Schiffahrt und Rohstoffzufuhr von außen, ebenso wie von intensiver Produktion und Wiederausfuhr abhängig ist, kann keine kom-

Digitized by Google

munistischen Experimente machen. Das hieße Selbstmord begehen. Um Zeit zu gewinnen, verschanzte sich die Regierung Japans hinter die Vorforderung der Wiedergutmachung bestimmter Kriegsverbrechen, zum Beispiel des großen Japanermordes in Nikolajewsk. Rußland stellte sofort die Gegenforderung der Räumung russischen Gebietes, d. h. der Nordhälfte der Insel Sachalin mit Ölquellen, Wäldern und Steinkohlen. Japan hatte die Pfänder in der Hand, die es mißtrauisch, wie man nun einmal in Asien ist, nicht ohne todsichere Garantien hergeben konnte, denn die Regierung mußte der seit einem halben Jahrzehnt gegen die kommunistische Revolution sehr erregten öffentlichen Meinung eine Genugtuung geben. Daß Japan und Rußland so bald auf den toten Punkt kamen, ist kein Wunder. Im vierten Lager standen die beobachtenden Großmächte, die sich in einem einig waren, nämlich, daß irgendwelcher Vertrag zwischen den drei Hauptbeteiligten, China, Japan und Rußland, deshalb von Übel für die Weltpolitik sei, weil er eines der schönsten und bequemsten diplomatisch-politischen Operationsobjekte, den Unfrieden der Völker in Nordasien beseitigt hätte. Von diesem Unfrieden aber lebt heute trotz der vielen schönen Redensarten und trotz Völkerbund die halbe politische Welt.

Das war die Lage um die Jahreswende. Karakhan, der wohl anfänglich beabsichtigt hatte, mit den beiden Hauptbeteiligten, China und Japan, gleichmäßig zu einem Dreiecksvertrag zu kommen, erwies sich als der Stärkste, indem er die Japaner durch einige bewußt unfreundliche Aktionen so in ihrem Ehrgefühl kränkte, daß sie für geraume Zeit ausfallen mußten. Durch dieses Intermezzo gestärkt, benutzte er die englische Anerkennung, um mit den Chinesen ins reine zu kommen. Die Hauptbedingungen von seiten Karakhans, die Anerkennung der Moskauer Sowjetregierung, wird durch die Unterschrift des provisorischen Abkommens zwischen den beiden Bevollmächtigten erfüllt werden und durch das nachfolgende Mandat des Präsidenten der Republik China, womit die tatsächlichen Beziehungen zwischen den beiden Reichen als aufgenommen gelten können. Von den Punkten, über die verhandelt werden wird, sind folgende von Interesse für uns:

Sowjet-Rußland gibt die Konsulargerichtsbarkeit über die in China lebenden Russen auf. China seinerseits entwaffnet die noch heute auf chinesischem Boden entlang der russischen Grenze stehenden weißen Freischaren, so daß die ewige Belästigung der russischen Grenzbevölkerung aufhört und der zurzeit schwer gestörte Grenzhandel in vollem Umfang wieder aufgenommen werden kann. Die Boxerentschädigung von 1901, die zu ihrem größeren Teil nicht eine Wiederaufbauentschädigung, sondern eine Kriegskontribution ist, soll nach den Forderungen Karakhans im vollen Umfang für Erziehungszwecke eingesetzt werden, womit Rußland nur dem Beispiel Amerikas und Japans, zum Teil auch Englands folgt, während es den Chinesen durch die Niederlage der Mittelmächte gelungen ist, den deutschen und österreichisch-ungarischen Anteil der auch heute noch schwer drückenden Kriegslast ohne daran geknüpfte Verpflichtungen ganz zu streichen. Ob bei der Erfüllung dieser Verpflichtung nicht ein Pferdefuß herauskommt, das muß erst die Erfahrung lehren. Nachdem es den weit schauenden Amerikanern schon 1908 gelungen war, einen erheblichen Teil ihres Anteils der Boxerentschädigung für sogenannte Erziehungszwecke, d. h. für amerikanische Propaganda in China selbst, einzusetzen, muß vom chinesischen Standpunkt aus eine Gefahr in Verwendung der Gelder zu Erziehungszwecken gesehen werden, denn darüber kann kein Zweifel sein, daß die heutige Kulturzersetzung Chinas durch die amerikanische Propaganda hervorgerufen worden ist. Weitere Verhandlungspunkte werden die Grenzschiffahrt auf dem Amur und die Binnenschiffahrt auf der größten Wasserverkehrsader der Mandschurei, dem Sungari betreffen. Alle alten Verträge werden revidiert werden. Die Gesandtschaftsgebäude innerhalb des Gesandtschaftsviertels werden der Sowjetmission übergeben werden, womit die politisch-diplomatische Gleichberechtigung mit den andern Großmächten automatisch eintritt.

Die Frage der Zurückziehung der russischen Truppen von dem seitens Moskaus als chinesisch anerkannten außenmongolischen Territorium hat hier zu einem politischen Skandal geführt, der für das Ansehen Chinas nicht ohne Folgen bleiben wird. In den Hochsteppen und Wüsten Asiens wohnt das einst so mächtige, aber unter dem chinesischen Zivilisationseinbruch langsam aber sicher degenerierende, in Stämme gegliederte Volk der Mongolen. In seinem Niedergang, in seiner bewußten Vernichtung durch kulturell höher stehende Mächte, in seinem mit ungeeigneten Waffen verzweiflungsvoll geführten Kampf ums Dasein, ähneln die sympathischen und vornehm denkenden Mongolen den Indianern Nordamerikas. Der Schnaps und die geschlechtlichen Krankheiten, beide von China importiert, haben sie ruiniert. Die weißrussischen zaristischen Garden machten sich nicht nur die mongolische Idee, sondern ihr gesamtes Gebiet zur Basis. Sie kämpften nach zwei Seiten. Was auf mongolischem Territorium in den Jahren von 1917 bis 1922 an entsetzlichen Grausamkeiten von Mensch zu Mensch geleistet worden ist, davon hat man im Kriegs- und Nachkriegstaumel wenig gehört. Unaufhaltsam, unerbittlich eroberten die roten Regimenter die Außen-Mongolei. Die zaristischen Offiziere und ihre Leute verfielen zu Tausenden dem Henkerschwert. Die an sich friedfertigen lamaistischen Mongolen wurden mit aller Raffiniertheit mit den kommunistischen Lehren Moskaus wissenschaftlich durchtränkt und ihre

Digitized by Google

Hauptstadt Orga war die Zentrale, von wo aus die roten Apostel lehrend und hetzend durchs Land zogen. Zieht Rußland die Truppen heute zurück, so besagt das nicht viel. China wird um diesen Boden neu kämpfen müssen, mit friedlichen und vielleicht auch mit kriegerischen Mitteln. Seine Aufgabe wird sicher sehr schwierig sein. Chinas Führer sind über den Erfolg heute sehr geteilter Meinung. Weil sie stärkere Garantien von Rußland verlangen, als in dem provisorischen Abkommen festgelegt sind, kam es in den Kabinettsitzungen der letzten Tage zu einem offenen Skandal mit dem Erfolg, daß Kabinett und Reichspräsident tatsächlich die legale Unterschrift ihres mit allen Vollmachten zur Zeichnung ausgestatteten Sonderunterhändlers, des Dr. Tschen Ting Wang nicht anerkannten. Das ist ein Vorgang, zu dem es in der Masse der Nachkriegskonferenzerfahrungen wohl keine Parallele gibt. Er charakterisiert die Schwäche Chinas und die Grausamkeit der Großmächte gegenüber dem Reiche der Mitte, das heute ein ebenso hilfloser Spielball der Großmachtspolitik ist wie Deutschland.

Das bedeutendste Objekt der kommenden Verhandlungen wird nun die ostchinesische Bahn sein, jener Teil der sibirischen Bahn, der über chinesischen Reichsboden, durch die Mandschurei läuft. Diese Bahn hat sich als ein außerordentliches Entwicklungsmoment Nordostasiens erwiesen. Ursprünglich aus strategischen Expansionsgründen des zaristischen Rußlands in den 90er Jahren erbaut, wuchs sie sich zum größten Entwicklungsträger Nordostasiens aus. Die Russen haben in die Bahn ein sehr hohes Kapital gesteckt. Mit dem russischen Zusammenbruch hat sich das französische Kapital in dem auf chinesischem Boden laufenden Teil so stark eingenistet, daß heute die Verwaltung der Russisch-Asiatischen Bank, die praktisch die Finanzgebarung der ostchinesischen Bahn kontrolliert, in französische Hände geglitten ist. So hat sich Frankreich auch hier draußen ein Einspruchsrecht konstruiert. Der französische Gesandte hat bereits am 13. März, d. h. bevor das russisch-chinesische Abkommen unterschrieben war, beim chinesischen Auswärtigen Amt protestiert und mitgeteilt, daß er Ersatzforderungen gegen China für den Fall anstrengen müsse, daß der russisch-chinesisch kommende Vertrag Rechte der französischen Kapitalgeber verletzte. Mündlich äußerte er, daß die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan die beiden meist interessierten Großmächte seien, wodurch sich die politische Gesamtsituation hier ganz außerordentlich geklärt hat. Rußland, China und England auf der einen Seite, Frankreich, Amerika und Japan auf der andern Seite.

Es wird nun interessant sein, als Präzedenzfall zu verfolgen, wie die kommenden russisch-chinesischen Einzelverhandlungen gerade die komplizierte Frage der ostchinesischen Bahn lösen werden, denn die ostchinesische Bahn geht praktisch über rein chinesischen Grund- und Staatsboden. Die Lösung, die die Mächte finden werden, wird daher zum Beispiel für das Saargebiet von großem Interesse sein. Zurzeit besteht die Verwaltung dieser Bahn aus einer recht autokratischen Gruppe von weiß-russischen Refugiés, die willenlose Werkzeuge in der Hand der Pariser Politiker sind, und einer Reihe von chinesischen Direktoren, die, obwohl sie für die Russen unbequem waren, praktisch bisher nicht viel zu sagen hatten. Tatsächlich hatten wir im fernen Osten bisher französische Interventionsversuche wie einst durch Judenitsch oder Wrangel in Europäisch-Rußland. Es steht zu erwarten, daß Karakhan sich dieser ganzen Gruppe von Gegnern gewachsen zeigen wird.

Die Bahn wird ein russisch-chinesisches Unternehmen werden, in dem die Russen, d. h. Moskau 51 Prozent und die Chinesen 49 Prozent Einfluß haben. Die Bahn wird damit ein neuartiges kapitalistisches Unternehmen Moskaus außerhalb der eignen Landesgrenzen sein. Aber Moskau wird mit ihr einen großen Teil des Einflusses zurückgewinnen, den es seit seiner Niederlage von 1905, der russischen Revolution von 1917 und den fremden Interventionen der Jahre nach dem Krieg verloren hat. Die Größe der kommenden russischen Politik, ihre glänzende Anpassungsfähigkeit, die Klugheit der kommunistischen Diplomaten tritt hier im Osten auf einem der gefährlichsten politischen Schlachtfelder klar zutage. Man kann sagen, daß die Politik Moskaus hier kurz nach der englischen Anerkennung einen ihrer stärksten Siege erfochten hat, und zwar einen solchen, ohne daß der Besiegte erschöpft und blutleer auf dem Schlachtfeld bleibt.

Die friedliche Entwicklung des kontinentalen fernen Ostens kann aber so lange noch nicht als gewährleistet gelten, wie nicht der Staatsvertrag zwischen Rußland und Japan unter Dach ist. Zurzeit ist Japan durch seine innere Lage schwer gehemmt. Japans Unterhändler in Peking können nicht mit denselben umfassenden Vollmachten ausgestattet sein, wie es Karakhan seitens Moskaus ist. Infolge der eigenartigen Konzentration der japanischen äußeren Politik hängen die bevollmächtigten Japaner zu sehr am Telegraphendraht und Kabel. Es wird jetzt für Japan nicht leicht sein, einen Vertrag mit Rußland zu bekommen, der all seine Forderungen erfüllt, denn der Stolz und das Selbstbewußtsein der russischen Unterhändler ist außerordentlich gewachsen und die Isolierung Japans schreitet fort. Trotzdem bleibt es im Interesse des Weltfriedens äußerst wünschenswert, daß auch Rußland und Japan zum Ausgleich kommen. Deutschland könnte aus solchem Ausgleich nur Vorteile, nicht politischer Art, in Ostasien haben. Politisch sind wir dort desinteressiert, aber für unsern sich hier in Ostasien wieder mehr und mehr konsolidierenden Handel.

Digitized by Google

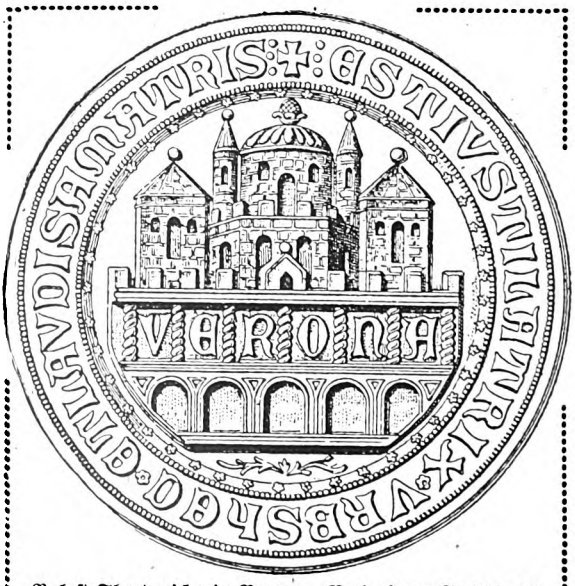
Dietrich von Bern

Von Karl Hampe

In der germanischen Sage des Mittelalters erscheint Dietrich von Bern als die höchste Verkörperung kraftvollen Heldentums, als der stärkste der Recken in Ost und West. Wie er im Nibelungenlied die beiden letzten Burgunder Gunther und Hagen durch die Klammer seiner Arme bezwingt, so macht ihn die weitere Sagenbildung auch zum Besieger des strahlendsten aller Helden: Siegfried, läßt ihn Riesen und Dämonen bestehen und stattet ihn wohl selbst mit Feueratem und anderen dämonischen Zügen aus. Gleichwohl darf man ihn sich schon im dichterischen Bilde nicht vorstellen als degenrasselnden Kämpen, der sozusagen stets in Kürassierstiefeln einherschreitet und mit der Faust auf den Tisch schlägt, wenn ihm etwas wider den Strich geht. Vielmehr kennzeichnet ihn gerade die Paarung von höchster Kraft mit Vorsicht, Friedfertigkeit, Mäßigung und Milde. Nur im äußersten Fall, etwa durch den Vorwurf der Feigheit gereizt, greift er zum Schwert, den besiegten Gegner schont er, soviel er irgend vermag, von dem gefangenen Gunther scheidet er „mit weinenden Augen". Ist nicht gerade diese Vereinigung mit Zügen schöner Menschlichkeit deutschem Heldenideal mehr entsprechend, als wildes Berserkertum?

Ebensowenig läßt sich Dietrichs Figur in enge Stammes- und Kulturschranken einspannen. Selbst in der Dichtung steht er in einsamer Größe fast übernational über den Völkern. Darüber hinaus aber darf der geschichtliche Theoderich geradezu als Typus gelten für das tiefe Sehnen des Deutschen nach südlicher Sonne und der ihm von daher einst vermittelten höheren Kultur. Neuere Prähistoriker glauben in den ganzen Jahrtausenden von der jüngeren Steinzeit bis zur Berührung mit dem Römerreich für die nordalpinen Völker eigentlich kein entscheidendes Fortschreiten aufzeigen zu können. Erst der große Kulturstrom, der von Mesopotamien und Ägypten her über die Mittelmeerländer nach Norden drang, hat die Germanen aus diesem Stilleben aufgeschüttert, und unter den Führergestalten, die mit weisem Kopf und heißem Herzen die fortschrittlichen Segnungen dieser alten Kulturwelt für sich und ihr Volk ergriffen, steht Theoderich unbestritten an erster Stelle.

Seine Volksgenossen, die Ostgoten, waren freilich schon in der kurzen Blüte ihres Reiches am Schwarzen Meer von den Ausstrahlungen der südöstlichen Kultur berührt worden. Auch im hunnischen Völkergewoge, das sie nach Westen riß, fehlte es nicht ganz an hellenistisch-römischen Einwirkungen. Eben am Hofe Etzels läßt die Sage unsern Helden unhistorisch eine dreißigjährige Verbannungszeit durchmachen. Als dann Attilas Reich nach seinem Tode (453) zerfiel, gewannen die Ostgoten als Bundesgenossen Ostroms Sitze im westlichen Ungarn, dem damaligen Pannonien. Dort ist Theoderich um 455 als natürlicher Sohn des Königs Theodemer aus dem Amalergeschlecht geboren, und es war nun eine weltgeschichtliche Fügung, daß der Knabe als Geisel am Kaiserhofe in Byzanz die bestimmenden Eindrücke für sein Leben empfing. Dies hochstrebende Kind, das staunend vor den Wundern der Antike steht und sich ganz mit dem Gedanken durchdringt, daß rückhaltlose Hingabe an sie, an ihre Schönheits- und Erkenntniswerte, ihre Machtmittel und Staatsordnung eine Notwendigkeit sei für jeden, der nicht nur gleich Attila wie eine zerstörende Woge über die Länder dahinrauschen, sondern dauernd die Führung in der Welt behaupten wolle, — ist es nicht ein Symbol für die Haltung der primitiven Germanenwelt gegenüber der antiken Kultur überhaupt?



Palast Theoderichs in Verona. Nach einem Stadtsiegel von Verona aus dem 12. Jahrh.

Rückgekehrt in die Heimat (470), ergriff der Jüngling denn auch sofort mit einem ohne Wissen des Vaters unternommenen Angriff auf Belgrad die Rich-

Digitized by Google

tung gegen Süden. Vermutlich wirkte dann schon sein Einfluß mit auf den Volksbeschluß des folgenden Jahres, das ausgesogene Pannonien mit reicheren, südlichen Landstrichen zu vertauschen. Auf dem Zuge über Belgrad hinaus starb der Vater. Als sein Nachfolger führte Theoderich den größeren Teil seiner Volksgenossen ins oströmische Niedermösien südlich der unteren Donau. Eine dort aufgestellte Militärmacht ist für die Sicherheit Konstantinopels immer höchst gefährlich gewesen. Und eben damals erzeugte der römische Staat, der im Westen bereits im Zusammenbrechen war, längst nicht mehr aus sich selbst die zur Abwehr nötigen Kräfte. Barbarische Hilfsscharen füllten die Lücken. Wer aber das Heer in der Hand hat, kann leicht auch die politische Macht an sich reißen. Im Westreiche kam dieser Prozeß eben zum Abschluß, als das Schattenkaisertum von Rikimers Gnaden 476 endgültig vor der Herrschaft des germanischen Söldnerführers Odoaker ins Nichts dahinschwand. Steuerte auch Ostrom auf das gleiche Ziel zu? Das war die wichtigste Frage der nächsten Jahrzehnte. Nur daß hier keine einheitliche Barbarenmacht dem Kaisertum gegenüberstand, wurde ihm zur Rettung. Neben isaurischen Truppen standen starke gotische Mannschaften im Heere, die unter ihrem Führer Theoderich Strabo von dem ostgotischen Volke in Niedermösien völlig getrennt waren. Es begann nun unter dem Kaiser Zeno (474—491) ein wildes Ringen um den maßgebenden Einfluß im Reiche, mehr mit persönlichen als nationalen Zielen, mit Hinterlist, Untreue und blutiger Gewalttat auf allen Seiten, aber eine hohe Schule jener Politik, die in der damaligen römischen Welt fast allein noch Erfolg versprach.

Solange er es mit zwei Machthabern zu tun hatte, konnte Zeno die altbewährte Spaltungspolitik anwenden. Nach dem Tode Strabos (481) jedoch wußte der zum Manne herangereifte Amaler den größten Teil der Armeegoten an sich zu ziehen und stand dem Kaiser militärisch unüberwindlich gegenüber. Da bedurfte es dessen ganzer politischen Kunst, die Freundschaft und Mißtrauen vereinigte, um nicht auch den oströmischen Thron einem Germanenfürsten auszuliefern. Wie hat er Theoderich mit Gunst und Ehrenbezeugungen überschüttet! Jener wurde

Theoderich der Große. Aus dem um 1175 geschriebenen Codex Leidensis Vulcanii

Digitized by Google

Oberstkommandierender der Balkantruppen, Patrizius, Konsul, ja Adoptivsohn Zenos; er durfte in der Hauptstadt einen Triumph feiern und erhielt ein Reiterstandbild vor dem kaiserlichen Palaste. Da die allerhöchste Würde schon wegen der konfessionellen Spaltung kaum das letzte Ziel seines Ehrgeizes sein konnte, so hätte dieser Austausch von Ehren gegen Schutz vielleicht als annehmbar gelten können, wäre es für den Kaiser auf die Dauer nicht doch schwer erträglich gewesen, von dem guten Willen eines barbarischen Machthabers abzuhängen. Unter solchen Umständen mußte es für ihn Befreiung von Alpdruck bedeuten, wenn sich Aussicht bot, den gefährlichen Helfer in ein entfernteres Tätigkeitsgebiet abzuschieben und dort womöglich dauernd in Schach zu halten. Dies um so mehr, als es schwierig war, seine Volksgenossen, die Jahrgelder bezogen, auf der Balkanhalbinsel zu unterhalten. Eben in diesem Punkte nun begegneten sich Theoderichs Wünsche mit denen des Kaisers. Die Germanen der Völkerwanderungszeit haben auf römischem Boden zumeist nicht nur Acker- und Weideland begehrt, sondern auch die dafür nötigen Arbeitskräfte, indem sie für sich selbst eine kriegerische Herrenstellung bevorzugten. Gerade die arbeitende Bevölkerung aber war in diesem seit einem Jahrhundert so oft verheerten Lande spärlich genug. Drum fort in bequemere Sitze! Lieber erneute Kampfesmühen als dauernde Tagesarbeit. Aus solchem Einklang der Wünsche Zenos, Theoderichs und seiner Goten entsprang der Zug nach Italien.

Dort hatte Odoaker die Oberhoheit des nunmehr alleinigen oströmischen Kaisers zwar formell anerkannt, ohne von diesem je amtlich bevollmächtigt zu werden; tatsächlich hatte er ein sehr selbständiges Regiment geführt. Wenn ihn jetzt Theoderich in kaiserlichem Auftrage besiegte, so mochte das alte Hauptland des Reiches wieder etwas enger mit dem Osten verknüpft werden. Auf jeden Fall konnte Zeno als zuschauender Dritter nur gewinnen, wenn sich die beiden gefährlichen Machthaber schwächten. Theoderich dagegen erhoffte hier eine durch die Querzüge der kaiserlichen Politik unbehindertere Herrscherstellung. Den erwünschten Anlaß bot Odoakers kriegerisches Vorgehen gegen seine nördlichen Nachbarn, die den Goten nahestehenden Rugier. Bei diesem Heereszuge handelte Theoderich zwar zunächst ganz in der Eigenschaft eines kaiserlichen Generals, und nur Teile seines Volkes waren es, die er zusammen mit buntgewürfelten Scharen von Heergoten, Rugiern und selbst Oströmern von Belgrad her über Laibach gegen Aquileia führte. Aber die Ansiedlung mitsamt den mitwandernden Familien war dort von vornherein beabsichtigt, und vom Erfolge hing es wesentlich ab, wie weit sich etwa später die Abhängigkeit von Ostrom lockern würde.

Die gewaltigen Kämpfe, die sich in den Jahren 489 bis 493 in Oberitalien zwischen Germanen und Germanen abspielten, sind es vornehmlich gewesen, die Theoderich den hervorragenden Platz in der Heldensage eingebracht haben. Am Isonzo unweit Görz, wo jüngst im Weltkriege die Mächte miteinander rangen, erzwang er durch einen ersten Sieg den Eintritt in Italien. Dem zweiten Siege bei Verona verdankt er seinen Sagennamen, denn Bern ist ja die deutsche Form für Verona. Schon schien das Spiel für Theoderich gewonnen, als das Glück noch einmal schwankte. Nur mit westgotischer Hilfe konnte er von seinem Zufluchtsort Pavia wieder vordringen und durch den dritten, schwererrungenen Sieg an der Adda seine Sache sichern.

Indes noch zweieinhalb Jahre konnte sich Odoaker in dem festen, zwischen Sümpfen und Lagune gelegenen Ravenna behaupten. Der Kampf um diese Stadt ist die „Rabenschlacht" der Sage. Erst die Unterbindung der Seezufuhr zwang den eingeschlossenen Gegner zur Anerbietung eines Vergleichs: gemeinsam wollten sie Italien regieren, — im Grunde ein undurchführbares Abkommen, bei dem man nur fragen konnte, wer es sein würde, der sich des Rivalen gewaltsam entledigte. Wenn Theoderich trotz der Not des Gegners darauf einging, so nahm er sich wohl von vornherein vor, lieber Täter als Opfer zu werden. Schon nach wenigen Tagen erstach er eidbrüchig seinen Mitregenten mit eigener Hand und ließ gleichzeitig allerorten dessen Mannen durch seine Leute meuchlerisch überfallen. Gotischerseits hat man diese furchtbare Tat durch Verräterei Odoakers zu rechtfertigen gesucht. Sichere Erkenntnis ist uns hier versagt. Es war aber wohl die Anwendung der erlernten byzantinischen Methoden, gehüllt in die Form der germanischen Blutrache.

Das in aller Weltgeschichte gültige „Wehe dem Besiegten" hat sich auch auf das historische Bild Odoakers erstreckt; es ist durch das seines siegreichen Nachfolgers, dem er gleichwohl richtunggebend vorgearbeitet hatte, stark verdunkelt worden. Muß man da gestehen, daß Macht und Erfolg das entscheidende Wort gesprochen haben, so wird die Härte, die darin für die ethische Betrachtung liegt, nun doch gemildert durch die künftige Entwicklung des Siegers, der mit diesem machtpolitisch vielleicht gebotenen Frevel die Ära seiner Gewalttaten abschloß und durch ein großartig friedevolles und kulturförderndes Regiment bewies, daß er auch unter höherem Gesichtspunkte wirklich der Überlegene war.

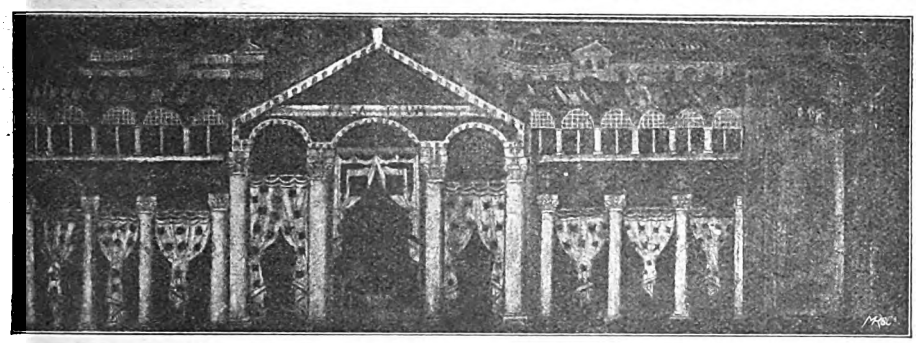
Theoderichs Herrschaftssystem war mehr auf die Bedürfnisse seiner Zeit berechnet, als auf die Grundlegung einer fernen Zukunft. Am allerwenigsten konnte sein Ziel der Bau eines geschlossenen gotischen Nationalstaates sein. Dafür war, von allem andern abgesehen, schon die Zahl germanischer Stammesgenossen völlig unzureichend, selbst wenn sie

Digitized by Google

Die Herlinge. Gemälde von Prof. Hans Adolf Bühler

Digitized by Google

Digitized by Google



Palast Theoderichs zu Ravenna. Aus den Fresken von St. Apollinare nuovo. Die Arkaden des Erdgeschosses sind zum Schutz gegen die Sonne mit Vorhängen versehen

von Neueren mit rund 100 000 Köpfen oder 20 000 Kriegern beim Einmarsch in Italien doch wohl etwas unterschätzt werden dürfte. Der tiefen Überzeugung, noch sei der auf allen andern Gebieten so überlegene antike Staat durchaus lebensfähig, wenn nur der Mangel kriegerischer Macht durch germanische Kraft ersetzt werde, entsprach das eigenartige Doppelgebilde der Herrschaft Theoderichs. Er selbst blieb, was auch sein Beiname Flavius andeutete, Vertreter des römischen Kaisers, dem Gesetzeserlaß, Bürgerrechtsverleihung und Münzprägung als Ausdruck der Oberhoheit im Gesamtreich vorbehalten blieben. Von Zenos Nachfolger Anastasius (491 bis 518) sah er sich nach längeren Verhandlungen durch Übersendung der kaiserlichen Abzeichen in seiner Stellung anerkannt (498). Aber daneben wurde er von den zu einem neuen ostgotischen Volkskörper zusammengeschlossenen germanischen Heerscharen nochmals zum König erkoren und fühlte sich als solcher unabhängig. Dem kaiserlichen Vertreter gehorchte der ganze römische Beamtenapparat mitsamt der italischen Bevölkerung. Alles blieb hier im gewohnten Recht und im üblichen Gleise. Der König aber gebot über das gotische Heervolk, das in abgeschlossener Herrenstellung mit eignem Recht über den Italikern stand. Man könnte an Erscheinungen unserer Zeit, etwa der deutschen Truppenstellung in Belgien oder der französischen in den Rheinlanden, eine lebendige Anschauung für solchen Dualismus gewinnen, wäre nicht auch eine Ansiedlung dieser gotischen Krieger mit ihren Familien erfolgt. Schon an Odoakers Söldner hatten römische Grundbesitzer ein Drittel ihres Gutes abtreten müssen. Dies System wurde jetzt nur etwas weiter ausgedehnt, reichte jedoch bei der gotischen Minderzahl über den Norden der Halbinsel und das östliche Mittelitalien kaum hinaus. Wer keinen Boden abzugeben brauchte, zahlte ein Drittel seines Einkommens. Trat der Großgrundbesitz, seines schrankenlosen Übergewichts beraubt und in willkürlicher Preisfestsetzung beschränkt, in stille Opposition, so atmeten die niederen Schichten in Land und Stadt unter dem sozial ausgleichenden Regiment des Gotenkönigs erleichtert auf und bildeten seinen sicheren Anhang. Jede Vermischung der Germanen mit den Römern durch Eheschließung und gleiches Bürgerrecht mußte allerdings unterbunden bleiben, da sie sonst binnen kurzem in der ganz überragenden Masse der Italiker aufgegangen wären und ihren Beruf als geschlossene, gerade durch ihre festen Sippen- und Militärverbände kernhafte Schutztruppe dann nicht mehr hätten erfüllen können.

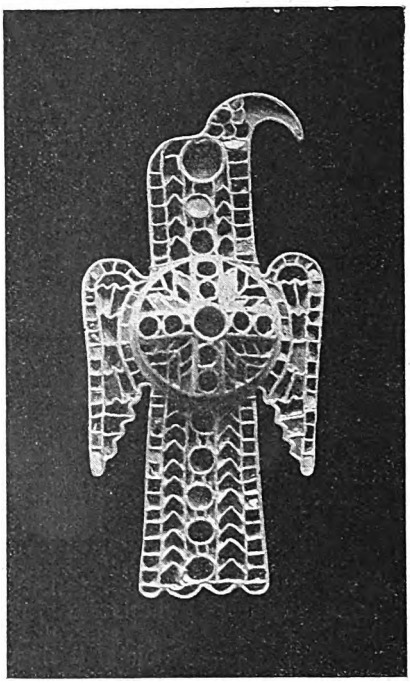
Trennend wirkte weiter auch der religiöse Gegensatz; denn die Goten kamen bereits als Arianer nach dem katholischen Italien. Daher denn auch auf diesem Gebiete ein durchgehender Dualismus: allenthalben arianische Bischöfe und Kleriker, Kirchen und Taufhäuser neben den katholischen! Immerhin ist die Schärfe dieses Gegensatzes für das gotische Italien überschätzt worden. Dem Arianismus fehlte dort jede propagandistisch-aggressive Tendenz. Man war auf Duldsamkeit eingestellt, und Theoderich, dessen eigne Mutter Katholikin war, ging da mit Beispiel und Weisung voran; er selbst hat mit Bezug auf den jüdischen Glauben einmal verkündet: „Die Religion können wir nicht anbefehlen, weil niemand gezwungen werden kann, daß er wider seinen Willen glaubt", eine Äußerung, die zeigt, daß man damals noch nicht in das eigentliche Mittelalter eingetreten war.

Den freundlichen Beziehungen zur katholischen Papstkirche kam überdies auf lange Zeit ein besonderer Umstand zugute. Im Ostreiche spielte ja der Streit über die dogmatische Formulierung des Verhältnisses von Gottvater und Gottsohn eine allesbeherrschende Rolle. Der Südosten bekannte sich damals zu der schon 451 durch das Konzil von Chalcedon für ketzerisch erklärten Lehre des Monophysitismus, die jenen beiden göttlichen Wesen eine einzige gottmenschliche Natur zusprach. Um nun die Abspaltung Ägyptens, Syriens und Palästinas vom Reiche zu verhindern, glaubten die damaligen Kaiser der dortigen Lehre durch eine Vermittlungsformel entgegenkommen zu müssen, verdarben es

Digitized by Google

aber darüber mit der strengen Orthodoxie, deren Hauptvertreter, der Papst, seinen Glaubensprimat dadurch verletzt sah. Der Zwiespalt führte in Rom zu einem erbitterten Ringen der Anhänger von Byzanz mit der orthodoxen Selbständigkeitspartei, und die letztere, die am Ende den Sieg davontrug, lehnte sich an den duldsamen Gotenkönig gegen den ketzerischen Kaiser an. Dies freundliche Verhältnis gewann um so größere politische Bedeutung, als für die Mehrheit des römischen Adels das Vorbild ihres Bischofs maßgebend wurde. Aus diesen Kreisen erwuchsen daher Theoderich bei seinem Versöhnungswerk wertvolle Helfer. Ihr Haupt war Cassiodorus Senator, der nach heutigen Begriffen etwa die Rollen eines Ministers, Privatsekretärs und Hofhistoriographen in sich vereinigte.

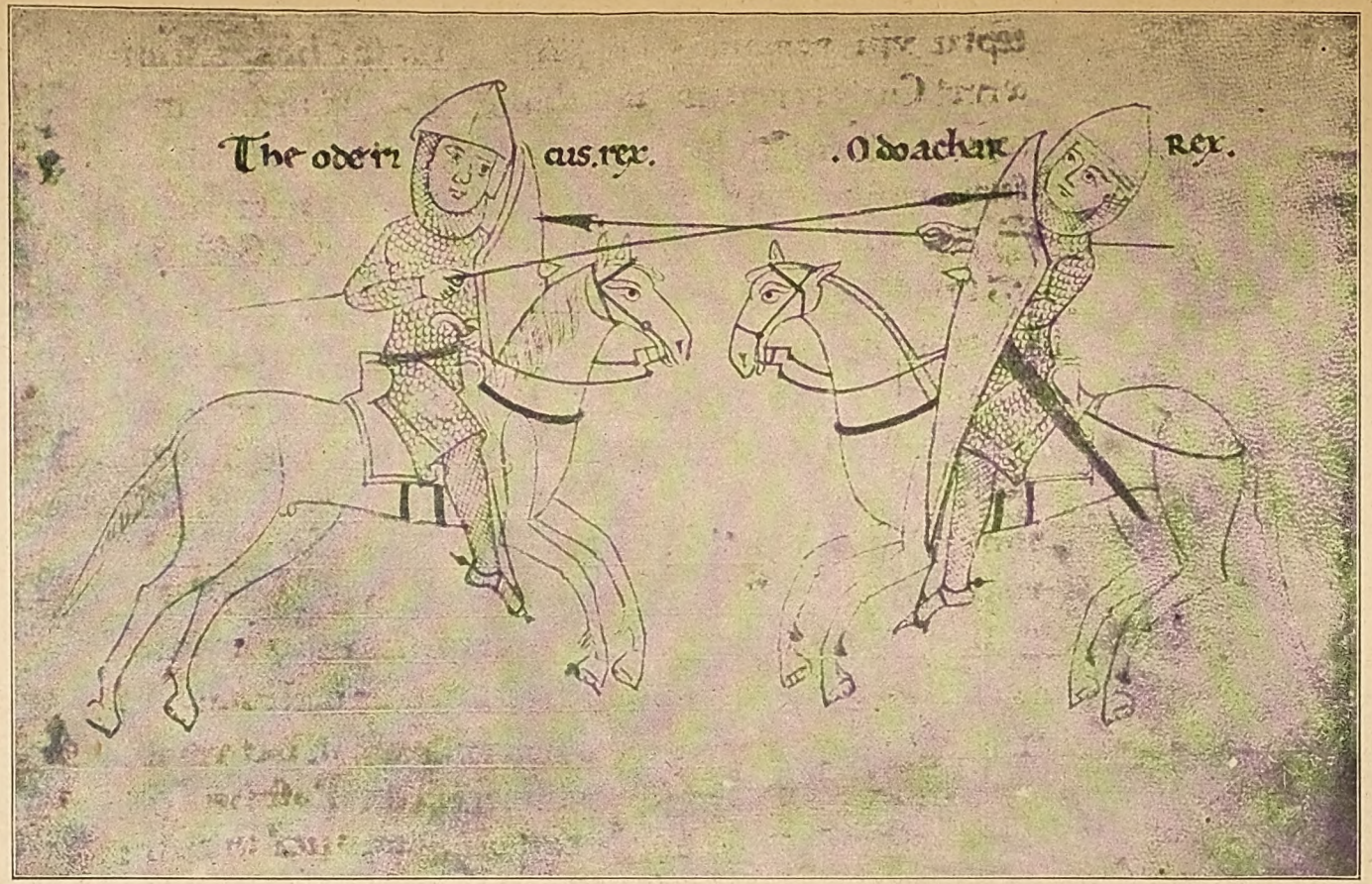
Das Hauptziel dieser Versöhnungspolitik war, die Römer durch friedliche Festigung der bestehenden Ordnung auch innerlich zu gewinnen, die Goten aber an strenge Gesetzlichkeit zu gewöhnen, sie allmählich zu der Kulturstufe der Italiker emporzuheben. Der kaiserliche König selbst bildete die einheitliche Spitze jenes Dualismus in Bevölkerung und Verwaltung, gab 512 in seinem „Edikt" eine für beide Teile gültige Vollzugsordnung auf Grund des römischen Rechts, überwachte die Durchführung durch seine „Sajonen", Kontrollbeamte, die den späteren Königsboten Karls d. Gr. ähnelten. Theoderichs unbeirrter Gerechtigkeitssinn, die salomonische Weisheit seiner Urteilssprüche wurden von Freund und Feind gepriesen; manche treffende Prägung lebte sprichwörtlich im Volke fort.



Goldschmuck aus Ravenna mit eingesetzten bunten Glasstückchen

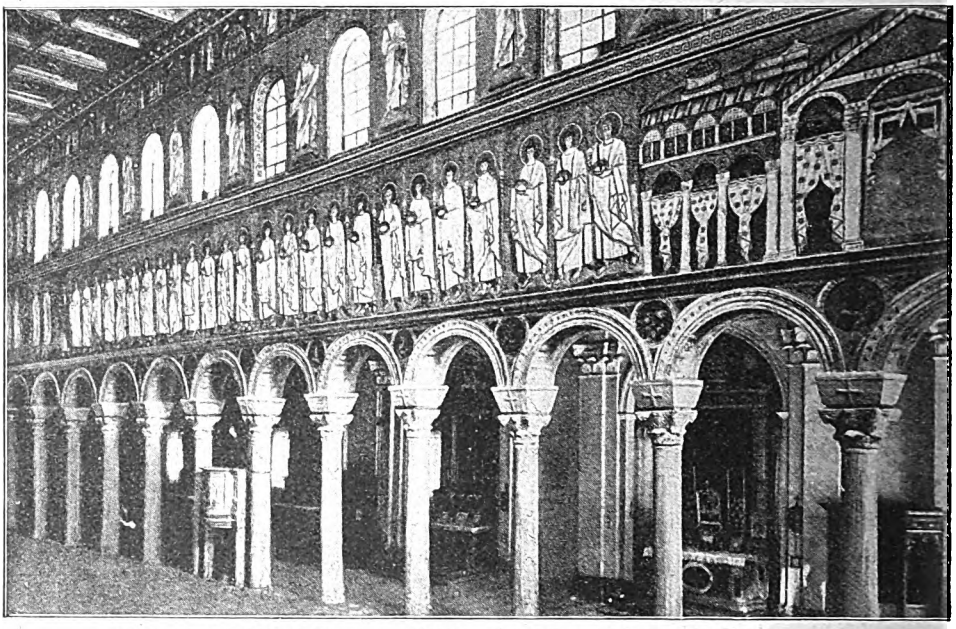
Das Bild dieses gereiften, mild ausgleichenden Friedensherrschers scheint zwar stark abzuweichen von dem des rauhen und gewaltsamen Kriegers der jüngeren Jahre. Indes die einheitliche Linie ist nicht zu verkennen. Der Staatsmann tat hier wie dort, in Krieg und Frieden, mit dem vollen Einsatz seiner Person, was die Lage gebot. Obschon dem König noch zu Lebzeiten in mehreren Städten Standbilder errichtet wurden, von denen die Ravennater Reiterstatue von Karl d. Gr. aus einem Zuge innerer Verwandtschaft heraus vor seiner Aachener Pfalz neuerrichtet worden ist, vermögen wir uns von der äußeren Erscheinung Theoderichs keine deutliche Vorstellung mehr zu machen. Das einzige zeitgenössische Porträt, das sich uns auf einer Goldmünze erhalten hat, ist zwar nicht ohne Eindruckskraft, aber es bleibt doch unsicher, ob mehr als das in langen, unten gelockten Strähnen herabfallende Haupthaar und der kurze Schnurrbart individuell verwertbar ist. Dagegen lebt sein Wesen bis auf den heutigen Tag fort in Resten seiner Kulturleistungen. — Der von den Zeitgenossen als unerhört empfundene dreißigjährige Friedenszustand Italiens und die geordneten Finanzen haben die Aufwendung reichlicher Mittel dafür ermöglicht, und zwar nicht nur für praktische Zwecke wie die Austrocknung von Sümpfen oder die Erstellung von Wasserleitungen und Bädern, nicht nur für Anlagen von Grenzforts und Befestigung der Residenzen Ravenna, Verona, Pavia, sondern auch für kirchlichen Kult, für Schmuck und Genuß des Daseins. — Theoderich suchte es auch da früheren Kaisern gleichzutun. Wie er dem römischen Volke wieder Getreidespenden und Zirkusspiele bot, so hat er jährlich erhebliche Mittel für die Herstellung und Erhaltung antiker Bauten ausgeworfen und mit dieser Konservatorenfürsorge einen besonderen Architekten beauftragt. Mehr den unmittelbaren Bedürfnissen der Gegenwart diente die Bautätigkeit in den nördlicheren Städten, und wenigstens in Ravenna erhalten wir davon noch heute die ergreifendsten Eindrücke. Den einst so glänzenden Palast freilich muß sich die Phantasie aus dem jüngst durch Grabung festgestellten Grundriß, aus einem nur in späterem Umbau erhaltenen Rest und vor allem aus einem bemerkenswerten Mosaikbilde neu errichten. Einen unmittelbaren Einblick in die Welt des großen Gotenkönigs aber gewinnen wir in der nahe dabei gelegenen herrlichen Hofkirche S. Apollinare nuovo mit ihrem prächtigen Schmuck von Säulen und Mosaiken, oder wenn wir vor das noch von ihm selbst errichtete wuchtig ernste Heldengrabmal treten, das heute in arg verwahrlostem Zustand in einsamen Gärten düster aus dem Grundwasser des niederen Bodens emporragt. Diese Welt ist, was man

Digitized by Google



Kampf zwischen Theoderich und Odoaker. Aus einer Veroneser Handschrift

Digitized by Google



Südwand (Epistelseite) des Hauptschiffes von Theoderichs Hofkirche in Ravenna

auch in ihr an germanischem Kunstwollen gemeint hat aufspüren zu können, die Welt der Spätantike, die sich dieser gotische Herrscher dienstbar machte.

Ähnlich verhält es sich mit den zeitgenössischen Erscheinungen des literarischen Lebens. Denkt man an die rhetorischen und historiographischen Leistungen eines Cassiodor, die philologische Bedeutung eines Symmachus, die ungeheure Nachwirkung der polyhistorischen Gelehrtenarbeit und Dichtung eines Boëthius, so wird man sie in jener Epoche des Absterbens der Antike nicht gering achten. Sieht man aber von dem kostbaren „Codex argenteus" der gotischen Bibel-Übersetzung und der mündlich vorgetragenen Heldendichtung ab, so hatten die Germanen auch hier kaum etwas hinzuzugeben. Theoderich selbst war noch unliterarisch und pflegte sich zur Unterzeichnung der Urkunden einer Schablone zu bedienen; es ist auch überliefert, daß er für die gotischen Knaben den gelehrten Unterricht nicht wünschte, da Lesen und Schreiben die Tapferkeit nicht förderten, und die Angst vor dem Stocke des Lehrers leicht eine Schwächung des kriegerischen Mutes im Gefolge haben könnte. Das zeugt aber nicht von Mißachtung überhaupt. Vielmehr hat er allgemein für die Hebung der Schulen Sorge getragen und seiner Tochter Amalaswintha und einer Nichte die feinste literarische Erziehung geben lassen. So zeigt das Kulturleben unter ihm das gleiche dualistische Gepräge wie das gesamte Staatsgebilde: das Zusammenwirken germanischer Willenskraft mit antiker Bildung.

Die Zeitgenossen haben dieses Friedensregiment in tiefer Dankbarkeit gepriesen. Beachten wir aber wohl: es war kein erschlaffendes Gehenlassen. Italien genoß dieses unverhofften Friedens doch nur deshalb, weil sein Beherrscher es ringsum an den Grenzen kraftvoll zu schützen und ihm unter den Völkern eine überlegene, gefürchtete Stellung zu sichern verstand. Und für diesen Zweck hat er auch während jener Friedensjahre Kriegsdrohung und Kriegführung niemals gescheut.

Die Selbständigkeit seiner auswärtigen Politik, die in dem sirmischen Kriege gegen die Gepiden an der Donau (504) den gotischen Machtkreis selbst auf Kosten kaiserlichen Gebietes im nördlichen Balkan ausdehnte, hätte byzantinischerseits wohl schon früher zu energischen Gegenwirkungen geführt, wenn nicht die Regierung des Kaisers Anastasius eine Ära innerer Sammlung, wirtschaftlicher und finanzieller Reformen von wesentlich defensivem Charakter gewesen wäre. Bei der gleichwohl nun wachsenden Spannung schuf sich Theoderich rechtzeitig Deckung durch ein ausgedehntes Bündnissystem in der germanischen Welt. Das Doppelantlitz seiner Stellung zeigte sich auch hier. Wohl trat er den andern Germanenfürsten klug nur als Erster unter Gleichen gegenüber und suchte die Herrscherhäuser der Franken, Westgoten, Wandalen, Burgunder und Thüringer durch verwandtschaftliche Bande an sich zu fesseln. Auch den Herulerkönig hat er durch Waffenleihe adoptiert und sogar von den fernen Esthen an der Ostsee eine huldigende Gesandtschaft empfangen. An eine volle Wiederherstellung des westlichen Kaiser-

Digitized by Google

Kaiserin Theodora und ihr Gefolge. Mosaikbild aus St. Vitale in Ravenna

reiches hat er gewiß nicht gedacht; indes das alte Zentralland Italien, die kaiserliche Vertretung und persönliche Bedeutung sicherten ihm doch in dieser germanischen Welt eine überragende Stellung. „So sehr wir hinter Euch zurückstehen," schrieb er einmal dem Kaiser, „so sehr gehen wir den andern Völkern voran". Und wenn man liest, daß er seiner Schwester bei ihrer Vermählung mit dem Wandalenkönig Thrasamund ein Geleit von 6000 gotischen Kriegern mitgegeben habe, so erkennt man, daß er die Politik dieses für die Mittelmeerbeherrschung so wichtigen Reiches unter eine gewisse Kontrolle nehmen wollte, und kann daher von einer Art ostgotischen Protektorats über andere Germanenstämme reden. Das mochte hier in Afrika oder bei den burgundischen Nachbarn oft als lästiger Druck empfunden werden. Wer aber die Bewahrung des Bestehenden wünschte, hätte für solchen Bündnisrückhalt nur dankbar sein sollen, und zeitweise trafen die Worte des Chronisten Jordanis: „In dem westlichen Teile der Welt war kein Volk, das ihm nicht durch Freundschaft oder Unterwerfung huldigte" in der Tat zu.

Nur der aufstrebende Frankenstamm brachte Störung in diese Ordnung. Chlodwig, der mit brutaler Gewalt und verschmitzter Berechnung seinen Machtinteressen nachgehende Barbar, war hier Theoderichs sehr verschieden gearteter Gegenspieler. Die Außenlage seiner Provinz, die Berührung mit der Urheimat, die konfessionelle Geschlossenheit gaben ihm rücksichtslose Stoßkraft gegen jene überlieferten Zusammenhänge staatlicher und kultureller Einheit, als deren Verteidiger sich Theoderich aufgeworfen hatte. Und sofort knüpften sich gegen diesen zwischen dem Franken und Byzanz Beziehungen an. Die gefährdete Mittellage bei einer im Zentrum keineswegs gefestigten Basis zwang Theoderich zu einem äußerst behutsamen Spiel der Kräfte. Es gemahnt uns an andere germanische Helden, an Friedrich d. Gr. und Bismarck, die nach gleich stürmischen Anfängen ihr Werk in der Weisheit des Alters als Balanzierkünstler der hohen Politik mit wachsender Sorge gegen West und Ost schützen mußten.

Schon der Einbruch Chlodwigs in das zerspaltene Burgunderreich war durch vermittelnde Einmischung beider Gotenstaaten (502) zurückgewiesen. Darauf deckte Theoderich seine Hand über die Reste der Alamannen, als der fränkische Schwager sie in wiederholtem Vorstoß gänzlich unterwerfen wollte, und nahm sie in den Gebieten Rhätiens und der Ostschweiz unter den Schutz seines Reiches. Mit der wachsenden Spannung zu Ostrom und Chlodwigs Vorbereitungen zum Schlage gegen das bis zur Loire in Gallien hineinragende Westgotenreich spitzten sich die Dinge um das Jahr 507 zu einer gewaltigen Krise zu. Theoderich suchte ihren Ausbruch durch den Druck einer von Spanien bis Thüringen reichenden Friedenskoalition hintanzuhalten. Aber einer bewaffneten Einmischung kam der Franke durch blitzschnelle Tat zuvor. Indem Italien durch

Digitized by Google

eine byzantinische Flottenfahrt und die zweideutige Haltung des Wandalenherrschers beschäftigt wurde, stürzte er sich gemeinsam mit dem Burgunderkönig, der in völliger Verblendung durch den Augenblicksgewinn verlockt wurde, auf die Westgoten und schlug sie in der Entscheidungsschlacht bei Vouglé, in der ihr König Alarich II., Theoderichs Schwiegersohn fiel. Wären nun die siegreichen Stämme der Franken und Burgunder unaufgehalten bis ans Mittelmeer vorgedrungen, um einen Keil zwischen die beiden engverwandten gotischen Völker zu treiben, so wäre eine für diese höchst nachteilige Machtverschiebung eingetreten. Diese Aussicht zwang den alten Kriegshelden Theoderich aus seiner abwartenden Haltung heraus. Der Sieg seines Feldherrn Ibba bei Arles (508) sicherte die Küstenverbindung nach Spanien. Daß die Franken nun ihre Herrschaft bis zur Garonne ausdehnten, war demgegenüber vorderhand von geringerer Bedeutung. Einer weiteren Aufteilung Westgotiens jedoch wurde nachdrücklich Stillstand geboten; die alte narbonensische Provinz blieb ihm erhalten, die Provence aber mußte von den Burgundern an Theoderich herausgegeben werden. Durch diese „Kompensation" glaubte er das durch das fränkische Vordringen beeinträchtigte Machtübergewicht hinreichend hergestellt zu haben. Und jene Küstenverbindung erhielt dadurch doppelte Wichtigkeit, daß Theoderich für seinen unmündigen Enkel Amalarich auf lange hinaus auch in Westgotien die vormundschaftliche Regentschaft gewann. Die Machtmittel beider Gotenreiche waren damit in einer Hand vereinigt. Nach dem Wunsche Theoderichs sollten sie es womöglich auch über seinen Tod hinaus bleiben; denn sein einziges Kind Amalaswintha vermählte er mit dem aus dem westgotischen Zweige des Amalergeschlechtes stammenden Eutharich (515), dem er bald auch von Ostrom die Anerkennung seiner Nachfolge in Italien zu verschaffen wußte. Ein Sohn aus dieser Verbindung, der junge Athalarich, mochte dereinst auch in Spanien die legitime Herrschaft erlangen.

Und auch dem gefährlichsten Feinde gegenüber behauptete Theoderich schließlich das Feld. Denn Chlodwig starb bereits im Jahre 511, und unter seinen Söhnen ging zum mindesten die Wucht einheitlicher Tatkraft verloren. So blieb die fränkische Gefahr, solange Theoderich lebte, in Schranken gebannt, und es geht nicht an, in der historischen Würdigung Chlodwig gegen den Ostgoten auszuspielen und wohl gar den Beinamen des Großen auf jenen zu übertragen. Denn die Historie ehrt mit diesem Titel die Weltstellung und kulturelle Aufgeschlossenheit einer ehrwürdigen, charaktervollen Persönlichkeit, nicht aber die günstigeren Zukunftsbedingungen, unter denen auf engerem Felde ein durchgreifender, klugrechnender Tatmensch für seine Machtinstinkte arbeitet. Daß Theoderichs Werk der Pflege seines Schöpfers nicht hat entbehren können, hat er mit den meisten andern Großen von Alexander und Karl bis zu Friedrich und Bismarck gemein. Immerhin muß gegenüber solchen Vergleichen betont werden, daß es seiner Natur nach auf einer besonders schmalen Machtbasis ruhte, künstlich und gebrechlich, zu sehr abhängig von unberechenbaren Faktoren war; es brauchten nur einige böse Zufälle einzutreten, so wurde seine Erhaltung selbst dem erfahrenen Leiter schwierig. In der Tat zeigten sich noch in den letzten Lebzeiten Theoderichs Risse und Sprünge, die nicht ohne gewaltsame Eingriffe zu heilen, teilweise auch nur scheinbar zu verdecken waren.

Verschränkter Namenszug Theoderichs an einem Säulenkapitäl, der sogenannten Herkules-Basilika zu Ravenna

Das Schicksal wollte dem siebzigjährigen Herrscher nicht eben wohl. Der vorzeitige Tod Eutharichs mit Hinterlassung eines erst fünfjährigen Sohnes mußte ihn mit der Sorge erfüllen, daß sein Werk nunmehr auf zwei Augen stand. Auch sonst hatten bedeutsame Todesfälle die Lage ungünstig verändert. Ein grundlegender Wandel vollzog sich in Byzanz, als der hochbetagte, friedfertige Kaiser Anastasius 518 ins Grab sank. Die neue Dynastie, in der neben dem schlichteren Soldatenkaiser Justinus sein

Digitized by Google

politisch ihn weit überragender Neffe Justinian je länger, desto mehr den Ton angab, brach sogleich mit der kirchlichen Haltung der letzten Herrscher. Die Rückkehr zu den Beschlüssen des Konzils von Chalcedon ebnete den Weg zur Verständigung mit dem Papsttum, die sich zunächst, da jeder Hemmungsversuch vergeblich, ja schädlich sein mußte, unter wohlwollender Förderung Theoderichs vollzog. Daß sie aber zugleich einen politischen Frontwechsel bedeutete, stellte sich alsbald immer deutlicher heraus. Die Zeit der inneren Sammlung war vorüber. Hoffnungen auf Erneuerung des alten einheitlichen Imperiums konnten sich zwar nicht von heute auf morgen verwirklichen, aber man müßte nicht Umsicht, Raffinement und Skrupellosigkeit der späteren justinianischen Politik kennen, um nicht für gewiß anzunehmen, daß heimliche Fäden von langer Hand her zur Vorbereitung künftiger Taten gesponnen wurden. Für den künstlichen Bau der gotischen Herrschaft zog damit eine ungeheure Gefahr herauf. Der erfahrene Herrscher gab sich am allerwenigsten einer Täuschung darüber hin. Gerade weil er ihre Größe voll einschätzte, griff er in seinen letzten Lebensjahren zu radikalen Maßnahmen, die, weit entfernt, als Ausflüsse einer unsicher schwankenden Tyrannenlaune gelten zu müssen, vielmehr die politische Tatkraft des greisen Recken ähnlich wie die des alten Bismarck noch auf erstaunlicher Höhe zeigen, wenn auch ebenso wie dort eine starke Reizbarkeit nicht zu verkennen ist.

Bildnis Theoderichs auf einer Goldmünze (Doppelte Vergrößerung)

Im alten Zentralland Italien, das von der byzantinischen Restaurationspolitik am meisten bedroht war, boten sich ihrer Agitation vor allem die imperialistisch gerichteten Kreise des römischen Adels dar. Hier hatte es stets eine intransigente Partei gegeben, die, in ihrer privilegierten Stellung beeinträchtigt, auf den barbarischen Emporkömmling mit Verachtung herabblickte und die früheren Zeiten des unmittelbaren kaiserlichen Regiments zurücksehnte. — Andre hatten sich, wie ihr Bischof, aus Opportunitätsgründen dem gotischen Herrscher zur Verfügung gestellt, solange die dogmatische Spaltung einen engen Anschluß an Byzanz unmöglich gemacht hatte. Jetzt, wo die Schranke gefallen war, mochten sie, noch ohne die klare Vorstellung, damit Akte der Feindseligkeit zu begehen, die neugeknüpften Beziehungen zum oströmischen Hofe eifriger pflegen. Der König, der die byzantinischen Hintergedanken durchschaute, mußte schon dies als ein strafbares Verhalten betrachten, zumal wenn daran Persönlichkeiten beteiligt waren, die an seinem Hofe Amtsstellen einnahmen.

Dieser Gegensatz bildet den Hintergrund des politischen Prozesses, in welchen der von der Gunst des Königs emporgetragene Vorstand seiner Kabinettskanzlei Boëthius Anfang 524 verwickelt wurde. Freimütig war er, der auch sonst Übergriffe gotischer Beamter scharf zu kritisieren wagte, für den eines geheimen Briefwechsels mit dem Kaiser angeklagten Patrizier Albinus eingetreten mit dem Bekenntnis, was jenem vorgeworfen werde, das habe der ganze Senat, das habe er selbst getan. Der König hielt sich streng in den Bahnen des Rechts, wenn er die strafrechtliche Untersuchung des neuen Falles in die Hand des Senats selbst legte. Dieser aber besaß nicht die Unerschrockenheit des Boëthius, sondern verurteilte ihn wegen Hochverrats zum Tode. Während Theoderich mit der Vollstreckung zögerte, rangen die erregten Parteien leidenschaftlich um Tod und Leben. Dabei muß auch des Boëthius Schwiegervater Symmachus, der ehrwürdige Alterspräsident des Senats, sich allzusehr bloßgestellt haben, so daß auch er bald in Haft geriet. Am Ende hat Theoderich die Hinrichtungen dieser beiden hervorragenden Männer nacheinander (524/25) wirklich vollziehen lassen. Unter dem moralischen Gesichtspunkte kann hier das Urteil nicht schwanken. Ein Mann, der wie Boëthius hinter Kerkermauern in Erwartung des Todes, über sich selbst emporgehoben, ein Werk von der hohen Ethik und dem Ewigkeitswerte der „Tröstung der Philosophie“ schreiben konnte, hat gewiß nicht aus unedlen und im eigentlichen Sinne hochverräterischen Beweggründen gehandelt. Jedoch diese Rechtfertigung zieht noch nicht notwendig die Verurteilung von Theoderichs Entscheidung nach sich. In politischen Prozessen verlieren nur

Digitized by Google

allzu leicht Recht und Unrecht ihre klarumrissene Gestalt. Was jene römischen Senatoren getan hatten, das schien Theoderich und seinen Goten das schmale Fundament ihrer Herrenstellung zu unterhöhlen. Da hat der König, wenn auch mit tiefem Schmerz, aus politischer Notwehr gehandelt, als er durch strenges Exempel, immerhin in den Formen des Rechts, das Weiterfressen des Schadens hintanzuhalten suchte.

Vielleicht aber hätte er seine oft bewährte Milde trotzdem walten lassen, hätten nicht andere Vorgänge ihm das Gefühl gesteigert, daß der Boden unter seinen Füßen zu schwanken beginne. Für seine großzügigen pangermanischen Absichten fehlte den Nachbarn doch die politische Reife. Eifersucht auf den Ostgoten und persönliche Leidenschaft machten sie geneigt, der byzantinischen Einkreisungspolitik ins Garn zu gehen. So in Burgund, wo ein Enkel Theoderichs vom eignen Vater, dem katholischen König Sigismund, der Anlehnung an Byzanz suchte, ermordet wurde. In den Verwicklungen, die daraus 523 entstanden, wußte noch einmal Theoderich mit voller Überlegenheit gegenüber den Söhnen Chlodwigs, die leer ausgingen, die gotische Kriegsmacht in die Wagschale zu werfen, sein Reich rhoneaufwärts bis an die Isère auszudehnen und auf erneute Anlehnung der Burgunder erfolgreich hinzuwirken.

Bedenklicher waren die Vorgänge im Wandalenreiche, wo der Tod König Thrasamunds einen völligen Umschwung herbeiführte. Denn sein Nachfolger, der bejahrte und schwache Hilderich, warf sich nicht nur dem Kaiser, der auf die Zerstörung seines Reiches lauerte, in die Arme, sondern entzog sich auch den Gegenwirkungen am eignen Hofe, indem er die frühere Königin, Theoderichs Schwester, in den Kerker warf und ihre gotische Begleitung meuchlerisch umbrachte. Nordafrika unter byzantinischem Einflusse hätte Italien auch nach dieser Richtung hin in eine ähnlich bedrohte Mittellage versetzt, wie den Franken gegenüber; die seinem Hause angetane Schmach ruhig hinzunehmen, war Theoderich überdies auch persönlich nicht gewillt. Die riesenhafte Kraftanstrengung, mit der er eine Flotte von tausend Seglern zum Angriff rüstete, zeigt, wie viel er daran setzen wollte, das Wandalenreich seinem Einflusse zurückzugewinnen, und bei den starken nationalen Strömungen, mit denen Hilderich zu kämpfen hatte, wäre ihm wohl auch dies Unternehmen gelungen.

Inzwischen hatte sich die kirchenpolitische Wendung in Byzanz auch gegen die dortigen gotischen Arianer immer feindseliger ausgewirkt; ihr Kult wurde verboten, ihre Kirchen beschlagnahmt, die alten Ketzergesetze gegen sie angewandt. Es war klar, daß man Theoderich zu Repressalien reizen und durch Schärfung des konfessionellen Zwiespalts seine Stellung in Italien schwächen wollte. Der König tat seinerseits das Äußerste, um eine gütliche Verständigung zu erzielen, indem er den Papst Johannes selbst mit einer reichen Gesandtschaft zu Verhandlungen nach Byzanz schickte. Als dieser jedoch eine volle Rücknahme der Maßregelungen weder erlangen konnte noch wollte, und seinen Aufenthalt am Kaiserhofe nur zu noch engerer Knüpfung der Beziehungen ausnützte, ließ der erzürnte König den Heimgekehrten ins Gefängnis werfen. Als er darin nach wenigen Tagen starb (i. J. 526), erreichte Theoderich durch scharfe Pression noch einmal die Wahl eines ihm genehmen, gotenfreundlichen Papstes.

Man sieht, der greise Held kämpfte für die Erhaltung seines Lebenswerkes mit ungebrochener Energie und verstand es noch immer, den Erfolg an seine Seite zu bannen. Die schlimmste Krise schien überwunden. Das Reich selbst hatte noch nicht die geringste Einbuße erlitten, als er nun daran gehen wollte, das langvorbereitete afrikanische Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Da aber trat ihm der Tod in den Weg und riß ihn nach dreitägiger Ruhr-Erkrankung am 30. August 526 aus der Bahn seines unermüdlichen Schaffens. Auf dem Sterbebette beschäftigte ihn, ähnlich wie später Kaiser Heinrich VI., die quälende Sorge, wie dem erst zehnjährigen Enkel Athalarich über die Zeit der weiblichen Regentschaft hinweg das schwerbedrohte Reich erhalten werden möchte. Er mahnte zum Ausgleich mit den Römern, zur Verständigung mit dem Kaiser. Und der Eindruck eines milden, die Gegensätze überbrückenden Friedensregiments blieb trotz der zuletzt bewiesenen Härte auch sonst durchaus vorherrschend. Nur die kirchliche Legende hat ihn völlig unhistorisch zu einem wütenden Verfolger der Rechtgläubigen gemacht und dem wackeren Reitersmann den Teufel zuletzt in der lockenden Gestalt eines schwarzen Rosses erscheinen lassen, auf dem er dann, das Hifthorn blasend, als wilder Jäger dem Höllenschlunde zueilt. Daß die deutsche Heldensage die geschichtlichen Züge dieses Herrscherbildes getreu gewahrt hat, ist schon am Eingang dieser Darstellung betont worden. Hören wir zum Schluß noch das zusammenfassende Urteil Prokops, des bedeutendsten Geschichtsschreibers aus dem kaiserlichen Gegenlager, der in menschlich wohltuender und gerechter Würdigung von Theoderich schreibt: „Seine gewaltige Hand sorgte für Gerechtigkeit allerwegen und war ein starker Schirm für Recht und Gesetz. Vor Einfällen benachbarter Barbaren bewahrte er sein Land; seine Weisheit und Tapferkeit waren gefürchtet und geehrt weit in der Runde. Weder ließ er sich irgendein Unrecht gegen seine Untertanen zuschulden kommen, noch ließ er einem andern derartiges durchgehen. — So war Theoderich dem Namen nach ein Tyrann, in Wirklichkeit aber ein rechter Kaiser, nicht um Haaresbreite geringer, als irgendeiner von denen, welche sonst diese Würde bekleidet haben."

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 2. Nordwestecke des Bibliothekssaales im Zoologischen Institut zu Neapel

Feuerbach und Marées. Die italienische Landschaft mit ihren großen und rein gezeichneten Formen, ihren klaren Farben, die südlichen Menschen mit ihren ausdrucksvollen Bewegungen, die „klassische Kunst" der Raffaelzeit mit ihrer gesetzlichen Form des Bildbaus waren für diese Meister in verschiedenem Grade maßgebend. Bei Marées ist das Gesetz des Bildaufbaus das Wichtigste; er hat es tiefer empfunden und klarer gefühlt als irgendein anderer. Wundersame Werke sind daraus hervorgegangen, und seine Lehre hat uns den Wert der „klassischen Kunst" in neuer Lebendigkeit erschlossen.

Nicht um die seelische Haltung jener alten Meister handelt es sich bei Marées, nicht um die Gewaltigkeit Michelangelos, nicht um die Anmut Raffaels, sondern was Marées sah und was vorher, bei Künstlern wie Schriftstellern, übersehen war, das ist die Gesetzmäßigkeit, mit der sie das Bild bauten. Der Raum wird klar geschichtet, die Massen und Flächen, die Farben und Linien ordnen sich zu bestimmtem Rhythmus, die menschlichen Körper fügen sich in Bewegung und Achsenstellung genau in den Bildraum. Überall werden Gleichheiten und Gegensätze im Dienste der Bildklarheit verwandt. Diese Gesetzmäßigkeit des Baus steht im größten Widerspruch zu jener Zufälligkeit der Erscheinung, wie sie sonst zu Marées' Zeiten das Arbeiten vor der Natur oder vor Modellen in der Werkstatt mit sich brachte, und der Anschluß an das Theater bei figurenreichen Geschichtsbildern.

Auch Marées hat mit dem Zufälligen des „Realismus" begonnen. Sein Lehrer war der Berliner Steffeck, der in Pferdebildern und großen Historien exzellierte und aus dessen Schule auch Liebermann, der Antipode des Marées, hervorgegangen ist. Marées malte zuerst Soldatenbilder, frisch erfunden und flott ausgeführt (Abb. 1). Dann lebte er einige Jahre in München, und vor den Werken der alten Meister ging ihm eine Ahnung auf, wie die Malerei einen Zauber auch ohne unmittelbare Anlehnung an die Natur haben könne. Wundervolles Zeugnis dieser ersten Wirkung alter Kunst ist das „Bad der Diana" in der Neuen Staatsgalerie zu München, schimmernde nackte Körper in dunklem Wald; nicht beobachtet, sondern geträumt, ein unvergeßlicher Klang.

Baron Schack, der Begründer jener schönen Sammlung in München, Förderer junger Begabungen, wurde auf Marées aufmerksam, kaufte ein Bild von ihm und schickte ihn nach Italien, damit er dort, ebenso wie Lenbach, alte Meisterwerke für seine Galerie kopiere. Vier Kopien von Marées nach berühmten Gemälden italienischer Museen hängen in der Schackgalerie; sie geben die Gesamtwirkung der Vorbilder wieder, aber nicht in sklavischer Nachbildung, sondern auf eigenem Wege, in einer ganz freien Malerei, die uns zeigt, daß er mit den ewigen Ge-

Digitized by Google

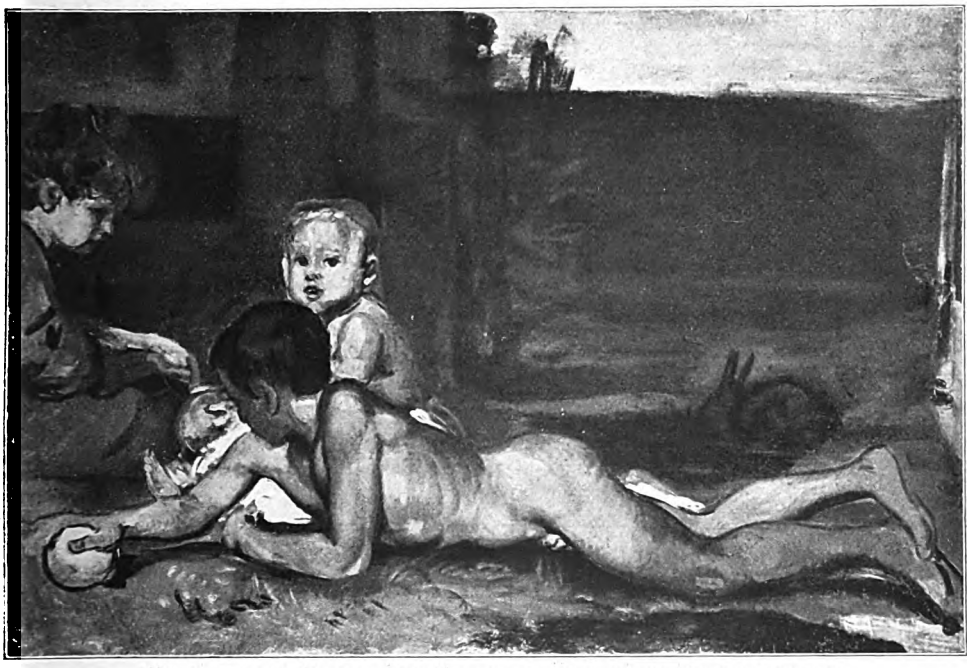


Abb. 3. Kinder. Studie zu den Neapeler Fresken. Berlin, National-Galerie

heimnissen der feinsten Wirkungen von Farbe, Ton und Pinselführung vertraut war. Sie unterscheiden sich dadurch grundsätzlich von den vielen anderen Kopien in Schacks Sammlung, und als ich kürzlich diese Galerie neu zu ordnen hatte, habe ich sie deshalb nicht in die Kopiensammlung gehängt, sondern unter die Originale.

Das Kopieren machte dem jungen Maler zuerst Freude, aber sehr bald wurde es ihm über, und er suchte in eigenen Schöpfungen zu gestalten, was ihm nun als Gesetz der großen alten Kunst aufgegangen war. Diese ersten Versuche auf neuem Wege befriedigten ihn selbst nicht und Schack gefielen sie noch weniger, und da Marées auch keine Kopien mehr schickte, so kam er mit seinem Gönner auseinander. Nach einiger Zeit fand er aber einen neuen Förderer, der sein Streben besser verstand, Dr. Konrad Fiedler, der mit das Beste und Tiefste unter den neueren deutschen Ästheten über das Wesen der Kunst geschrieben hat. Fiedler nahm seinen Freund mit auf eine Reise nach Paris und Spanien, und in den Werken des Veronese, des Delacroix und der Spanier lernte Marées die Großartigkeit der Malerei kennen, die dann seine nächsten Arbeiten auszeichnet, wie „Philippus und der Kämmerer" in der National-Galerie zu Berlin.

Und nun, 1873, das berühmte Hauptwerk des Meisters, die Ausmalung eines Saales der zoologischen Station in Neapel. Anton Dohrn hatte dies Institut und den Bau begründet und es entstand der Plan, daß Marées den großen Saal im ersten Stock ausmalen sollte. Fiedler trug die Kosten. Der Bildhauer Hildebrand, damals noch sehr jung, mit Marées nahe befreundet, half ihm hauptsächlich bei ornamentalen und plastischen Arbeiten. Nach einigen Wochen der Planung und Vorbereitung wurden die Fresken von Ende Juli bis Ende November ausgeführt, also in recht kurzer Zeit. Über den Vorgang gewinnt man lebendige Vorstellung aus den zahlreichen Briefen des Meisters, von denen soeben eine gut getroffene und gut gedruckte Auswahl bei Piper in München erschienen ist. Der Saal war ursprünglich für gesellschaftliche Zwecke gedacht, wurde nachher aber zur Bibliothek eingerichtet, die Flächen unter den Fresken mit Bücherregalen zugestellt (Abb. 2). Dies wirkt etwas unruhig, doch war Marées damit zufrieden, weil er annahm, daß seine Bilder so mehr gesehen würden. Bedenklicher ist es, daß die Mauern starke Sprünge zeigen.

Die Gegenstände der Bilder sind nicht geistvoll ausgeklügelte Allegorien, wie es vielleicht bei einem Staatsauftrag gewesen wäre, etwa die Bedeutung der Zoologie im allgemeinen und der Tiefseeforschung im besonderen, oder die Internationalität der Wissenschaft, für welche die Begründung und die Blüte dieser Anstalt ein so schönes Zeugnis ist — sondern ganz schlichte Eindrücke vom Golf von Neapel, zum Teil auf das Leben des Instituts bezogen. An den beiden dunklen Wandstücken der Fensterseite zieht sich ein Orangenhain hin (Abb. 8), vielleicht ein Eindruck aus der Umgebung von Sorrent; ein Jüngling pflückt Orangen, ein älterer Mann

Digitized by Google

Abb. 4. Die Ruderer. Studie zu den Neapeler Fresken. Berlin, National-Galerie

gräbt, Kinder liegen im Gras, Frauen sitzen plaudernd im Schatten der Bäume: einfachste Erscheinungen des Lebens — Arbeit, Ernte, Ruhen — in unmittelbarer Beziehung zur fruchtbaren Natur. Dann auf einer der schmaleren Seitenwände Fischer ihre Barke ins Meer schiebend, andere tragen Netze herbei (Abb. 6). An der hellen langen Wand den Fenstern gegenüber die weite Fläche des Meeres, zwischen Felsen; inmitten ein langes Boot, von vier stehenden Ruderern in der dort üblichen Weise bewegt. Man mag denken, wenn man will, daß die aufbrechenden und die fahrenden Fischer im Dienste des Instituts stehen. Zweifellos auf dies aber bezieht sich das Bild an der östlichen Seitenwand (Abb. 9): in einer Laube vor Gebäulichkeiten, die an den Palast der Donna Anna bei Neapel erinnern, sieht man den Dr. Dohrn beim Wein sitzen, mit Marées und Hildebrand, dazu die Freunde Grant (Charles Grant, ein englischer Dichter, war in Jena Hildebrands Lehrer gewesen) und Kleinenberg, etwas entfernt von ihnen ein italienisches Mädchen und eine Austernfrau ganz rechts am Rande — wie jene Alte in Tizians Tempelgang.

Also aus den Eindrücken des Lebens dort sind ganz schlichte Gegenstände und Vorgänge herausgesehen, aber sie treffen Wesentliches im einfach Menschlichen, haben in sich etwas Großes, im stärksten Gegensatz zu den kleinlichen und witzig oder gefühlvoll zugespitzten Genrebildern, die man damals in Europa malte. Es ist darin auch nicht jene tiefe Teilnahme für die Arbeit, mit ihrer Einförmigkeit und Last, wie sie Millet malte und später Liebermann, nicht die schmerzvolle Empfindung Segantinis. Das Leben und Tun der Menschen in der Natur, zu Lande und am Ufer und auf dem Meer ist ganz unmittelbar gesehen, schlicht und groß, und so kann es in die große Form eingehen. Oder: weil in der inneren Anschauung des Künstlers die klare Form lebte, deshalb sah er als Bildvorwürfe solche ganz einfache Vorgänge. Abgesehen von den Bildnissen auf dem Pergola-Fresko sind es gleichsam ewige Vorgänge: der nackte Jüngling eine Orange pflückend, die nackten Fischer das Boot ins Wasser schiebend — das könnte auch vor mehr als zwei Jahrtausenden so gesehen worden sein, als Griechen in derselben Landschaft lebten, Früchte des Bodens und des Meeres ernteten. Aber Marées ist weit davon entfernt, Gips-Griechen zu zeichnen wie einst die Klassizisten: er kommt nicht von der Akademie und dem Antikensaal, sondern tritt

Digitized by Google

der Natur mit freiem Blick gegenüber. — Vor Beginn der Arbeit an den Wänden malte er auf Leinwand Skizzen nach dem lebenden Modell, um sich die Hand frei zu machen und für das Malen oben auf dem Gerüst seinen Gegenstand zu beherrschen. Der größere Teil dieser Studien hängt in der National-Galerie zu Berlin. Sie sind von einer ganz erstaunlichen Frische und Meisterschaft der Malerei. Lange ehe Manet in

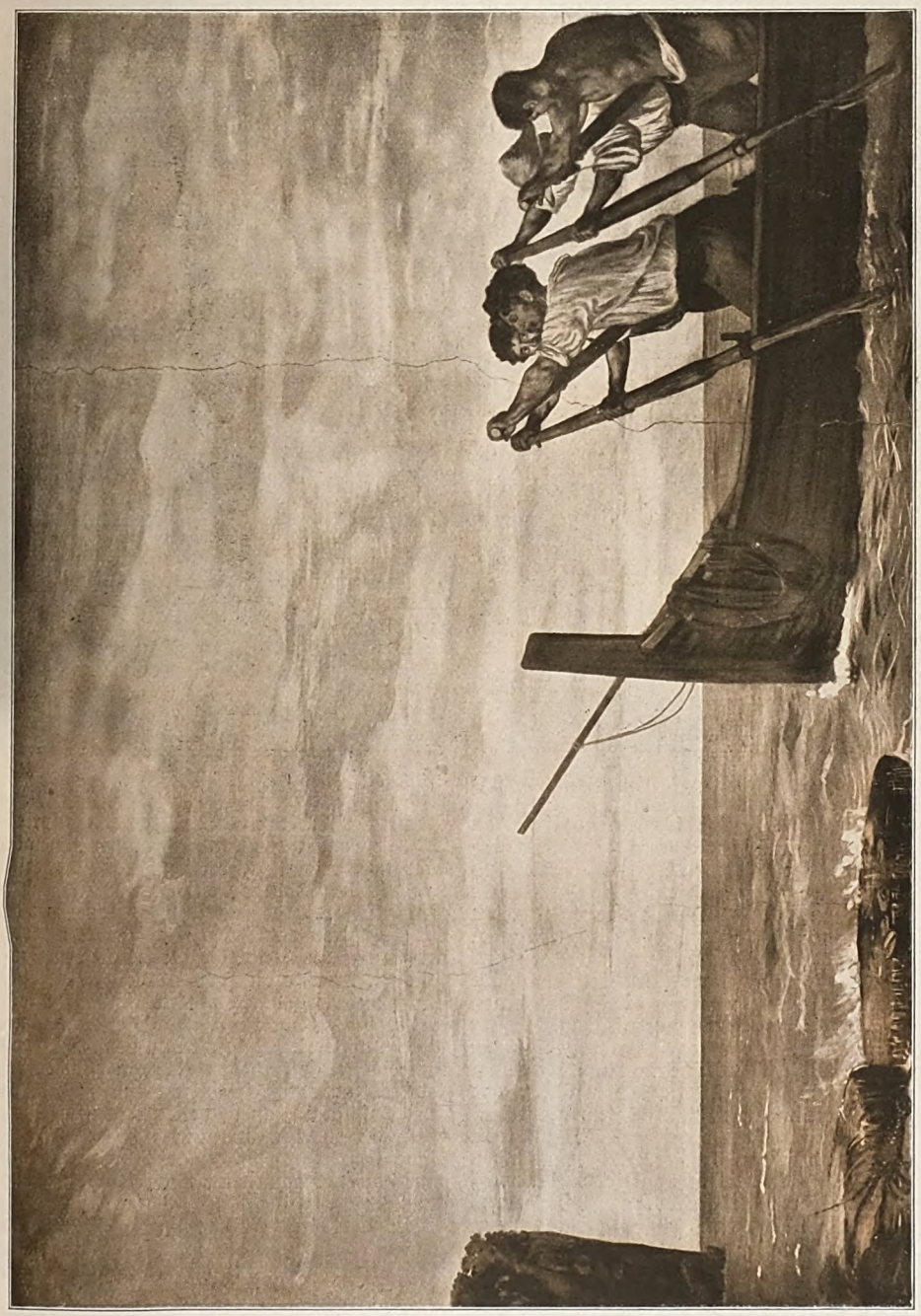


Abb. 5. Die Ruderer. Fresko im Zoologischen Institut zu Neapel. (Teil der Langwand)

Deutschland und Europa bekannt wurde, sehen wir hier eine Kunst vor uns, die selbstherrlich und stolz über die bisherige langweilige Gebundenheit der akademischen Überlieferung

Digitized by Google

Abb. 6. Ausfahrt der Fischer. Fresko im Zoologischen Institut zu Neapel

triumphiert. Marées führt den Pinsel in großen lockeren Zügen und bringt die farbige Erscheinung ganz frei und dabei überzeugend auf die Leinwand. So die prachtvolle Gruppe der Ruderer (Abb. 4) und die Kinder im Rasen liegend unter den Orangenbäumen (Abb. 3). In breiten meist wagerechten und senkrechten Pinselzügen ist die leuchtende Farbe hingestrichen, jeder Strich hat einen anderen Farbwert, und es ist von höchster Meisterschaft, wie etwa in dem Fleisch die warmen und kalten Töne auseinander gelegt und klar hingesetzt sind, nach dem Gesetz, das später Cézanne als Vorbild für die künstlerische Jugend aufgestellt hat. Wundervoll der Hautton vor dem dunkel leuchtenden Grün. Und in diesem trefflichen Malwerk ein seltsamer seelischer Klang: ein großes Kinderauge blickt uns an, wir empfinden darin die Seele des jungen Wesens, die schon da ist, aber das Rätsel des Lebens noch nicht begriffen hat. Dies Kind ist bei der Ausführung im Fresko weggelassen.

Die Malerei an den Wänden ist gebundener als auf den Leinwandskizzen und die Farbe natürlich ruhiger. Aber, wenn wir sie mit anderen Fresken vergleichen, von erstaunlicher Breite und Leuchtkraft. Es spricht für den Genius des Malers, daß er ohne alle Schulung und Vorbereitung das schwierige Handwerk so beherrschen konnte und daß er eine Glut der Farbe erreichte — innerhalb der Möglichkeiten des Fresko — die etwas von der Pracht des Neapeler Golfes in den Saal zaubert. Er selbst, der bisher nur kleine Staffeleibilder hatte malen können, darein er die Größe der klassischen Meister bannen wollte, war wie berauscht von dem Glück, das ihm das Malen an den riesigen Flächen bereitete, und diese Schaffenslust erklärt es auch, daß er in jenen wenigen heißen Sommermonaten die umfangreiche Arbeit zu Ende führte, täglich von frühmorgens bis zum späten Nachmittag ohne Unterbrechung am Werk.

Zu der Freiheit der Malerei und dem Leuchten der Farbe kommt die Größe des Rhythmus, das architektonische Gefühl. Mächtige Linien und Flächen gliedern die Bilder, setzen sie in Beziehung miteinander und mit der eigenen Wirkung des Saales.

Die hell beleuchtete Hauptwand, den Fenstern gegenüber, fast vierzehn Meter lang, ist durch gemalte Architekturglieder in fünf

Digitized by Google

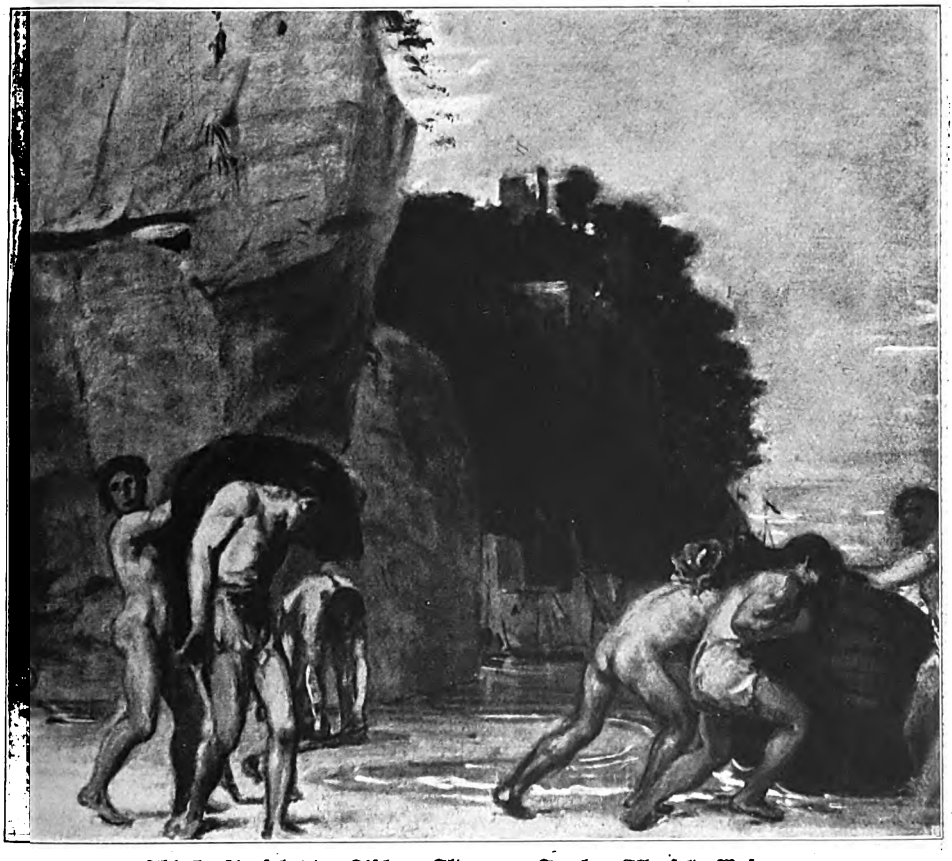


Abb. 7. Ausfahrt der Fischer. Skizze zum Fresko. Elberfeld, Museum

Stücke geteilt, ein großes in der Mitte (Abb. 5), je zwei kleine zu Seiten (Abb. 2). Die ruhige Linie und leuchtende Farbe des Meeres geht hindurch. In den schmalen Seitenfeldern heben sich vom Rande her Felsen, in dem breit gelagerten Mittelteil niedrige Felsstücke unten am Bildrand her und, wenig zurück, die lange Form des Bootes, das gleichlaufend mit der Bildebene dahin streicht. Hohe leere Himmelsfläche, nur weich belebt in unbestimmter Bewölkung.

Auf der gegenüberliegenden Wand, zwischen den Fenstern, waren zwei hohe Rechtecke zu bemalen (das rechte davon Abb. 8); sie reichen tiefer herunter als die Flächen auf den drei übrigen Wänden. Auch hier geht die Horizontlinie zusammenhaltend durch, sehr stark wirkend, wie überhaupt an dieser dunklen Wand alles kräftiger instrumentiert ist. Aber gegen die Wagrechte, die dem Ganzen der Wand entspricht, wirken hier nun stark senkrechte Formen, der Zerschneidung in jene hohen Rechtecke gemäß: die zahlreichen Baumstämme der Orangen. Mächtige geschlossene Massen von Laub ziehen sich durch beide Teile, ungefähr in der Höhe der Mauerstücke zwischen den kleinen oberen und den großen unteren Fenstern. Der schärfste Gegensatz zwischen Hell und Dunkel am Horizont, vorbereitet unten durch verschieden belichtete Landstreifen, abklingend oben im Spiel heller und dunkler Wolken am zerrissenen Himmel. Und diese Stelle am Horizont enthält auch die schärfste Begegnung der Wagrechten mit den Senkrechten: die Überschneidung der quer gelagerten Himmelshelligkeit durch die vielen dunklen Baumstämme. Vergleicht man die Anlage des Meerbildes gegenüber, so empfindet man deutlich, wie hier die andere Gestaltung der Wand das Spiel der Senkrechten und Wagrechten hervorgerufen hat, auch den dreigeteilten Aufbau der Bildteile übereinander, und wie die Dunkelheit der Wand — an Stelle der gleichartigen Helligkeit dort — zu diesem sehr kräftigen Kontrast von Licht und Schatten führte. Auch die Durchführung rechnet damit: das Laubwerk ist in großen Formen behandelt, die zurückliegenden Schichten sehr dunkel, darüber helle Blattgruppen in deutlich wirkender Zeichnung. Und die Gestalten sind fest in diesen Rhythmus ihrer Umgebung einbezogen. Etwa auf dem rechten Bild: der stehende

Digitized by Google

Abb. 8. Orangenhain. Fresko im Zoologischen Institut zu Neapel

Jüngling begleitet den Fensterpfeiler, der liegende Knabe mit dem rechtwinklig aufgestützten Arm den unteren Bildrand, das sitzende Kind führt dann wieder zur linken Rahmenlinie hinauf; der grabende Mann vermittelt zwischen diesen beiden Hauptbetonungen, als Masse und Helligkeit wie in der Richtung seiner Achsen.

Nun die Fresken an den Schmalwänden des Saales, fast quadratisch. Die Ausfahrt der Fischer (Abb. 6): hier türmen sich die Formen. Nicht die große Querlinie des Meeres wie auf der hellen Langwand, nicht die starken Gegensätze senkrechter und wagrechter Linien wie auf den dunklen Flächen zwischen den Fenstern, sondern mächtige kubische Massen steiler Felsen, die nach der Mitte hin in drei Schichten zurückführen, dann wieder vorn die dunkle Masse des Bootendes. Der Fels links und das Boot rechts scharflinig, bei der zurückliegenden Höhe in der Mitte ist der Umriß durch Baumwerk verziert, er betont zuerst die Bewegung nach der Mitte zu — ihr Ansatz ist schon ganz links durch eine Lücke im vorderen Felsen sichtbar — und führt dann mit Nachdruck auf die Bootspitze hin. Es ist hier auch ein Reiz südlicher Landschaft für das Auge

Digitized by Google

Abb. 9. Pergola. Fresko im Zoologischen Institut zu Neapel

des Nordländers wiedergegeben: die einzelnen Bäume auf schroffen Felshöhen, während die sanfter geschwungenen Berge Deutschlands mit geschlossenen Waldflächen gleichmäßig überkleidet sind; Eindrücke der neapolitanischen Umgebung auch in der Art, wie sich die Häuser unten an den steilen Hang schmiegen. Die Anordnung der Gestalten entspricht dem Bau dieser Bühne: nicht die Ruhe einer Senkrechten und Wagrechten wie bei jenen Orangenbäumen, sondern reichere Bewegung. Zwei Gruppen, die Netzträger und die Leute am Schiff; zwischen ihnen führt der helle Boden etwas in die Tiefe. Die drei Netzträger gehen mit dem vorderen Felsen zusammen, die drei anderen mit dem Bootskörper. Die vier inneren Gestalten sind in verschiedener Weise gebeugt, nach ihrer Beschäftigung und nach ihrer Stellung im Bilde; außen jedesmal eine Senkrechte, doch nicht stark wirkend, links Ansatz, rechts Auffangen der Bewegung. Die Richtung geht vom Land zum Wasser: links angrenzend der Orangenhain, rechts das Meerbild; links der dunklen Wand benachbart der dunkle Fels, rechts zur hellen Wand hin wird die Farbe lichter. Auf der Skizze zu diesem Fresko (im Elberfelder Museum, Abb. 7) ist, neben anderen Unterschieden, dieser dem Gesamtraum entsprechende Lichtgang noch nicht vorhanden. Die zuerst schmale Himmelsfläche zieht sich rechts nach unten hin und gewinnt so den Anschluß an den hohen leeren Himmelsraum des saalbeherrschenden Meerbildes (vergl. Abb. 2).

Ähnlich die Raumordnung auf der anderen Schmalwand (Abb. 9), doch nun das Auflockern und Zurückweichen im umgekehrten Sinn, von rechts nach links: eine geschlossene ruhige Mauer neben der Fensterwand; die zweite Fläche geht zurück, etwas mehr gegliedert, die Tiefenbewegung durch die Stufen erläutert. Die genau von vorn gesehene Treppenwange mit dem streng aufrecht sitzenden Mädchen schließt diesen ersten Raumteil ab, fängt die Achsen auf, während die Austernfrau gleichsam die Richtungskräfte der unteren Bildecke verkörpert. Dann springt der Raum zurück. Dunkle Mauer, dachlose Pfeiler und Bogen, das bescheidene Rund der hohen verkürzten Tür reicher aufnehmend und die helle Himmelsfläche vorbereitend, die dann wieder am linken Bildrande bis tief zum Meeresspiegel herab-

Digitized by Google

Abb. 10. Drei Bildnisse. Studie zum Pergola-Fresko. Elberfeld, Museum

führt und so ebenfalls den Anschluß an das Meerbild der Hauptwand findet. In dem Raumstück, das durch das Zurückgehen der Gebäulichkeit frei bleibt, sitzt die kleine Gesellschaft der Neapeler Freunde, rechts an der Treppenwange im Profil Hildebrand, neben ihm schaut der charaktervolle Kopf des Malers selbst hervor mit seiner mächtigen Stirn; in der Mitte breit der Engländer Grant. Zu diesen dreien die köstlich gemalte Studie des Elberfelder Museums (Abb. 10). Außen Dr. Dohrn, der Direktor, in ganz freigelegter Figur, zum Meer hinblickend; hinter ihm Dr. Kleinenberg, der einzige stehende, als Bildwirkung zu jenem hochsitzenden Mädchen überleitend, von dem dann die Bewegung zu der kauernden Austernfrau hinabgleitet. Die sparsamen Linien des Holzdaches, senkrecht, wagrecht und schräg, vermitteln zwischen den Richtungskräften des Bauwerks und der Gestalten. Auch in diesem Fall zeigt ein Vergleich mit der Skizze (Abb. 11), wie die Gliederung der Bildwirkungen und ihre Einstellung in die Gesamtordnung der vier Wände bis zur Ausführung al fresco noch abgeklärt und in die Einzelheiten hinein — wie die Bewegung des Hundes — durchgearbeitet wurde.

So einfach und naheliegend dies alles scheint, die Ordnung der Massen und Flächen, der Lichtstufen und Linienwirkungen, ihre Entwicklung aus der Form und dem Lichtgehalt jeder Wand und ihrer Stellung zueinander — man wird in der Kunst jener Zeit nichts Vergleichbares finden. Wo große Wandflächen zu bemalen waren, in zahlreichen öffentlichen Gebäuden, da gab es bloß vergrößerte Staffelei-Bilder, theatermäßig angeordnet und modellhaft durchgeführt. Nur Puvis de Chavannes hat in Frankreich die alten Gesetze der Wandmalerei wieder gefühlt und Bilder voller Grazie und süßen Klanges gemalt, aber er ging einen anderen Weg als Marées. Was dieser empfand und gestaltete, ist das Bildgesetz des Giotto, nach dem seine herrlichen Fresken gebaut sind,

Digitized by Google

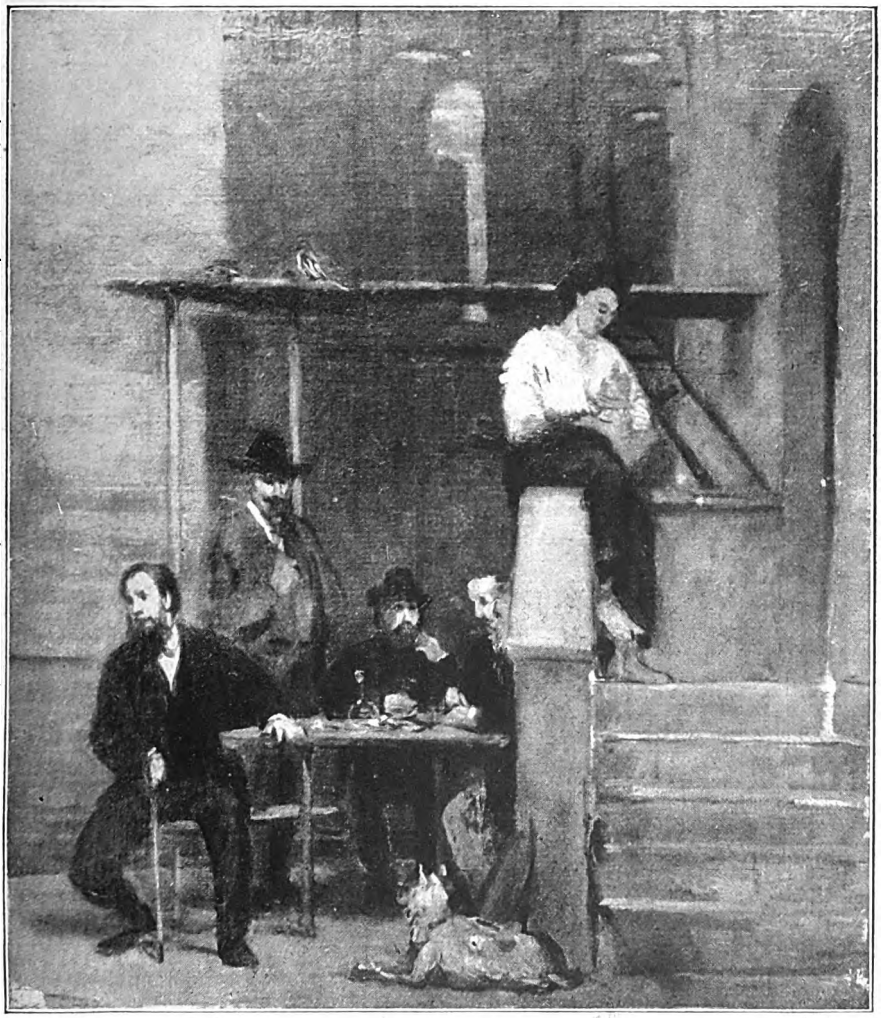


Abb. 11. Pergola. Studie zum Fresko

die alte byzantinische Überlieferung überwindend, der erste Triumph des um 1300 zu neuem Leben erwachenden Italien. Masaccio hat dann, nach der mehr spielerischen Art des folgenden Jahrhunderts, den strengen Bau Giottoscher Fresken weiter entwickelt. Betrachten wir etwa die Kapelle Brancacci in Santo Spirito zu Florenz, so finden wir dasselbe breite Lagern der Form an den langen Wänden, das hohe Auftürmen an den schmalen; das Entlangziehen an jenen, das Zurückgliedern an diesen; ausgeglichene Helligkeit an den beleuchteten Wänden, starke Gegensätze von Hell und Dunkel an der Fensterwand; die Bewegung der Gestalten verbunden mit ihrer Umgebung und bedingt durch die in der Wand gleichsam beschlossenen Kräfte. Ähnlich die Einfügung in die Tatsächlichkeiten des Raumes in der Kapelle von San Clemente zu Rom. Die Ausdruckskraft der großen Linien ist bei Giotto stärker als bei Masaccio: ihre Abstimmung zwischen Figuren und Umgebung, ihre fein gefühlte Einstellung in das Bildviereck.

Bei den Fresken des Marées fehlt die Würde des kirchlichen Gegenstandes, die jenen alten Werken eine besondere Weihe und Erhabenheit gibt. Und es fehlt die edle Linie des Trecento wie die sieghafte Kraft der beginnenden Renaissance, aber es ist zum Ruhme des nordischen Malers zu sagen, daß er gar nicht daran gedacht hat, wie so viele Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, den Stil jener vergangenen Zeiten nachahmen zu wollen, das Besondere der alten Meister anderer Rasse, das Persönliche und das Italienische. Was vergleichbar ist, und was sich ihm an den Werken der Alten erschlossen hat, das ist lediglich der innerste Sinn im Bau

Digitized by Google

des Wandgemäldes, die Anlage des Raumes und der Massen, der Farben und Lichtstufen, der Bewegungen und Linien. Es findet sich keinerlei äußere Ähnlichkeit mit irgendeinem jener großen Freskenmaler oder irgendeinem ihrer Werke. Aber er fühlte im Grundsätzlichen wie sie: daß er die Mauerflächen nicht vergewaltigt, sondern gleichsam lebendig werden läßt; an der großen Langwand ist die Form quer gelagert mit der mächtig wirkenden Meerlinie, der Raum nicht vertieft, sondern Massen und Bewegung erstrecken sich in schmaler Schicht gleichlaufend mit der Wand, hell im vollen Licht. Gegenüber zwischen den Fenstern die starken Kontraste von Hell und Dunkel, Senkrechten und Wagrechten. An den Schmalwänden ein hohes Aufbauen der Formen, Zurückschichten, Überleiten in Massen und Helligkeiten von der Fensterwand zur Hauptwand. Überall vollkommene Einheit der Gestalten mit ihrer Umgebung im Bewegungswert, in der Stellung der Achsen, in Flächenanspruch und Lichtstärke.

Dies alles ohne Vorbereitung in einem Werk ähnlichen Umfanges, rasch heruntergemalt in wenigen Monaten, als eine Gelegenheitsarbeit aus einem zufälligen Auftrag infolge persönlicher Beziehungen, ohne Honorar, in hoher Begeisterung und Schaffensfreude durchgeführt. Und wie ohne Vorbereitung so auch ohne Folge: Marées hat nie wieder einen solchen Auftrag gehabt.

Er hat sich dann später eine Bildform gewählt, die ihm ähnliche Aufgaben und Lösungsmöglichkeiten bot: das Triptychon, jene an mittelalterlichen Altären geläufige Zusammenstellung eines größeren Mittelstückes mit zwei schmaleren Seitenflächen. Das Bildordnen auf den unterschiedlichen und mehrfach geteilten Wänden des Neapeler Saales hatte ihn den Reiz der rhythmischen Gliederung und Zusammenhaltung solcher verschieden geformten Flächen empfinden lassen, und in den Triptychen (heute in den Galerien zu München und Berlin) entwickelt er diese Aufgaben immer weiter. Seine Einsichten in das Wesen der Kunst, wie er sie im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen auffaßte, wurden immer klarer, das Bewußtsein von seiner hohen Aufgabe immer stärker, seine Zurückgezogenheit immer strenger.

Das Münchener Selbstbildnis von 1883 (Abb. 12) zeigt uns diesen gereiften, denkenden, ringenden, selbstsicheren Meister. Der Blick der Augen, der die Welt schauend zu durchdringen sucht, wie wir es in Selbstbildnissen großer Maler oft finden, verbindet sich hier mit der hohen Stirn des Denkers. Die schlichte Einstellung in das Bildviereck und die ganz einfache Linienführung, besonders wirksam an der Nase und Schläfe, die Verteilung der hellen Flecken — all das zeigt den Meister der klaren Bildordnung; leiseste Abweichung von der Härte der Achsen gibt etwas schwebend Augenblickliches und geheimnisvoll Lebendiges.

Abb. 12. Selbstbildnis des Künstlers

Dies ist der Mann, den die jüngeren Künstler unserer Zeit als Vorbild der Gesinnung und der Leistung verehren.

Digitized by Google

Der Sieger

Novelle von Ernst Zahn

Thomas Scherrer lehnte am Gartenzaun seines Bruders Franz und schaute über das in allen Farben leuchtende Blumenzeug, das darin wuchs, hin. Im ganzen Dorf, das doch alle Häuser schmuck und farbig hielt, war nirgends solch eine Freude von Margeriten, Rittersporn, Nelken und Rosen zu sehen, und nirgends blühten wie hier die Geranien so üppig an allen Fenstern bis hinauf unter das gewaltige Dach. Das war immer gewesen, dachte Thomas, schon von den Eltern her. Er selber hatte in der Staudenwildnis da drinnen sich einmal verborgen, als der wilde Franz ihn schlagen wollte. Jetzt, da er seit einem Jahre drüben in Edlibach auf dem Gute des Onkels Andres saß, das ihm und Franz zu Erb gefallen, kam er selten mehr hierher nach Schachen. Darum fielen ihm jetzt auch Garten und Hausfront in ihrer Blumenfestlichkeit besonders auf. Aber außer den Blumen, den Insekten, die sie umschwirrten, und den Hühnern, die rings ums Haus scharrten und pickten, schien nichts Lebendes darum und darinnen zu sein. Hatte er es nicht gedacht? Am Sonntag nachmittag war doch Franz beim Kartenspiel im Wirtshaus und das Gesinde fort und — Und Gundi — vielleicht daheim bei den Eltern!

Er seufzte ein wenig, halb vor Bedauern, halb vor Erleichterung. Da konnte er ja wohl wieder umkehren und, nachdem er seine Pflicht getan und gekommen war, ebensolange wieder fortbleiben wie seit Franzens Hochzeit!

Er legte die Hand auf die Zaunstecken. Immer tiefer in Gedanken sich verlierend, strich er über die spitzen Hölzer, nicht achtend, daß sie seine Schreiberhände empfindlich stachen. War das nun wirklich schon ein Jahr her, daß er drüben in Edlibach die Gemeindeschreiberstelle und den Hof mit seinem ganzen, wohl eingearbeiteten Gesinde übernommen und daß — Franz die Gundi Stocker geheiratet hatte? Die Zeit verging. Wenn alles so leicht und schnell verginge wie sie! Es riß ihn doch mehr am Herzen, während er nun hier stand, mehr als er gemeint hatte. Ein halbes dutzendmal war Franz schon bei ihm drüben gewesen und hatte jedesmal gefragt: „Warum kommst denn nie herüber? Man könnte ja meinen, wir zwei Brüder hätten den größten Streit.“ Er hörte die Stimme, die immer laute, ein wenig weinerliche Stimme. Er hörte, wie Franz den Stuhl an den Tisch schob, nein warf, daß man meinte, er ginge in Stücke, und wie er beim Fortgehen die Tür zuschlug, daß sie nicht ins Schloß fiel, sondern an die Wand zurückschmetterte. Er meinte nichts Böses, der Franz. Nein, das war seine Art. Er machte alles laut und heftig ab. Er packte immer und überall zu wie ein Wilder. Die Leute hatten ordentlich Angst vor ihm. Aber sie gaben alle zu, daß er es im Leben zu etwas bringe und ein Weltskerl sei. Und doch war er, Thomas, ein Jahr lang nicht zum Bruder gekommen. Und ebensowenig hatte ihn die junge Schwägerin, die Gundi, besucht. Nun ja, das war bei ihr vielleicht Zufall. Sie mochte viel zu tun haben im neuen Haushalt. Auch ging man ja wohl im ersten Jahre nicht gern von der Seite dessen fort, mit dem man aus Liebe zum Altar gegangen war. Natürlich aus Liebe! Anders konnte es nicht sein.

Thomas Scherrer schaute sich um. Der Kopf war ihm von Gedanken so voll und schwer, daß ihn auf einmal ein Gefühl allgemeiner Müdigkeit und die Lust sich irgendwo niederzulassen befiel. Da erblickte er drüben die Bank unter dem Mostäpfelbaum, der seine Äste wie ein Schirm nach allen Seiten hing. Wenn doch niemand um Weges war, konnte er sich dort wohl ein wenig setzen.

Er schritt hinüber. Mit einem kleinen Seufzer nahm er Platz. Nun konnte er Haustreppe und Tür übersehen und gewahrte, daß diese offen stand. Hm, weit konnten also wohl die Leute nicht sein! War die Gundi doch zu Hause? Sie hatte eine geräuschlose Art. Sie hörte man nicht, wenn sie im Hause hantierte! Der Gedanke hätte ihn beinahe wieder fortgetrieben.

Er legte aber die Arme auf die Knie und die Hände zusammen. Den Rücken gebogen, geriet er immer tiefer ins Grübeln. Einmal nahm er den Hut von dem leicht gelockten, dichten, blonden Haar und legte ihn neben sich. Und einmal belästigte ihn die Sonne und wandte er das schmale Gesicht mehr in den Schatten. Ja, die Gundi! dachte er. Er sah sie noch, wie sie, die dunkeln Zöpfe in Schneckenform an den Seiten des Kopfes festgesteckt, die Mappe in den Händen in die Schule ging, das war noch gar nicht so lange her. Sie war kurz vor der Heirat erst aus dem welschen Institut zurückgekommen. Und wenn damals nicht gerade das Unglück mit ihrem Bruder gewesen wäre, der im Militärdienst verunglückt und tot ins Haus gebracht worden war, so hätte auch er, Thomas, sie gefragt, ob sie ihn nicht haben wolle; denn im Grunde war eigentlich er, nicht der Franz

Digitized by Google

ihr ständiger Kamerad gewesen. Ja, ja, die Zöpfe in Schneckenform! Keines der Mädchen im Dorf trug das Haar so. Das hatte ihr ein apartes Aussehen gegeben! Das und etwa ihr Hang, sich ein wenig der Mode anzupassen, sich wie ein Stadtfräulein zu kleiden. Einige, die sie nicht näher kannten, hatten die Nasen zusammengesteckt und sie eine Geckin geheißen. Aber sie war das nicht. Sie war nur vom Institut her etwas städtisch geworden und hatte Freude an schönen Dingen. Auch nicht fahrig und auf Buben aus war sie, wie einmal eine alte, geifernde Jungfer behauptet hatte. Nur halt jung und ein klein wenig eitel und froh, wenn es etwas zu lachen und zu tanzen gab. Es gab nichts Zierlicheres, nichts — Nein, ins Dorf paßte sie natürlich nicht, obgleich ihr Vater ein Landwirt war, freilich einer, der als höherer Offizier viel auswärts zu tun hatte. Und zu Franz? Paßte sie zu Franz?

Thomas Scherrer schauerte ein wenig zusammen, so hell die Sonne ihn traf. Es fror ihn leise von innen heraus. Franz und die Gundi! War es nicht, als ob man ein Lamm oder ein feines, weißes Zicklein mit einem schweren, störrischen Roß zusammenspannte? Aber sie hatte ihn genommen. Weiß Gott! — Gerade in der Zeit, da er auf Edlibach dem sterbenden Onkel Andres über die letzten Stunden hinweg geholfen, gerade während der vierzehn kurzen Tage, die er abwesend gewesen, war die Verlobung zustande gekommen. Als er fortging, hatte er noch keine Ahnung gehabt! Und als er heimkam, — der verunglückte Bruder war noch keine drei Wochen unter der Erde — gehörte sie dem Franz! Nun ja, sie mußte es ja wissen, warum und wieso. Sie und er waren ja mit Worten nicht einig gewesen. Daß sie sich gegenseitig manchmal die Hände gedrückt, daß sie einmal in einer Augustnacht, auf dieser selben Bank neben ihm sitzend, als von einer Alp drüben überm See das Geläute des noch weidenden Viehs merkwürdig deutlich und traulich herübergeklungen und Sternschnuppen eine nach der andern durch den Himmel gefahren waren, in völliger Selbstvergessenheit den Kopf an seine Schulter gelegt hatte, das wollte wohl nicht so viel sagen, als er damals geglaubt hatte. Und doch war ihm vieles rätselhaft, doch —

Er sah jetzt wieder nach der Haustür. Leichtsinnig waren die Verwandten, alles so offen stehen zu lassen! Denn wirklich niemand, niemand schien daheim zu sein!

Er erhob sich, unentschlossen, ob er gehen oder warten solle. Den Hut behielt er in der Hand und schlenderte der Treppe zu. Auch von dort führte ein Weg ins Feld hinaus.

Als er unter der Tür stand, lauschte er. Noch immer kein Geräusch! Nun wohl! Er hatte die väterlichen Räume lange nicht mehr gesehen. Einen Blick wollte er doch hineintun. Wer weiß, wann er wieder herkam! Kamen die andern inzwischen heim, war es auch recht.

Er ging die Treppe hinauf und trat in den Flur. Dabei schritt er auf den Zehen, aber nicht um niemand zu stören, sondern nur im Einklang mit der großen Stille im Hause und ein wenig aus Scheu vor dem Vergangenen. Er hatte hier Sohnesrecht, so gut wie der Bruder, er hatte hier die Kinderzeit verbracht. Die Mutter war hier aus- und eingegangen, die heitere, laute, der der Franz nachschlug, und der stillere Vater. Herrgott, war das eine gute Zeit gewesen! Es war einem, als ob man in die Kirche ginge, wenn man so in die Stube der Erinnerungen eintrat.

Ein Brett des tannenen Flurbodens knarrte. Er schwankte, weil er das Geräusch unwillkürlich zu dämpfen suchte. Dann setzte er fast tastend den Weg nach der Wohnstubentür fort. Auch sie war nur angelehnt. Die große Helligkeit der vielen Stubenfenster fiel durch den Spalt. Mit sorglicher Hand schob er die Tür zurück. Dann stand er wie festgenagelt, den Rücken gegen den Türpfosten gelehnt. Und sein Herz stand auch still. Einen Augenblick später aber klopfte es so laut, daß er es deutlich hören konnte.

Drüben saß im alten schwarzen Lederlehnstuhl des Vaters die Gundi und schlief. Nicht verändert — noch gerade wie sie zur Sekundarschule gegangen. Herrgott, was sie noch jung war! Kaum neunzehn, wenn er recht rechnete. Und immer noch wie ein Stadtfräulein angetan! Wohl weil es Sonntag war! Die Hände waren lässig im Schoß gefaltet. Und das dunkle Haar umgab in schönem Rahmen ihr schmales Gesicht. Dieses aber war doch ein wenig verändert, ein wenig älter, fraulicher, zarter! Die Lider zuckten im Schlaf. Es fiel ihm auf, wie durchsichtig sie waren, und wie dieselbe Zartheit an den Schläfen lag. Was sollte er nur tun? Er fürchtete sich auf einmal vor ihrem Erwachen. Schon tastete er sich rückwärts. Da bannte ihn die Tatsache an die Schwelle, daß Gundi Scherrer die Augen aufschlug. Sie waren dunkelblau, so dunkel, wie man es selten sah. Ihr Blick wanderte an der Decke und durch das Zimmer.

Die Erwachende seufzte. Auf einmal erkannte sie Thomas. Sie hatte noch Mühe, Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. Sie blieb in ihren Sessel zurückgelehnt. „Ich habe geträumt," sagte sie leise, und um ihren

Digitized by Google

schmalen Mund zuckte es, als ob sie weinen wollte.

Thomas trat in die Stube. „Guten Tag, Schwägerin," sagte er.

„Von dir geträumt," vollendete sie ihren vorigen Satz, indem sie sich aufrichtete und ihm noch immer ganz benommen die Hand bot.

Er setzte sich so, daß der große, runde Tisch zwischen ihnen stand. „Das hast du nur gemeint, weil ich auf einmal da stand," sagte er.

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn und machte große Augen. Erst jetzt ermunterte sie sich.

„Wo ist Franz?" fragte Thomas.

Sie machte eine kleine Bewegung des Erschreckens. Man mußte sich in acht nehmen, was man in Franzens Anwesenheit sagte, und sie hatte nicht an ihn gedacht. Dann merkte sie, daß der Genannte ja gar nicht da war. „Ah so," erwiderte sie mit beruhigtem und sich selbst verspottendem Lächeln. „Franz macht ja sein Spiel im ‚Löwen'."

„Er wird aber gewiß bald kommen," fügte sie hinzu. „Und es wird ihn schon freuen, daß du einmal da bist."

Sie stand auf und ging zu einem Wandschrank. Dem entnahm sie Glas und Flasche. Es war natürlich, daß sie dem Gaste zu allererst etwas vorsetzte. Dann begab sie sich in den Keller. Merkwürdig, daß er gerade gekommen war, als sie von ihm geträumt hatte! dachte sie. Und warum hatte sie von ihm geträumt? Weil sie in letzter Zeit viel an ihn hatte denken müssen! Zum Vergleich mit dem Bruder. Immer wieder zum Vergleich der weltverschiedenen Beiden.

Sie kehrte in die Stube zurück und stellte den gelbgoldenen neuen Wein vor Thomas hin, einen Teller mit kleinem Hausgebäck daneben.

Thomas kam sich noch immer fremd vor. Es trieb ihn wieder fort, zum mindesten bevor Franz käme.

Aber als Gundi sich jetzt wieder auf ihren vorigen Platz niederließ und ihn einlud zu trinken, mußte er wohl oder übel zugreifen.

Sie hatte im Sichsetzen leise gestöhnt, als sei ihr das bißchen Gehen sauer geworden. Da sagte er: „Du siehst nicht so gesund aus."

Sie errötete; aber sie lachte nur kurz.

Er wagte nicht weiter zu fragen. Die Hochzeit jährte sich bald. Es konnte alles seine natürliche Ursache haben, dachte er. Dabei war ihm, es hielte eine Faust sein Herz und preßte es, als müßte Blut austropfen.

„Franz hat nicht begriffen, daß du nie gekommen bist," begann Gundi wieder.

Thomas schwieg.

„Gut, daß du nicht gehört hast, wie er geschimpft hat," fuhr sie fort. Das sollte ein Scherz sein, aber es lag etwas Trauriges in ihrem Ton.

„Ist er immer noch so wild?" fragte Thomas.

„Das wird wohl nicht besser. Das ist seine Art."

Ihre Blicke begegneten einander. Es dauerte nur eine Sekunde, aber das Schweigen war lang, das dazwischen fiel. Fragen und Antworten flogen hin und her. Warum hast ihn denn genommen? Das ist etwas, was man nicht erklären kann. Bereust es jetzt? Das kann man noch weniger sagen.

Thomas sah in den Tisch und trank Wein, obwohl er keinen Durst hatte.

Da begann Gundi wieder, getrieben von der unwillkürlichen Eingebung, ihren Mann verteidigen zu müssen. „Hast gehört, daß Franz schon Hauptmann geworden ist?" fragte sie.

Ja, erwiderte Thomas, er habe es gehört. Das sei, was dem Bruder liege. Kommandieren und Soldaten drillen!

„Er schafft auch auf dem Land für zwei. Der Peter, der Vorknecht, sagt, so habe er noch keinen arbeiten gesehen."

„Wohl, wohl," gab Thomas zu.

Und wieder verstummten sie danach.

Diesmal wollte die Pause erst recht kein Ende nehmen. Thomas war der Hals wie zugeschnürt, aber er aß und trank, als könne er nicht genug bekommen. Und er dachte, daß die Gundi eine mächtig gute Meinung von ihrem Mann habe. Plötzlich hörte er ein Schluchzen. Er sah auf. Das Blut drängte ihm zu Häupten.

Die Gundi wischte sich die Augen; aber die Tränen waren rascher als die Finger, die sie ausdrücken wollten. Sie wußte eigentlich nicht recht, warum sie weinte. Es hing vielleicht nur mit ihren Nerven zusammen.

„Was hast?" fragte Thomas außer Atem.

Sie schüttelte den Kopf.

Da stand auf einmal die Vergangenheit in ihm auf und alle die Unbegreiflichkeiten wurden wieder lebendig, die damals die Verlobung der Gundi mit seinem Bruder ihm zum Raten gelassen hatte. Er hatte keinerlei Groll oder Hoffnung oder befriedigte Eitelkeit in sich. Er war ganz ruhig; nur nicht lustig war ihm zumute. „Warum hast ihn genommen?" fragte er.

Etwas Merkwürdiges zog sie, daß sie sich nebeneinandersetzten wie früher etwa einmal, nah wie zwei ganz gute Freunde. Aber sie blieben, jedes auf seinem Platz.

„Du hast mich ja nicht gewollt," antwortete die junge Frau.

Digitized by Google

„Jesus Maria!“

„Du hast nichts gesagt,“ bestätigte sie still.

„Ich habe nichts sagen können,“ entgegnete er.

„Warum?“

„Du warst gerade erst heimgekommen. Und ich mußte nach Edlibach hinüber zum Onkel und da traf doch deinen Bruder, den Lorenz, das Unglück. Ein Toter und ein Sterbender in der Familie! Das war doch keine Zeit zum Reden.“

Die Gundi hing den Kopf. Kaum merklich nickte sie. Das war alles so, wie er es sagte. Wie hatte sie es nur vergessen können?

Nach einer Weile murmelte sie: „Aber der Franz hat gesprochen.“

„Ich wußte nicht, daß er auch Absichten hatte. Ich hatte euch wenig beisammen gesehen.“

„Er kam meistens nachts.“

Thomas verzog schmerzlich den Mund. Er war wohl ein blöder Hofmacher, dachte er. Er hatte nachts nicht oft bei dem Mädchen stehen wollen, das er zu heiraten gedachte, ihres Rufes wegen nicht.

„Er hat mächtig gedrängt,“ gestand Gundi weiter.

„Und du hast nicht gewußt, welchen von uns?“ Sein Ton war bitter.

„Ich habe es gewußt und nicht.“

„Ich verstehe das nicht.“

„Ich kann es dir nicht erklären.“

Die Gundi wand sich auf ihrem Stuhl. Es lief flüchtig wie ein verlegenes Rot über ihr Gesicht und ihre Lippen zitterten. „Man kann das nicht sagen,“ suchte sie weiter darzutun. „Es ist in einem, daß man muß, ob man will oder nicht.“

Thomas sah sie an. Halb begriff er sie, halb erschien sie ihm in einem fremden Licht, daß er fast Mitleid mit ihr haben mußte. War das möglich, daß einen irgend etwas einem andern in die Arme trieb, wenn man den einen gern hatte?

„Also Franz hat dich gefragt?“ forschte er weiter.

„Am Tage nach dem Unglück mit Lorenz.“

„Als dein Bruder tot in eurer Stube lag?“

„Als der Lorenz tot in unserer Stube lag.“

Er biß sich auf die Lippen und schwieg.

Die Gundi sah auf. Das Ungehörige jenes Vorgangs kam ihr erst jetzt recht zu Bewußtsein. Dann erhob sie sich wieder. Es war ihr, als müßte sie dem andern Abbitte leisten. Sie hatte ihn immer als den besseren von beiden Brüdern geachtet. Und sie — sie begriff sich selbst weniger als je.

„Und doch bist nicht glücklich?“ fragte Thomas.

„Ich habe ihn doch gern,“ wehrte sie sich. Das, was sie dem Franz in die Arme getrieben, war noch lebendig. Er war ein starker Mann, einer, der einem mächtig viel Liebe zeigte, wenn er aufgelegt war. „Vielleicht habe ich auch ein Kind,“ setzte sie mit schamhaftem Erröten und kaum hörbar hinzu.

Auch Thomas stand auf. Wer konnte das verstehen, dachte er. Aber es litt ihn nicht länger. Wozu einander quälen? Es war alles wie es war!

„Jetzt muß Franz jeden Augenblick kommen,“ sagte Gundi auf die Uhr sehend.

Da scholl auch schon ein lauter Schritt auf der Haustreppe.

Thomas blickte sich um, als suche er nach einem Notausgang. Aber dann verharrte er, die Stirn ein wenig faltend, ein wenig feindselig im Gemüt.

Die Gundi öffnete die Stubentür. Sie fühlte sich müde. Sie war auch nicht sicher, ob ihr Mann sie nicht wieder schelten würde; denn er hatte ihr verboten gehabt, wieder allein zu Hause zu hocken, wie er sagte. Und der heftige Schritt schon tat ihr weh. Auch die laute Stimme würde jetzt gleich zu hören sein. Es wehrte sich etwas in ihr gegen das Gewaltsame dieses Lärms. Und doch duckte sie sich davor und empfing Franz Scherrer mit etwas wie Unterwürfigkeit.

„Ja, der Teufel!“ rief er vom Flur her, „bist jetzt doch nicht zu deinen Alten gegangen?“

„Wir haben Besuch,“ erwiderte sie still.

Im Eintreten sah Franz den Bruder vor dem Fenster stehen.

„Holla, jetzt geht die Welt unter,“ polterte er und fügte hinzu: „Ist das menschenmöglich, daß du einmal den Weg zu uns gefunden hast?“

„Es scheint so,“ gab der andere zurück. Er lächelte. Er suchte gute Miene zu machen.

„Bring noch Wein,“ befahl Franz der Frau, mit einem Blick auf die halbleere Flasche, die auf dem Tisch stand. Gleichzeitig gab er Thomas die Hand, die wie eine Bäckerkelle so breit war, und schob ihn selbst auf seinen vorigen Sitz zurück. Für sich langte er mit dem schweren Fuß eine Stabelle heran; als er sich niedersetzte, krachte sie unter dem Klotz von einem Mann. Er hatte im übrigen ein hübsches, etwas aufgeblasenes Gesicht mit einem kleinen, schwarzen Schnurrbart und krauses, schwarzes Haar. „Einen Schick habe ich heute gemacht,“ erzählte er, indem er die Arme breit auf die Tischplatte warf. In seinen braunen Augen lag ein halb listiges, halb zorniges Licht verborgen. Es hatte ihn irgendwie verdrossen, den Thomas ganz unvermutet in der Stube zu finden. Trotzdem

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

er ihn selber so oft geheißen hatte, herzukommen! Ein kleiner Stachel war ihm ins Herz gedrungen beim Eintritt, als hätte der Thomas nicht gerade zuerst an die Gundi geraten sollen. Es war ihm wohl bekannt, daß auch der Bruder auf seine jetzige Frau Absichten gehabt. Er hatte sich auch längst gesagt, daß Enttäuschung der Grund für dessen langes Fernbleiben gewesen. Er prahlte gern vor sich selber, wie gut er das gemacht, indem er die Gundi ihm vor der Nase weggeschnappt. Dabei hatte er nicht die Empfindung, daß er dem andern ein Unrecht oder gar einen Schmerz angetan, so tief grub er mit seinen Gedanken nicht. Ihm war zumute wie einem Schwinger, der eben mit überlegener Kraft seinen Gegner auf den Rücken gelegt. Aber jetzt war er doch nicht frei von Eifersucht. Er fuhr jedoch fort von dem zu erzählen, was er einen Schick nannte. Er hatte einem Bauern, der sich in schlechten Vermögensverhältnissen befand und der morgen mit seinem vielfach preisgekrönten Stier zum Markt gewollt hatte, diesen während des Kartenspiels im „Löwen" abgehandelt. Thomas kannte das Tier. Es besaß eine gewisse Berühmtheit in der Umgegend und eine landwirtschaftliche Genossenschaft hatte schon lange ein Auge auf den Zuchtbullen. „Hahaha," lachte Franz, „die vom Verein haben jetzt das Nachsehen. Man muß halt fest zupacken, wenn man zu etwas kommen will."

„Es wäre der Allgemeinheit zu gönnen gewesen, den kleinen Landwirten besonders, daß sie den Stier billig bekommen hätten," warf Thomas ein. Dabei dachte er, daß der Bruder freilich zuzupacken verstehe. Schon einmal hatte er das bewiesen!

Franz stützte den Ellbogen auf den Tisch und machte mit der schweren Faust eine Gebärde, als erprobe er, sie öffnend und wieder schließend, die Kraft seiner Finger. „Wer zuerst kommt, führt die Braut heim," lachte er, ohne zu überlegen, daß dieses landläufige Sprichwort jetzt zwischen ihm und dem Bruder besondere Bedeutung hatte. Erst, als es heraus war, fiel ihm der Doppelsinn auf. Und nun fühlte er sich erst recht belustigt und fügte hinzu: „Das wirst ja wissen, Thomas."

Die Gundi war längst mit neuem Wein zurückgekommen und hatte sich wieder zu den beiden an den Tisch gesetzt. Sie machte sich klein und verhielt sich still. Heimlich verglich sie wieder die Brüder miteinander. Ihres Mannes Stimme hallte ihr in den Ohren, und als er seine Faust ballte, rückte sie unwillkürlich ein wenig hinweg. Aber ihre Gedanken bohrten unterdessen wieder ins Vergangene zurück. Also das war der Grund gewesen, damals, daß Thomas geschwiegen hatte? Der Tod des Lorenz und das Sterben des alten Mannes drüben in Edlibach! Glück sollte nicht aus Unglück aufwachsen! Das war schon recht gedacht gewesen! Das — so viel Rücksicht hatte Franz freilich nicht genommen. Und da saß der blonde Schwager, klein und schmächtig, nur wie ein Schneiderlein neben einem Kriegsmann und doch war es, als ob die Stube durch ihn sonntäglicher würde!

„Ja, ja, das Sprichwort ist gut," antwortete Thomas jetzt mit einem abermaligen Lächeln auf den Anhieb des Bruders und trommelte sinnend ein wenig auf den Tisch. Aber, gerade seine den Stich gleichsam übersehende Art entwaffnete jenen.

Franz erhob das gefüllte Glas und stieß mit ihm an. „Nichts für ungut," sagte er, noch immer vergnügt und saß fester auf dem hohen Stuhl seines Triumphes. — „Weißt auch schon das Neueste?" fragte der dann den Bruder.

„Das wäre?" fragte Thomas.

„Daß wir einen Buben bekommen."

Die Gundi errötete tiefer, als da sie Thomas das gleiche Geständnis gemacht.

„Ich wünsche dir Glück," sagte dieser.

„Einen Buben," wiederholte Franz lauter. „Ich wollte es der Gundi nicht raten, daß sie mir mit einem Mädchen käme."

Auch das war lange nicht so böse gemeint wie es klang, aber es brach aus diesem Menschen alles so heraus wie Steinschlag von einem Berg.

Thomas konnte es nicht mehr mit anhören. Er sah auch die Gundi von dem Gepolter wie zermürbt und dem Weinen näher als dem Lachen. Er sah nach der Uhr. „Ich muß heim," sagte er.

„Warum nicht gar," widerstritt Franz, „wir haben ja kaum angefangen zu reden."

„Ich habe lange gewartet," entschuldigte sich Thomas.

„Hättest du berichtet, wäre ich auch da gewesen," wandte Franz ein.

Der andere schwieg.

Franzens Laune verschlechterte sich. Was brauchte der Thomas jetzt schon wieder fortzulaufen! Was machte er überhaupt für ein Gesicht, als ob er, Franz, ihm etwas schuldig wäre!

„Ich halte niemand, wenn er absolut fort will," murrte er.

„Ich werde ein andermal wieder kommen," sagte Thomas ruhig.

Da tat die Gundi, die auch aufgestanden war, einen Schritt gegen ihn. „Ja, komm," bat sie. Es flog ihr so über die Lippen, sie wußte nicht wie. Sie hatte den andern irgendwie nötig, und es war ihr schrecklich zu denken, daß

Digitized by Google

er nicht wieder käme. Und dennoch war das immer noch in ihr, was sie zu ihrem Mann gezogen hatte. Sie hatte nur auch vor dieser Empfindung eine unbewußte Angst, als gereiche sie ihr nicht zur Ehre. Aber aus des Thomas Gesicht schaute sie eine ferne, schöne Vergangenheit oder eine bessere Zukunft an.

Thomas fühlte sich unsicher. Nicht ihre Bitte, aber der Ton ihrer Stimme drang ihm ins Innerste. Er hätte ihr nun gern versprochen, daß er wiederkommen würde, aber eigentlich hatte er schon das Gegenteil beschlossen und wußte, daß er den Besuch nicht bald wiederholen werde.

Franz stand zwischen ihnen. Er fühlte sich merkwürdig unsicher. Es war, als redeten die andern beiden Dinge miteinander, die er nicht verstehen konnte. Es war, als wäre die Gundi viel weniger sein als vorher. Er schaute von einem zum andern. „Was zum Teufel habt ihr, ihr zwei?“ fragte er, Beklemmung unter Zorn verbergend.

„Was sollten wir haben?“ fragte Thomas dagegen. Die Erregtheit des Bruders steigerte seine Gelassenheit. Er trat zu Gundi und reichte ihr die Hand. „Lasse dir's gut gehen,“ wünschte er. „Du hast deine Mutter in der Nähe, wenn etwa schwere Wochen kommen sollten.“

Er sprach das ganz harmlos wie man eben etwas Alltägliches so hinspricht. Die tiefere Bedeutung der Worte war ihm selbst kaum bewußt. „Komm auch wieder einmal nach Edlibach,“ lud er dann Franz ein und fügte hinzu: „Besten Dank auch für den Wein.“

Damit verließ er die Stube. Die andern beiden folgten ihm, die Gundi wie nachgezogen, halb gewillt ihn zu bitten, daß er nicht so eile, halb versucht, ihn noch weiter zu begleiten, Franz nur aus unwillkürlicher Höflichkeit. Dieser blieb unter der Tür stehen, während die junge Frau sich auf das Geländer der Hausvortreppe stützte und Thomas sich, schon auf dem Wege, grüßend noch einmal umwandte.

Dann bog der Gast um die Ecke in die Wiesen hinaus.

Gundi aber bemeisterte sich nicht länger. Sie weinte heftiger. Es war ihr, als ginge alles Gute von ihr fort. — „Was für ein blödes Getue!“ murrte Franz. Aber er hatte nicht das Herz aufzubegehren. Er ging mit scharrenden Schritten in die Stube zurück und trank sein Glas leer, mit etwas wie Angst hinhorchend, wie Gundi sich in die Schlafkammer hinauf begab, um allein zu sein. —

Thomas schritt seines Weges. Dieser führte über eine schöne, aber wenig begangene Waldstraße. Die Sonne war auch hier; aber sie brannte nicht. Reglos standen zu beiden Seiten die hohen Tannen. Ihr Duft lag im kaum spürbaren Winde. Thomas nahm den Hut vom Kopf. Die anfängliche Dumpfheit und Unklarheit der Gedanken wich von ihm. Das war seltsam gewesen mit der Gundi, dachte er. Als hätte sie Geschehenes ungeschehen machen mögen! Das war gewesen, als habe er mehr Recht als der Bruder. Aber — was half es? Franz liebte sie nach seiner Weise. Und — und das Kind würde kommen. Vielleicht blieb es nicht das einzige! Dann hatte die Gundi ihre Pflichten. Die würden nicht leicht sein, und sie war nicht für Lasten gemacht und nicht für Lärm. Aber irgendwie würde sie sich finden! Sie gewöhnte sich wohl an den Franz, wie das Tier sich in den Stall gewöhnt. Das war so der Gang der Welt. Man konnte es nicht ändern. Vielleicht — schaute sie noch manchmal nach ihm, Thomas, aus, wünschte, daß er käme. Und er würde nicht nach Schachen gehen, die andern nicht nach Edlibach kommen. Die Jahre aber würden verrinnen.

Der Kopf sank dem Thomas Scherrer tiefer. Sein Schritt war langsam und strebte nicht nach dem Ziel. Aber die Sonne stand hoch am Himmel. Der Wind tat einen weiteren Atemzug und bewegte ein paar dunkle Nadelkronen.

Die Jahre aber würden verrinnen, dachte Thomas, der Sieger. Sie würden vergehen. Und die raschere Faust behielt recht in der Welt. Wer zuerst kam, führte die Braut heim!

Mond. Von Manfred Hausmann

Ein langer Schrei stieg in die Nacht empor.
Der Wald, der ganz voll Dunkelheiten hing,
Die Wiese, die sich ganz im Schierlingsschaum verlor ...
Ich weiß nicht, wer den Schrei so laut beging.

Die Rehe wachten auf und sahn mit ihren stillen
Und dummen Augen in den Mond,
Und aus den Gräsern hoben sich die Grillen
In diesen Glanz. Und alles war so ungewohnt.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Mein Verhältnis zur Bühne

Von Wilhelm von Scholz

Meine praktische Theatertätigkeit als Dramaturg, Spielleiter und Darsteller ist eine deutliche Auswirkung, eine organische Ausstrahlung meines dramatisch-dichterischen Schaffens. Da ich mich schon auf der Schule als Dichter fühlte und Dramen schrieb, so empfingen der Hamburger Dramaturg, Aristoteles und Gustav Freytag, der Verfasser der „Technik des Dramas", ein ganz anderes lebendiges Interesse, als es der Unterricht verlangte, von mir. Alles, was das Theater betraf, konnte meiner Aufmerksamkeit gewiß sein; ich beschäftigte mich mit dramaturgischen Aufgaben, mit jeglicher Lehre vom Theater, mit Theatergeschichte und sah auch als Schüler schon bedeutende Aufführungen mit leidlichem Verständnis; ich erinnere mich an eine „Tell"-, eine „Wallenstein"-Aufführung des Kgl. Schauspielhauses in Berlin, von denen ich heute noch die Namen des Geßler (Kahle), des Wallenstein (Nesper) weiß, und an eine Aufführung der „Quitzows", die ich als Stück ablehnte, bei der aber Mitterwurzer, Matkowsky, Vollmer mitwirkten.

Wohl noch vorher war ich selbst als Dramatiker, Theaterdirektor, Spielleiter, Figurenbeweger und Sprecher an die Öffentlichkeit getreten; und zwar an die Öffentlichkeit des Kupfergrabens zu Berlin am Ende der Dorotheenstraße. Dort standen damals stets mehrere Wagen der Charlottenburger Pferdebahn mit ihren wartenden Kutschern und Schaffnern. Die wichtigste Grundbedingung des Theaters, die nicht ein Drama, sondern ein Publikum ist, war also erfüllt, als ich gegenüber dieser Wartestelle mit meinem Kasperletheater über einer Eisenpforte der hohen Gartenmauer erschien, ein Sommertheater eröffnete und bei gutem Wetter regelmäßig spielte. Ich hatte verkehrsstörenden Erfolg, der sich auch in namhaften Verspätungen der zur Zeit meiner Vorstellungen nach Charlottenburg fahrenden Trambahnwagen, im längeren Ausbleiben der Dienstmädchen und Schulkinder, selbst einiger Universitätsprofessoren und Lehrer des von mir besuchten Friedrich-Werderschen Gymnasiums bekundete, die ihre Vorlesungen und Lehrstunden versäumten. Julius Hart, dem ich später in den neunziger Jahren nahetrat, Schlenther, Kerr und mein sehr verehrter späterer Freund Fritz Mauthner sind leider nie dort vorübergekommen, so daß über meine Aufführungen nichts in der Presse erschien. So ruhen Stücke, unter denen sich, glaub' ich, auch der Räuber Jaromir befand, Regie und Darstellung im Abgrund der Vergessenheit. Auch meine erste Darstellergeneration ist nicht mehr am Leben. Und ich bin schlecht und undankbar genug, mich, seit Possart, Paul Wegener, Steinrück, Albert Heine, Rosa Bertens, Arnold, Decarli, Else Heims, Winterstein, Bassermann und andere Künstler meine Rollen gespielt haben, mich fast der kleinen Mimen, die meinen sogar noch ungeschriebenen Stücken auf die Brettkante, die auch die Welt bedeutete, verholfen haben, zu schämen. Aber eine der idealen Forderungen des Theaters: daß der Dichter aus dem Herzen des ganzen Wesens heraus es bis in seine äußersten Verästelungen mit seiner Seele beleben müsse, war in dem Kupfergrabentheater immerhin erfüllt. —

In meiner Studenten- und Leutnantszeit dann, in den neunziger Jahren, nahm ich eine Fülle theatralischer Eindrücke in mich auf. In Berlin war es hauptsächlich das damals von L'Arronge geleitete Deutsche Theater, in das ich oft ging, um Kainz (als Franz Moor, Leander, König in der „Jüdin") fast schon zu studieren und mir die großen Dramen zu eigen zu machen. „Faust" (die damals berühmte Aufführung mit Sommerstorff, der Geßner, Pohl), „Hermannsschlacht", sind mir dort besonders erinnerlich, während ich am Berliner Theater Barnay (Othello, Lear usw.), Clara Ziegler (Marsa), Anna Haverlandt (Medea) auf mich wirken ließ. Allmählich wurde ich auch in das damalige moderne Schauspiel hineingezogen; ich erinnere mich an Ibsen-, Hauptmann-, Sudermann-Aufführungen im Deutschen und im Lessingtheater. Immer aber war ich am intensivsten vom klassischen Drama gefesselt.

In meiner Karlsruher Zeit, als Junker und Leutnant im Grenadierregiment, habe ich dann Schauspiel und Oper in unerschöpflicher Fülle und in zahlreichen Wiederholungen auf mich einwirken lassen, so daß ich dort sowohl Kenntnis der Stücke und durch die Erkenntnis des in den Aufführungen Festgewordenen auch Regieverständnis mir zu erwerben anfing. Die Offiziere der Garnison hatten die Vergünstigung, daß ihnen die beiden ersten Parkettreihen des Großherzoglichen Hoftheaters jeden Abend zur freien Verfügung standen (gegen einen monatlichen Gehaltsabzug von 3 Mark) und natürlich immer von ihnen besetzt waren.

Digitized by Google

Neben der damals von Felix Mottl geleiteten Oper sah ich in tüchtigen Durchschnittsaufführungen einen großen Teil des bedeutenden deutschen Repertoires und hatte auch Gelegenheit, schauspielerische Größen auf mich wirken zu lassen, wie die Duse, wie den Komiker Georg Engels und wieder Mitterwurzer, die als Gäste kamen.

Ich war also gut vorbereitet, als ich dann, ungefähr 1896, zum Studium zurückkehrte, nach München ging, dort den eifrigen Theaterbesuch fortsetzte, vor allem aber auch in der Literarischen Gesellschaft praktisch tätig ward (zeitweilig als Schriftführer und als Mitglied der dramatischen Kommission, also als Teil des mehrköpfigen entscheidenden Dramaturgen). Durch Berührung mit dem glänzenden Regisseur Ernst von Wolzogen und dem Entstehen seiner Inszenierungen („Macht der Finsternis" mit dem jungen Kayßler, „Troilus und Kressida"), dann, als er wegen zu starken, wenn auch begreiflichen „Autokratismus" gestürzt war, durch noch mehr Tätigkeitsmöglichkeit unter Ganghofers gutmütigem Regime und durch die Aufführung meines Erstlings „Mein Fürst!" (1899), die mich mit dem Darsteller der Hauptrolle, Ernst von Possart, in Beziehung brachte, verwuchs ich mich inniger mit dem Bühnenwesen. Ich habe dem Akademisch-dramatischen Verein, später „Neuen Verein", der ein wenig als Konkurrent der Literarischen Gesellschaft galt, nicht als Mitglied angehört, war aber mit seinen jugendlichen Leitern (vor allem Leo Greiner, Otto Falckenberg) wie auch dem stärksten älteren Dichter, der in ihm wirkte, Josef Ruederer, befreundet, und besuchte seine Vorstellungen regelmäßig, stand auch zu den anderen Münchener Dramatikern, Max Halbe z. B., in anregender und mich entwickelnder Beziehung. Mehr aber als alles dies förderten mich meine beiden ersten Aufführungen, die schon erwähnte von „Mein Fürst!", in der neben Possart noch Lützenkirchen mitwirkte und die Wilhelm Schneider inszeniert hatte, und die noch im gleichen Jahr stattgehabte meines Sagendramas „Der Besiegte", mit dem (in Verbindung mit Wedekinds „Kammersänger") in den Räumen des Neuen Theaters am Schiffbauerdamm die Berliner Sezessionsbühne eröffnet wurde. Die Proben zu diesen beiden Aufführungen sind meine erste praktische Theaterschulung, für den Dramaturgen, den Regisseur und den viel späteren Darsteller unersetzlich und immer fortwirkend. Diesen Proben reihen sich — mit wechselnder Bedeutsamkeit — im Laufe des nächsten Jahrzehnts nun viele Proben eigener Stücke an, in denen ich zuerst noch sehr intensiv lernte, vor allem durch meinen verehrten Freund Max Martersteig, damals in Köln, der die erste starke Aufführung des „Juden von Konstanz" und dann die Uraufführung der „Vertauschten Seelen" inszenierte — bis ich bei der Münchener Aufführung dieser Komödie, die offiziell noch J. G. Stollberg zeichnete, schon selbst leitend wurde, was dann bei der Stuttgarter Inszenierung (1911) auch der Theaterzettel bekannte.

Daneben liegt freilich noch ein allgemeineres praktisches Studium. Ich war eine Zeitlang Regiestudent am Münchener Hoftheater, wo damals Kilian, Basil und vor allem Albert Steinrück als Regisseure wirkten, und nahm ebenso im Münchener Künstlertheater an allen mir erreichbaren Proben unter Max Reinhardt teil. So sah ich seine herrliche Judith-Aufführung (mit Paul Wegener und Tilla Durieux) wie seine weniger gelungene, zu eigenmächtige Inszenierung der „Braut von Messina" ab ovo entstehen, sah noch des alten, aus Laubes Zeit stammenden Strakosch' Wirksamkeit, und erlebte alle Aufführungen, „Sommernachtstraum", „Hamlet", „Peter Squenz", „Circe" oder den „König Ödipus" in der großen Ausstellungshalle (den Ursprung der späteren Zirkusaufführungen in Berlin) mit. —

Auf Grund meiner Stuttgarter Inszenierung der „Vertauschten Seelen" und später der „Gefährlichen Liebe" wurde ich von Baron Putlitz verpflichtet und begann 1916 meine Regietätigkeit mit dem „Gyges". Ich habe dann im Laufe der nächsten sechs Jahre dort Werke aller Zeiten und Stile inszeniert; von Shakespeare (Troilus und Kressida, Viel Lärm um nichts) und Plautus (Bramarbas, Geldtopf) bis zu Ibsen (Solneß), Björnson (Junge Wein), Gogol (Heirat), Tolstoj (Licht), und unsern Heutigen Leo Greiner, Georg Kaiser, Falckenberg, Paul Ernst, Lilienfein, Müller-Schlösser, Prechtl, Bruno Frank, Sebrecht, Wildgans, Ernst Hardt u. a., Calderon, Kleist (Penthesilea), Schiller (Tell, Fiesco), Grillparzer, Hebbel, Molière, Lenz. Mit Hebbels „Genoveva" und Calderons „Richter von Zalamea" schloß ich 1922 meine ständige Regisseurtätigkeit ab, um nur als Gastregisseur, meist wohl meiner eigenen Werke, die Regie fortzusetzen. Ich glaube, das Bildhafte der Bühne nie vernachlässigt zu haben, sondern stets mit denselben Phantasiekräften, mit denen ich als Dichter, vor allem als erzählender Dichter, charakteristische Raumbilder und Örtlichkeiten vor mir sehe, das Bühnenbild geschaffen zu haben — mein Hauptaugen- und -ohrenmerk aber habe ich bewußt stets auf das Wort gerichtet, auf Wort und Gebärde; denn die dem Wort vorangehende, es schon erstmals in der der Lautsprache vorangehenden, stummen Körpersprache ausdrückende Gebärde, ist ebenso das Wort, ist das sichtbar gewordene Wort, auf dem letzten Endes alle dramatische Wirkung beruht.

Ich habe als junger Mensch natürlich auch in Dilettantenaufführungen gespielt; ich erinnnere mich der Aufführung des Schwankes „Eine glühende Kohle", in der ich unter der Regie von Lina Fuhr, mit einer ihrer Töchter als Partnerin, eine Bonvivantrolle mit größter Freude am Ausmalen der Einzel-

Digitized by Google

momente spielte, und einer noch früher liegenden des J. J. Engelschen „Edelknaben", von der ich nichts Näheres mehr weiß. Mein mehr berufliches schauspielerisches Hervortreten geht auf eine Grippe zurück, die sich Dieterich von Oppen in Brüssel zuzog, als er dort unter Saladin Schmitt in meinem „Herzwunder" den Bruder Amandus spielen sollte. Die Wurzel für das Schauspielerische liegt bei mir aber tiefer, im Dichterischen, das sich lange vorher schon das Rezitatorische dienstbar gemacht hatte. Da ich früh mit stimmlichen Schwierigkeiten, häufigen Katarrhen und einer damals fast chronischen Heiserkeit zu kämpfen hatte, mußte ich mir natürlich beim Vorlesen meiner Gedichte und Dramen, zu dem es mich immer wieder drängte, viel mehr Mühe geben als Dichter, die schon von Hause mit einem klingenden, tragfähigen Organ ausgestattet sind. Ich mußte mich mit dem Vortragen viel mehr auch geistig beschäftigen, mußte sparsamer sein, um an den Höhepunkten volle Wirkung zu haben, und kam durch dies unablässige Arbeiten an meinem Vortrage dazu, das, was mir auf diesem Gebiete gegeben, auch wirklich zu erreichen; ein Erfolg, der allen denen nicht beschieden ist, denen die Bahn von Anfang an hindernislos offen liegt. Hatte ich so das Wort und die — beim Vortragenden, gegenüber dem Schauspieler, natürlich viel sparsamere, sozusagen nur zeichnerische — Gebärde, für die fast nur das Gesicht zur Verfügung steht, beim Vorlesen meiner Dichtungen schon beherrschen gelernt, kam auch bei mir das „docendo discimus" zu seinem Recht: als Regisseur vorspielend, vorsprechend, anleitend, stets bestrebt, jeden Darsteller in seiner Eigenart zu erfassen, in ihr zu entwickeln und zum lebendigsten Ausdruck zu steigern, schuf ich mir unmerklich selbst vielfältigen Ausdruck. Es bedurfte nur des äußeren Anlasses und einer Kleinigkeit mehr Muts, als er zum Vortragen gehört. Beides fand ich bei der Brüsseler „Herzwunder"-Aufführung im Oktober 1918, die mir als Gesamterlebnis, als Zeiterlebnis unvergeßlich bleiben wird. Ich hatte ursprünglich nur vor dieser Aufführung vorlesen und über deutsche Mystik sprechen sollen. Schon in ahnungsvoller, bedrückter Stimmung war ich um die Zeit des beginnenden deutschen Zusammenbruchs zu der Vorlesung gefahren, die Monate vorher, in Zeiten noch vollen militärischen Vertrauens, verabredet worden war. Nun lag es über der Stadt und unserer Garnison wie Gewitterschwüle, wie Schicksalsdrohen. Der ganze ferne Frontdonner, den man zu hören mindestens sich schon einbildete, Haufen von Belgiern, die aus der immer näher heranrückenden Kampfzone flüchtig waren und sich auf den Meldeämtern drängten, die seltsame Verschwörer- und Befreiungsstimmung der Stadtbevölkerung, die täglich schlechteren Nachrichten — jedenfalls war es dem Leiter des Deutschen Theaters und mir klar, daß an ein Verschieben der Aufführung nicht zu denken war, als Oppen so ernstlich erkrankte, daß er keinesfalls zum festgesetzten Tag spielen konnte und auch im Personal des Theaters sich kein Ersatz für ihn fand. Da sprang ich ein, und bin also im Parktheater in Brüssel, vor einem fast ganz militärischen Publikum zum ersten Male schauspielerisch aufgetreten. Den nötigen Mut hatte ich, was ich vielleicht nicht einmal gebraucht hätte, am Mittag des mir so bedeutsamen 12. Oktober 1918 beim Generalgouverneur von Belgien, Exzellenz von Falkenhausen, der mich zur Tafel geladen hatte, aus gutem Wein gewonnen, ein nicht unbekanntes Verfahren, bei welchem man allerdings mit dem zu verbrauchenden Rohstoff nicht allzu sparsam umgehen darf. Heute ist mir dies Essen in dem Palais, das der König von Belgien als Kronprinz bewohnt hatte, mit dem Gouverneur, den hohen Offizieren seines Stabes und einem oder zwei Professoren, die auch geladen waren, mit dem Druck der schweren Sorge über allen, wie die nächsten Tage und Wochen sich gestalten würden, in der Erinnerung viel lebendiger als mein schauspielerisches Debüt. Immerhin, der Versuch gelang. Ich habe dann den in meiner Bearbeitung von „Troilus und Kressida" erweiterten Chorus einmal am Silvester im Stuttgarter Landestheater gespielt und aushelfend in Björnsons „Jungem Wein" den Revolverkapitän, dessen Name mir entfallen ist. Einen wirklichen schauspielerischen Erfolg aber hatte ich erst mit dem Dr. Martins in meinem „Wettlauf mit dem Schatten". Ich habe diese Rolle schon etwa dreißigmal in einer ganzen Reihe von Städten gespielt. Es überkommt mich von Zeit zu Zeit eine ausgesprochene Schauspiellust, die Sehnsucht, einmal wieder in zwei Stunden des Ausdrucks die Fülle eines ganzen Lebens und Schicksals zu drängen, mich selbst ganz zu vergessen — und gleichzeitig die Erregung von dem immer ein wenig gefährlichen „Tanz auf dem Seil" durch mich hinzittern zu lassen. So habe ich nach dem Dr. Martins sehr gern den Oberst Wimpfen in meinen „Feinden" (Kammerspiele, Nürnberg) gespielt und will auch den Prof. Wallburg in meinem neuen Drama „Die gläserne Frau" meinem Rollenrepertoire einverleiben. —

Ich muß lächeln, wenn ich daran denke, daß ich mit all dem heute eigentlich noch da stehe, wo ich schon als Junge mit meinem Kupfergrabentheater stand. Ist es wirklich ein großer Unterschied, daß diese Betätigung heute bei mir etwas ernster, sachlicher, erfahrener ist als damals? —

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hermann Stegemann: Der Kampf um den Rhein (Stuttgart 1924) — Hermann Stehr: Peter Brindeisener (Trier 1924) — Max Brod: Leben mit einer Göttin (München 1923) — Rudolf Hans Bartsch: Musik (Leipzig 1923) — Karl Ludwig Schleich: Seine Werke und sein Nachlaß (Berlin 1923)

Das — äußerlich wie innerlich — schwerstwiegende Buch in dem Häuflein von Neuerscheinungen, das uns hier im Erntemonat beschäftigen soll, ist Hermann Stegemanns standard-work: Der Kampf um den Rhein. Ein Werk, das in jedes deutsche Haus und überdies in die Bücherei jedes Politikers unserer Ökumene gehört, ein Buch der Aufhellung, der Mahnung, der Warnung, aber auch der Hoffnung. Das große Drama vom Schicksalskampf der Deutschen wird hier aufgerollt, ein lebendiges Stück Weltgeschichte, das, in den Urzeiten der europäischen Geschichte beginnend, grade heute brennende Tageswichtigkeit hat und den deutschen Leser der Gegenwart zugleich bei Kopf und Seele packt. Der Kampf um den Rhein, das ist von Cäsars Zeiten an bis zum Frieden von Versailles, der nur der Beginn eines feigeren Krieges war, eines Krieges erbärmlicher Hinterlist und Tyrannei — der Kampf um das europäische Gleichgewicht, ein Kampf, der nie enden wird, solange ein Volk von der Rasse und Sinnesart der Poincaré und Konsorten am Rheinufer sein ruhm- und herrschgieriges Wesen treibt.

Keiner war berufener, dies notwendige Buch zu schreiben, als Hermann Stegemann, der bedeutendste Kriegshistoriker unserer Zeit, der Meister in der Darstellung geschichtlicher Vorgänge, in der Klarlegung strategischer und kriegspolitischer Probleme, in der Beleuchtung von Kriegsschauplätzen und nicht zum wenigsten in der dramatisch bewegten Schilderung von Schlachten und Gefechten. Nun ist aber der Rhein von jeher ein großer Kriegsschauplatz, eine Operationsbasis größten Stils, und unzählig sind die Kämpfe, die seine Wellen rot gefärbt haben. Dazu ist das Buch darstellerisch ein Meisterwerk geworden, es liest sich wie ein spannender Roman, man bebt innerlich bei dem Glanz dieser klassischen Schlachtschilderungen, man ist überrascht von der scharfen Folgerichtigkeit und Formulierung der politischen Fragen. „Deutschland," sagt Stegemann, „bedurfte des Rheines, um zu leben, Frankreich bediente sich seiner, um zu herrschen." Einfacher und klarer ist nie der Kern einer weltgeschichtlichen Frage ausgelöst worden.

Stegemann beginnt mit der frühesten Kunde, die wir von Bewohnern der Rheinufer haben: mit den Kelten, die aber ursprünglich noch weit entfernt waren, dem Rhein irgendwelche politische und gar strategische Bedeutung beizumessen. Ihnen, wie auch den ersten germanischen Völkern, die den Rhein berührten, den Zimbern und Teutonen, war noch die Wanderschaft Selbstzweck, die Heimatlosigkeit Norm, und drei große Siege über die Römer ließen sie ungenutzt, bis sie endlich, getrennt kämpfend und in den Fieberdünsten des Südens erschlafft, von römischen Kerntruppen vernichtet wurden. Während der zimbrischen Wanderzeit wird der germanische Völkerkreis am Rhein seßhaft, und schon ein Menschenalter nach Vernichtung der Zimbern entbrannte an den Ufern des Rheins zwischen Germanen und Romanen der Kampf, damals in einem Siege Cäsars über Ariovist endend. Der Rhein fließt von da an im umkämpften Bett und kein Strom der Erde ist von der Geschichtsbildung stärker ergriffen worden als er. „Der Besitz des Stromes verleiht von jeher jedem von Süden oder Westen kommenden Eroberer die Macht über die ganze Zone Mitteleuropas und somit die Vorherrschaft in der Welt, während der rechts des Rheins unmittelbar an seinen Ufern hausende Bewohner des Stromlandes bedarf, um frei und unabhängig zu leben."

Wir verfolgen nun durch den Ablauf der Geschichte, wie der Rhein das Zentralproblem der westeuropäischen Politik bleibt: den Aufstieg der Karolinger, den Niedergang der Staufen, den Kampf um den Strombesitz bis zum Erscheinen der Valois am Oberrhein, und den um das burgundische Mittelreich, wie um die Weltstellung der Schweizer im Quellgebiet des Rheins (1470—1519). Lichtvoll wird die Bedeutung des Rheins im Zeitalter der Religionskriege und während der Hegemonie Ludwigs XIV. umschrieben, wir sehen den alten Strom aufglänzen im Schatten des englisch-französischen Weltverhältnisses und im Kampfe Friedrichs des Großen — mit atemloser Spannung liest man, wie so manche andere Schlachtschilderung, die des Sieges bei Roßbach. Der Kampf um den Rhein im Zeichen der französischen Revolution zeigt mit (für uns) beschämender Deutlichkeit, wie die Franzosen auch im Umsturz und gerade in ihm die nationale Idee am höchsten halten . . . Und als die große Revolution von 1789 im Jahre 1795 mit der Einsetzung des Direktoriums endete, geriet der Kampf um den Rhein bei uns auf abschüssige Bahnen. „Nicht nur das Interesse der Fürsten, sondern auch die Teilnahme des

Digitized by Google

deutschen Volkes begann sich von der Behauptung des linken Rheinufers abzuwenden und fatalistisch wurzelte sich die Vorstellung ein, daß der Strom bestimmt sei, des Reiches Grenze zu bilden." Die Zeit der deutschen Selbsterniedrigung und der Vorherrschaft Frankreichs im Stromgebiet begann schon vor dem Auftreten Napoleons. Wir brauchen die einzelnen Abschnitte der geschichtlichen Wandlung nicht weiter zu verfolgen: der Aufstieg der deutschen Macht von 1815 bis 1871, wo das stolze Wort: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" geschichtliche Beglaubigung bekam, und die spätere Zeit, in der das deutsche Schiff — nachdem der alte Steuermann Bismarck von der Ruderpinne gescheucht war — ein Spiel der Wellen wurde, das zum Schiffbruch trieb, ist noch in frischer, schmerzhafter Erinnerung.

Heute, in der traurigen Gegenwart, erscheint das Stromgebiet des Rheins zu den Anfängen deutscher Geschichte zurückgekehrt und als politische wie strategische Einheit aufgelöst. Aber, so betont Stegemann mit Recht, „es fordert die Fortsetzung dieses Kampfes und die Rückkehr Deutschlands an die Ufer des Stroms, wenn anders Europa nicht in einen Dualismus gespalten werden soll, worin dem Deutschen nur noch die Rolle eines Vorkämpfers der im Osten gelagerten amorphen halbasiatischen Masse zukäme." Es ist ein kleiner Lichtblick, daß die Deutschen gerade im waffenlosen Kampf um Rhein und Ruhr zum erstenmal nach dem Zusammenbruch „ihre Seele wiederfanden". Wir fühlen: „noch lebt, noch atmet das deutsche Volk, noch rauscht ihm mahnend der Rhein." Die Wanderung durch zwei Jahrtausende deutscher Geschichte schließt der Historiker mit der Zuversicht ab, daß der Kampf um den Rhein keineswegs ausgekämpft ist und daß dem deutschen Volk in diesem Kampfe die erste Stelle vorbehalten bleibt. „Der Rhein ist heute zum Schicksalsfluß der ganzen Welt geworden, denn die ganze Welt hat um ihn gekämpft."

Niemals ist in einem Buch anschaulicher und einleuchtender dem Deutschen ins Bewußtsein gerufen worden, daß am Rhein sein Los entschieden wird, daß wir als Volk ohne den Rhein nicht leben können. Und sehen wir im Augenblick auch Frankreich auf einer Machthöhe diesem Problem gegenüber, wie nie zuvor, so dürfen wir gerade aus der zweitausendjährigen Geschichte der Kämpfe um den Rhein die Hoffnung schöpfen, daß wieder einmal ein Umschwung, eine Vergeltung kommen muß. Freilich ist dazu vonnöten, daß wir von dem national festgeschlossenen Frankreich mit seinem starken politischen Instinkt *lernen*, daß wir uns nicht nach wie vor in partikularistischen und parteipolitischen Streitigkeiten aufreiben oder in das satte Behagen nationaler Gleichgültigkeit versinken. Ein mächtiger Ruf geht aus diesem Buch an unser Volk, ein Ruf zu unserer weltgeschichtlichen Aufgabe, die letzten Zieles zur Beruhigung Europas, zu Frieden und Kultur führt.

. . . Das erzählende Schrifttum ist im Stapel der Neuerscheinungen wieder einmal durch *Hermann Stehr* am würdigsten vertreten, der in *Peter Brindeisener* einen ausgewachsenen Roman von erheblichem Gehalt auf den Tisch legt. Das Staunen über die Fruchtbarkeit des sechzigjährigen Dichters wird nur unerheblich gemindert durch die Überraschung, daß er diesmal eine Art Plagiat an sich selber begangen hat — freilich jener hohen künstlerischen Art, in der ein Dichter sein Werk von anderem Standort, in anderer Belichtung betrachtet und es nach diesen Eindrücken neu schafft, — man könnte den Maler, der eine ihm liebgewordene Landschaft, die er in sonnigem Mittagsglück gemalt, an stürmischem Herbstabend wiedergibt, den Tonkünstler, der zu einem Motiv im Kontrapunkt das Gegenstück erklingen läßt, in Vergleich stellen.

Stehr schreibt seinen großzügigen Roman „Der Heiligenhof" noch einmal in verkürzter Form (aus 731 Seiten sind 292 geworden), er wendet ihn gleichsam, ohne die Menschen, die Begebenheiten, die Umwelt, die Charaktere zu ändern. Nur daß der Heiligenhofbauer, der Sintlinger, auf den der Dichter damals alles Licht und alle Liebe goß, zurücktritt und ein Gegenspieler, ein Angehöriger der schwarzgemalten Brindeisener-Sippe in den Vordergrund tritt. Er ist ein alter Mann geworden, der Peter Brindeisener, der damals das blinde Lenlein, das aus Liebe zu ihm sehend geworden, durch seine Untreue und Verworfenheit in den Teich getrieben. Als Buchhalter in einer Zündholzfabrik hat er zuletzt sein Brot verdient, aber er findet wie Ahasver keine Stätte, an der ihm Ruhe winkt. Er glaubt sich von einem teuflischen Wesen verfolgt, er flieht vor ihm und hockt einsam grübelnd in Wäldern und Feldern, in entlegenen Kneipen und an Türschwellen. Er muß sie von der Seele wälzen, diese schwere Last seines Lebens und seiner Schuld, er muß — sie erzählen. Einen jungen Bankbeamten erwählt er zum Hörer seiner Beichte. Wiederholt hat er seine Erzählung begonnen, endlich, in einer Nacht im Walde, kommt er damit zu Ende. Mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit und ohne jede Beschönigung beichtet er, wie er auf dem Brindeisenerhof, unter der Fuchtel eines bösen gewalttätigen Vaters, an der Seite eines verlotterten Bruders früh die Unschuld des Herzens verliert und schon in der Pubertätszeit an ungehemmter Sinnlichkeit und geschlechtlicher Gier — Stehr wird hier sehr deutlich — zu wüsten Ausschweifungen sich locken läßt. Aber das sind anfangs nur wenige Ausbrüche nach kurzer Dauer. Nebenher ist er der fleißigste Schüler, der es bald zum Primus bringt und in kurzer Zeit den Lehrgang des Gymnasiums durchmacht, überdies wird er auch von

Digitized by Google

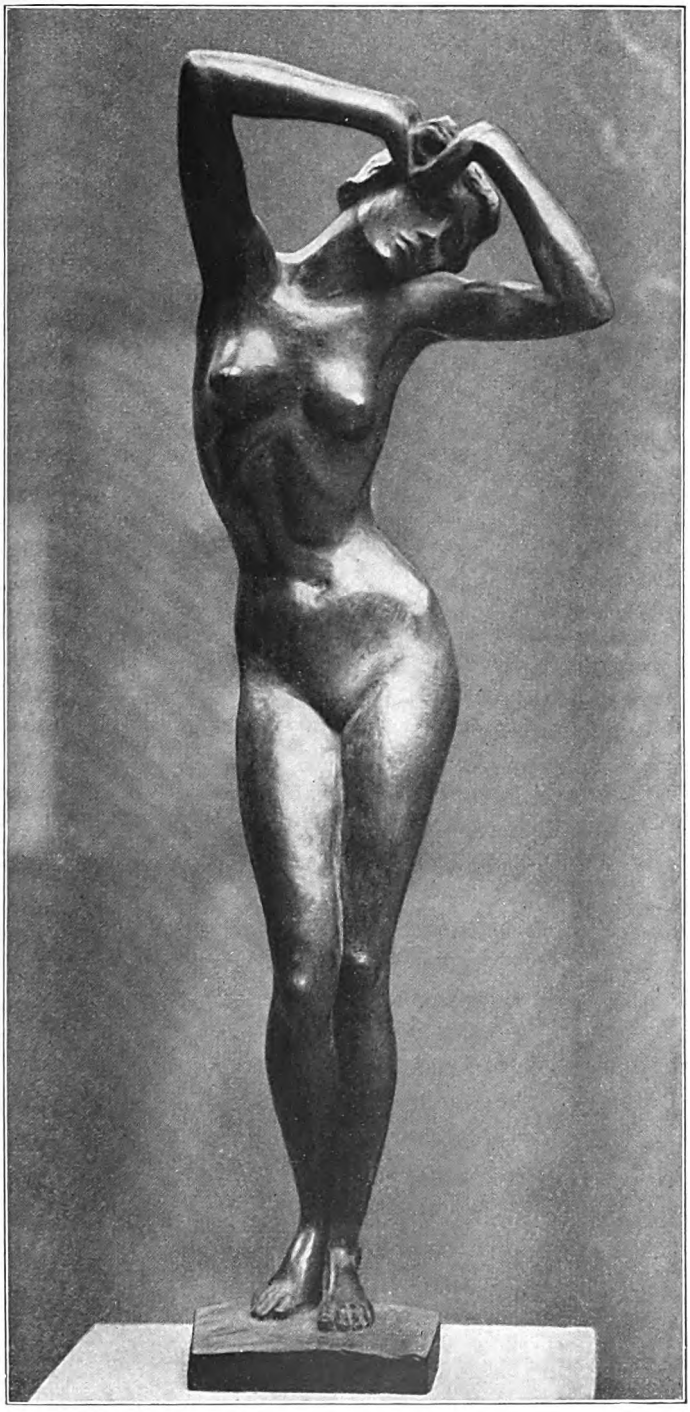
dem heiligenden Wesen des blinden Lenleins, zu dem er eine tiefe Liebe faßt, immer wieder auf die Bahn des Guten und Reinen gelenkt. Dieser Kampf zwischen Licht und Finsternis, verkörpert in zwei Mädchengestalten (ein alter dichterischer Vorwurf), macht den eigentlichen Inhalt des Romans aus, in dem eine Hauptfigur des „Heiligenhofes", der überweise Allerweltsmeister und deus ex machina Faber ganz ausgeschaltet ist. Der Teufel siegt. Zwar kann sich Peter Brindeisener durch seine reuevolle Beichte innerlich befreien, erlösen, so daß er das Lenlein wieder rein in sich und vor sich sieht, aber dann reißt es doch auch ihn, wie einst das arme Kind, in den Teich.

Der Roman hat, wie immer bei Stehr, Stellen von zauberhafter Schönheit und erhabener Größe. Aber auch hier sind seine Menschen, vor allem Peter selber, grübelnde Phantasten, immer in Furcht und auf der Flucht vor sich selber, von teuflischen Verfolgern und schreckhaften Rätseln, von Spuk- und Wahngebilden beunruhigt; sie äugen immer nach seelischen Zwischenstufen und deren Verhängnis und werden schließlich von ihren Dämonen zur Verzweiflung, zu gewaltsamem Ende, oder zu hoffnungslosem Schattenleben getrieben. Das Labyrinth der Seelenkämpfe, durch das der Leser hindurchgeführt wird, ist auch in dieser Verkürzung noch reichlich groß. Völlig gleichgültig ist Stehr gegenüber künstlerischer Wahrscheinlichkeitsrechnung. Das Ganze und vor allem der Rahmen der Erzählung ist, trotz einzelner Bilder von lebendiger Realistik, so zweckhaft konstruiert, so unwahrscheinlich, wie nur möglich. Aber Stehr steht über Bedenken dieser Art, seine Erzählung ist auch hier nur zu verstehen, wenn man sie symbolisch auffaßt und in seinen Gestalten Abbilder seiner grüblerischen Gedanken über Gott und Welt, Schuld und Erlösung sieht, Sinnbilder der seltsamen Schatten- und Farbenreflexe, die der ewige Kampf zwischen Licht und Finsternis auf den Strom des Lebens wirft. Und das leise Rauschen dieses Stroms, der aus ewigen Quellen spricht, spürt man auch in diesem Buch.

Merkwürdig, wie manchmal bestimmte Kunstformen in der Luft zu liegen scheinen, ohne daß man von einer Mode sprechen könnte, eher schon von der Duplizität oder gar Multiplizität der Erscheinungen. Dieser Peter Brindeisener, ein Missetäter, der seine eigene Geschichte beichtet, hat in der neuesten deutschen Erzählungsliteratur, und gerade in der bedeutendsten, auffallend viele Gegenstücke. Wir begegneten jüngst in Hauptmanns „Phantom" sowohl wie in Thomas Manns letztem Romanfragment Verbrechern als Autoren, d. h. die Dichter hatten die „Helden" ihre Missetaten selber erzählen lassen, nur mit dem Unterschied, daß Manns „Krull" das Schlimme zu bemänteln, Hauptmanns Sträfling hingegen — wie Peter Brindeisener — seine Schuld mit voller Aufrichtigkeit zu bekennen suchte, jeder in seiner eigentümlichen Denkungsart und Ausdrucksform. Jetzt läßt Max Brod in seinem Roman Leben mit einer Göttin einen Mörder seine Geschichte und sein Verbrechen in einem Brief an seinen Verteidiger erzählen. Ein Berliner Geschäftsmann hat in einem ihm an sich fremden Gesellschaftskreise eine schöne junge Dame, die Tochter eines politisch rechtsstehenden Professors kennen gelernt. (Der Parteiunterschied wird vom Verfasser besonders hervorgehoben.) Obwohl Jorinde äußerlich durchaus Aristokratin ist, läßt sie sich, weil sie Neigung und Begabung zum Schauspielerberuf führen, von diesem Berliner in der Reichshauptstadt während ihrer Ausbildung und später unterhalten und es wird bald ein Liebesverhältnis daraus. Aber es bleibt, so intim ihre Beziehungen sind, innerlich immer etwas Fremdes zwischen ihnen, irgend etwas ist dem Mann an Jorinde „unzugänglich, rätselhaft und so gefährlich", daß er (seiner Meinung nach) schließlich „an Unkenntnis ihres geheimen Kerns" untergehen mußte. Und merkwürdig: gerade diese Fremdheit ist es, die er so sehr an ihr liebt. Darin erblickt er seine eigentliche Schuld. Ein sehr feines Problem, wie man sieht, aber doch ertüftelt und im Grunde nicht stichhaltig. Man darf, meint er, eine solche Schuld nicht groß werden lassen, man reiche ihr den Finger und verweigere die Hand. Nicht gerade vertieft wird diese psychologische Frage dadurch, daß Brod schließlich sich tatsächlich auf politische Motive festlegt, er sagt: „Unmöglich, zu ihr zu gelangen. Es war nicht meine Welt. — Eine klare Erkenntnis: sie lebte in dem ‚anderen Deutschland'. Es gibt ja zwei verschiedene Staaten dieses Namens. Berlin und Deutschland ohne Berlin." Die lange Liebelei, die schließlich zu einer brennenden Eifersucht auf seiner Seite führt, endet mit einem Mord. Ein Bekannter Jorindes, mit dem sie öfters zusammenkommt, ein harmloser Mechaniker, reizt durch sein bloßes Dasein den Liebenden so zur Wut, daß er ihn bei einer Eisenbahnfahrt vor den Augen Jorindes brutal tötet. Er meint: wäre Jorinde seine Gattin gewesen, würde nichts geschehen sein, aber daß sie während der unglücklichen Eisenbahnfahrt ihm sozusagen als Fremde gegenübersaß, gab ihm den letzten Anstoß.

Der fesselnde Roman ist in der Form reichlich nachlässig. Nicht nur was einzelne Ausdrücke anlangt („Ich würde eine Loge ins Theater nehmen," oder „In Pärken küßt man nicht"), auch in dem fortwährenden Hin-und-her des Ganzen. Die Einkleidung in einen Brief an den Verteidiger wird nicht folgerichtig durchgeführt, immer wieder gleitet Brod in das Geleise der landläufigen Erzählungsform, beschreibt mit liebevoller Ausführlichkeit Menschen, Zustände und Begebenheiten, die für den Verteidiger und die Schuldfrage schlechterdings ohne jede Bedeutung sind, rein epischen Wert haben. (Ein

Digitized by Google



Reckende. Bildwerk von Prof. Fritz Klimsch
(Akademie-Ausstellung, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Fehler, dem freilich auch Stehr nicht immer entgangen ist.) Psychologische Spitzfindigkeit, der es an deutlicher Linienführung fehlt und die von gelegentlicher Ekstase unterbrochen wird, macht das Lesen des Buches nicht gerade leicht! Dafür entschädigt manche Feinheit des begabten Verfassers, so die Begegnung des Unerkannten mit der Geliebten (S. 199). Wenn Brod die Gelegenheit, von einer Rolle Jorindes zu sprechen, zu einer kräftigen Reklame für sein letztes Lustspiel ausnutzt (S. 118), so ist das Sache seines Geschmackes, über die wir nicht rechten wollen.

Erfreuliches ist diesmal von Rudolf Hans Bartsch zu berichten. In seinem Novellenbande Musik ist er wieder ganz der liebenswerte Poet, der die Verträumtheit eines Geigenspielers mit der Anmut des Österreichers vereint. Freilich enttäuscht er ein wenig in der ersten Novelle „Mozarts Faschingsoper", denn Bartsch verzichtet darauf, das Genie zu beschwören, er fabuliert um die Entstehung der Oper plauschend herum, wobei er allerdings mit liebenswürdiger Behaglichkeit sympathische Gestalten (mit besonderer Freude den Kaiser Joseph) zeichnet. Mehr zu Herzen geht seine zweite Novelle, in der die rührende Geschichte eines alten Salzburger Geigenlehrers auflebt, der über seinen Schülern sich selbst ganz vergißt. Wie der alte Musikant zufällig in einem Laden eine kostbare Geige findet und sie so liebevoll und freudig betreut, wie eine Mutter ihr Kind, wie er sein Glück in der Einsamkeit sucht und findet (etwa S. 183—187), das gehört zum Schönsten, was Bartsch geschrieben hat. Hier treten die Vorzüge des ganzen Buches: Grazie und süße Schwermut, Heimattreue und Charme, südliche Wärme und herzliche Menschlichkeit, am vollkommensten zutage. Ein helles, warmes Buch.

Eine Anzahl Schleichiana — Bücher von Karl Ludwig Schleich — hat sich nach seinem Tode bei mir eingefunden, eins folgte schnell dem anderen, und da jetzt auch aus dem Nachlaß alles aufgeräumt scheint, ist es hohe Zeit, auf diesen bedeutenden „Universalmenschen" — er war Arzt, Naturforscher, Philosoph, Erfinder, Techniker, Sportmann, Musiker, Theosoph, Dichter, Maler und ein sehr unterhaltender Plauderer — hinzuweisen. Ich lernte ihn in der letztgenannten Eigenschaft schon 1892, im Strindbergkreise des „Schwarzen Ferkels" kennen, wo er durch sein buntschillerndes Wissen auf allen Gebieten und seine verblüffenden Antithesen auffiel. Er war aber kein Witzbold, sondern ein wissenschaftlich gewurzelter Forscher, der mit erstaunlicher Unbefangenheit jeder Frage von einer neuen Seite beizukommen suchte. Er war außerdem ein sonniger Mensch, ein frisches heiteres Kerlchen, ein guter Kamerad, der u. a. August Strindberg bis zuletzt die Treue gewahrt und nicht, wie mancher andere ihn dreimal verleumdet hat, noch bevor ein Hahn danach gekräht hätte. Die Ärzte sind im allgemeinen nicht gut auf Schleich zu sprechen, weil er sich einmal sehr ausfallend — es war eine Wortentgleisung — gegen einen alten ärztlichen Brauch ausgesprochen hatte und ihnen auch wohl zuviel herumdilettierte. Trotzdem verdankt die medizinische Wissenschaft ihm eine stattliche Reihe wertvoller Entdeckungen (was in jedem Konversationslexikon nachzulesen ist) und noch viel mehr Anregungen.

Von den vorliegenden Büchern ist mir das liebste Besonnte Vergangenheit, eine Selbstbiographie Schleichs, die zu den herzerquickendsten der deutschen Sprache gehört. Sie umfaßt sechzig Jahre seines buntbewegten Lebens, das er mit Forscher- und Künstleraugen anlachte. Das ganze Buch ist „besonnt" von der frischen Heiterkeit einer Künstlerseele und in diesem Licht tauchen viele bekannte Zeitgenossen, auch aus dem Gebiet der Literatur und Kunst auf. Die anderen Bücher bringen neue Anschauungen und Entdeckungen aus den Gebieten „Bewußtsein und Unsterblichkeit", „Gedankenmacht und Hysterie"; in der Aufsatzsammlung Ewige Alltäglichkeiten findet der Leser eine Fülle von Belehrungen und Anregungen. Der Band Aus dem Nachlaß bringt ein buntes Vielerlei, in dem mir die „Briefe an den Vater" als das eigentliche Kleinod erscheinen, um dessentwillen es sich allein lohnt, das Buch zu lesen, während das fragwürdige Romanfragment und die dilettantischen Verse keine Lücken hinterlassen würden, wenn sie bei einer Neuauflage fortblieben. Man hat ja Schleich überhaupt einen Dilettanten genannt, aber das gilt bei ihm doch nur im hohen Sinne eines Schopenhauer. In seinem Tagebuch sagt Schleich hier einmal: „Es ist ein Tasten in der Welt, als wären wir alle abgestürzt und suchten in der Finsternis nach irgendeinem Stützpunkt zum Aufschwung." Das gilt vor allem von ihm selber. Schleich war ein unermüdlich Tastender und Suchender, darin ein echtes Kind seiner Zeit, und soweit ein einzelner Mensch dazu fähig ist, hat er jenen „Aufschwung" gefunden.

Vergebliche Sehnsucht. Von Carl v. Hartmann

Wenn Mondschein rieselnd dir im Haare webt,
Daß mir's durch Aug' und Adern seiden schwingt;
Wenn scheu dein Leib im ersten Wissen bebt,
Daß alles in mir dir entgegen klingt:
Dann möcht' ich mich für immer von dir wenden
Und einen Raum von tausend Jahren
Dazwischen tun mit starken Händen,
Um einmal nur ein Bild rein zu bewahren.

Digitized by Google

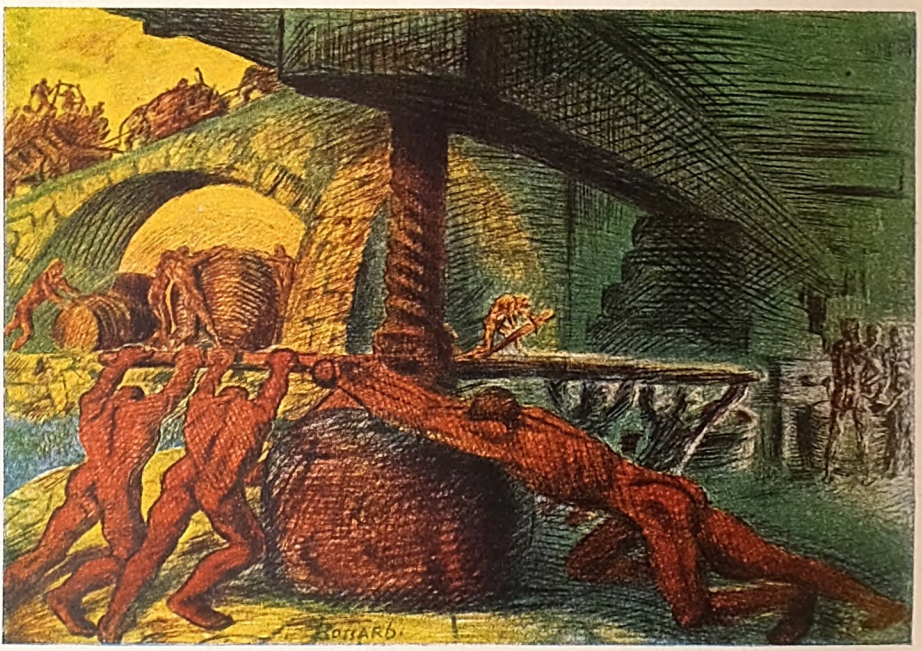
Johannes Bossard

Von Dr. Eckart v. Sydow

Der Name Bossards wurde zuerst im Zusammenhang mit seinen plastischen Werken genannt, später erregten seine graphischen Arbeiten Aufsehen. Seit jener Zeit, den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, ist es einigermaßen still um ihn her geworden: ein großer Teil seines ausgebreiteten Lebenswerkes, vorwiegend aus dem letzten Jahrzehnt, blieb ohne den Widerhall anteilnehmender Öffentlichkeit — das ist seine Malerei. Und doch nimmt sie in ihrer Art an der ganzen Entwicklung teil, die seit Jahrzehnten unsere europäische Kunst im ruhelosen Antrieb ihrer Verwandlungsfreudigkeit verändert hat. Es ist erstaunlich und zugleich erfreulich, des näheren zu betrachten, wie auch die hart auf sich selbst eingestellte Produktivität eines verhältnismäßig abseits Lebenden von den tiefen, wie es scheint: fast allmächtigen Tendenzen der Gegenwart im Unterbewußtsein mit fortgerissen wird, — zu schauen, wie ihm, der anfänglich so anders eingestellt ist, die gebieterische Epoche sein Werk gleichsam unter der Hand verwandelt.

Schon die allgemeine Richtung des Bossardschen Entwicklungsganges ist das Spiegelbild im kleinen der europäischen Metamorphose im großen. Ebenso, wie das Bossard auferlegte Schicksal es bestimmte, lenkte der europäische Genius seine Bahn: vom Plastischen her trieb er seine Kunst immer mehr zum rein Malerischen hin. Überblicken wir die deutsche Malerei, so haben wir im 19. und 20. Jahrhundert die große Entwicklung vom Klassizismus zum Expressionismus, in deren Mitte der Impressionismus steht. Der Sinn dieser Geschichtsfolge aber liegt hierin, daß diese Epochen eine klare Stufenreihe des immer mächtiger werdenden malerischen Elementes darstellen. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, im einzelnen zu zeigen, wie im Klassizismus der Wille zur idealen Weltgestaltung in starker Rücksichtnahme auf die Gegebenheit der Wirklichkeit sich bildmäßig ausdrückt, — wie dann im Impressionismus der bewußt aufbauende Wille zurücktritt, dem Gefühl freie Hand läßt und zugleich ein eigentümlich schwebendes und zitternd nachempfindendes Wesen an die Stelle der Absichtlichkeit tritt, — wie endlich im Expressionismus der letzten Generationen dieses Gefühl in explosiver Reinheit seines subjektiven Standpunktes die Oberhand gewinnt. Man darf so sagen: vom Willen durch den Intellekt zum Gefühl — so ist innerlich, psychologisch die Laufbahn des letzten Jahrhunderts bis in unsere Tage hereinbestimmt gewesen.

Alle diese Stationen kehren in der Lebensarbeit Bossards andeutungsweise wieder. Aber unter Voraussetzungen, die in der

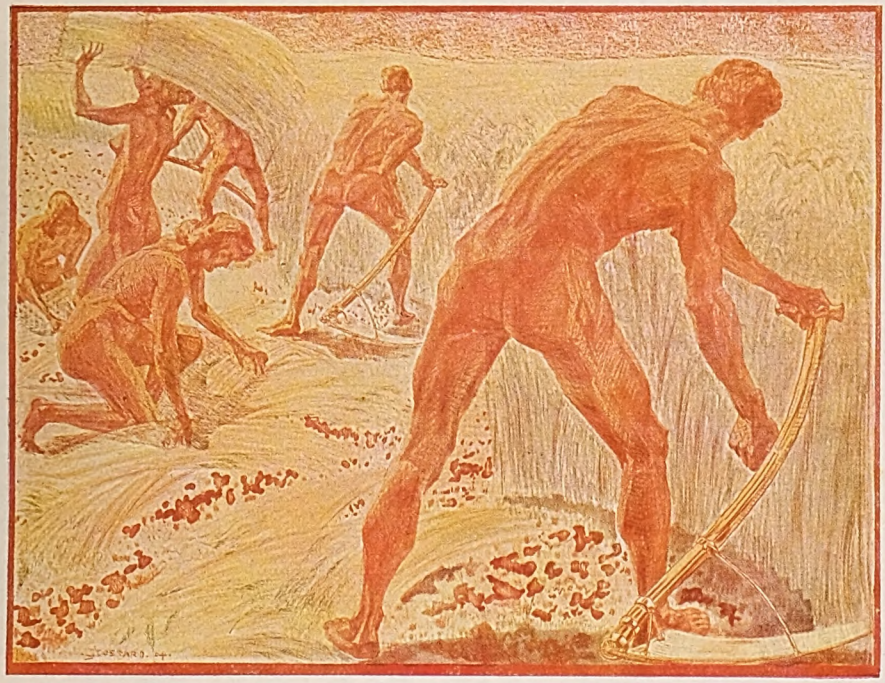


Die Kelter. Aus dem Zyklus „Das Jahr". Eine Folge farbiger Lithographien aus dem Jahre 1904

Digitized by Google

Titelbild zum Zyklus „Das Jahr." Eine Folge farbiger Lithographien aus dem Jahre 1904

Betonung ihres veränderten Nachdrucks nun doch ein wesentlich anderes Gesicht seinen Leistungen aufprägen, als es jenen Generationen gegeben war. Denn während jene jeweils von der vorwärtstreibenden Energie ihres Lebensprinzipes zu einer höchst gesteigerten Formulierung ihrer Art aufwärts getragen wurden, bleibt bei Bossard vielerlei erhalten, das ihm solche grundsätzliche Einseitigkeit verwehrt und ihn zu einer viel umfangreicheren Auffassung seiner Aufgabe hintreibt. Denn seine Sehnsucht ist überall auf



Ernte. Aus dem Zyklus „Das Jahr". Eine Folge farbiger Lithographien aus dem Jahre 1904

Digitized by Google

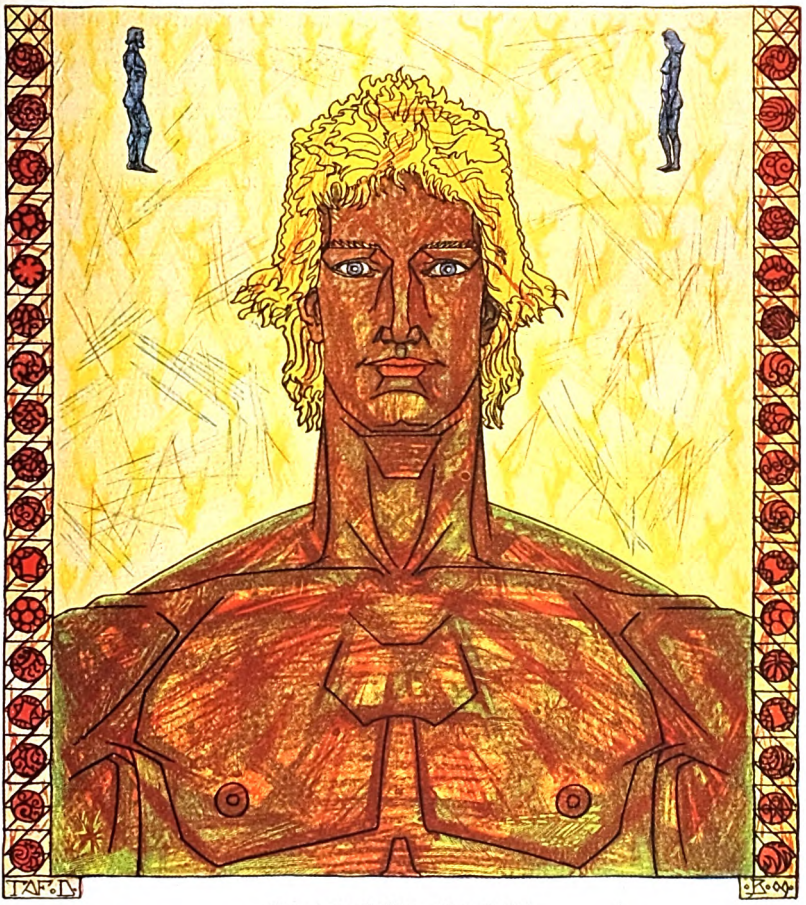
Frühlingswiese. Aus dem Zyklus „Das Jahr". Eine Folge farbiger Lithographien aus dem Jahre 1904

die Umfassung des vollen Lebens gerichtet gewesen.

Man hat es häufig als ein Kennzeichen des Deutschtums angesprochen, daß ihm zwar das eigentlich Schöpferische der Lebensgestaltung versagt sei, — daß es aber dafür die Möglichkeit und Fähigkeit verliehen erhalten habe, aus den schöpferischen, unmittelbaren Einseitigkeiten der anderen Volksgeister nun seinerseits mittelbar und nachdenkend ein allumfassendes Weltgefüge zu formen. Auf mancherlei Gebieten des Lebens ist diese Betonung des absichtlichen Ausgleichs sicher richtig. Das Gleichgewicht der sozialen Kräfte, der politischen Mächte, der wirtschaftlichen Bestrebungen war jahrzehntelang in einem Maße erreicht, daß jene grundsätzliche Einstellung hier alle Beweise für ihre Auffassung finden mochte. Der Nachteil einer wesentlich intellektuellen Ein-

Der Pflug. Radierung

Digitized by Google



Aus dem Zyklus „Der Held"
Eine Folge farbiger Lithographien aus dem Jahre 1909

ſtellung freilich mußte mit in den Kauf genommen werden.

Im Umkreis jener Formel mag man nun Boſſard als einen weſentlich deutſchen Künſtler bezeichnen, der inneren Einſtellung ebenſoſehr wie der äußeren Form nach.

Überall iſt ſchon in der thematiſchen Bezeichnung der Arbeiten der Wunſch Boſſards deutlich, von einer großen Warte aus die Welt zu überſchauen und bildmäßig zu formulieren. Sei es nun in der Plaſtik die Gruppe des „Lebens", ſeien es in der Graphik die Blätterfolgen: „Die Tragödie des Daſeins" oder „Das Jahr" oder „Der Held", ſeien es in der Malerei die umfangreichen Gemäldereihen „Strahlen des Eros" oder „Homo sum" — überall finden wir den deutlichen Wunſch nach einer weitgreifenden Formulierung der Inhaltlichkeit. Ein einzelnes Werk tut ſolcher Abſicht nicht Genüge, denn es gibt ja immer nur einen einzigen Anblick und Ausſchnitt aus dem Weltgeſchehen. Die Wahrheit aber hat allumfaſſenden Charakter. Das richtige Bild der Welt muß vollſtändig ſein, — jedes fehlende Glied ſtört den einheitlichen Rhythmus. So hat es die Philoſophie des deutſchen Idealismus empfunden, — ſo ähnlich muß auch Boſſard zur Welt ſtehen. Dieſe typiſch deutſche Sehnſucht nach Allſeitigkeit kommt je länger, deſto ſtärker zum Ausdruck. In der Plaſtik deutet ſie ſich eigentlich erſt an, gewinnt in den graphiſchen Zyklen an Kraft und lebt ſich in der Malerei ſo ſchrankenlos aus, wie dieſe Kunſt es nur immer geſtattet. Und als Ziel ſchwebt nun Boſſard ſeit langem ein monumentaler Bau vor, in welchem ſolche Allſeitigkeit ſich auch den baulichen Ausdruck ſchaffen möchte.

Erwägt man die verſchiedenen Stadien des Verſuchs einer Verwirklichung ſolcher Kunſthaltung, wie ſie in Boſſards Werken vorliegen, ſo hat ſicherlich ſeine graphiſche Arbeit das Höchſte erreicht, was ihm beſchieden war.

Wichtig iſt hier vor allem ſein Zyklus

Digitized by Google

Die Spinne. Zeichnung. 1914

farbiger lithographischer Blätter „Das Jahr". Eine große Vielfältigkeit der Inhalte tritt vor uns hin: das Leben der Natur: Säen, Ernten, Kelter . . . die ganze Fülle der einfachen, großen Begebenheiten des Kreislaufes des Jahres in seiner steten Erneuerung und Wiederholung. Alles strebt hin zu einer großen Einfachheit der Darstellung: wenige, wuchtige Gestalten sind es immer wieder, die im Mittelpunkte stehen. Das Grundgefühl des deutschen Klassizismus, eingestellt auf das Erlebnis der einfachsten, großen Gesetzlichkeit des Daseins, äußert sich unverkennbar. Freilich auch mit jener charakteristischen Einschränkung der damaligen Auffassung: wertvoll vor allem ist der Mensch und somit das Naturgeschehen, wie es sich im menschlichen Wesen äußert. Es wäre an sich gewiß auch die andere, eher romantisch gefärbte Möglichkeit gegeben, das Naturgeschehen als solches zu geben, für das der Mensch nur mehr nachfühlendes Echo, gleichsam Zuschauer, mitgerissener Mittäter wäre. So hat es im Höhepunkte früherer deutscher Ausdrucksfähigkeit Hans Thoma versucht: alles ist Naturgeschehen, durchdrungen von einem seelischen Gehalte, in dessen weiter Wellenbewegung das menschliche Geschlecht einen Höhepunkt, aber jedenfalls nur ein verhältnismäßig kleines Moment der großen All-Bewegung darstellt. Das ist die mehr malerische Ausprägung des Grundbewußtseins. Es gibt nun aber auch eine andere, die den mehr plastisch gesinnten Künstlern ihre Sonderart vorschreibt. Diese müssen mehr eine Kunst erstreben, die stärker als jene Thomahafte das Tastbar-Wirkliche und zugleich Organisch-Bluthafte in den Vordergrund rückt. Man mag sich dann im einzelnen auf das Tierische, das Pflanzliche einstellen, — das Wesentliche wird doch der Mensch mit seinem Körper und seinen Bewegungen, wird der Mensch als bluthafte Wirklichkeit mit seinen Beziehungen zur Natur sein. Denn in ihm ist der unmittelbarste Antrieb zur Einfühlung in das Getriebe der Natur geboten. So ist es der Fall bei den deutschen Klassizisten vom Schlage der Feuerbach, Carstens, Hans v. Marées. Ist diese Neigung zur Darstellung des schönen menschlichen Körpers schon bei solchen doch immerhin sehr malerisch eingestellten Persönlichkeiten zu spüren, wie viel mehr mußte diese Neigung bei einem Künstler sich äußern und durchsetzen, der wie Bossard in ganz starkem Maße bildhauerisch interessiert war? Denn es ist grade Sache des Bildhauers, dem Organischen nachzuspüren, das Atmende und Blutvolle des naturhaften Leibes zu formen. Und so ist es in der Tat immer wieder der Mensch, der im Mittelpunkte der Bossardschen Blätter-Folge steht.

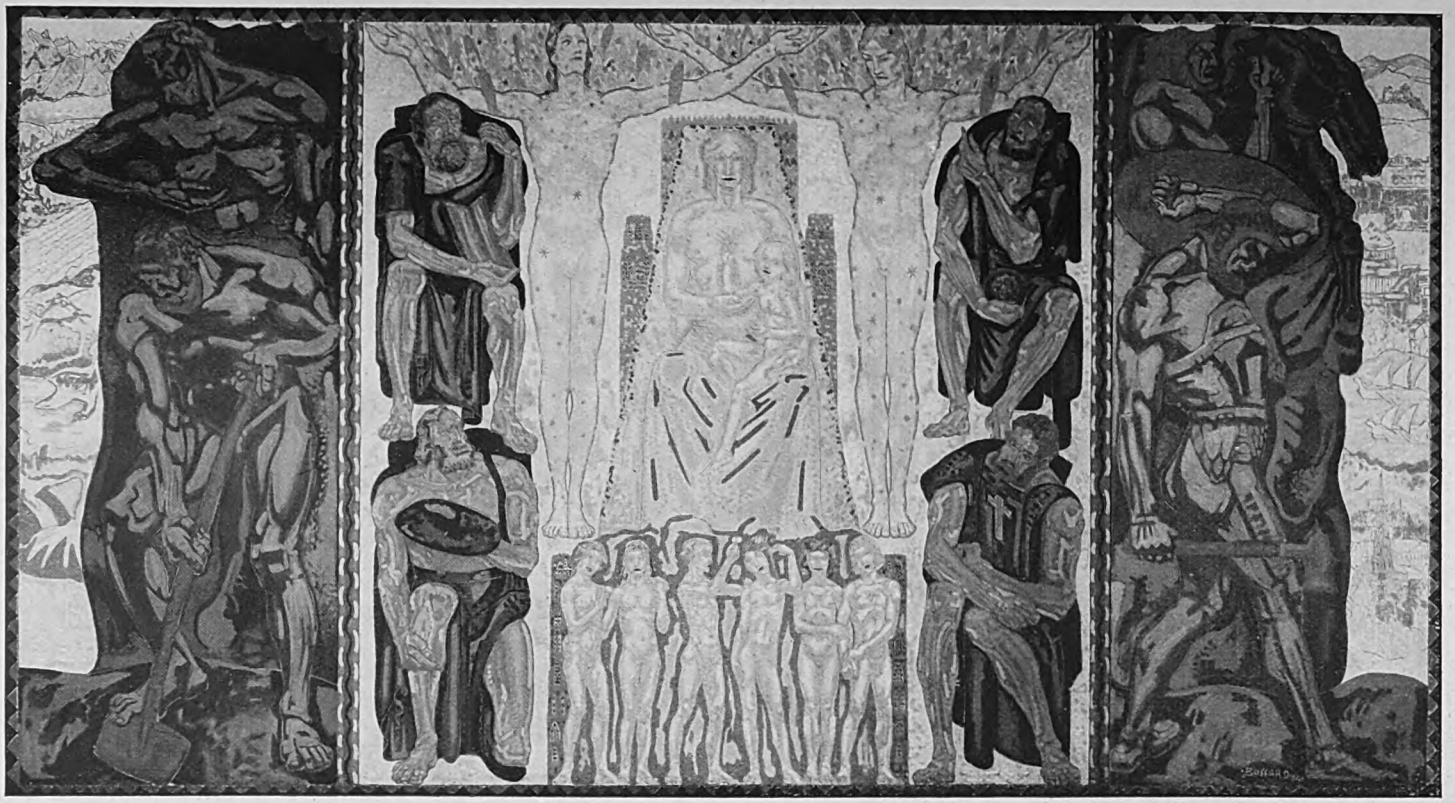
Der Mensch — aber nicht als Einzelwesen, sondern als Wesen der Natur: verbunden mit ihr auf das engste, aber zugleich

Kämpfer. Zeichnung. 1916

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



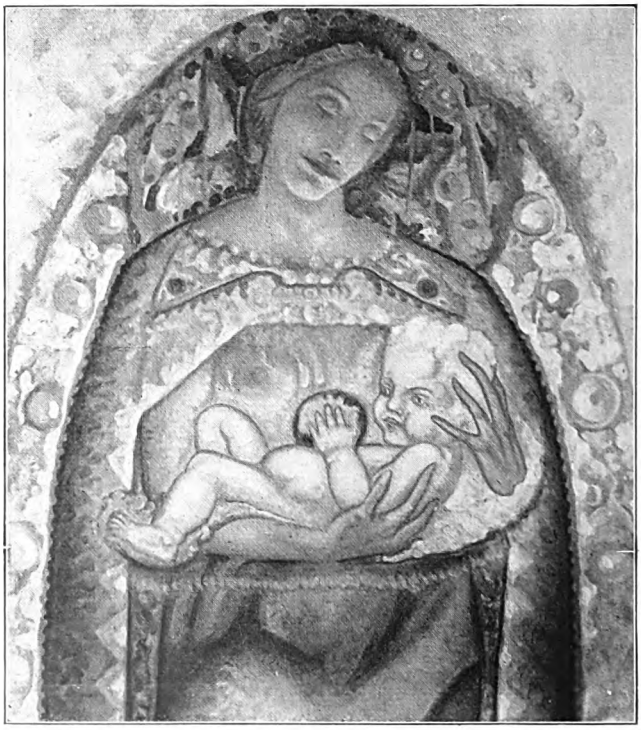
Helvetische Symphonie. Gemälde von 1914

Digitized by Google

Gezweig hindurch Sterne glänzen, — oder jene starken Gestalten mähender Männer und garbenbindender Mädchen.

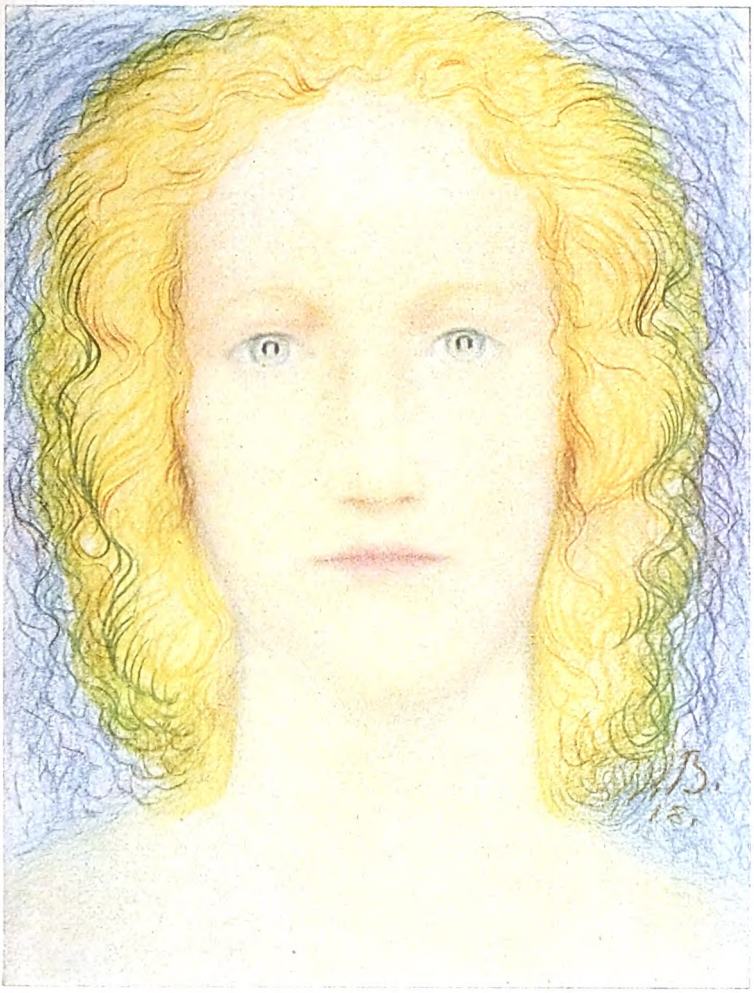
Mit solcher Einstellung, die einer plastisch-bildnerischen Veranlagung unvermeidlich ist, verbindet sich ein starker Trieb zur Nachdenklichkeit. Das eigentümlich Grüblerische, das der deutschen Natur nun einmal eingeboren scheint, kommt oft und oft zum Ausdruck. Es liegt ja ganz offensichtlich schon thematisch darin zutage, daß ein so allgemein gehaltener Vorwurf, wie „Das Jahr", gewählt wurde. Das Allgemeine, Begriffsgemäße, zum Nachdenken Nötigende wird darin schon sprachlich formuliert. Auch hier ist's altes Erbgut des deutschen Idealismus und Klassizismus, das wir vor uns sehen. Denn ihre immer wieder neu ausgesprochene Meinung ging dahin, daß das Individuelle des Vorwurfs überwunden werden müsse, wenn ein wahrhaftes Kunstwerk erstehen solle. Negativ ausgedrückt würde dies bedeuten: weder die individuelle Quelle des Kunsterlebnisses, noch der individuelle Anlaß und Vorwurf soll in dem Kunstwerk zum Ausdruck kommen. Dieser Wille zu einem Kunstwerk, das gleichsam überlebensgroß sein soll, drängt Bossard überall zu allgemeingültigen Formungen hin. Es ist der Mensch als solcher, ist das menschliche Geschlecht ganz allgemein, das in seinen Blättern und Gemälden, ja auch in seinen Skulpturen vor uns steht — um welche Haltung und um welches Geschehen es sich immer handeln mag. Denn auch in seiner letzten umfangreichen Gemäldefolge des „Homo sum" sind es trotz des so persönlich und bekenntnishaft anmutenden Namens doch allgemeine menschliche Typen, die Bossard uns zeigt.

Dieser Intellektualismus findet eine starke Stütze im ausgeprägten Willen zur hohen Haltung. Wo man auch die graphischen und malerischen Arbeiten Bossards prüft, überall tritt dieser Trieb zur Monumentalität hervor. Er hat auch dies gemein mit dem Klassizismus. Denn dessen wesentlichste Seite ist solche willensmäßige Anspannung. Es geht in ihr der Wunsch nach einem gesunden, kräftigen, lebensvollen Wesen zusammen mit der intensiven Einstellung auf innere, ethische, sittliche Werte. Beides äußert sich in der gleichen Haltung voll Anspannung und zugleich Überlegenheit. Dieser Wille zur selbstsicheren Kraft strömt aus allen Werken der Carstens, Feuerbach, Greiner und auch Bossard uns entgegen. Das Tragische des Lebens wird wohl gefühlt, aber so sehr als etwas Gegensätzliches, äußersten Falles etwas Nebensächliches gewußt und zugleich abgewehrt, daß es nirgends in seiner eigentlichen Natur und in seinem Wirken innerhalb der Ganzheit des Daseins zum Ausdruck kommt.



Madonna mit Wächtern. Ausschnitt aus dem Gemälde. 1915

Digitized by Google



Pastellkopf. 1918

Dort, wo dies andeutungsweise — wie in manchen Gemälden des „Homo sum" — geschieht, dort handelt es sich um eine wesentlich intellektuelle Art der Konstatierung.

Dieser Doppelwille zur sittlichen und leiblichen Gesundheit und Kraft hält sich fern von aller Problemstellung, die wirklich in die Tiefe geht. Aber es wirkt für ihn der Vorzug einer anscheinend klaren Grundsätzlichkeit des Lebens und Handelns. Einer Klarheit und anscheinenden Einfachheit, die weithin von mitreißender Kraft gewesen ist, weil sie an die anfänglichsten Überzeugungen sich wendet, — denn wer möchte aus freien Stücken kränkeln oder sich gegensätzlich zur ethischen Überzeugung der herrschenden Schichten stellen? Erst angesichts einer umfänglichen und vielseitigen Lebenserfahrung wird einem klar, worin der dennoch gültige Ausspruch etwa christlicher Mystiker sich gründet, demgemäß das Leiden der rascheste Weg zur Vollkommenheit sei. Solange man dies nicht in tiefgehender Weise erfahren hat, bleibt der Aufruf zur Gesundheit des Leibes und der Seele völlig Vertrauen erweckend. Und so ist's sicher jene straffe Haltung der klassizistischen Menschen gewesen, von welcher ein Hauptteil der Wirkung ihrer Werke ausgeht. Nicht das eigentlich Künstlerische, das im formalen Ausdruck liegt, sondern die ethische Nebendeutung der Form, ihr moralischer Beiklang ist oft genug das wesentlich Überzeugende dieser Richtung. Nur ganz wenige Künstler, wie etwa Hans v. Marées, haben ihrer Welt zugleich soviel Weiträumigkeit, soviel freien Spielraum geben können, daß eine wahrhaft große Bewegung in ihrer Sonderwelt möglich war. Die anderen fühlten sich so sehr im Widerspruch zur Umwelt, so sehr auch in ihrer äußeren

Digitized by Google

Digitized by Google

Pietà. Gemälde. 1919

ersten Zyklus des „Jahres“. Denn während dort noch mancherlei Einwände gegen das mangelnde Zusammenspiel der Farbigkeit und gegen vielerlei Zwiespältigkeit zwischen menschlicher Figur und Landschaft erhoben werden mochten, ist hier eine solche Vereinfachung vorgenommen, daß von Zwiespältigkeiten nicht mehr die Rede sein kann. Die Gestalten stehen und bewegen sich zumeist auf abstraktem einfachsten Hintergrund. Und ebenso zeigt sich in der Durcharbeitung das gereiftere Vermögen. Denn das Auseinanderfallen der Farbelemente, die im „Jahres“-Zyklus hin und wieder stört, ist überwunden, — eine viel größere Einheitlichkeit ist erreicht worden.

Der ganze Grundcharakter der Folge aber hat sich nicht geändert. Auch sie betont wieder und wieder die starre Selbstsicherheit unwankender Lebenskraft. Und zum Schluß ertönt das uneingeschränkte Lob der großen Weltkräfte unter menschlichen Decknamen wiederum etwas gesucht altertümlicher Bildung: „Lob sei allen, den großen Mächten des Jahres. Lob sei dem schwarzen Nachthard, Lob Lohhold, dem goldenen. Lob Huthegard, der dumpfen, schweren, und Lob sei Astrahella, der Zauberin, der sehrenden. Sie alle sind Rhythmen der großen Harmonie. Brause rauschend herauf, großer Weltenhymnus. Du Mensch, der Reife, wisse den Sinn der Farben und Gesänge, der Höhen und Tiefen. Du Erde erglühe, fühle, jubelnd ertrinke, wie ein Tautropfen wonneschauernd geküßt von durstigen Lippen.“

Was hier vom „Sinn der Farben“ gesprochen ist, hat Bossard selbst, im Umfange seiner Art, in seinen letzten malerischen Arbeiten annähernd erreicht. Früher war er seinem künstlerischen Beginn gemäß vorwiegend auf die Plastizität der Darstellung gerichtet. Die Gestalten an sich hatten ein Dasein, das aus ihrem visionären Bezirk gerissen und verwirklicht werden konnte auch mit anderen Mitteln, als denen der Malerei. Zwar war ihm von vornherein eine andere, mit seinem Wesen eng verschwisterte Tendenz zu Hilfe gekommen, um eine allzu realistische Art zu vermeiden, — nämlich der Sinn für das Dekorative, Schmuckhafte der Form-

Digitized by Google

Andra. Gemälde. 1920

gebung. So hatten seine Arbeiten zugleich den Charakter einer teppichhaften Wandbekleidung erhalten, — freilich mit der Einschränkung, daß der von ihnen verkörperte symbolische Sinn das bloß Dekorative überwinden sollte. Aber es blieb immerhin seinen Figuren irgendwie ein Anklang an plastisches Formgefühl innewohnend und irgendeine Verbundenheit mit der Architektur, die sich in ihrem Gefüge ausdrückte durch pfeilerhafte Riesengestalten. Wie sich denn auch die „Fackelträger" in scharf geschiedenen Abteilungen isolieren: auf den Seiten scheinen mächtige plastische Gestalten gruppenhaft ineinander zu wachsen. Und ähnlich wirken die Seitenflügel der „Helvetischen Symphonie". Eine gewisse Erweichung der anscheinend architekturalen Gliederung war freilich naturgemäß durch das andere Material, die Farbe, gegeben, aber es währte noch einige Jahre, bevor der allgemeine Belebungsprozeß der Farbigkeit so weit gediehen war, daß wahrhaft malerische Werke entstanden. Die „Traumschale" bildet hier ihrer ganzen Art nach die Überleitung. Denn hier verschieben sich schon die starren Komponenten und ihre Säulen beginnen zu wandeln, ja sich zu verwandeln. Die späteren Jahre nehmen nun regen Anteil an solcher weiterschreitenden Entwicklung. Wie sich das ganze Material an Formkräften, das Bossard von Anfang sein eigen nannte, allmählich von der Oberherrschaft der Plastik freimacht und sich in immer stärkerer Schwingung zu malerischer Verwertung bequemte, so hat nun auch auf dem Sondergebiet der Malerei, im dritten Stadium der künstlerischen Entwicklung Bossards, diese Richtung sich als maßgebend und gänzlich durchgreifend erwiesen.

Es darf hier wiederum an die allgemein europäische Entwicklung erinnert werden, die in der Malerei von der Darstellung und Schöpfung gleichsam naturwirklicher Dinge sich immer mehr dem Bereiche reiner Farbigkeit zugekehrt hat, — unter dem übermächtigen Antrieb, den das musikalische Genie unserer Zeit und unserer Länder auf alle Kunstgebiete ausgesandt hat. Wohl ist es ein Irrtum, von musikalischer Malerei zu sprechen. Aber es wäre kaum die formale Reinheit der malerischen Funktion so klar zutage getreten, wenn nicht die Befreiung

Digitized by Google

Versuchung. Gemälde. 1924

der Musik von allem Inhaltlichen der Programmatik vorbildhaft so stark gewirkt hätte. Die Farbigkeit eines Bildes als Ausdruck subjektiven Gefühles, als Symbol innerlicher, seelischer Impulse zu betrachten und zu konstruieren, war das Ergebnis gedanklicher und handwerklicher Experimente.

Bossard hat dieser Entwicklung, deren Streben auf das immer reinere Leben der Farben in ihrer Reinheit und auch in der Vielfältigkeit ihrer Nüancierungen gerichtet war, allmählich Folge gegeben. Gerade in den letzten Jahren haben seine Farben eine Lockerheit und Losgelöstheit vom Gegenständlichen bekommen, die zweifellos auch in ihren weiteren Fortschritten noch schöne Erfolge zeitigen kann. Wie die Farbtöne hin und her fließen, — wie ihre Töne und Betontheiten hier hervorgehoben und dort abgedämpft werden, — darin zeigt sich deutlich eine Kraft

Digitized by Google

Kopf. Gemälde. 1920

am Werke, welche die von der Gesamtentwicklung vorgeschriebene Bahn wandelt. Oder vielmehr in ihr arbeitet. Denn leicht kann es dem Künstler nicht geworden sein, seine farbige Begabung aus dem anfänglichen Haften am Gegenständlichen so weit zu befreien, daß sie jetzt manchesmal den Anschein selbständiger Lebendigkeit gewinnt. Eine gewisse Rückversicherung an inhaltlichen Dingen und gedanklichen Formulierungen mag er auch jetzt noch nicht ganz aufgeben, — sie dienen formal gesehen zur Verfestigung der bildhaften Konstruktion. Und es könnte wohl sein, daß eben jene dekorative Tendenz, die ihn zunächst gefördert hat, ihm nunmehr manche Schwierigkeiten bereitet, — da ja ein intensives Leben der reinen Farbigkeit nur in der Tiefe des Räumlichen möglich ist, während das Dekorative zumeist in der Fläche bleibt. Doch ist im allgemeinen der Fortschritt ein unleugbar großer, der darin besteht, daß die Farbe als lebendige Wesenheit erfühlt und behandelt wird. Daß das Bild nicht mehr eine Darstellung von etwas Andersartigem, sondern ein malerisches Leben in sich ist, das ist das Ziel, dem Bossard naht. — Überblicken wir das vielfältig ausgebreitete Lebenswerk des Künstlers, so sehen wir überall ein starkes Ringen um die Vereinigung von künstlerischem und gedanklichem Gehalt. Die Kunst bettet sich ein in die Atmosphäre weltanschaulicher Überlegung, sinnender Weltbetrachtung. Unter dem Antrieb eines rein positiven Gedankenbildes urwüchsiger Gesundheit tritt der Wille zur hohen Haltung beherrschend hervor, — er regiert zweifellos auch die neueste Entwicklung, indem er sich über die Gebundenheit an das Stoffliche erheben will. Gelingt es ihm, das Bewußte seiner Gedanklichkeit auch noch zurückzulassen und abzustreifen, um sich rein dem Instinkte malerischer, farbiger Beweglichkeit anzuvertrauen, so würde ihn dies zur höchsten Stufe seiner Art emporführen.

Digitized by Google

Sühne · Von Oskar Baum

In verzweifeltem Zorn, in der dunkeln Wut über den Tod seines Weibes zog der edle Herr von Armpach mit dem Rotbart gegen Rom. Sein einziges, den kleinen Ulmar, ließ er seinem Vetter auf Gallersberg. Für immer, wie es sich dann ergab.

Der Junge hatte frauenhafte Augen und Haar von mattgoldener Seide. Aber er lief, sprang, focht und ritt so viel und wild wie alle, bekam wuchtige Knochen und trank bald mannhaft wie des Papstes Kellermeister am Sonntag.

Da wurde der Vetter des lärmenden Gastes satt, der mit allen Freunden Händel hatte und auch zur Brutzeit hinter dem Wild her war; und wenn der Gallersberg selbst vor Neid geborsten wäre.

„Zeit ist, daß du dich um Armpach kümmerst, Ulmar! Die Nachbarn wollen sich darein teilen und es wäre schade darum."

Aber Ulmarn gefiel es hier und ihm graute vor den verrosteten Felsennestern, wo sicherlich die Keller leer waren und die Bauern das Gehorchen vergessen hatten. Er fing an, sich mit Vetters Hilde zu vertragen. Mit der zwölfjährigen Hilde, die leise und gut war und das ganze Schloß regierte, weil sie zu jedem demütig sprach, so daß sich alle sputeten, zu erraten und zu tun, was sie sich wünschen könnte. Er ließ sich an einem Seil in den tiefen Teich, um einen Ball für sie heraufzuholen, und er tauschte sich für ein heiliges Amulett, das ihm vom Vater geblieben war, ein goldgewirktes Tuch ein, weil es ihr bei einer Freundin gefallen hatte.

Das Ende von der Sache war, daß der Vetter sich zufrieden gab, die beiden miteinander verlobte und dem Junker zusagte, sie werde sein Gemahl, wenn er in vier oder fünf Jahren als Herr auf wohlversehenem Erbe sie zu holen käme.

⁂ ⁂ ⁂

Viel blutige Arbeit fand er wohl; aber sein Vetter hatte ihm einen Haufen eiserner Knechte mitgegeben, und einige schwächere Nachbarn boten ihm Freundeshilfe.

Hart und lange war eigentlich nur die Fehde mit dem Pellsteiner. Sein Weib, hieß es, wollte nicht nachgeben; sein schönes Weib, von dem so kitzlige Geschichten umgingen. Ganz weiß und biegsam wie Kirschblütenzweige im Wind waren ihre Glieder, und ihre Haut war so heiß wie Eisen unterm Schleifstein. Einen, der hinaufkletterte und durch die Spalten im Fensterladen zusah, wie sie zu Bette stieg, ließ sie ins Verlies werfen und Nacht für Nacht mußte man ihn an ihr Bett fesseln. Der Pellsteiner, ihr Mann, zog eine krause Stirn; aber sie zuckte nur mit den Schultern, und er schwieg. Der junge Waffenknecht stand Nacht für Nacht von Abend bis früh an ihr Bett gefesselt, bis er von Sinnen kam und einmal beim Losschnallen mit allen vieren ausschlug, Schaum von seinem Munde floß, und seine Zähne sich festbissen in die Holzlehne des Bettes; die Nägel aber krallte er sich ins Fleisch.

Es wäre vielleicht mit klugen Verhandlungen alles beigelegt worden, aber Ulmar fühlte sich als der Stärkere und es freute ihn, mit seinem raufluſtigen Fähnlein die Burg zu berennen. So ein wildes Weib, und jetzt zitterte sie vor ihm!

Lange Wochen berannte man umsonst. Viel junges Blut spritzte gegen Fels und Mauer. Endlich konnte man mit dem Hunger in der Feste rechnen. Ein gerüstetes Pferd und ein Kettenhemd versprach Ulmar dem, der die Pellsteinerin wohlbehalten gefangen brächte.

Eines Nachts, als unverhofft das Feuer aus den Burgfenstern schlug und Ulmars Leute zu leichter Arbeit aus dem Schlaf weckte, verdiente einer den Preis. Den Pellsteiner hatten die eigenen Leute erschlagen, weil sein Weib sich mit dem Mehl, das er ihnen vom Mund absparte, die Wangen weißte.

⁂ ⁂ ⁂

Zwei Knappen ritten zum Hofe herein, vom Huf bis zur Sturmhaube weißgrau von Reisestaub und müde; sonst aber jung und stattlich, mit Wämsern in gleichem Rot.

Ulmar lehnte am weißblühenden Lindenbaum beim Brunnen und befahl den Knechten, welche die vom Winter gerissenen Sprünge und Löcher in der Burgmauer mit Stein und Lehm flickten.

„Vom edlen Herrn zu Gallersberg Gruß und Brief."

Der Armpacher wurde glutrot vor Freude. „Wie? Vom Vetter? Lebt er noch? Wie geht es ihm und den andern allen? Was macht der Rabenegg, der zornige Kerl mit der Judennase? Erzählt mir doch! Seid ihr schon lange in der Gegend dort?"

Die Knappen erzählten ehrerbietig, was sie wußten; darunter, daß der Vetter todesmatt von einer bösen Krankheit sei. Der Teufel würge ihn von Zeit zu Zeit, daß er zu ersticken glaube, und der Junker Rolf war vom Königshof aus Prag gekommen, sein Erbland zu wahren und dem Vater die Augen zuzudrücken.

Digitized by Google

„Jetzt ist er vielleicht nicht mehr," murmelte Ulmar und blickte finster vor Schmerz.

„Wir sollen auf Antwort warten, weil es Eile hat."

Der Armpacher las das Stück Pergament, das nicht verschlossen war, weil es kein Geistlicher brachte und kein gelehrter Ritter, der es hätte lesen können. Er atmete mühsam, reckte sich aber stählern und wandte den Kopf ein paar Augenblicke zur Kemenate der Pellsteinerin hinauf. Dann holte er einiges alte Frauengeschmeide von seiner seligen Mutter oder vielleicht schon von der Ahne und ließ Rolf bitten, ihm Hilde, seine Braut, mit ritterlichem Geleit zu senden. Er würde ihr auf halbem Wege entgegenziehen und sie mit Prunk ins Armpacher Erbschloß führen.

⁂ ⁂ ⁂

„Und ich?" fragte sie ohne Betonung, aber ihre Augenlider zuckten und sie schlug mit dem Horngriff ihrer Reitgerte immer grimmiger auf den Eichentisch, gegen den sie den Rücken stemmte. Knapp vor ihr Ulmar, der standfest und unanfechtbar auf ihr Haar sah. Das war rabendunkel und glänzend.

„Ich werde mein Gelübde dem Kind nicht brechen; Rolf und seine Freunde sind mir auch zu gefährlich."

„Und ich?!! Drei Jahre meiner Schönheit habe ich mit dir vergessen. Meine Verwandten werden mich nicht als niedrigste Magd um sich dulden. Wohin soll ich?"

„Ich habe niemandem etwas versprochen. Ich lasse meine Gefangene ohne Lösegeld ziehen, von meinen Leuten ritterlich über das Gebirge führen zu irgendeinem Vetter oder Geschwister."

Sie schlug mit ihrem Gertengriff gegen einen Bierkrug, daß er in Scherben und Splittern zu Boden klirrte.

„Wäre es dir lieber," brauste er auf, „wenn sie mich irgendwo in der Fehde erschlagen, und du von *ihnen* davongejagt wirst?"

„Aber Narrheit!" brummte sie und wurde nachdenklich. „Schließlich ist sie noch nicht hier. Ein Blitz kann sie erschlagen oder ein verschmähter Liebhaber. Sie kann krank werden. Man könnte eine Krankheit übrigens auch zubereiten. — Nein!" Sie hatte es gefunden und ging mit Schritten durch das Zimmer, die von Siegerhochmut dröhnten. „Du kannst sie kommen lassen; ja, du wirst sie kommen lassen."

„Und?"

„Und . . . irgendwo lauert ihr ein Räuber auf, der das Visier nicht hebt und mit seinem getreuen Haufen die ganze Reisegesellschaft zusammenhaut. Das könnte nicht schwer sein, weil man sich den Ort aussuchen kann."

Ulmar bekreuzigte sich. „Was, wenn ich lieber dich erschlüge?!"

„Mich?" Verblüfft blieb sie stehen. „Von mir weißt du, was du zu wissen brauchst und daß wir sehr vergnügt miteinander auskommen, bisher behaglich zusammenblieben und in allen Stücken zufrieden waren. Was tust du, mein Lieber, wenn es dir so geschieht wie dem Tannwarter, der eine Frau bekam, die keine Frau war, oder dem Wilferdingen mit seinem Ehegespons, dem auch die Knechte genügten? Oder denk' an die Gräfin von Wolfenrot, die sterbebleich zu weinen nicht aufhörte, wenn er sie mal um den Leib nahm. Und die Luxenhorn, die vorgequollene Augen bekam, weil sie kein Kind hatte, und die Liebenfeld mit der tollwütigen Eifersucht und die . . ."

⁂ ⁂ ⁂

Blutiges Gewimmel und Kampfgeklirr durch das Doppeldunkel einer Wildnis im Walde. Pferde wälzen sich in letzten Schmerzen, Lanzensplitter reißen schlafende Mädchenherzen auf; mit Todesaugen liegen die Schützen starr im Gras umher. Darüber hin tobt die Kampfwut der verzweifelten letzten. Es schwirrt und gellt von blutnassen Schwertern und Befehlen, die niemand versteht. Ein Knirschen berstender Helme — gestöhnte Flüche. Vom Haufen gesprengt, flüchten und verfolgen vereinzelte dort und da durch das Dickicht.

Ulmar wußte nicht viel vom Strauß. Die Seinen hieben ihm die Bahn frei und — die er suchte, war bald gefunden. Er hob sie vor sich aufs Roß. Eilig ging's tiefer in den Wald.

Gern fühlte er den Druck der jungen Leibeslast auf seinen Knien. Dies zitternde, zarte Ding wäre also mein Eheweib geworden! Weich und eckenlos kam sie ihm vor wie eine Aprikose ohne Kern. Was sie wohl von ihm dachte? Ob sie ihn in diesem unwahrscheinlichen Zusammenhang erkennen würde?

In voller Nacht hielt er vor einer kleinen Lichtung. Das Mondsilber sickerte hier nur in schlanken Streifen zwischen den Wipfeln durch.

„Wenn Ihr mich nicht zu sehr fürchtet, hochgeborenes Fräulein, will ich hier absteigen, wo wir nicht völlig im Dunkeln sind. Ich möchte Euch darüber aufklären, daß ich kein Räuber bin, wie es scheinen könnte, sondern wohlgeehrter Lehensritter des Reiches. Ich habe Euch einen größeren Dienst erwiesen, als Eure Mutter vor sechzehn oder achtzehn Jahren. Ich kenne den Armpacher besser als die, welche Euch ihm angelobten. Ich mußte

Digitized by Google

Euch retten, setzte ich mir vor, und ich vergönnt Euch ihm auch gar nicht. Er ist ein wüster Gesell, bei meinem Eid, und hat Jahr und Tag ein giftiges Weib bei sich, die Euch nicht lebendig in ihr Bett gelassen hätte. So stand es um Euer Glück!"

Er hielt die Hand auf dem Hals des Pferdes, das er an einen Baum band, und sah scheu zu dem stummen Schleier auf, der sie weiß umwallte.

Sie saß noch immer ohne Regung, wie aus Stein gehauen.

Da zog er sein Schwert, faßte es an der Spitze und reichte ihr den Knauf: „Es ist nur billig, daß Ihr mir nicht traut."

Mit beiden Händen hielt sie den Schwertgriff fest; sonst aber rührte sie sich nicht.

Da faßten Ulmar Schauer der Erwartung, auch prickelnde Begier nach Überraschung und die Sehnsucht, das Gesicht hinter dem Schleier zu erblicken. Er hob das Visier.

„Ich glaube, daß Ihr mir wohlwollt; aber warum bringt Ihr mich dann nicht unter Dach?!"

„Das kann ich nur, wenn Ihr mich Eurem Bräutigam vorzieht."

„Ihr seid mir fremd."

„Erkennt Ihr mich nicht?" Er reißt ihr den Schleier vom Haupte und wirft ihn mit dem Schwert weit fort: „Wir sollen beide ohne Wehr sein."

Er faßt sie kraftvoll um die Seite . . .

Als er in Schlaf verfiel, entwand sie sich ihm, kroch durch das Moos und suchte das Schwert. Ob er auch so mannhaft und liebevoll, so stürmisch und ehrerbietig war: der, dem sie nun den heiligsten Eid gebrochen, den sie um sein Gemahl betrogen hatte —

Sie fand das Schwert. Wäre er gesühnt, der andere, den sie gar nicht mehr kannte, der Vetter Ulmar? Wäre er gesühnt, wenn sie diesen Herrlichen hergab, dem sie das Höchste, das Einzige war? Der ihr sein Schwert, sein Leben in die Hand gegeben hatte, als sie ganz in seiner Gewalt stand?!

Sie kniete und betete: „Gott, sieh auf mich!" Dann beugte sie sich über ihn. Sein Hals glänzte mädchenhaft neben den sonnbraunen Wangen und dem dunklen Bart.

„So straf' ich mich für deine Sünde!" Bitter gellt der Schrei zu ihrem wilden Schluchzen. Er schlägt die Augen auf; sie stößt zu.

Gebet

Von Joseph von Lauff

Wenn die Posaunen gehen
Dereinst am Jüngsten Tag —
Der wird vor Gott bestehen
Und ihm ins Antlitz sehen,
Der ruhig sagen mag:

Der Erde Eitelkeiten,
Ich hab' sie nicht verschmäht
Und auch im Weiterschreiten
Nicht stets nach allen Seiten
Nur gutes Korn gesät.

Tät' nicht den Leib kasteien,
Verblümt und unverblümt,
Hab' nicht zu zweien und dreien
In lauter Litaneien,
Herr, lärmend dich gerühmt.

Zog nicht mit Psalmodieren
Schweißtriefend durch das Land,
Hab' nicht in Skapulieren,
In Weihrauch und Brevieren
In Wahrheit dich erkannt.

Doch, Herr, im heil'gen Kosen
Der blütenreichen Nacht,
Im Wunder der Mimosen,
Dem heißen Duft der Rosen
Ehrte ich deine Macht.

Der Alpen schroff Gemäuer,
Der Sphären Harmonie.
Die ernteschwere Scheuer
Und dein Planetenfeuer —
Die zwangen mich ins Knie.

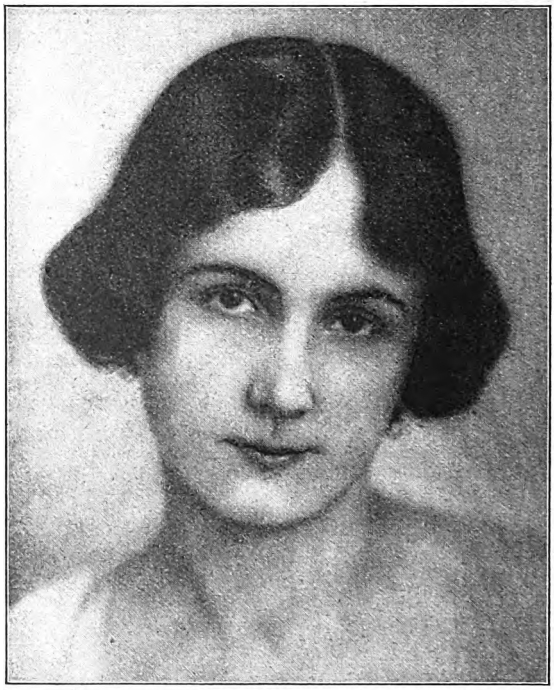
Die boten mir die Schale,
Die gläub'ge Herzen weiht,
Und luden mich zum Mahle
Im reichgeschmückten Saale
Der großen Ewigkeit.

Wenn die Posaunen gehen
Dereinst am Jüngsten Tag,
Der wird vor Gott bestehen
Und ihm ins Auge sehen,
Der dieses sagen mag.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Unser Heft erhält seine künstlerische Weihe durch Hans v. Marées. Er ist der Klassiker unserer Künstlerjugend geworden. Viele Jahre nach seinem Tod erst ist weiteren Kreisen die Erkenntnis der starken Einflüsse gekommen, die von ihm her auf die künstlerische Erziehung im letzten Menschenalter eingewirkt haben. Heute lassen sich die inneren Beziehungen schulgerecht nachweisen — aber heute braucht man den Nachweis kaum mehr, denn die Augen haben inzwischen sehen gelernt. Und so werden unsere Freunde auch die harmonisch-melodische Grundstimmung erkennen und gern auf sich wirken lassen, die — mitsamt allen Ableitungen, Ausweichungen und Erweiterungen — die Reihe unserer Kunstbeilagen darbietet: von Walter Ditz bis zu Fritz Klimsch.



Neue Frisur. Aufnahme Kosel, Wien

Walter Ditz, der aus dem schönen Egerlande stammt, im Dreikaiserjahr geboren, kam als Zwanzigjähriger nach München, ward Marrs Schüler, arbeitete fleißig als Zeichner und Illustrator und widmete sich dekorativen Ent-

Klassische Pagenkopffrisur. Aufnahme Löwy, Wien

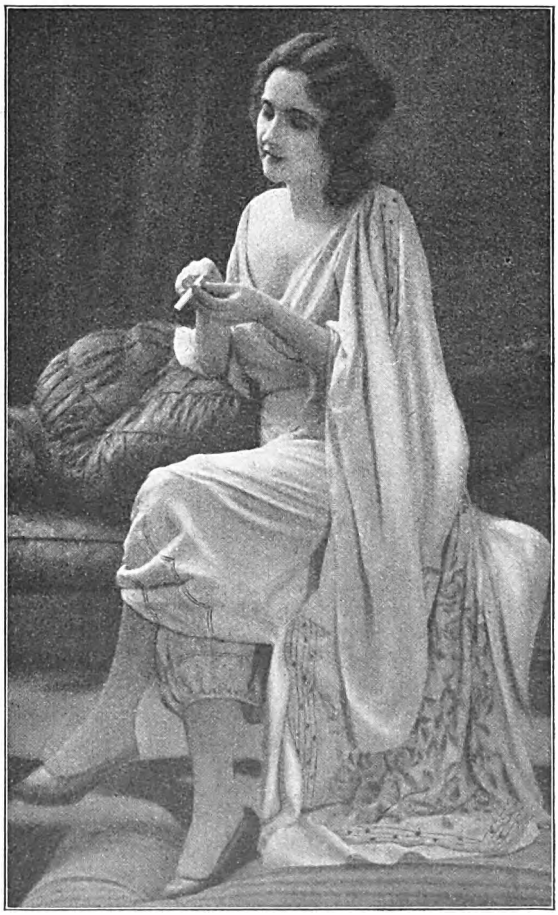
Neue Frisur. Aufnahme Barakovich, Wien

Digitized by Google

Moderner Kopfputz aus Silberbrokatband. Aufnahme Löwy, Wien VI
Unten: Rosenfarbiges Teekleid mit Gold- und Buntstickerei. Aufnahme Sandau, Berlin

würfen. Bis dann eines Tages — es war kurz vor Ausbruch des Weltkrieges — aus der vergessenen Stille des Schleißheimer Galerieschlosses die Werke des Hans von Marées, die einst Konrad Fiedler dem bayrischen Staate geschenkt hatte, in die Neue Pinakothek kamen, wo sie bis zu ihrer Versetzung in die Staatsgalerie verweilten. Niemals hat Ditz die Art des Marées kopiert — aber vor den hohen Schöpfungen des Meisters ist es dem jungen Künstler doch wohl aufgegangen, wie eine auf reinste Vermittlung seelenvollen Künstlertums zielende Monumentalmalerei beschaffen sein müsse, er sah die Brücke zur Plastik der Antike — ein schönes Arkadien stieg auf! Wie unser Titelbild es zeigt: die Welt einer hohen Ausdruckskunst, deren Aufgabe es ist, versammelte Seelenhaftigkeit in Bilder von strenger Geschlossenheit zu bannen. Julius Schrags „Niederdeutsche Stadt" liegt dieser Welt nicht so fern, wie ein erster Eindruck empfinden lassen könnte. Auch Schrag faßt in die Enge seines Ausschnittes aus dem Leben weite, seelische Bezirke. Scheinbar-Totes wird bei ihm lebendig. Noch stärker aber rührt Willibald Besta, gleichaltrig mit Walter Ditz, an Lehren, die von den Schöpfungen des Hans von Marées ausgehen, wenn er über seine Schaffensweise spricht. Auch er hat kein bestimmtes „Programm", es ist ihm nur darum zu tun, das künstlerische Erlebnis, gleichviel ob es von außen oder von innen kommt, möglichst erschöpfend darzustellen. Wer in sein Gemälde „Letzte Strahlen" liebevoll hineinsieht, wird den Künstler verstehen, wenn er sagt: „Von der Darstellung des zufälligen Naturausschnitts herkommend, bin ich mehr und mehr bemüht, das Erlebnis zum Bild zu gestalten, das will sagen, die Harmonie aller Teile zu geben. Besonders bemüht bin ich, die Materie zur Kostbarkeit zu gestalten, die Farbe zum schönsten Klingen zu bringen. Wenn nicht gerade jene Darstellungen von Menschen unserer Tage, Mädchen in farbigen Kleidern usw., in ein einigermaßen arkadisches Sein entrückt, überwiegen, so habe ich keine Spezialität." Unseren Freunden wird Willibald Besta aber mit seinem eindrucksvollen Gemälde ganz gewiß im Gedächtnis haften bleiben.

Hans Adolf Bühlers Reiterbild haben wir mit einer gewissen Absicht in die ge-

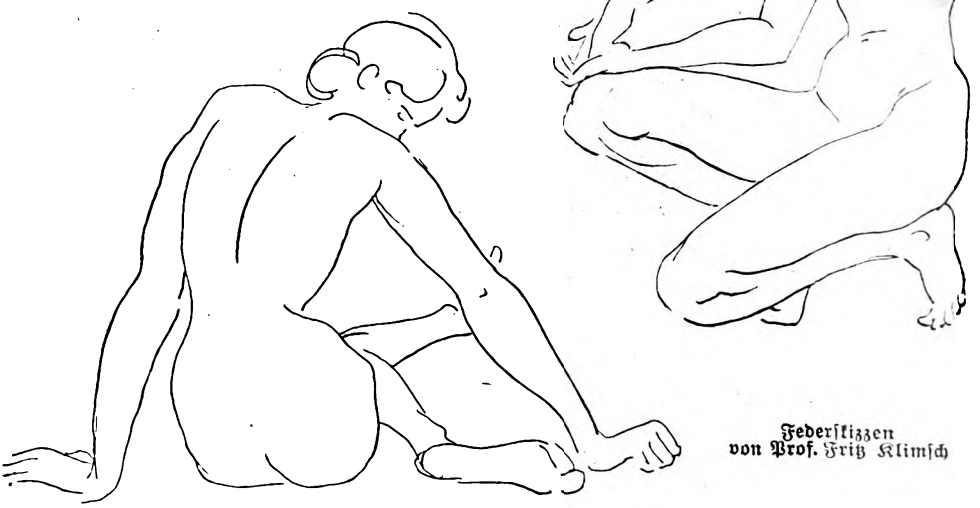


Digitized by Google

schichtliche Abhandlung von Prof. Dr. Hampe über Dietrich von Bern hineingestellt, obgleich diese sonst nur mit zeitgenössischen Abbildungen geschmückt ist. Das Bild gibt zwei Sagengestalten der Heimat am Oberrhein wieder, die Herlinge (Harlunge). Sie sind die Neffen des Dietrich von Bern. Wahrscheinlich liegen den beiden aber noch ältere mythische Darstellungen zugrunde; sie scheinen die Zwillingsgötter zu sein, von denen Tacitus in der Germania berichtet. Der Künstler wollte in seinem Gemälde (das in den Besitz der Stadt Freiburg gelangt ist) den lichten Gestalten dieser Jäger und Reiter ein eindrucksstarkes Denkmal setzen.

Vom Meister Gradl, der unsern Freunden schon so oft frohe Stimmung im künstlerischen Behagen an einer von Meister Spitzweg humorig beeinflußten stillen Welt vermittelt hat, bringt das Heft die wirkungsvolle Kunstbeilage: „Abendlied". — Das mondäne Bildnis der Herzogin von York ist von dem in der Dollarstadt lebenden Russen Sorin gemalt. — Hans Kallmeyer, 1882 in Erfurt geboren, ein Offizierssohn, kam als Knabe nach Ostpreußen. Auf einer Nehrungsreise im Jahre 1905 lernte er da das erste Elchwild kennen. „Ich wurde von dem Eindruck," so erzählt uns der Künstler, „so überwältigt, daß er bestimmend für meine Zukunft wurde. Ich war damals noch Jurist, der Einfluß Bischoff-Culms und verschiedener anderer Maler in Nidden machte sich geltend — schließlich ging ich Ostern 1908 an die Dresdener Akademie zu dem Zügelschüler Hegenbarth, der mir ein trefflicher Lehrmeister wurde. Starken Einfluß übte Liljefors auf mich aus, was eine Schwedenreise veranlaßte. Ich hatte in Gothenburg und Stockholm Gelegenheit, eine größere Zahl hervorragender Arbeiten dieses Künstlers zu studieren. Technisch und motivlich stehe ich zwischen Zügel, Liljefors, wohl auch Friese. Ich bin Impressionist und als Tierfreund und Jäger realistischen Einschlags. Expressionistische Versuche liegen meiner Art nicht. Mein Ziel ist auf dem Gebiete der Malerei — speziell Tiermalerei —, das Tier in seiner Wesensart und in seiner farbigen Erscheinung wiederzugeben, nicht toten Naturabklatsch, sondern lebendige Natur, wie ein Jäger- und Künstlerauge sie sieht."

Mit Fritz Klimschs schönem Bildwerk „Reckende" schließt sich der hohe Bogen und kehrt zu Marées zurück. Klimsch, der Schüler der Berliner Akademie, unter dem Einfluß des Klassizisten Rauch und seines stark sinnlich oberflächlichen, auf malerischen Effekt ausgehenden Nachfolgers Reinhold Begas, hatte das Glück, nach Italien zu kommen, als ein paar ältere deutsche Künstler, der Bildhauer Adolf Hildebrand und als eigentlicher Mittelpunkt dieser Bewegung Hans von Marées, mit ihrem Anschluß an klassische Vorbilder unter den jüngeren deutschen Künstlern begeisterten Anklang fanden. „Klimschs Bildwerke beweisen besonders deutlich, daß ein echtes Talent an den Überlieferungen der älteren Kunst festhalten und doch sich durchaus eigenartig entwickeln und mannigfach betätigen kann, daß er dabei eine Fülle trefflicher Werke in klassischem Charakter schafft, die zugleich in bestem Sinne modern sind, und daß er dabei zur gesunden Förderung unserer Kunst das seinige beiträgt." Dieses feinsinnige Urteil spricht Wilhelm von Bode in einem vom Freiburger Pontos-Verlag sehr hübsch zusammengestellten Buch über Fritz Klimsch aus, das eine Auswahl seiner Werke bietet und dem unsere



Federskizzen von Prof. Fritz Klimsch

Digitized by Google

Sportkleid aus Waschrips. Bluse aus Voile und Stoffdruckweste. Entwurf von L. Holybew

Rundschau die beiden charakteristischen Aktzeichnungen entnimmt.

Die weiteren Bilder dieser Rundschauseiten bedürfen keiner eingehenden Erklärung. Ein paar neue Frisuren, auf künstlerischen Lichtbildern aus berühmten Werkstätten dargestellt, werden unsere Damenwelt fesseln — und die Männer nicht eben abstoßen. Ins Kunstgewerbliche führen die Kostümbilder, die uns die Württembergische Staatliche Kunstgewerbeschule in Stuttgart zur Verfügung gestellt hat. Prof. Laura Eberhard äußert sich dazu: „Kurz nach dem Kriege, als der Ruf nach einer deutschen Mode noch hell ertönte — er ist ja wieder ganz verstummt — wurde unsre Klasse für Damenschneiderei eingerichtet. Ganz klein haben wir damit angefangen, die ersten Schülerinnen unsrer Lehrmeisterin waren hauptsächlich Schülerinnen unsrer schon bestehenden Fachabteilung für kunstgewerbliche Frauenarbeit, der die eine Klasse angegliedert wurde. Überraschend schnell hat sich die Klasse entwickelt; als Schülerinnen haben wir nun viele geprüfte Gehilfinnen, die sich in unsrer Schule für die Meisterprüfung vorbereiten. Das technische Arbeiten ist durch diese gut vorgeschulten Schülerinnen erleichtert, es wird auf pünktlichste Arbeit großer Wert gelegt. Ein großer Vorzug für die Klasse ist es, daß unser Direktor, Prof. Pankok, die künstlerische Leitung selbst übernommen hat; denn es kommen aus der Fülle seiner schöpferischen Phantasie heraus nicht nur viele neuartige Einfälle unseren Kleidermodellen zugute, es bewirkt diese Mitarbeit auch die feinen Farbenharmonien, die bei der Brenninger Modeschau immer bewun-

Bademantel aus Frottée bleue, weiß und orange Entwurf von J. Reichmann, Stuttgart. Staatliche Kunstgewerbeschule

Digitized by Google

Sportkleid
Entwurf von S. Rodiger

dert werden." Die hier abgebildeten Arbeiten (der Bademantel S. 671 ausgenommen) entstammen dem Wettbewerb der Modeschau der Firma B. Breninger in Stuttgart und wurden in der Württembergischen Staatlichen Kunstgewerbeschule Stuttgart ausgeführt.

Die freundlichen Mienen der jungen Damen, die unsere Rundschau schmücken halfen, mögen beim Abschluß des Jahrgangs unseren Freunden, den alten wie den jungen, einen hellen Sommergruß entbieten. Wir hoffen sie alle im September zum Beginn unseres neuen Jahrgangs wieder willkommen heißen zu dürfen!

Soll ich vom neuen Jahrgang etwas verraten? Von all' den farbigen Künstleraufsätzen, die sich in Vorbereitung befinden? Von den neuen Werken unserer Erzähler?

Die Meinungen sind geteilt. Die einen wünschen jeden Monat aufs neue überrascht zu werden — die andern geben sich lieber einer gewissen Vorfreude hin.

Natürlich hat die Schriftleitung den Grundstock des neuen Jahrgangs schon fest zusammengefügt: Die Romane, die zum Abdruck gelangen sollen, wandern bereits zum Satz. Den Reigen eröffnet eine Meisterin der Erzählungskunst: Clara Viebig. Ihr neuestes Werk trägt den Titel „Der einsame Mann" und offenbart wieder alle Vorzüge der Dichterin: starke Handlung, psychologische Feinkunst, plastische Darstellung. Max Dreyer, E. v. Bonin, Jakob Schaffner, Juliane Karwath werden mit neuen Romanen folgen. Auch auf dem Gebiet der Novelle sind die gefeiertsten Meister dieser Kunstform wieder vertreten; daneben aber auch vielversprechende neue starke Begabungen. — Nur soviel für heute! — Auf Wiedersehen im Herbst! H. G.

Abendkleid mit Batik und Silberstickerei. Entwurf von E. Schick Stuttgart. Staatliche Kunstgewerbeschule

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

Mai 1924 | Schriftleitung in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 9, XIII. Jahrg.
Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet („Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.")

Deutsche Korbwaren.

Von Karl Meitner-Heckert.

Nachdruck verboten.

Die deutsche Korbwarenindustrie stand lange unter französischem und englischem Überlieferungseinfluss. Erst der neuzeitlich technische Fortschritt (maschinelle Rohrbehandlung, maschinelles Flechten, Bleichen, Beizen usw.) hat die deutsche Korbwarenindustrie, die das gesamte Branchengebiet für die Herstellung und den Vertrieb von Korb- und Rohrwaren umfasst, auf eigene Beine gestellt, und heute ist, wie die Erfolge der Messen es am besten beweisen, die deutsche Korbwarenindustrie auf dem internationalen Markt so eingeführt, dass sie sich nicht mehr mit dem zweiten Platz begnügen kann, sondern den ersten mit vollem Recht beansprucht.

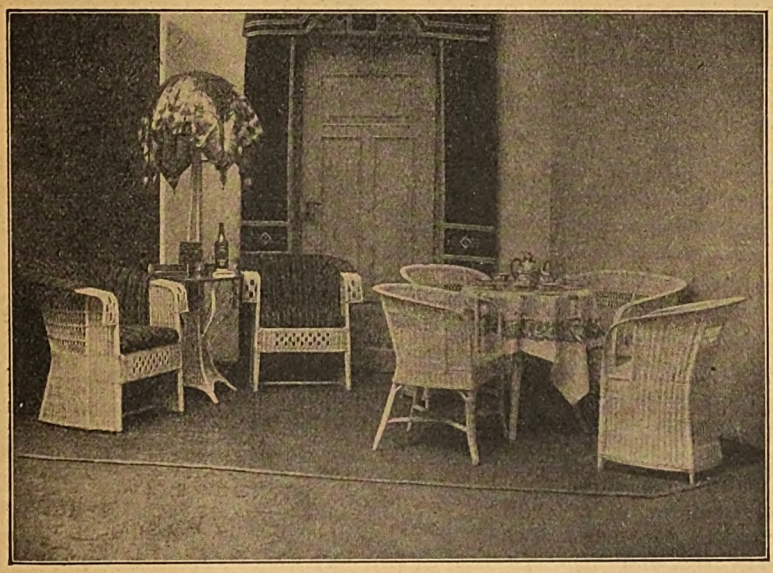


Abb. Nr. 8. Moderne Korbmöbel aus Peddigrohr, die für Übersee zur Erleichterung des Versands und zwecks Frachtersparnis zerlegbar geliefert werden. Hergestellt von der Fabrik Ernst Mathesius, Leipzig-Gautzsch 8.

Die deutsche Korbwarenindustrie kennt zwei Hauptgebiete: Gebrauchsgegenstände und Luxuswaren. Die deutsche Nutzwarenfabrikation für Rohr-, Holz- und Strohflechterei berücksichtigt auf beiden Gebieten im weitesten Masse die Auslandsansprüche und es ist ein offenes Geheimnis, dass nicht nur die Luxuskorbmöbel der grossen Überseedampfer oder die geflochtenen Hausratsgegenstände in irgendeiner Tropensiedlung die Marke „Made in Germany" tragen, sondern, dass im eigentlichen Mutterland der Flechtarbeit, in Japan, deutsche Korbwaren gesucht und beliebt sind. Japan, das mit seinen Flechtereiwaren vor und nach der französischen Revolution den Weltmarkt beherrschte, war für die deutsche Korbwarenindustrie Vorbild. Es handelt sich dabei aber nicht um eine „Imitation" der Japanwaren, sondern um die sinnliche Erfassung der Schön-

Digitized by Google

heit des Materials, das bei Anwendung kunstgewerblicher Prinzipien immer die Hauptrolle spielt. Was Japan Europa voraushatte: geniales Verständnis für das Material, das hat sich die deutsche Korbwarenindustrie als Begabung beigelegt. Auf tiefer Naturempfindung beruht im allgemeinen das Prinzip, das den technisch-geschmackvollen Fortschritt der deutschen Flechtarbeiten auszeichnet, das der deutschen Korbwarenindustrie die Herstellung von Exportartikeln für alle Länder gestattet. Korbmöbel stellen ein grosses Kontingent für den Export. Nicht nur federleichte und dabei doch sehr haltbare Garnituren einfachster Konstruktion, für aller Herren Länder geeignet, werden für den Massenverbrauch erzeugt, besondere Unternehmungen für Export-Korbmöbel spezialisierten sich für geflochtene Wulst- und Randsessel, volle Möbelgarnituren mit Bänken, Tischen, Stühlen und Hockern, für Bettgestelle, Nachttische, Schränke, Tische in den vielen Spielarten der Frisier-, Wasch-, Servier-, Klapptische usw., Gondeln, Longuechaisen, Armsessel, Ruhesessel, Klubsessel, Schaukelstühle, Vitrinenschränkchen, Paramenten, Garderobenständer, Fussbänke, Rauch- und Nähkombinationen, Figuren- und Blumenständer, Lampen allerart, Teppiche und Matten usw. usw. Diese deutschen Export-Korbmöbel und -Hausratsgegenstände sind wegen Frachtbegünstigung und bequemer Beförderungsmöglichkeit zum grossen Teil als auseinandernehmbare oder zusammenlegbare Möbel konstruiert, wobei es bekannte Methode der einschlägigen deutschen Patente ist, dass die einzelnen Korbmöbel sich ohne Schwierigkeiten auseinandernehmen und sehr leicht wieder zusammenstellen lassen.

Aber nicht nur auf Möbel erstreckt sich der deutsche Korbwaren-Export. Neben Sonderartikeln für Handel und Industrie wie Emballagekörbe, Transportkorbzeug, Kastenkörbe, Kohlenkörbe, Liege-, Lager- und Speichermatten, Schutzeinsätze usw. und den speziell landwirtschaftlichen Korbwarenartikeln wie Trag- und Pflückkörbe, Trockendörren, Futterschwingen, Geräteschonern, Geräteständern usw. sind die kunstgewerblichen und kleinkunstgewerblichen Erzeugnisse der deutschen Korbwarenindustrie führende Marke des Welthandels. In keinem anderen handwerksmässigen Gewerbe, das sich durch das moderne Kunstgewerbe zur Kunstindustrie erhob, hat menschliche Arbeit in eigenartiger Geschicklichkeit und künstlerischer Weise Befruchtung erhalten wie in der Korbwarenindustrie. Konstruktions- und Schmuckform der deutschen kunstgewerblichen Korbwaren, einerlei ob es sich um Fruchtkörbchen, Tabletts, Papierkörbe, Blumenkrippen, Wandrollen, Klein- oder Puppenmöbel, Zeitungstaschen, Schreibtischmappen, Uhrgehäuse, Bilderrahmen, Nippessachen, Geflechtschuhe usw. handelt, werden vom deutschen kunstgewerblichen Erfindergeist so sicher gehandhabt, dass „Neuheiten" immer auf dem Markt sind und als Kleinwaren überall viel Anklang finden. Es verdient besonders erwähnt zu werden, dass es sich bei allen Export-Artikeln der deutschen Korbwarenindustrie nur um Qualitätsware handelt. Qualitätsware in dem Sinn, dass der Stil der deutschen Korbwaren nie über die Grenzen des Erreichbaren hinaus will, d. h., dass sich die künstlerischen Entwürfe fest an das gesunde Materialgefühl gebunden fühlen. Solch ein „Stil" lässt sich weder errechnen, noch erfinden, noch nach-

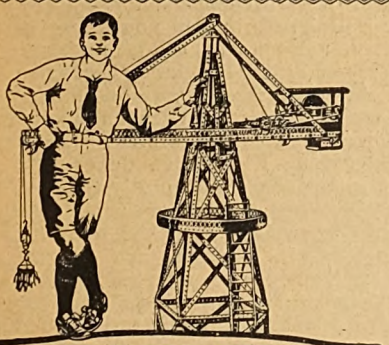
Abb. Nr. 9. Moderne Korbmöbel aus Peddigrohr, die für Übersee zur Erleichterung des Versands und zwecks Frachtersparnis zerlegbar geliefert werden. Hergestellt von der Fabrik Ernst Mathesius, Leipzig-Gautzsch 8.

Digitized by Google

ahmen. Er ist abhängig von dem Material und der handwerksmässigen Verarbeitungsmöglichkeit. Durch dieses Prinzip vermeiden es die deutschen Korbwaren durch Schein zu trügen, sie begnügen sich mit dem berechtigten Anspruch der Solidität, ihr Stil spricht in seiner Schlichtheit und sachlichen Erscheinung von jenem praktischen und gediegenen Wert, den der Exporthandel nie missen kann.

Ein Kapitel für sich bildet das deutsche Farbenempfinden bei der Herstellung farbiger Korb- und Flechtwaren. Der Export stellt gerade darin ganz besondere Ansprüche. Denn jedes Land hat seinen persönlichen Geschmack in der Farbenmode. Die Technik der deutschen Korbwarenindustrie ist längst so weit, das Herausarbeiten jedes gewünschten Bleich-, Beiz- und Lacktones zu erlauben. Das für Gleichtönung angewendete Drei-Beizen-System gestattet das Einstellen der Farbentöne auf Nuancen. Der Sinn des Kunstgewerbes geht aber über die eingetonten Korbmöbel hinaus. Er verwendet Techniken, die harmonische Farbenstimmungen in allen Schattierungen nicht nur bei den Korbmöbeln, sondern auch bei allen Korbwarenfabrikaten gestatten und geht bei Anwendung von Buntfarben niemals über den Zweckmässigkeitsstandpunkt hinaus, wird daher immer, wo es sich ausschliesslich um Haltbarkeit handelt, neben der Farbe zum schützenden Lacküberzug greifen. Ganz neue und eigenartige Schmuckmotive verleiht die deutsche Korbwarenindustrie ihren Exportartikeln durch Anwendung der Flechtereiintarsien, bei denen es sich nicht um Malerei (Anstrich, Schablone oder Lackierung), sondern um wirklich geflochtene Figurenmotive handelt, die sich nach Art der Intarsiaarbeit bei Holz in einer abweichenden Farbe und einem besonders geschmeidigen Material (Bast, Stroh, Makassa, Weidenschienen) vom eigentlichen Korbgegenstand abheben.

Überall regt sich für die deutsche Korbwarenindustrie der Auslandsmarkt. Die Kollektionen finden nicht nur in qualitativer Hinsicht Anklang auf dem Weltmarkt, sie passen sich in praktischer und künstlerischer Beziehung der Geschmacksrichtung der einzelnen Länder an. Die aus allen Ländern und Zonen den Häusern der deutschen Korbwarenindustrie zugehenden Bestellungen müssen daher als Erfolg der deutschen Leistungsfähigkeit angesehen werden. Überdies kann die heimische Industrie an zahlreichen Exportanfragen erkennen, dass bisher für den Auslandsverkehr brach liegende Länder für die Exporterzeugnisse der deutschen Korbwarenindustrie aufnahmefähig sind.

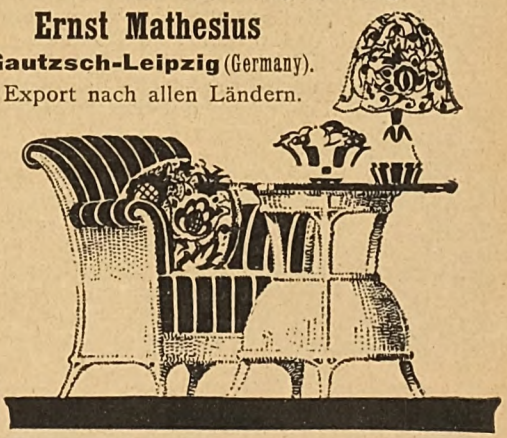


MÄRKLIN
METALLBAUKASTEN

Spezial-Abteilung:
MÄRKLIN-Metallbaukasten
Bilden spielend tüchtige Konstrukteure für Bauten und Modelle aller Art heran. Grösste Vielseitigkeit und interessantester Betrieb vereinigen sich mit der Güte der Bauelemente

Gebr. Märklin & Cie. G. m. b. H., Göppingen (Württ.)
Fabrik feiner Metallspielwaren
Zu den Messen in Leipzig: Spielwarenhaus Wagner, Grimmaische Str. 6, I. — Verkauf nur an Spezialgeschäfte der Branche

Korbmöbel in grösster Auswahl,
für Übersee zerlegbar, fertigt
Ernst Mathesius
Gautzsch-Leipzig (Germany).
Export nach allen Ländern.



ANDREES
ALLGEMEINER HANDATLAS
neuer verbesserter Abdruck
der 8. neubearbeiteten und verbesserten Auflage
228 Haupt- und 198 Nebenkarten auf 248 Kartenseiten nebst alphabetischem Ortsnamen-Verzeichnis in besonderem Bande
Kartenband in Halbleder, Namenverzeichnis in Ganzleinen elegant gebunden Preis § 22.—
Der Atlas ist zu beziehen durch
Leipzig, Hospitalstr. 27 — Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung Abteilung Versandbuchhandlung.

Digitized by Google

Neueinstellung der deutschen Glas- und Kristallwaren-Erzeugung für den Export.

Von H. Henschel vom Hain-Wilmersdorf. Nachdruck verboten.

Nach einer Atempause im Exportgeschäft, die der deutschen Kristall- und Glaswarenindustrie Zeit liess, ihre Exportmusterkollektionen einmal einer gründlichen Revision und Neugestaltung zu unterziehen, sie von Veraltetem und nicht mehr überragend Konkurrenzfähigem zu säubern und dem Sondergeschmack der verschiedenen Absatzländer noch intensiver anzupassen, befinden sich jetzt wieder die Musterangebote dieser deutschen Exportindustrien in einer Verfassung, die, bereichert um zahlreiche zeittypische Neuartikel, dem internationalen Interessenten auch in preislicher Hinsicht all das bietet, was den Marktbedürfnissen seines Versorgungslandes entspricht. In allen Zweigen der deutschen Glas- und Kristallwarenindustrie sind, vielleicht unter dem Druck eines verschärften Weltkonkurrenzzwanges, technische Fortschritte angestrebt und auch erreicht worden, die den Qualitätswert der deutschen Kristall- und Glaswaren wesentlich gehoben haben.

Diese Bestrebungen der Qualitätshebung der Produktion haben sich erfreulicherweise nicht nur auf teuere Edelerzeugnisse dieser Branchen konzentriert, sondern sind in weit höherem Masse der Veredelung der mittleren und einfachen Warenerzeugung dieser Industrien zugute gekommen.

Den ausländischen Einkäufern stehen heute in den deutschen Produktionsstätten sowohl Bleikristall-, wie Kristallschwerschliffartikel von grösstem und neuartigem Musterreichtum bei minuziöser Durchführung der Schliffarbeit und höchster Feinheit des Scherbens zur Verfügung, wie auch Halbkristallwaren, Phantasieglaswaren, Farbglaswaren, Leichtschliffgläser und vor allem Guss- und Pressartikel, die so sauber im Scherben, so scharf konturiert im Dekorationsmuster sind, wie es bis vor kurzem noch für maschinell dekorierte, nicht handarbeitlich nachgearbeitete Pressglas- und Giessglasartikel für unerreichbar galt.

Neben diesen, ihren gelungenen Bestrebungen, die einfacheren und billigen Glaswaren- und Halbkristallartikel auf eine ästhetische Wirkungshöhe zu bringen, die sie nicht nur den proletarischen, internationalen Käuferschichten zusagend machen, sondern die sie als geeigneten Artikel für den Haushalt des kulturell und geschmacklich anspruchsvollen, aber in seinen Kaufmitteln international verarmten Bürgertums geeignet erscheinen lassen, sind in der deutschen Glas- und Kristallwarenindustrie für die einzelnen Kaufmärkte unseres Exportes besondere Nationalformen und Nationaldekore erreicht worden, mit denen das Exportgeschäft sachlich vertieft und bereichert werden soll. Für die exotischen Länder sind von den deutschen Glaswarenindustrien eine Reihe farbiger Neudekore herausgebracht worden, die namentlich der Farbenfreude dieses Abnehmerkreises von den feinsten bis zu den einfachsten Artikeln herunter eingehend Rechnung tragen.

Bemerkenswert im deutschen Kristallwarenexport ist die wachsende Wiedernachfrage der Auslandkundschaft nach farbigem und Überfangschliffglas. Allerneueste Exportmodelle von durchsichtigem und mattblindem Überfangschliffglas in Tangofarbe, Goldgelb, Resedagrün und Apfelsinenblutfarbe finden bemerkenswert viele Auslandsinteressenten. Namentlich für Dekorvasen, Fruchtschalen, Toilettegarnituren, Kuchenschalen, und Bonbonnieren werden diese Überfanggläser in den allerneuesten Modefarben als Neuheit gern gekauft.

Die Muster für neue Pressglaswaren sind, einer neuartigen Moderichtung dafür folgend, nicht mehr dem Kerbschliff nachgebildet, sondern zeigen Stabschliff-, Federschliff- und vor allem weitflächige Wölbflächenmuster, die sie in der Wirkung veredeln, ihnen den Imitationscharakter nehmen und bei der fortgeschrittenen Technik sie als Fabrikat im Werte heben.

Sehr gute Neumuster für den Export sind auch in Uniglasfarbvasen von leuchtendem Farbeffekt herausgebracht, die als internationaler Basargeschenkartikel Beachtung verdienen. Ausserdem zeigen die Exporteure geschmackvolle und preiswerte Neuheiten in Glasbonbonnieren, Luxusglasdosen, Toilettegarnituren, Konfektschalen, Glaskörbchen, Kleinvasen, dekorierten Bowlen- und Trinkgläsern, die mit reichen Gold- und Emailledekoren geschmückt sind. Aparte Muster dieser Gegenstände bestehen beispielsweise aus zitronengelbem Milchglas und zeigen schwarzgoldene Liniendekore oder sind aus Smaragdglas mit Mattsilberätzungen ausgeführt. Andere Neuheiten deutscher Luxusglaswaren haben köstliche Trauben- oder Figurschliffmuster, die matt nachgeätzt und von bildartiger Wirkung im klaren, durchsichtigen Kristallfond sind.

Bücherbesprechungen.

Unternehmer-Taschenbuch. Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Stuttgart.

Für dieses überaus praktische Handbuch gibt der rührige Verlag einen neuen Zahlenanhang heraus (Stand vom 15. März 1924), der gegenüber den früheren Anhängen mehr als verdoppelt ist und sämtliche durch die erfreuliche Stabilisierung der Mark bedingten Zahlenänderungen enthält. Allen Besitzern des Unternehmer-Taschenbuches ist die Anschaffung dieses Zahlenanhanges dringend zu empfehlen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir nochmals auf das Unternehmer-Taschenbuch selbst hinweisen, das durch seine Vielseitigkeit ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Kaufmann, Fabrikanten usw., kurz für jeden im Wirtschaftsleben Stehenden ist und das nicht nur durch die Fülle seines Inhalts, sondern auch durch die dauerhafte Ausstattung und das handliche Format dem praktischen Gebrauch vorzüglich angepasst ist. Wir sind davon überzeugt, dass sich dieses Werk im Laufe der Jahre einen grossen Kreis von Freunden erwerben wird.

* * *

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

Juni 1924 | Schriftleitung in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 10, XIII. Jahrg.
Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet („Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.")

Die Wertbeständigkeit der deutschen Währung.

Von Dr. jur. Justus Schoenthal, Berlin.

Wohl keine Frage erregt heute die Gemüter in Deutschland so sehr wie gerade die Währungsfrage. Man freut sich wohl, dass die Zeit der Inflation überwunden ist, man freut sich der Rentenmark und der Segnungen, die von ihr ausgehen; aber so ganz insgeheim fürchtet wohl doch der eine oder andere, dass auch die Rentenmark eines Tages ins Sinken kommen könne; so ganz insgeheim legt sich wohl mancher Bürger und Bauersmann die Frage vor, ob sie wohl „wertbeständig" bleiben wird, die Rentenmark? . . .

In dem schmalen Büchlein: „Rentenbank und Rentenmark", das ich s. Z. als Archivar der Deutschen Rentenbank verfasste (Carl Heymanns Verlag, Berlin 1924), finden sich die Sätze (S. 8):

„Als Rechnungswert der Rentenmark hat eine Menge von 1/2790 Kilogramm Feingold zu gelten. Die Zahl dürfte sich daraus erklären, dass vor dem 1. August 1914 ein Kilogramm Feingold 2790 Mark durchschnittlich wert war. — Dass die Rentenmark den Wert einer Goldmark hat, ergibt sich aus Form und Art ihrer Deckung."

Wie ist es denn nun aber mit dieser Deckung bestellt?

Wir haben uns alle innerhalb wie ausserhalb der deutschen Grenzpfähle an das Erscheinen der Rentenmark im täglichen Verkehr dermassen gewöhnt, dass wir nur allzuleicht geneigt sind, ihre Herkunft zu vergessen.

Die Rentenmark ist etwas ganz anderes als die Papiermark; an zwei Dingen zeigt sich der Unterschied ganz besonders in die Augen fallend: Die Rentenmark ist ihrer Menge nach begrenzt; die Rentenmark ist durch Goldwerte voll gedeckt.

Das Grundvermögen der Deutschen Rentenbank, welche bekanntlich die Rentenbankscheine ausgibt, besteht aus Grundschulden und Goldschuldverschreibungen. Landwirtschaft, Gärtnerei und Forstwirtschaft sind verpflichtet worden, auf ihren Grundbesitz eine Grundschuld aufzunehmen, nicht hoch, beileibe nicht, aber gerade deswegen doppelt und dreifach sicher. Vier vom Hundert des Wehrbeitragswertes, also ein Fünfundzwanzigstel bildet den Wert dieser Grundschuld. War also ein Bauernhof nach Abzug aller Schulden noch 25 000 Mark wert, so beträgt die Grundschuld, die der Besitzer zugunsten der Deutschen Rentenbank aufnimmt, ganze 1000 Mark; und für diese muss der Schuldner an die Deutsche Rentenbank halbjährlich ganze 30 Mark Schuldzinsen aufbringen. Diese Grundschulden nun bilden die eine Hälfte des Grundvermögens der Rentenbank; die andere Hälfte sind die Goldschuldverschreibungen. Diese werden von den industriellen Betrieben, den Handels- und gewerblichen Unternehmungen einschliesslich der Banken zugunsten der Deutschen Rentenbank ausgestellt. Auch die Goldschuldverschreibungen enthalten ähnlich niedrige Zahlen im Einzelfall. Aber es kommen eben da viele „Wenig" zu einem recht ansehnlichen „Viel" zusammen. Es mag nicht allzuhoch erscheinen, wenn ein Bauernhof mit 1000 Mark belastet ist oder wenn eine Fabrik eine Goldschuldverschreibung in Höhe von 1000 Mark ausstellt, um so weniger, als diese Beträge ja nicht bezahlt, sondern nur verzinst zu werden brauchen. Aber gerade die verhältnismässige Niedrigkeit der Einzelsummen und dann noch der Umstand, dass diese Grundschulden wie die Goldschuldverschreibungen allen anderen Schulden der Betriebe und Unternehmungen im Range vorangehen, sprechen für die unerschütterliche Sicherheit.

Bemerkt sei noch, dass die Schulden nicht etwa auf Rentenmark, sondern auf — Feingoldwert(!) lauten; auch die Zinsen müssen in Goldeswert, nicht in Rentenmark, entrichtet werden; würde also, woran gar nicht gedacht werden soll, die Rentenmark auf 50 Goldpfennige sinken, so müsste der Bauernhofbesitzer, der 30 Goldmark Zinsen halbjährlich schuldet, eben 60 Rentenmark zahlen. Dadurch würde wieder eine solche Nachfrage nach Rentenmark entstehen, dass der gesunkene Kurs sich von selbst heben müsste.

An diesen Grundschulden und Goldschuldverschreibungen besitzt die Deutsche Rentenbank nun ein Grundvermögen von 3200 Millionen Goldmark, und zwar allein im unbesetzten Gebiete. Auf Grund dieses Vermögens gibt die Bank sogenannte

Digitized by Google

„Rentenbriefe" aus, die den Pfandbriefen verwandt sind. Auch diese lauten auf — Goldmark; auch werden ihre Zinsen in Goldwert verzinst. Diese Rentenbriefe bilden nun sozusagen das bewegliche Vermögen der Deutschen Rentenbank, wobei noch hinzugefügt werden mag, dass ein Viertel des Grundvermögens satzungsgemäss Rücklage bleibt. Die übrigen Dreiviertel (2,4 Milliarden Goldmark) werden durch die Rentenbriefe nun beweglich gemacht. Für 2400 Millionen Goldmark darf die Deutsche Rentenbank Rentenbriefe ausgeben.

Auf Grund dieser Rentenbriefe erst darf die Bank ihre Noten ausgeben, niemals aber mehr (Begrenzung der Menge!), als sie Rentenbriefe besitzt. Die Noten wiederum, kurzweg heute „Rentenmark" genannt, verleihen jedem Besitzer das Recht, soweit er 500 Mark sein eigen nennt, sich einen der Rentenbriefe, die auf je 500 Mark lauten, zu erwerben und damit die zinslosen Rentenbankscheine in eine zinstragende reine Goldmarkanlage zu verwandeln, wie auf jedem Rentenbankscheine zu lesen steht.

Es sind demnach niemals mehr Rentenbanknoten im Umlauf, als Rentenbriefe bei der Deutschen Rentenbank liegen. Je mehr Rentenbriefe gekauft werden, desto mehr Rentenbankscheine fliessen an die Deutsche Rentenbank zurück, und theoretisch bestünde die Möglichkeit, dass eines Tages, wenn das deutsche Volk die 2400 Millionen Rentenmark nicht mehr für den Zahlungsmittelumlauf brauchte, die Rentenbank alle Rentenbriefe verkauft und dafür ihre 2400 Millionen Rentenmark zurückbekommen hätte.

Die Rentenbankscheine sind also durch die auf Goldmark lautenden Rentenbriefe gedeckt, und diese haben wiederum ihre unanzweifelbar sichere Deckung in den Grundschulden, beziehungsweise den Goldschuldverschreibungen der gesamten deutschen Wirtschaftsstände.

Die Frage, ob die Rentenmark wertbeständig ist und bleiben wird, dürfte damit eigentlich schon beantwortet sein. Wenn wir uns die Gedankengänge aber zu eigen gemacht haben, dann verstehen wir auch, dass es sich jetzt in Deutschland endlich wieder lohnt zu sparen. Nach menschlichem Ermessen, nach allen Grundsätzen der Vernunft, erscheint eine Entwertung der Rentenmark oder gar eine Rentenmarkinflation ausgeschlossen.

Die Deutschen sind durch die Inflation ein bettelarmes Volk geworden. Die gesamten Ersparnisse sind in ein Nichts zerronnen, und es ist begreiflich, wenn heute manch einer sagt: Wozu denn sparen? Womöglich geht's mir wie bei der Inflation. — Dieser Gedanke mag nahe liegen, er ist aber grundfalsch.

Die Not der heutigen deutschen Wirtschaft beruht einzig und allein auf dem Mangel an Kapital. Zur Kapitalbildung gibt es aber nur ein wirksames Mittel, und das heisst: Sparen!

Es ist hohe und höchste Zeit, dass wir endlich alle einsehen, dass es jetzt glücklicherweise wieder einträglich und vernünftig ist, zu sparen! Je rascher wieder Sparmittel in ausgedehntem Masse, und auch da machen viele „Wenig" allgemach ein „Viel", zusammenfliessen, desto schneller wird die deutsche Volkswirtschaft zu neuer und diesmal gesunder Blüte kommen.

Aus den Vereinigten Staaten.

(Unberechtigter Abdruck verboten.)

Unter Berücksichtigung der „unsichtbaren" Werte veröffentlichte das Handelsamt Anfang April die amerikanische Handelsbilanz für das Jahr 1923, die mit einem auf $ 152 000 000 geschätzten Debet abschliesst. Der Warenverkehr zeigte mit Exporten in Höhe von $ 4 208 000 000 und Importen von $ 3 819 000 000 einen Überschuss von $ 389 000 000, wogegen an „unsichtbaren" Faktoren, wie Touristenverkehr, Schiffsfrachten, Rimessen von Eingewanderten an ihre europäischen Angehörigen, Zinsleistungen usw. die Vereinigten Staaten mit $ 1 162 000 000 die entsprechenden Leistungen des Auslandes — etwa $ 792 000 000 — um $ 370 000 000 überstiegen, so dass sich die Aktiva also auf $ 19 000 000 reduzierten. Kapitalsanlagen und Goldbewegung finden getrennte Behandlung, und in dieser Rubrik findet sich auch der Zinsendienst auf amerikanische Regierungsdarlehen (mit anderen Worten: die englischen Zahlungen auf die während des Krieges hier aufgenommenen Anleihen) eingereiht. Dem Handelsamt zufolge hat das Ausland im Vorjahre $ 394 000 000 in amerikanischen Sekuritäten und $ 50 000 000 in amerikanischer Währung investiert; die vorerwähnten Zinsleistungen werden mit $ 91 000 000 aufgeführt, und der auf diese Weise errechneten Gesamtziffer von $ 535 000 000 stehen amerikanische Kapitalsanlagen im Auslande von $ 410 000 000 gegenüber. Dem resultierenden Überschuss von Auslandsanlagen in den Vereinigten Staaten in Höhe von $ 125 000 000 und der oben genannten Bilanz von $ 19 000 000 standen aber Importe von kostbaren Metallen im Betrage von $ 397 000 000, dagegen gleichartige Exporte von nur $ 101 000 000 gegenüber, und das Mehrergebnis dieser Gold- und Silbereinfuhr zeigt nach Verrechnung der Anlage- und Handelsbilanzen (zusammen $ 144 000 000) den eingangs angeführten Debetsaldo von $ 152 000 000.

Der Umfang des anlagesuchenden europäischen Kapitals, das während des Jahres 1923 in Amerika Aufnahme fand, mag auf den ersten Blick überraschend erscheinen, findet aber in den politischen und sozialen Entwicklungen eine Erklärung, die die Ziffern des Handelsamtes durchaus glaubhaft macht. Die Kapitalsflucht aus den führenden europäischen Ländern ist eine allzu bekannte Tatsache, als dass sie des Kommentars bedürfte: es ist eben ein Symptom der Zeit, dass die Besitzer von Werten diese in einem Lande anzulegen trachten, das bis heute weder den Inflationsprozess, wie in Deutschland und Frankreich, noch die Furcht vor möglicher Konfiskation, wie in England, kennen gelernt hat. Frankreich dürfte übrigens, entsprechend der Entwertung des Franken und zwecks Steuerhinterziehung, an diesen Investierungen wesentlich beteiligt gewesen sein, und die ersten Monate des laufenden Jahres haben infolge der neuen französischen Steuermassnahmen und der Umwälzung in der englischen Regierung die Abwanderung des Kapitals aus den Ententeländern — die den gleichen Vorgang in Deutschland immer als Verbrechen hinzustellen versucht haben — zweifellos noch verstärkt. Ebenso bezeichnend ist es natürlich, dass amerikanisches Kapital ungeachtet des Goldreichtums der Nation

Digitized by Google

und der grossenteils recht flüssigen Lage des Geldmarktes die europäischen Märkte in relativ geringfügigem Umfange aufsuchte — eine Tatsache, die bei der Unsicherheit des europäischen Ausblicks nicht wundernehmen kann und die auch in dem ersten Quartal 1924 keiner Veränderung unterworfen war. Als ermutigendes Anzeichen darf vielleicht der Umstand aufgefasst werden, dass der Überschuss der Goldimporte von nahezu $ 300 000 000 im Kalenderjahr 1923 nicht länger auf der ungleichen Verteilung des Warenhandels zu beruhen scheint, insofern diese durch das Überwiegen der „unsichtbaren" Werte zugunsten des Auslandes nahezu aufgewogen wird und ein Saldo von $ 152 000 000 verbleibt, der — zum ersten Male seit 1914 — zur Verringerung der in der Kriegszeit und während der Nachkriegsjahre gemachten Warenschulden herangezogen werden konnte.

Anderseits bleibt das Goldproblem nicht nur bestehen, sondern hat während der drei ersten Monate dieses Jahres noch stärkere Betonung erfahren. Während dieser Zeit übertraf die Goldeinfuhr die Ausfuhr um etwa $ 100 000 000, während die von amerikanischer Seite beobachtete Zurückhaltung gegenüber europäischen Anlagemöglichkeiten in Erwartung des Sachverständigenberichtes besonders deutlich wurde. Auf den eben veröffentlichten Befunden baut sich die Hoffnung der Welt auf die endliche Beseitigung der Weltwirtschaftskrise und damit auch auf die Lösung des Goldproblems auf. Es ist den Vereinigten Staaten oft zum Vorwurf gemacht worden, dass sie das zuströmende Gold gewissermassen nutzlos liegen lassen und in ihren Schatzgewölben einen Vorrat des edlen Metalls aufspeichern, der weder ihnen noch dem Ausland zum Vorteil gereicht, aber es darf nicht vergessen werden, dass dieser Zustrom durch die wirtschaftlichen Verhältnisse geradezu bedingt war und dass die Schleusen, durch die er in seine europäischen Kanäle zurückgeleitet werden konnte, verschlossen bleiben müssen, solange keine Gewähr dafür besteht, dass er nicht im Morast des wirtschaftlichen Chaos oder einer sozialen Umwälzung versickern würde. Freilich wird — und dies nicht zuletzt seitens weiter amerikanischer Volkskreise — geltend gemacht, dass das Gold, da es nun schon vorhanden ist, Zirkulationszwecken zugängig gemacht werden sollte, um einer vornehmlich von den landwirtschaftlichen Interessen sehnlich herbeigewünschten Preisinflation Vorschub zu leisten, — ein Gedanke, der vom Bundesschatzamt, den Bundesreservebanken und der führenden Finanzwelt glücklicherweise abgelehnt wird, da seine Verwirklichung mit der Verbilligung des Geldes eine nur scheinbare Steigerung der Kaufkraft verbinden würde, der die Preisinflation erfahrungsgemäss zu folgen pflegt und aus der sich also ein neuer circulus viciosus, ein endloser Kreislauf von Preis- und Lohninflation, von stetig wachsenden Material- und Lebenskosten, entwickeln müsste. Die amerikanische Landwirtschaft, deren wenig beneidenswerte Lage in diesen Berichten wiederholt gestreift worden ist, hat allen Anlass, sich über die zwischen ihren Produkten und der übrigen Preistendenz obwaltenden Unterschiede zu beschweren, aber sie wird das Übel, das seine Ursache in dem brachliegenden Exportmarkte hat, durch solche „Heilmittel" nicht beheben können. Aller Theorie entgegen beruht der Wohlstand, wie der kommerziellen Gesamtheit, so auch ihrer einzelnen Bestandteile, auf Produktion und Nachfrage: sind für diese beiden Pole, um die unser Wirtschaftssystem sich dreht, normale Voraussetzungen vorhanden, so bedarf es keiner gewaltsamen Stützungsversuche; fehlen sie aber, so bietet sich als einzige Remedur die Wiederherstellung der normalen Situation. Die Nutzbarmachung des Goldes muss auf anderem Wege erfolgen: sie muss Europa die Möglichkeit zur Stabilisierung seiner Währungen, zur Rückkehr in geordnete wirtschaftliche Verhältnisse eröffnen und je eher dies geschieht, um so schneller werden sich der amerikanischen Landwirtschaft ihre überseeischen Absatzgebiete wieder erschliessen, um so eher werden die Vereinigten Staaten von ihrem überschüssigen Golde und damit von der immerhin nicht ungefährlichen Inflationsforderung befreit werden. Ob eine solche Regelung auf Grund des Sachverständigenberichtes angebahnt werden kann, ist eine Frage, die bei Veröffentlichung dieser Zeilen hoffentlich schon in bejahendem Sinne überholt sein wird.

Mitte April 1924.

F. E. Julianos.

Ein grosser Erfolg der deutschen Automobil-Industrie.

Das schwierigste europäische Strassenrennen, die berühmte Targa und Coppa Florio, die am Sonntag, den 27. April, auf der Madoniestrecke bei Palermo gemeinsam ausgefahren wurden, hat mit einem überlegenen Erfolge der deutschen Weltmarke „Mercedes" geendet. Die Konkurrenz war in diesem Jahre ganz besonders stark; nahmen doch 11 deutsche, 3 österreichische, 20 italienische und 9 französische Wagen an diesem Rennen der 7000 Kurven teil! Die Schwierigkeiten des Rennens waren in diesem Jahre noch dadurch erhöht, dass zugleich mit der Targa Florio auch die Coppa Florio ausgefahren und deshalb das Rennen um eine 5. Runde erweitert wurde, so dass die gesamte Strecke 540 km betrug. Die ersten 4 Runden wurden als Targa Florio besonders gewertet.

Die Strassen waren in diesem Jahre in besonders schlechtem Zustande, so dass die Beanspruchung von Fahrern, Wagen und Reifen eine ganz ungeheure war. Die Bedeutung des Rennens wurde durch die riesigen Zuschauermengen, die sich dazu eingefunden hatten, noch besonders unterstrichen. Wie im Jahre 1922 in der Targa Florio konnte auch in diesem Jahre in der Targa und dann auch in der Coppa Florio die Marke „Mercedes" den Sieg erringen, indem der Rennfahrer Werner der Daimler-Motoren-Gesellschaft in 6:32:37 als Sieger die ersten 4 Runden beendigte und damit den im Jahre 1922 von Masetti auf Mercedes aufgestellten Rekord von 6:50:50 2/5 erheblich unterbot: mit der Zeit von 8 Stunden 17 Minuten 1,4 Sekunden stellte er auch für die Coppa Florio einen neuen Rekord auf. Werner auf seinem Mercedes fuhr zugleich mit 1:35 die schnellste Runde

Digitized by Google

stellte einen neuen Rundenrekord auf und gewann den 1. Preis in der Klasse Rennwagen bis zu 2 Liter Zylinderinhalt in der Targa Florio. Für den Sieg in der Coppa Florio war lediglich die gefahrene Zeit massgebend. Werner, der in der 1. Runde mit 39 Sekunden Abstand hinter dem führenden Masetti an 5. Stelle lag, konnte sich in der 2. Runde, seiner schnellsten, die Führung sichern, die er von da an bis zur Beendigung des Rennens sich nicht mehr aus der Hand nehmen liess, obwohl er von den Alfa Romeo-Fahrern Masetti, Ascari und Campari scharf bedrängt wurde. Auch die anderen beiden, von Lautenschlager und Neubauer gefahrenen Mercedes-2 Liter-Rennwagen konnten alle fünf Runden durchhalten und gegen Bianchi (Caruso) und Ballot (Heimovici) den 2. und 3. Klassenpreis gewinnen.

Drei Mercedes am Start und drei am Ziel, — ein ganz besonders überzeugender Beweis von der Leistungsfähigkeit der Mercedeswagen und von der Güte ihres Materials, zumal Mercedes als einzige Marke alle gestarteten Wagen durch die schweren 5 Runden ans Ziel brachte. Hierbei ist noch besonders zu erwähnen, dass ausser den an 14. und 15. Stelle angekommenen Aga- und Amilcar-Wagen alle Wagen weit stärkere Motoren hatten als die 3 Mercedeswagen mit ihren 2000 ccm Zylinderinhalt. So hatte der Alfa Romeo Masettis 3500 ccm, der Alfa Romeo Camparis und Wagners 3000 ccm, die Peugeot-Wagen 3800 ccm, der Hispano-Suiza Dubonnets gar 7000 ccm, die Steyrwagen 4470 ccm. Dieser Sieg bedeutet daher zugleich einen neuen Erfolg des Mercedes-Kompressormotors, da die Mercedes-Rennwagen alle mit Kompressormotoren ausgerüstet waren. Es sind dies Vierzylinder-Motoren mit Stahlzylindern und 2 Liter Inhalt, 70 mm Bohrung und 129 mm Hub. Die Ventile werden durch 2 oben liegende Steuerwellen betätigt. Das Fahrgestell der Rennwagen hat eine Spurweite von 1400 mm und einen Radstand von 2650 mm. Der Typ der Motoren hat sich schon beim Grossen Preis von Amerika in Indianapolis 1923 bestens bewährt. Das Fahrgestell ist dem besonderen Charakter der Targa Florio angepasst.

Ein weiterer Beweis für die schwere Beanspruchung der Fahrer und Wagen in diesem Rennen ist die Tatsache, dass von 41 gestarteten Wagen nur 37 die erste Runde beendigen konnten; nach der 2. Runde waren es noch 35 Teilnehmer, nach der 3. Runde noch 27, und die 4. Runde und damit die Targa Florio konnten nur noch 21 Fahrer beendigen. In der 5. Runde fielen noch weitere 5 Wagen aus, so dass nur 16 Wagen von 41 gestarteten das Zielband der Coppa Florio erreichten, darunter alle drei gestarteten Mercedes.

Dabei waren in diesem Rennen nicht nur die besten europäischen Automobilmarken, sondern auch die anerkannt erste Klasse der europäischen Rennfahrer am Start. Und der Sieg des noch jungen Rennfahrers Werner auf „Mercedes" über Fahrer wie Masetti und Boillot, die früheren Sieger der Targa, Minoia und Goux, die Sieger der Coppa, über Fahrer mit Welterfolgen wie Bordino, Campari, Ascari, Rützler und Wagner ist daher eine um so ausserordentlichere Leistung. Vielleicht aber am besten wird die scharfe diesjährige Konkurrenz gekennzeichnet durch die Tatsache, dass Werner in der ersten noch Fünfter, nur 39 Sekunden länger zu der ersten Runde brauchte, als der Erste dieser Runde, Graf Masetti, und dass selbst der Sechste, Rützler, der 1:37:6 fuhr, noch eine halbe Minute weniger für diese erste Runde brauchte, als Graf Masetti auf seinem Mercedeswagen im Jahre 1922, mit welchem er damals eine Rundenhöchstleistung von 1:37:37 aufstellte. Was für Maschinen und was für Fahrer müssen im Rennen gewesen sein, um eine 108 km lange Strecke so zu durchfahren, dass zwischen dem Ersten und Sechsten nur ein Unterschied von 58 Sekunden war!

* * *

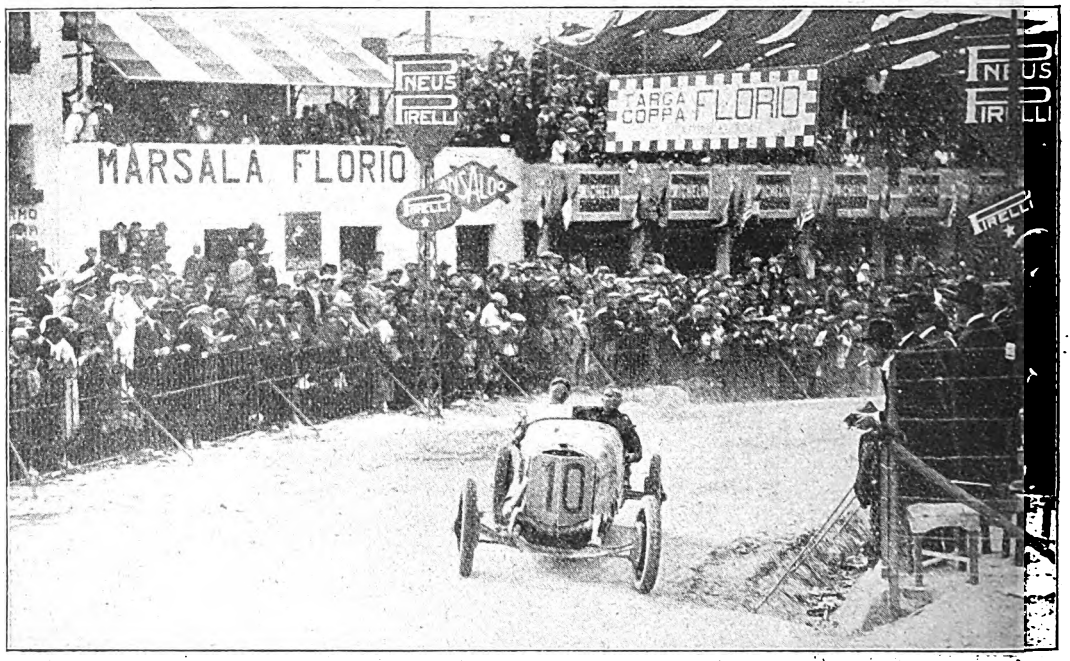


Abb. Nr. 10. Der deutsche Sieger in der Targa Florio: Ing. Werner auf Mercedes.

Digitized by Google

Vom Kunst-Sammeln.

Jeder Sammler hat heute mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, mehr denn je. Während früher in Privatbesitz noch so manches wertvolle Kunstwerk verkannt und unbeachtet schlummerte, das ein umsichtiger und tatkräftiger Liebhaber billig erwerben konnte, streckt heute der Kunsthandel seine Fühler bis in die entlegensten Winkel und zieht alles an sich, was nur irgendwie von Wert ist — oder sein könnte — und weiss jedem Stück einen gehörigen Preis zu geben. Dass aber der Kunsthandel sich überhaupt zu dieser Macht entfalten konnte, liegt nicht zum wenigsten an dem gesteigerten Bedürfnis einer immer grösser werdenden Schar von Sammlern und Liebhabern nach guter Kunst. Sicher kann dieses Bedürfnis auch durch Museumsbesuch gestillt werden, aber diese gewissermassen platonische Liebe zur Kunst lässt sich nicht mit der Freude am eigenen Besitz auf eine Stufe stellen. Das Verhältnis zu einem Kunstwerk, das man selbst besitzt, ist ein viel innigeres, als das zu dem bedeutendsten, das in einer Galerie hängt. In gleicher Weise wie das gesteigerte Bedürfnis nach guter Kunst den Kunst- und Antiquitätenhandel grossgezogen hat — und sich dadurch gleichzeitig zum Teil die Möglichkeit zur Befriedigung versperrte — hat es andererseits auf die Entwicklung der Reproduktionstechnik anregend und vervollkommnend eingewirkt und hat sie auf die erstaunliche Höhe hinaufgesteigert, auf der sie heute steht. Dem Dreifarbendruck ist es heute möglich, jedes Gemälde bis in seine letzten Feinheiten farbengetreu wiederzugeben. Er bietet also allen denen, denen Zeit, Musse und Geld fehlen, Originalwerke zu sammeln, die Möglichkeit, sich eine Galerie der bedeutendsten Meisterwerke der Kunst zuzulegen, an der er sein Bedürfnis nach guter Kunst und seine Freude am eigenen Besitz hinlänglich stillen kann. Bahnbrechend und führend auf dem Gebiete farbiger Gemäldereproduktion ist seit langer Zeit der Kunstverlag E. A. Seemann, Leipzig, Hospitalstrasse, der unter den Titeln: „Galerien Europas“ und „Meister der Farbe“ wohl die umfassendste Sammlung wirklich hervorragender Kunstblätter herausgegeben hat. Die Sammlung „Galerien Europas“ mit ihren fast 1000 Nummern enthält nahezu alles, was an bedeutenden Werken der klassischen Kunst geschaffen wurde, die Sammlung „Meister der Farbe“ ist der neueren Kunst, ungefähr von 1800 bis zur Gegenwart gewidmet und gibt in ihren 2000 Nummern einen Überblick über die Kunstentwicklung des letzten Jahrhunderts, der geradezu lückenlos ist. Trotzdem bleibt der Verlag dauernd bemüht, diese Serien weiter zu vervollständigen. Gleich nach Beendigung des Krieges sandte er seine Photographen nach Holland und nach Italien, um aus den Museen weiteres Material für die farbigen Kunstblätter heranzuholen. — Ein neuer Katalog mit Abbildung sämtlicher Kunstblätter, 12 farbigen Probetafeln und alphabetischem Register (432 Seiten) ist soeben erschienen. Jeder Kunstfreund sollte diesen Katalog beziehen, denn er ist das Hilfsmittel, mit dem er sich seine farbige Universalgalerie aller bedeutenden Meisterwerke nach eigener Wahl zusammenstellen kann. Wer sich diese Mühe ersparen will, der abonniere auf die Heftausgabe der „Galerien Europas“ und „Meister der Farbe“. (Jedes Heft mit 5—8 Bildern auf Karton aufgezogen.) Er hat dann noch den Vorteil, zu jedem Bild einen erläuternden Text zu erhalten, der das Bild in dem Entwicklungszusammenhang im Werk des Meisters und seiner Zeit zeigt und so den Blick für das Wesentliche schärft und weiterbildet. Wer einzelne Meister im Zusammenhang studieren will, der findet in der Serie „Farbige Künstlermappen“, von denen bereits 75 erschienen sind, eine reiche Auswahl. Jede Künstlermappe enthält 6—8 farbige Kunstblätter, auf Karton aufgezogen, und eine Einleitung über den betreffenden Künstler und sein Werk aus der Feder eines berufenen Kenners. Durch die geschmackvolle Ausstattung sind die farbigen Künstlermappen auch als Geschenk für alle Gelegenheiten sehr beliebt. Ausführlicher über einzelne Meister unterrichtet die von dem bekannten Kunstschriftsteller Dr. Franz Dülberg herausgegebene Serie „Farbige Künstlermonographien“, von denen bisher zwei, „Rembrandt“ und „Rubens“, mit 40 bzw. 36 farbigen Bildern und einer umfassenden Einleitung, in Halbleder gebunden, eine Zierde für jede Bibliothek, erschienen sind. Weitere Bände sind in Vorbereitung. Wer dagegen Interesse für einzelne Galerien hat, sich mit ihren Hauptwerken vertraut machen oder sich an einen einstigen Besuch zurückerinnern will, der findet 40—50 der bedeutendsten Gemälde einer Galerie in den „Farbigen Galerie-Alben“ vereinigt, die von hervorragenden Gelehrten, meist den Galeriedirektoren selbst, herausgegeben sind. Auch in den Galerie-Alben, von denen 12 bisher erschienen, sind die Kunstblätter auf Karton gezogen, jedem Bild ist ein erläuternder Text beigegeben und als Einleitung enthält jeder Band eine Geschichte der betreffenden Galerie. Wer sich aber lediglich einen guten Überblick über die Entwicklung der

Abb. Nr. 11. Franz von Stuck, Frühlingsreigen.

Digitized by Google

Kunst verschaffen will, der greife zu der ausschliesslich farbig illustrierten Kunstgeschichte von Adolph Philippi, „Die grossen Maler in Wort und Farbe", die mit ihren 120 farbigen Tafeln das geeignetste Buch für diesen Zweck ist.

Ausser den geschilderten beiden Sammlungen farbiger Kunstblätter, die ein Bildformat von ca. 18×24 cm haben, sind noch 150 Bilder in grösserem Format (ca. 40×50 cm) unter dem Titel „Farbige Kopien" erschienen, die sich in erster Linie als Wandschmuck eignen. Auch darüber ist ein illustrierter Katalog erschienen, der vom Verlag zu beziehen ist. — Verzeichnisse der farbigen Kunstblätter ohne Abbildungen, der Künstlermappen, Galerie-Alben und Prospekte über die zahlreichen Bücher des Verlages, vornehmlich über Kunst, stehen Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Um am Schluss nochmals auf das eigentliche Thema zurückzukommen: Es kann jedem Kunstfreund nicht angelegentlich genug empfohlen werden, die farbigen Kunstblätter des Verlages E. A. Seemann, Leipzig, Hospitalstrasse, systematisch zu sammeln, zur eigenen Freude und zum Schmuck seines Heims.

* * *

MIT TECHNISCHER MESSE

ALLGEMEINE MUSTERMESSE

BAUS

LEIPZIGER MESSE

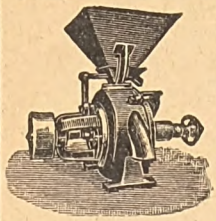
HERBST 1924
vom 31. Aug.-6. Sept.

FRÜHJAHR 1925
vom 1. bis 7. März

Auskunft erteilt und Anmeldungen nimmt entgegen
MESSAMT FÜR DIE MUSTERMESSEN IN LEIPZIG

UND BAUMESSE

Mindenia-Mühlen



mit selbstschärfenden Steinen
für alle Mahlzwecke
300—1500 mm Steindurchmesser
horizontaler u. vertikaler Bauart

Mehlsichter
Reinigungsmaschinen
Schälmaschinen
Sämtliche Müllereimaschinen
Echt Mindener Mahlsteine

Baumgarten & Co., Aktien-Gesellschaft,
Mühlenbau, Minden i. Westf. 5

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig
Juli 1924 | Schriftleitung in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 11, XIII. Jahrg.
Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet („Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.")

Weltgeltung der deutschen Schmuckindustrie.

Von Karl Meitner-Heckert.

Nachdruck verboten.

Wir können gleich mit massgebenden Zahlen kommen: 70% der Gesamterzeugung der deutschen Schmuck-, Edelmetall- und Uhrenindustrie werden im Ausland abgesetzt. Einen besseren Beweis für den Weltruf und die Weltgeltung der deutschen Schmuckindustrie gibt es nicht.

Drei Faktoren sind es, die die deutschen Schmuckwaren — Edelschmuck und Bijouterie — für den internationalen Schmuckmarkt bedeutungsvoll machen: der spezifisch-deutsche, künstlerische Geschmack, der fachliche Hochwert der deutschen Edelschmiedekunst und die konkurrenzfähigen Exportpreise.

Der spezifisch-deutsche, künstlerische Geschmack ist in der Schmuckindustrie nichts Neues. In der mittelalterlichen Blütezeit der deutschen Goldschmiedekunst, die in ihren Ursprüngen in derben, bäuerlichen Formen prunkte, gab es bereits eine regelrechte „internationale Periode", als Meister wie Janitzer, Paetzold, Lenker, Altenstetter, Wallbaum, Eisenhoil usw. im Verein mit den weltberühmten Meistern wie Dürer, Holbein, Aldegrever, Beham usw. den ohne Grenzen herrschenden Geist der Kunst ins Schmuckgewerbe brachten. Die spätere Übereinstimmung und der Zusammenhang zwischen Schmuck und Tracht machten Frankreich, wo unter dem Sonnenkönig und seinen Nachfolgern der physische und moralische Einfluss der Kleidung besonders stark wirkte, zur Weltbeherrscherin des Schmucks und prägten den französischen, richtiger Pariser Typ aus, der sich durch Jahrhunderte den Weltmarkt erobern konnte. Seit etwa 50 Jahren sucht sich der moderne internationale Schmuck von der Abhängigkeit der Pariser Schmuckmodelle zu befreien. England stiess zuerst gegen die „unbefriedigende Stilmaskerade" vor und forderte und gab dem „englischen Schmuck" Grundsätze von Gedankeninhalt. Diesen Grundsätzen fehlte aber der pulsierende Schlag der zeitbestimmenden Ausdrucksformen und es gelang deshalb dem „englischen Schmuck" nicht, Paris vom Weltmarkt zu verdrängen. Auch der „nordische", der „russische" und der „orientalische" Schmuck, die mit ganz bestimmten Volkstraditionen kamen, konnten die architektonischen Pariser Entwürfe und Modelle nicht in den Schatten stellen. Amerikanische Konkurrenz scheiterte an der Protzenhaftigkeit des Amerikanismus und an der Echtheit einer amerikanischen Schmuckmode, die sich immer als Neuform einer alten Idee erwies. Den erfolgreichsten Kampf gegen Paris führte das deutsche Juweliergewerbe und die deutsche Edelschmiedekunst. Das Geheimnis dieses Erfolges: die deutsche Schmuckwarenindustrie wird beherrscht in ihren Prinzipien und ihrem Geist vom Fachkönnen, das nicht der „Originalität", aber dem Stil- und Schönheitsgefühl unserer Zeit Rechnung trägt. Die moderne deutsche Juwelierbranche hat den Mut des wirklichen Genies, organisch, lebendig und eigenartig zu gestalten, stemmt sich aber dank ihrer Lebenskraft und uralten Überlieferung der Züchtung des Exzentrischen und Bizarren entgegen und hat sich dadurch auf dem internationalen Schmuckmarkt den Ruf geschaffen, zu verstehen, Mass zu halten im Geschmack und in der Technik. An Eleganz und Qualität haben die deutschen Erzeugnisse die besten Pariser Schmuckmodelle nicht nur erreicht, sondern überholt und haben durch erstaunliche Erfindungen auf dem Gebiet des Maschinenfachwesens sowohl in der Fabrikation von Massenartikeln, wie durch Schaffen in Handarbeit den französischen Schmuck stark in den Hintergrund gedrängt.

Der internationale Schmuckmarkt wird heute vom deutschen Geist beeinflusst. Die persönliche Note der deutschen Juwelierkunst: rhythmischer Aufbau und stilstrenges Gerüst stützen sich auf beste künstlerische Kraft handwerksmässigen Könnens und auf eigene Ideenverwertung. Diese starken, in der deutschen Schmuckwarenindustrie aufgehäuften Energien sind dem Kraftbegriff des Internationalismus gewachsen und darum ist die weltmarktliche Vorherrschaft der deutschen Schmuckindustrie für absehbare Zeit unantastbar.

Der deutsche Schmuckwaren-Export umfasst in seinem Sachregister über 200 Spezialartikel. Pforzheim, Schwäbisch-Gmünd, Hanau, Oberstein-Idar, Berlin, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, München, Nürnberg und Stuttgart sind die Zentren der Juwelen-, Gold-, Silber-, Halbedelsteine- und Uhrenfabrikation, die sich in zahllose Untergruppen, wie: Edelschmuckwaren, Bijouterien, Andenkenartikel, Brillantwaren, Elfenbeinschmuck, kunstgewerbliche Metallwaren, Emailbijouterie, Fassungen, Uhren aller Art und

Digitized by Google

fachliche Werkzeuge und Maschinen gliedern. Neben der eigentlichen Fabrikation für das In- und Ausland haben sich besonders in Pforzheim und Hanau (für Schmuck und Bijouterie) und im Idarkreis (Halbedelsteinwaren) Fabriken, Grosshandlungen und Exporthäuser als spezielle Exporteure installiert, deren Musterlager einer ständigen Messeschau gleichkommt. Damit ist für die ausländischen Einkäufer Gelegenheit geschaffen, ausserhalb des Rahmens der grossen drei Schmuckwarenmesseschauen in Leipzig, Frankfurt und Stuttgart, die alljährlich zweimal abgehalten werden, zu jeder Zeit grosse deutsche Musterausstellungen besuchen zu können, wo sie Pforzheimer, Hanauer und Gmündener Schmuckwaren aller Arten und aller Metalle, Gross- und Kleinwaren besichtigen, begutachten und bestellen können.

Ein Kapitel für sich bildet der deutsche Export der Schmucksteinindustrie. Die deutsche Schmucksteinindustrie hat sich in den letzten 50 Jahren zu einem Absatzgebiet entwickelt, das in der Schmuckgeschichte beispiellos dasteht. Zentrum der vielen Orte der deutschen Edelstein- und Halbedelsteinschleiferei ist Idar-Oberstein. Dort erzeugt die grosse Exportindustrie nicht nur Steine zum Einsetzen in Schmuck und Broschen, Anhängern, Ringen, Ketten und Armbändern, dort werden nicht nur die sogenannten Kabinettsteine zurechtgeschliffen und Steine für Gemmen bearbeitet, dort werden auch Steine für Stockgriffe, Messer, Siegelstöcke, Anhänger usw. usw. geschliffen, gefärbt, gesägt, gebohrt, — vom Rohmaterial zum Kunstgegenstand fabriziert. Weitaus die meisten geschliffenen Steine gehen aus dem Kreise Idar-Oberstein ins Ausland. Entweder als ungefasste Steine unmittelbar oder mittelbar über Pforzheim und Hanau in Schmuck verarbeitet. Die Ausfuhr wird auf 90% der Fabrikation geschätzt! Hauptabnehmer für deutsche Schmucksteine sind: die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Indien, England, Russland, Österreich, die Balkanstaaten und seit dem letzten Jahre auch wieder Frankreich. Die deutsche Schmucksteinindustrie beherrscht nach den vorliegenden neuesten Statistiken überragend den Weltmarkt und hat die im Wettbewerb stehenden Schleifereien im Ural, Indien, im französischen Jura und in den Vereinigten Staaten ausser Konkurrenz sowohl durch Qualität wie durch Preis gesetzt.

Das deutsche Juwelier- und Edelschmiedegewerbe ist durch seine Konzentration, seine modernen Maschinenanlagen, sein altgeschultes, durch Generationen gezüchtetes Arbeitermaterial, durch seine Lehr- und Versuchswerkstätten, durch die Begünstigung im Zolltarife und nicht zuletzt durch seine kunstgewerblich vorgebildeten Modelleure und seine Meister vom Fach unbedingt in der Lage, die Preise für seine Exportartikel auf oder unter Weltmarktniveau zu halten. Besonders im Genre des Geschenkschmucks und in der Massenfabrikation von Bijouterien aller Art ist der deutsche Schmuckwarenpreis international als der „billigste" bekannt, wobei der Preiswert immer dem Gegenstandswert entspricht, also billig nicht mit minderwertig zu verwechseln ist. Im Gegenteil: die Schmuckwaren „made in Germany" bieten alle Gewähr für strengste Solidität der Qualität bei hochkünstlerischem Ausdruck. Ueber diese Konjunkturfacharbeit hinaus ragen die Meisterstücke der deutschen Goldschmiedekunst, die — Glanzstücke schöpferischer Kraft und künstlerischer Facharbeit! — bei Kennern des Gediegenen und Schönen im Ausland immer Liebhaber und Käufer finden.

* * *

Deutscher Bernstein.

Von Wolfgang Greiser.

Es steht unzweifelhaft fest, dass der Bedarf an Bernstein in den Jahren nach dem Kriege im gesamten Auslande um weit mehr als 100% zugenommen hat. Da als Bernsteingebiete nur wenige Teilgebiete bestimmter Länder in Betracht kommen, so sind die Anforderungen an die Landteile, die den Rohbernstein gewinnen, um ein Mehrfaches gesteigert worden.

Rohbernsteingebiete sind mit wenigen Ausnahmen der Nordseeküste Englands, Skandinaviens und Dänemarks, vor allen diejenigen Ostseeküsten, die von der pommerschen Bucht und dem Danziger Freistaatgebiete bis hinauf nach Memel reichen.

Hier wird der Rohbernstein in Stücken von Tropfengrösse bis Faustgrösse gefischt, gebaggert, gestochen und bei Palmnicken auch auf bergmännische Weise gewonnen. Ohne Fossilbeigabe soll Bernstein entweder gleichwolkig getrübt, ganz undurchsichtig oder vollendet durchsichtig sein.

Der ostpreussische Bernstein wird deshalb sonderlich geschätzt, weil er die Vorzüge umschliesst, glasglänzend und blank zu sein. Im Bruche ist er muschelig, und so ergibt es sich gleichsam von selbst, dass seine grösseren Stücke, je nach Gebrauch und Nutzbarkeit, in Platten, Rundstücke und andere Muster zersägt werden. Von Natur aus formvolle Stücke werden zumeist unverändert verarbeitet. Sie unterliegen nur der rein technischen Bearbeitung, die die Polierfähigkeit in den Vordergrund der Behandlung stellt.

Ostdeutscher Bernstein wird im Auslande sonderlich dadurch begehrenswert, dass er im Verhältnis zu anderem Bernstein einen besonders hohen Grad der Spiegelwirksamkeit aufweist. Wo polierter Bernstein in Anwendung kommt, da ist er in Bernsteindrechslereien in Formgebung und Verwertbarkeit zunächst seiner Hauptbestimmung entgegengeführt worden. Dabei wirken seine Schliffmuster in ganz besonderer Art. Bernsteintropfen in Vollschliff wirken mehr und mehr in einer Abart metallischen Glanzes, während die kantige Schliffmusterung die kristallische Wirksamkeit des Glanzquarzes weckt und hebt. Dabei bleibt die Grundfarbe des Bernsteins an sich darüber entscheidend, ob das fertige Schmuckstück dem Rotbraun der Granaten zugeführt wird, oder ob es sich mehr und mehr im Opalgrün anderer Gesteine verliert.

Bedeutsam ist die deutsche Bernsteintechnik dadurch geworden, dass es ihr gelungen ist, neben der naturrein farbigen Verwertung des Quarzsteines dessen Gebrauchsfähigkeit durch Umfärben ganz bedeutend zu erweitern. Geschickte Bernsteinbearbeiter beizen den Quarz und erreichen dadurch in ihm Schattierungen, die seinen Schmuckwert erhöhen. Andere kochen

Digitized by Google

das Gestein in Terpentin, Ölen, Säuren und Gasen und gewinnen damit Umfärbungen, die derart überraschende Effekte bieten, dass die deutsche Bernsteinkunst dadurch in eine besondere Wertstellung eingereiht werden konnte.

Alles bisher Gesagte erstreckt sich auf die Wirksamkeit des Bernsteins, soweit dabei von der Mitwirkung anderer Beigaben in Form von metallischen Fassungen und allerlei Misch- und Zutaten abgesehen worden ist. Sobald irgendwelches Beiwerk in die Bernsteinverarbeitung aufgenommen worden ist, wird dabei das Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein müssen, der Lichtwirkung und den Spiegelreflexen des Quarzes durch das Beiwerk keinen Abbruch zu tun. Silber wird in jeder Verwertungsart mit Bernstein konkurrieren. Gold entwertet das Metall gegen das Gestein, Platin ist unlohnend. Alle andern Metalle schalten aus.

Die Bearbeitung des Bernsteinreliefs lebt in deutscher Bernsteinkunst wieder auf. Sie hatte lange Jahrzehnte geruht, da weder ihre technische noch ihre ertragliche Seite genügte. Die Reliefschnitzerei erweitert die Bernsteinkunst jedoch in neuerer Zeit zu einem Gewerbe, das besondere Wertung verlangt. Die Ausnutzung des Pressbernsteins hat den Umsatz und der Gewinnung ein zweites Kaufgebiet erschlossen. Pressbernstein ist durchaus nicht minderwertig, sondern in all den Stücken, die sich seine Verarbeitung erwählt, geradezu zum Erfordernis dieser Stücke selbst geworden.

Infolge der Abtretung des Memelgebietes ist die deutsche Bernsteinproduktion nur um weniges geschädigt worden. Der sich im Memelgebiete gebildete „Ajjakk-Konzern" hat den Ansprüchen, die er der Gewinnung des Memelländischen Bernsteines entgegenbrachte, bei weitem nicht genügen können. Zum Teil fehlt es ihm an den technischen Einrichtungen zur Erbeutung des Rohmaterials, zum andern Teile an fachmännischen Arbeitern und deutscher Intelligenz.

Es wird somit immer ein Vorrecht gerade ostdeutscher Fleissarbeit bleiben, das In- wie das geschlossene Ausland unausgesetzt mit Roh- und Schmuckbernstein zu versehen.

Der Elektromotor im Dienste der Küche.

Wer in den letzten Jahren Messen und Ausstellungen besuchte, konnte feststellen, wie sehr das Gebiet der Elektrotechnik an Ausdehnung gewonnen hat. Geradezu verwirrend ist die Unmenge der Gegenstände, die in irgendeiner Weise die Elektrizität zur Verwendung bringen.

Abbildung Nr. 1.

In die Haushaltungen drang die immer dienstwillige elektrische Kraft auch ein. Es ist nicht Sache dieser Abhandlung, darüber erschöpfend zu erzählen, es mag genügen, einige Gegenstände aufzuzählen, z. B. Staubsauger, Bügeleisen, Ventilatoren, Kocher, Heizvorrichtungen der verschiedensten Arten usw. Nur die Küche wurde lange Zeit recht stiefmütterlich behandelt. In den Küchen der Hotels, Restaurants, Krankenhäuser oder auf Dampfern hatte man zwar seit vielen Jahren Maschinen für Kraftbetrieb aufgestellt, aber wer hätte einer Hausfrau zumuten dürfen, eine solche Maschineneinrichtung, wenn auch in kleinem Masstabe, anzuschaffen. Erst die letzten Jahre brachten hier die Lösung. Bis dahin mussten in den Küchen der grösseren Haushaltungen, Pensionate, Güter usw. alle Vorbereitungsarbeiten mit der Hand durchgeführt werden. Stundenlang musste an dieser oder jener Maschine Kurbel oder Schwungrad gedreht werden, wahrlich kein Vergnügen. Die Aussicht, dies Tag für Tag, jahraus, jahrein tun zu müssen, war nicht verlockend. Dann kam die Zeit der Leutenot, die leidige Dienstbotenfrage. Was nun? Erledigt mussten die Arbeiten werden, das Leben ging weiter, und der Magen verlangte sein Recht. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass findige Köpfe versuchten, auch hier durch die elektrische

Abbildung Nr. 2.

Digitized by Google

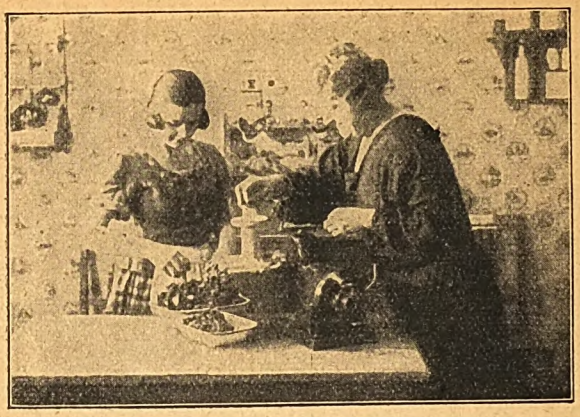


Abbildung Nr. 3.

Kraft Hilfe aus allen Schwierigkeiten zu finden. — Von Anfang an stand fest, mit irgendwelcher Transmission oder Riemenantrieb durften die Maschinen nicht in Tätigkeit gesetzt werden, denn man kann bei einer Frau keine besonderen technischen Kenntnisse voraussetzen. Aber noch wichtiger war der Grundgedanke, die Maschinen so zu bauen, dass jede Gefahr für die bedienende Person ausgeschlossen war. Es musste möglich sein, völlig ungeschulte Kräfte fast ohne jede Unterweisung sicher mit jeder Maschine hantieren zu lassen. Wie ideal diese Frage gelöst wurde, werden wir sehen.

In aller Welt ist bekannt, dass die Küchenmaschinen fast immer die Bezeichnung „Alexanderwerk" tragen. Wie sollte es auch anders sein, wenn seit Jahrzehnten Tausende von Arbeitern mit der Herstellung von Fleischhackmaschinen, Brotschneidemaschinen, Reibemaschinen, Kaffeemühlen, Eismaschinen, Fruchtpressen, Messerputzmaschinen usw. beschäftigt sind. Fast in jedem Haushalt ist ja mindestens die eine oder andere Maschine in Gebrauch. Ohne weiteres ist klar, dass das Alexanderwerk die Firma sein musste, der es oblag, auch die elektrischen Küchenmaschinen zu schaffen.

Die Lösung der obenerwähnten technischen Fragen erfolgte so, dass man sich heute wundert, überhaupt Schwierigkeiten gehabt zu haben. Das ist nun nichts Besonderes, jede Aufgabe ist eben leicht, sobald man ihre Lösung kennt.

Wer die Abbildungen etwa schon genauer betrachtet hat, wird gemerkt haben, wie praktisch die elektrische Küchenmaschinen-Einrichtung ist.

Zunächst gehört selbstverständlich ein Elektromotor zu der ganzen Einrichtung. Da ist zu erwähnen, dass dafür gesorgt wurde, denselben nicht an irgendeiner Stelle der Küche fest aufzuschrauben oder sonstwie zu befestigen. Das würde schon stören, denn der Motor wird ja nur dann und wann gebraucht und muss abgestellt werden können. Auch durfte man nicht an einen bestimmten Raum gebunden sein. Bild 1 zeigt, wie ein junges Mädchen den Motor durch die Küche trägt, um ihn auf den Tisch zu stellen. Wie leicht das vonstatten geht, braucht eigentlich nicht besonders betont zu werden. Bild 2 gibt die Möglichkeit, den Küchenmotor etwas genauer zu betrachten. Auf einer genügend grossen Bodenfläche ruht der völlig eingekapselte Motor, an dem die Schnur für den Anschluss an die Lichtleitung befestigt ist. An einer Seite ist an dem Motor ein besonders wichtiger Teil angebaut. In seinem Innern läuft ein Getriebe, welches dazu dient, der Antriebswelle für die Küchenmaschinen die günstigste Drehzahl zu geben. Jeder weiss, dass die Elektromotoren sehr schnell laufen, während die Maschinen für den Haushalt nur etwa 100 Umdrehungen in der Minute zulassen. Weiter sind an dem Getriebestück des Motors zwei Stangen sichtbar, deren

Abbildung Nr. 4.

Abbildung Nr. 5.

Digitized by Google

Zweck darin besteht, die Küchenmaschinen zu tragen.

Das junge Mädchen nimmt auf Bild 2 von einem Ständer, der zum Aufbewahren der verschiedenen Küchenmaschinen dient, gerade die Fleisch- und Gemüsehackmaschine herunter, um sie dann auf die beiden Führungsstangen aufzuschieben und durch Andrehen von zwei kleinen Flügelschrauben, zu befestigen. Die Fleischhackmaschine ist in dem Augenblick betriebsfertig, denn der Zapfen der Schnecke sitzt jetzt in der sogenannten Kupplung des Motorgetriebes, und sobald nun der Stecker in den Kontakt an der Wand eingeführt wird, läuft der Motor und selbstredend auch die Fleischhackmaschine. Wir sehen dann auf Bild 3 die Hackmaschine in voller Tätigkeit. Zu beachten ist der hohe Einfülltrichter der Hackmaschine, der jede Fingerverletzung ausschliesst. Die Leistungsfähigkeit der doch immerhin recht kleinen

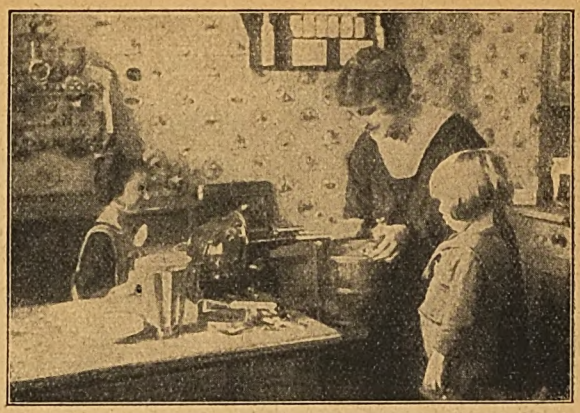


Abbildung Nr. 6.

Abbildung Nr. 7

Hackmaschine ist erstaunlich gross. Es leuchtet jedem ein, dass dies so sein muss, weil die bedienende Person keinerlei ermüdende Arbeit zu verrichten hat, sondern nur für ununterbrochenes Nachfüllen zu sorgen braucht. Spielend geht die Arbeit vor sich, der Motor ermüdet nicht, und kostbare Menschenkraft wird gespart für wichtigere Aufgaben. Wenn man nun noch berücksichtigt, wie mancherlei Dienste allein eine Hackmaschine bei Verwendung von Lochscheiben mit verschiedenen Lochweiten gestattet, wird man begreifen, wie gross der Anklang ist, den die elektrischen Alexanderwerk-Küchenmaschinen gefunden haben.

Es würde zu weit führen, den Gebrauch jeder einzelnen Küchenmaschine zu beschreiben, wir müssten vieles wiederholen, denn an sich ist das Anbringen stets durch die gleichen Handgriffe zu erledigen. Ist die Arbeit mit einer Küchenmaschine fertig, so werden die beiden Halteschrauben losgedreht, die Maschine lässt sich dann auf den beiden Führungsstangen nach vorn ziehen und so abnehmen. Ob der Motor hierbei weiterläuft, ist belanglos. Die dann etwa erforderliche Maschine wird aufgeschoben und mit ihr gearbeitet. So sehen wir bei Bild 4 die Hausfrau selbst mit der Reibemaschine beschäftigt. Ob da trockene Brötchen, trockenes Brot oder Kartoffeln zu reiben sind, mühelos wird jede Menge bewältigt.

Während der Einmachzeit, wo jede Frau mit Arbeit überlastet ist, kommt die Fruchtpresse zu ihrem Recht. Das Auspressen grosser Mengen Beerenfrüchte ist nun das einfachste von der Welt (Bild 5) Sauber und mühelos geht das Auspressen vor sich, nur das Einfüllen der Früchte, das Fortschaffen des ausgepressten Saftes und der getrennt austretenden Treber bleibt zu tun übrig.

Eine Bohnenschneidemaschine ist auch vorhanden, deren Leistung bei vorzüglichem Schnitt ausserordentlich gross ist. Jedes Kind kann diese Maschine bedienen und wird es gern tun, denn die Bohnen einführen und in feine

Abbildung Nr. 8.

Digitized by Google

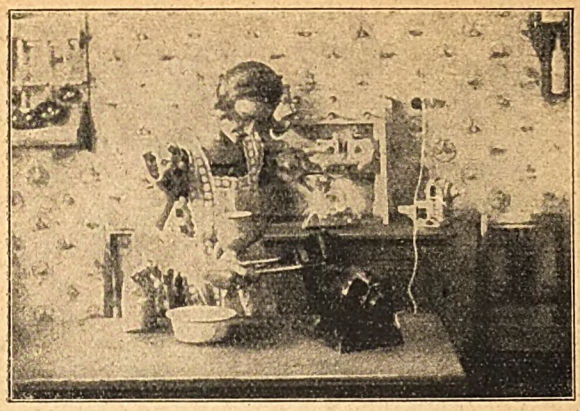


Abbildung Nr. 9.

Streifchen schon im selben Augenblick zerlegt zu sehen, ist wirklich ein Vergnügen.

Die Abbildungen 6 bis 8 sind bei der Herstellung von Speiseeis entstanden. Schon den beiden Kindern ist anzusehen, dass etwas vor sich geht, das ihr besonderes Interesse erregt. Wir sehen in Bild 6 den Augenblick festgehalten, wo das Eis fertig ist und die Eismaschine von den Führungsstangen gezogen wird. Nach Entfernung des Deckels wird dann (Bild 7) das Rührwerk aus der Büchse der Eismaschine gehoben und das Speiseeis in die bereitstehende Eisform gefüllt. Aber alles wandert durchaus nicht in die Eisform, probiert muss auch werden. Wozu das Mädel schon dauernd den Löffel bereit hält, braucht wohl auch nicht besonders gesagt zu werden.

Die Abbildung 9 veranschaulicht die Vorbereitungen und das Mahlen des Kaffees, Bild 10 zeigt, wie frisches Weissbrot mit einer Brotschneidemaschine in saubere, gleichmässige Scheiben zerschnitten wird.

Das Putzen der Messer ist noch ein besonderes Kapitel in jeder grossen Küche, denn nichts ist hässlicher, als ein nicht blitzblank geputztes Messer vorzulegen. Für die Küchenmotoren sind zwei verschiedene Arten Messerputzmaschinen entstanden, die mit Lederbezug über Gummirollen (Bild 11) und die Riegerwerk-Bürsten-Messerputzmaschine (Bild 12). Beide erfüllen ihre Dienste in hervorragender Weise, ihre Behandlung und Bedienung ist gleich einfach.

Die Betriebskosten für die Küchenmaschinen sind sehr gering, weil nur wenig Strom verbraucht wird. Der vorstehend beschriebene Elektromotor ist nur $^1/_4$ P.S. stark und kann an jede Lichtleitung angeschlossen werden. Dass der Motor der Spannung in der Lichtleitung angepasst sein muss, ist selbstverständlich. Auch die Anschaffungskosten sind erschwinglich und werden durch die grosse Arbeits-, Zeit- und Kraftersparnis bald völlig wieder hereingebracht. Natürlich durfte bei dem Bau der

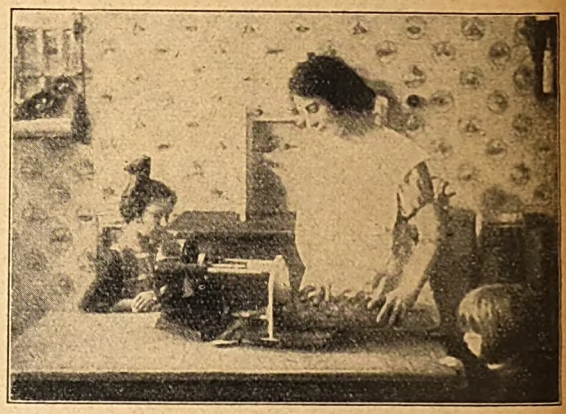


Abbildung Nr. 10.

kleinen Maschinen nicht haltgemacht werden; es gibt Küchen, deren Bedarf so gross ist, dass die beschriebenen Maschinen nicht mit der Leistung nachkommen konnten. Es entstanden grössere Ausführungen mit Motoren von $^1/_2$ und 1 P.S., auch solche Ausführungen, wo Motor und Küchenmaschine zu einem Ganzen fest zusammengebaut werden mussten. Zum Antrieb mittels der Aufsteck-Küchenmotoren konnten nur solche Maschinen vorgesehen werden, die mit geringem Kraftaufwand hin- und hergeschafft und auf die Führungsstangen des Motors gebracht werden können. In Küchen grössten Ausmasses wurde häufig zu Gruppenantrieben oder Schranktisch-Anlagen übergegangen, deren Schilderung hier zu weit führen würde. Nicht unerwähnt wollen wir aber lassen, welche Arten elektrisch betriebener Küchenmaschinen noch vom Alexanderwerk gebaut werden. Da sind zu nennen die Aufschnitt-Schneide-

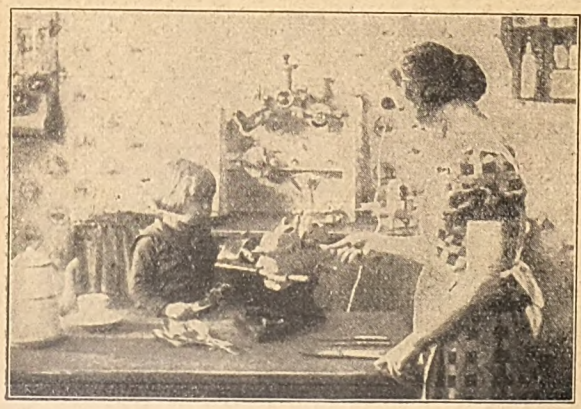


Abbildung Nr. 11.

Digitized by Google

maschinen „Westfalia“, Essgeschirr-Spülmaschinen, Gewürz- und Schrotmühlen, Kartoffel- und Gemüse-Verarbeitungsmaschinen, Kartoffel-Schälmaschinen, Knochenmühlen, Misch- und Knetmaschinen, Passiermaschinen, Reibe- und Schneidemaschinen, Rühr- und Schneeschlagmaschinen, Waschmaschinen und Wäschemangeln. Das Gebiet ist also sehr umfangreich. Sollte in irgendwelchem Ort kein Geschäft sein, welches Auskunft über unsere elektrischen Küchenmaschinen geben kann, so sind wir gern bereit, geeignete Bezugsquellen bekanntzugeben.

Kr.

* * *

Abbildung Nr. 12.

BÜCHER DER DEUTSCHEN HEIMAT

I. AUS DER SAMMLUNG ILLUSTRIERTER GEOGRAPHISCHER MONOGRAPHIEN

JEDER BAND GEBUNDEN $ 1.50

Thüringen
von Albert Scobel
Mit 142 Bildern, 5 Kunstbeilagen und 1 Karte

Der Schwarzwald
von Ludwig Neumann
Mit 171 Bildern, 4 Kunstbeilagen und 1 Karte

Westfalen
von J. Mielert
Mit 93 Bildern, Kunstbeilagen und 1 Karte

Der Harz
von Fr. Günther
Mit 120 Bildern, 4 Kunstbeilagen und 1 Karte

Die Niederelbe
von Richard Linde
Mit 106 Bildern, 6 Kunstbeilagen und 1 Karte

Tirol u. Vorarlberg
von M. Haushofer
Mit 172 Bildern, 6 Kunstbeilagen und 1 Karte

Die Lüneburger Heide
von Richard Linde
Mit 114 Bildern, Kunstbeilagen und 1 Karte

II. AUS VELHAGEN & KLASINGS VOLKSBÜCHERN

PREIS EINES JEDEN BANDES $ 0.75

Der Schwarzwald
von Max Bittrich
Mit 52 Abb., dar. 4 farbigen und 1 Karte

Die Mosel
von August Trinius
Mit 79 Abb., dar. 6 farbigen und 1 Karte

Hamburg
von Alfred Korn
Mit 57 Abb. und farbigem Umschlagbild

Thüringen
von August Trinius
Mit 85 Abb., dar. 4 farbigen und 1 Karte

Der Harz
Ein Buch der Wanderfreude
von Gustav Uhl. Mit 40 Abb., dar. 12 farbigen und 1 Karte

Finnland
von Paul Oskar Höcker
Mit 75 Abb. und 1 Karte

München und Oberbayern
von Maximilian Krauss
Mit 90 Abb., dar. 13 farbigen

Der Sachsenwald
Geschichte und Erlebnis
von Alfred Korn
Mit 40 Abb., dar. 4 farb. u. 1 Karte

Zu beziehen durch

VELHAGEN & KLASINGS ANZEIGENVERWALTUNG
ABT. VERSANDBUCHHANDLUNG
LEIPZIG HOSPITALSTRASSE 27

Digitized by Google

Burkbraun

Die köstlichen Erzeugnisse
Kakao, Schokolade, Pralinen

BURK & BRAUN, COTTBUS 110, Kakao- und Schokoladenfabrik

Cirine flüssiges **Bohner-wachs**

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänz. belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werd. entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell. Zu haben in den einschläg. Geschäften.

Fabriken Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 9, Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G.m.b.H., Eger; Deutsch-Oesterr.: Oesterr. Cirine-Werke, G.m.b.H., Salzburg.

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?"

MAYER & CIE.

TRIEURE
GELOCHTE BLECHE
FILTERRÖHREN

KÖLN-KALK

Paul Taucher (Metallwarenfabrik)
Feuerzeuge
Mustersendung: 1, 2, 3 Goldmk.
Nürnberg (Maxfeld). Gegr. 1865.

Ehret die Mark!

Soeben erschien das Sammelalbum:

Die Geldzeichen der grössten Inflation der Welt.

SAMMELMAPPE

der deutschen Reichsmarkscheine aus den Inflationsjahren 1919 bis 1923.

D. R. G. M. D. R. G. M.

Preis der Mappe mit den **Original-Scheinen** von 1 M. bis zum 1 Billionen-Schein § 4.— franco.

Eine Sammlung Reichsmarkscheine erfreut durch die Mannigfaltigkeit der Scheine gross und klein, bietet ausserdem viel des Interessanten und Wertvollen und stellt für die späteren Generationen das sprechendste Dokument der von uns durchlebten furchtbaren Zeit der Geldentwertung dar. Niemand sollte es versäumen, sich rechtzeitig in den Besitz einer solchen Sammlung zu setzen, die später noch einen hohen Wert bekommen wird.

Gleichzeitig erschien die gesetzlich geschützte Sammelmappe:

Die Briefmarken des Deutschen Reiches aus den Inflationsjahren von 1919—1923

in der in schöner Aufmachung die neuesten Briefmarken (Orig.) von 5 Pf. bis zur 50-Milliardenmarke ungebraucht enthalten sind. Preis dieser Prachtsammlung nebst dazugehöriger Mappe nur § 1.50. Preise in Goldmark.

Beide Mappen zusammen bezogen § 5.—

Nach dem Auslande nur gegen Cassa bei Bestellung.

Zu beziehen von

E. Schuster, Nürnberg, Gabelsberger Str. 62.

8 Ceylon 1.25, 8 China 1.25, 6 Cypern 1.25, 96 Franz. Colonien 3.50, 9 Malay 1.50, 6 Portug. Nyassa 1.50

Billige Briefmarken

Stets Sendungen 1.50, 30 alle Teile 5.—, 1000 verschiedene vieler Länder 5.—, 2000 verschiedene vieler Länder 20.— Kauf auf Auftrag. Porto extra. Preisliste gratis. O. Altmann, Berlin SW. 47, Hagelbergerstr. 53.

Technische Oberschule Hildburghausen
Staatl. höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik-Studienbauer 6 Semester-Beginn Anfang April und Oktober

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

August 1924 | Schriftleitung in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 12, XIII. Jahrg.
Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet („Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.")

Deutsches Qualitätsporzellan.

„Königlich Berlin".

Von Helmuth Redlow.

Zu den feinen, liebenswerten Kulturgütern des alten Europa schätzen wir seit langem die Gebilde jener Kunst, die immer das Entzücken der gebildeten Welt hervorriefen; jene alten und neuen Porzellane, die dem Eigenheim, dem Klub- oder Gesellschaftsraum, dem Boudoir einer schönen Frau zu letzter intimer Kadenz verhelfen.

Besonders verlockend und lohnend ist es, in der ehemals „Königlichen", jetzt „Staatlichen Porzellanmanufaktur" Berlin Einkehr und Umschau zu halten, jener altpreussischen Manufaktur, die Meissen technisch sowohl wie künstlerisch keineswegs nachsteht und über eine 160jährige, an Lichtpunkten reiche Tradition verfügt.

Zur Blütezeit des leichtbeschwingten Rokoko — im Jahre 1763 —, als der geniale Preussenkönig Friedrich der Grosse dem ehrsamen Kaufmann Gotzkowsky seine Porzellanfabrik abkaufte, ahnte der weitsichtige fürstliche Käufer wohl

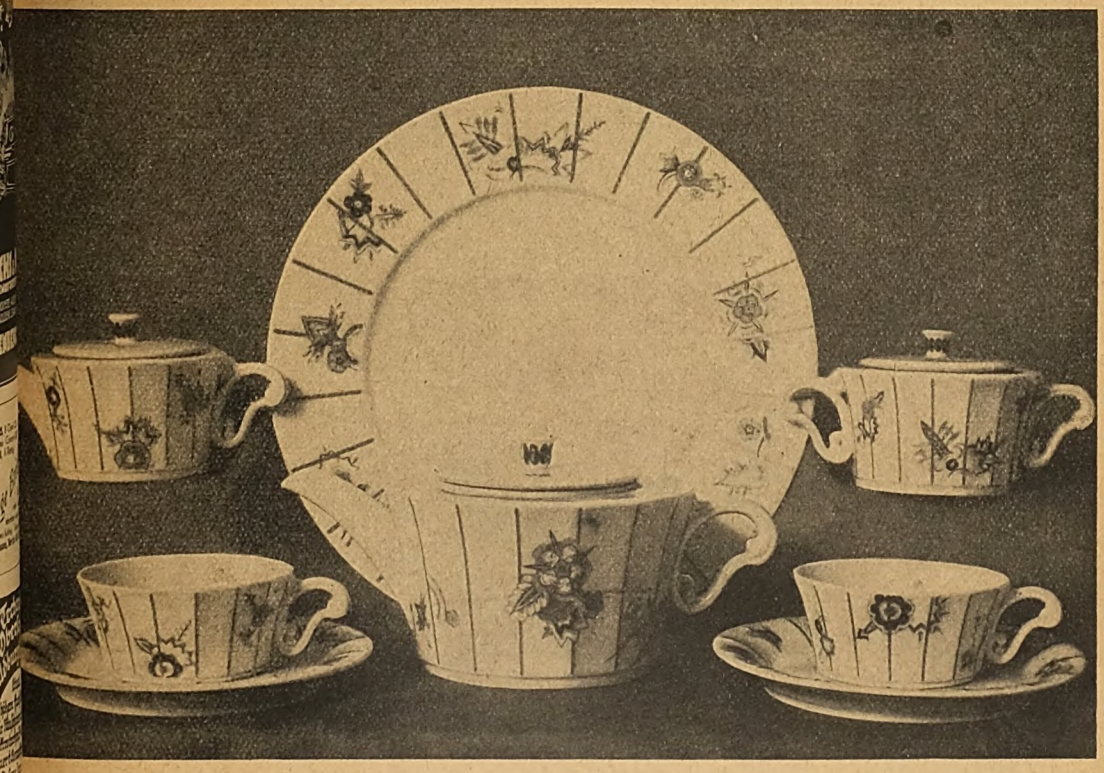


Abb. Nr. 12. Teegeschirr. Modellentwurf: Prof. Theo Schmuz-Baudiss. Farbiger Schmuck: Adolf Flad.

Digitized by Google

schwerlich, dass sich diese Kulturtat bis in das 20. Jahrhundert hinein tonangebend für die keramische Industrie auswirken sollte. Spielten auch damals schon persönliche Pläne des Königs mit eine treibende Rolle, die nunmehrige „Königliche Porzellan-Manufaktur" — international bekannt durch die blaue Zepter-Marke — blieb bis zur Stunde eine Pflegestätte deutscher Feinkeramik und Kunst.

Die ganze Zeitspanne vom Rokoko bis zur Neuzeit findet natürlich auch in den Berliner Modellen ihre erlebten Niederschläge. In Kunst- und Geschirrporzellanen, später auch in chemisch-technischen Industrieartikeln, bemühten sich alle keramischen Kräfte, den Ruf des „fridecianischen" Porzellans zu wahren.

Schon der Gründer des Instituts war bestrebt, durch Handelsbeziehungen nach London, Paris, St. Petersburg und Amsterdam die Schönheit seiner Modelle dem damaligen Europa vorzustellen und kundzutun, dass die „Prussiens" auch noch anderes verstehen als den Stechschritt und das Kinderkriegen ... Die Revolution 1918 brachte zwar die textliche Umtaufe „Staatliche Porzellanmanufaktur", die Güte der Erzeugnisse aber blieb nach wie vor „königlich". Und „Royal Berlin" ist heute die spezielle Fabrikmarke, das kaufmännische Kennwort der Berliner Porzellane, die ihren Seeweg nach Amerika antreten, um in Ehren und in ihrer Art vom deutschen Schaffen in der Welt zu zeugen!

* * *

In Dingen des täglichen Gebrauches treibt heute bedauerlicherweise der Kitsch in raffiniert-süsslicher und sentimentaler Aufmachung in allen Ländern noch immer sein verderbliches Spiel. Auch die bessere Keram-Industrie ist davon noch nicht ganz freigeworden. Vorbildlich aber und verwendbar in keramischer Beziehung hat auch hier stets Berlin gewirkt.

Den alten, stilreinen fridecianischen Tafel-Servicen in anmutigstem Rokokozierat und dementsprechender Malerei begegnen wir auf den Festtafeln der ganzen Welt. Aber auch in späteren Epochen trägt der Berliner Katalog mit seiner Fülle an Geschirr- und Geschenkartikeln jedem guten Geschmack Rechnung. Selbst die einst umstrittene moderne Kunst hat sich unter der anerkannten, bewährten Führung des derzeitigen artistischen Direktors, Professor Schmuz-Baudiss, keramisch durchgesetzt. So hat der Maler Adolf Flad die alten, in ihrer weissen Schlichtheit beruhigenden plastischen Formen des „Rheinischen" Services in kühner, malerischer Zeichnung befeuert! Grosses Tafelservice „Blau-Rot-Gold", das sich besonders an das amerikanische Publikum wendet! Ich bitte nicht zu erschrecken: hier stellt sich der Expressionismus vor als ein frischer Musensohn seiner — unserer Zeit. Seine Beobachter sagen: er ist abstrakt. Freilich. Und so schwingt er auch hier lebensstark und sympathisch seine Palette bei den sensiblen Keramikern; zaubert er aus dem Herrgottsblumengarten ein rezent-durchdachtes Malereiornament und lässt dem Künstler, dem Schöpfer dennoch sein individuelles Gepräge. Adolf Flad hat hier mit wenigen Farben — blau, rot, gold — gearbeitet, zuweilen nur steigert er die Wirkung seiner in sich ausgereiften Dekorgebilde durch ein paar grüne Effekte.

Eine blühende Aufwärtsentwicklung zeigt Berlin in der sorgsamen Pflege der Unterglasurmalerei, einem von Kopenhagen zuerst angewandten Dekorationsverfahren, bei dem namengemäss die Farben auf das unglasierte Stück gespritzt, gemalt und gebrannt werden und sich später durch die überzogene Glasur zu ganz aparten, vornehmen Wirkungen entfalten.

Die berühmten Kopenhagener Stücke werden heute übertroffen von Berliner Neuschöpfungen, sogenannten „Schabkunstplatten", die ein besonderes Wort verdienen.

Schon auf alten italienischen Majoliken und Fayencen begegnen wir bei glatten Flächen (Fliesen, Kacheln, Altären) ornamentalen und malerischen Darstellungen berühmter Meister. Die neuen Schabkunstplatten des Berliner Direktors Professor Theo Schmuz-Baudiss bedeuten in der Entwicklung dieses speziellen durchaus keramischen Genres die höchste, von keiner anderen Manufaktur erreichte Potenz. Diese Platten — fast erscheint ihre Bezeichnung profan im Verhältnis zu ihrem Wert — herzustellen erfordert unendliche Mühe und Erfahrung im technischen Prozess. Auf der verglühten, unglasierten Platte werden die Konturen mit Radier- und Schabeisen leicht vertieft, fast reliefartig „einradiert" und darauf die Farbe mit dem Zerstäuber aufgetragen und dann aufgebrannt.

Abb. Nr. 13. Deckelvase. Farbiger Schmuck: Adolf Flad.

Digitized by Google

und mit Glasur überzogen.

Ungeahnte malerische Reize — von dramatischer Wucht sowohl wie von zartester, hingebendster Mildheit und Wärme — entfaltet das fertige Gebilde, von einem schlichten Holzrahmen oder passenden Ständer gefasst oder gehalten. Die Motive, Landschaften aus dem Hochgebirge und Flachland, Stilleben, Szenen aus Dantes „Göttlicher Komödie" u. a. haben in den Nuancen und Kontrasten ein Kolorit, wie wir es nur von Arnold Böcklin kennen, die aber dabei ihren aparten Charakter als Porzellan-Gemälde durchaus nicht einbüssen. Theo Schmuz-Baudiss hat sich mit diesen exzellenten Arbeiten ein zeitloses Verdienst erworben, denn noch in späteren Jahrtausenden werden sie in ihrer unveränderten Leuchtkraft und Haltbarkeit von unseren Tagen Zeugnis geben.

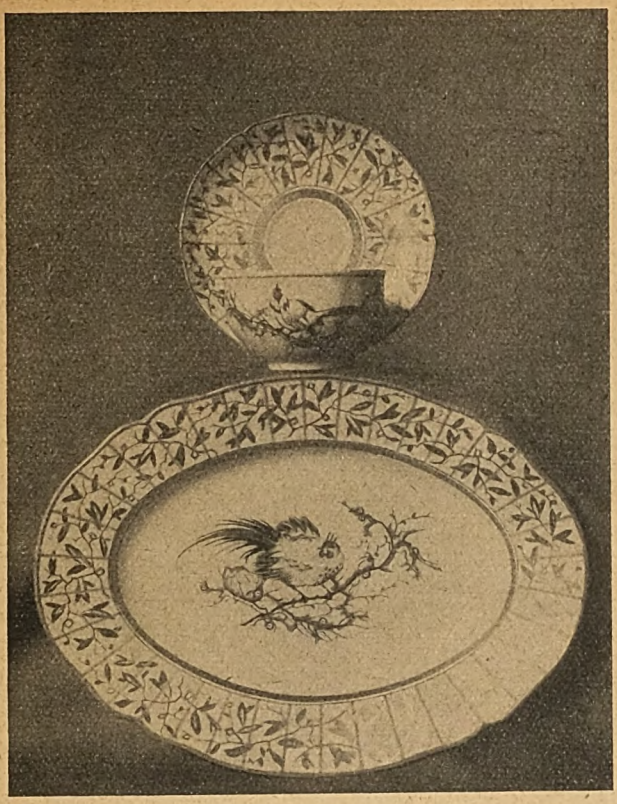


Abb. Nr. 14. Geschirr mit farbigem Schmuck von Adolf Flad.

Der Mitarbeiterkreis dieses produktiven Künstlers, dem jüngst eine der prominentesten Schiffahrtslinien, die Hamburg-Amerika-Linie, einen Auftrag seiner Schabkunstplatten erteilte, setzt sich aus bewährten Kräften der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes zusammen. Hermann Hubatsch mit galanten und mondänen figürlichen Plastiken, Puchegger, Robra, Otto und Emil Rutte mit einem Reichtum an exotischen Tiermodellen (letzterer in herber Anmut und besonders wirkungsvoll in rein weiss glasierten Stücken), Amberg und Reschke mit ihren vollblütigen (auch völkerkundlich packenden) Tafelaufsätzen seien als die tüchtigsten Plastiker herausgegriffen, deren Werken — neben eigenen Entwürfen für Vasen und dekorative Gebrauchsgegenstände — die Maler Dürschke, Flad, Türke und Frau Gertrud Kant mit ihrer Farbenkunst den passenden Dekor verleihen.

Ein neuer grosser Sieg der deutschen Automobil-Industrie.

Die schöne Rundbahn im Königlichen Park von Monza bei Mailand ist in der Nacht vom Sonnabend den 14. zum Sonntag den 15. Juni die Stätte eines Triumphes der deutschen Automobilindustrie geworden, der sich dem kürzlich errungenen Mercedes-Sieg in der Targa und Coppa Florio ebenbürtig an die Seite stellt. Im Internationalen 24 Stunden-Rennen, das von Sonnabend abend 6 Uhr bis Sonntag abend 6 Uhr in Monza ausgefahren wurde, errang der einzige teilnehmende Deutsche, der 10/40 PS NAG-Sportwagen mit den Fahrern Christian Riecken und Hans Berthold am Steuer, die der NAG schon 1922 ihren grossen Avus-Sieg herausgefahren haben, als bester im Gesamtklassement und als erster in seiner Klasse den Grossen Goldenen Schild von Italien. Gewertet wurde die längste während der 24 Stunden ausgefahrene Strecke. Die von den Deutschen durchmessene Entfernung betrug genau 2583 Kilometer, d. i. die längste Strecke, die jemals von einem Fahrzeug innerhalb 24 Stunden durchfahren wurde. Die vorgeschriebenen Mindest-Geschwindigkeiten von 58 bis 87,5 Kilometer pro Stunde wurden weit überboten. Das Tempo des siegreichen NAG-Sportwagens entspricht einem Stundendurchschnitt von 107,5 Kilometer. Der auf der Brooklandbahn aufgestellte 24 Stunden-Weltrekord, den sich Napier auf einer speziellen Rennwagen-Konstruktion mit 2551,511 Kilometer holte, ist damit gebrochen. Ganz besonders fällt ins Gewicht, dass es sich bei dem erfolgreichen NAG-Fabrikat nicht um einen speziellen Rennwagen, sondern um ein in grossen Serien hergestelltes, vollkommen tourenmässig ausgerüstetes Fahrzeug handelt, das im Rennen zwei Personen, 140 Kilogramm tote Last, Windschutz, Verdeck, Kotflügel, zwei Reserveräder und Beleuchtungsvorrichtung mit sich führte, die während der Dunkelheit ständig angezündet bleiben musste. Die einzelnen Runden wurden von dem Fahrzeug mit der Gleichmässigkeit des Zeigers einer Präzisionsuhr umkreist. Genau wie bei dem Avus-Rennen differieren die Rundenzeiten beinahe gar nicht voneinander.

Am Start hatten sich insgesamt zwanzig Wagen eingestellt, darunter Amilcar, Salmson, Bianchi und Diatto. Der schärfste Wettbewerber der

Digitized by Google

N A G-Wagen war ein 6-Zylinder Alfa-Romeo-2 Liter-Wagen, in dessen Lenkung sich die berühmten Alfa-Romeo-Fahrer Ascari und Marioni teilten. Der Start begann Sonnabend abend um 6 Uhr. Der N A G- Wagen, der schon beim Training einen so schnellen Eindruck gemacht hatte, dass die italienische Konkurrenz ihn mit unverhohlener Furcht betrachtete, nahm von Anfang an die Spitze und liess sich die Führung in keiner Minute des Rennens wieder nehmen. In der zwanzigsten Stunde passierte dem deutschen Wagen das Missgeschick, dass ein Blatt der linken Hinterfeder brach. Der Defekt hatte eine Reparatur von 25 Minuten Dauer zur Folge. Es lässt sich denken, in wie überragender Weise der Weltrekord ohne dieses Rennpech verbessert worden wäre. Trotzdem liegt die zweitbeste Strecke, die Alfa-Romeo hinter sich brachte, nur auf 2457 Kilometer, ist also um 126 Kilometer geringer als die von N A G überwundene Entfernung, die etwa der Entfernung Paris—Moskau entsprechen dürfte. Die italienische Presse erkennt die Motorleistung des deutschen Wagens einstimmig als ganz ausserordentlich an und hebt die ungewöhnlich lange, regelmässige und gänzlich defektlose Arbeit der deutschen Maschine mit grösster Bewunderung hervor.

Die deutsche Automobil-Industrie hat durch diesen in schwerer internationaler Konkurrenz errungenen Sieg aufs neue ihre überragende Leistungsfähigkeit bewiesen und sich, wie die schlagartig einsetzende gesteigerte Nachfrage zeigt, weite Teile des Auslandes als wertvolles Exportgebiet zurückerobert.

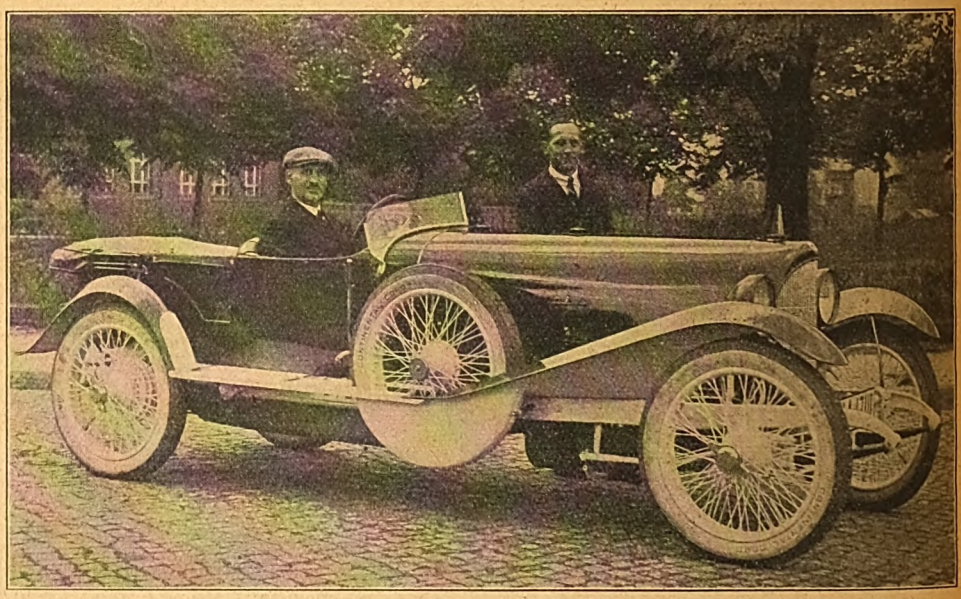


Abb. Nr. 15. Der siegreiche N A G-Wagen mit den beiden Fahrern Christian Riecken und Hans Berthold.

Fraureuther Tafelporzellan.

Von H. Henschel vom Hain.

Die deutsche Tafelporzellankunst hat seit der Gründung der Meissner Porzellanmanufaktur Zeiten höchster Blüte und Zeiten des Stillstandes und des Verfalles verzeichnen müssen. In den wechselnden Modeströmungen des kunstgewerblichen Schaffens hat man auch in den deutschen Porzellanfabriken nicht immer scharfsichtig genug erkannt, welche Möglichkeiten die Porzellankunst bietet, welche materialcharakteristischen Grenzen ihr gezogen sind und welche technischen Bedingungen sie stellt, deren Nichtbeachtung sich in der Wirkung des fertigen Stückes rächt. Die berühmten deutschen Manufakturen in Berlin, Meissen, Nymphenburg usw. haben keineswegs zu jeder Zeit ihr Amt als wegweisende Kenner der ästhetischen Notwendigkeit des künstlerischen Tafelporzellans erkannt. Sie waren in den Zeiten des ästhetischen Rückganges des deutschen Tafelporzellans, besonders in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, im besten Fall Hüter einer guten Tra-

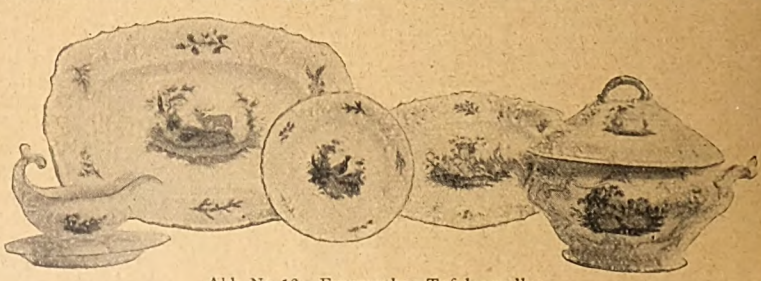


Abb. Nr. 16. Fraureuther Tafelporzellan.

Digitized by Google

ditionstechnik, die aber seelisch durch das dauernde Kopieren erfolgreicher historischer Modelle erstarrt war.

Es ist daher logisch durchaus begreiflich, dass das Wiederaufblühen des deutschen Kunstporzellans für Tafelzwecke, das mit einer vollständigen Geschmacksumbildung Hand in Hand ging, nicht von den berühmten Manufakturen, sondern von einer durch Traditionen unbeschwerten, von weitsichtigen und modernen Geschäftsleuten geleiteten Privat-Industrie ihren Ausgang nahm, die kühn und originell genug war, mit Rokoko-, Empire- und Biedermeiervorbildern für Tafelporzellane zu brechen und aus modernstem Geiste geborenes Tafelgeschirr in immer ansteigender Reife der technischen Ausdrucksmittel auf den Weltmarkt zu schicken.

Die Fraureuther Porzellanfabrik A.-G. gehörte bereits in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit zu den Bahnbrechern der neudeutschen Tafelgeschirrkunst. Aus den erstarrten Stillinien des historischen Tafelporzellans, aus den unorganischen realistischen und unhygienisch reliefierten Dekoren der siebziger Jahre und endlich aus dem beunruhigenden wilden Linienwirrwarr des Jugendstiles, der sich vielleicht am unheilvollsten am deutschen Tafelporzellan versündigt hat, entwickelte sie Geschirrformen, die möglichst glattflächig gegliedert waren, sich rein logisch in der Konstruktion verteilten und den ästhetischen Effekt ausser aus der Dekoration aus der vollständigen Harmonie der Proportionen zogen. Einer — gerade für Speiseporzellane — unerlässlichen Forderung der neuzeitlichen Hygiene, sie leicht und gründlich an jeder Stelle säubern zu können, war damit genügt.

Die Fraureuther Tafelporzellane, die sich mit sieghafter Schnelligkeit den internationalen Absatzmarkt eroberten und selbst in den Kriegsjahren nie aus demselben zu verdrängen waren, kannten keine kühn gebogenen Giesshälse an den Kannenformen mehr, die nicht zu säubern waren. Sie hatten bei aller Anmut der Form griffeste Henkel, die nicht unter einer zugreifenden Hand zerbrachen und sie standen nicht mehr schwindelnd anzusehen auf kippenden Füsschen und Postamenten, sondern auf einer sicheren Bodenbasis, die das wertvolle Tafelgut vor dem leichten Umwerfen schützte. Mit diesen Richtlinien seiner Tafelgeschirrformen hatte sich die Fraureuther Fabrik, die in Deutschland im Lauf der letzten Jahrzehnte immer führender geworden ist, einen prinzipiellen Ausgangspunkt geschaffen, der sich als äusserst variationsfähig erwies, ohne von seinen Grundideen — allerfeinstes, künstlerisch veredeltes und technisch erlesen bearbeitetes Nutzgeschirr zu schaffen, abweichen zu müssen.

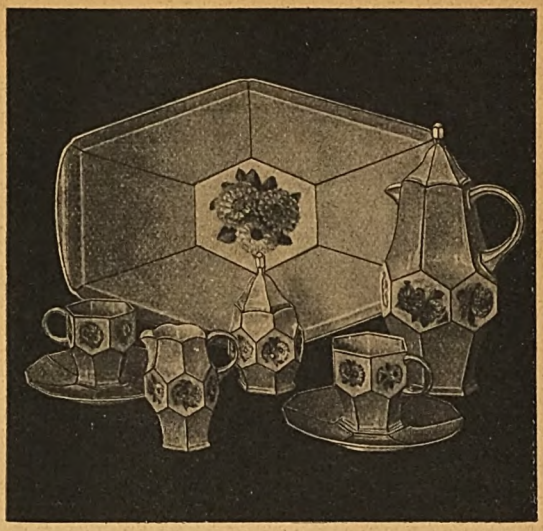


Abb. Nr. 18. Fraureuther Tafelporzellan.

Die Kriegsjahre, die all denjenigen deutschen kunstgewerblichen Industrien Hemmschuhe anlegten, die auf ausländische Materialversorgung angewiesen waren, bedeuten für die deutsche Erzeugung künstlerischen Tafelporzellans im allgemeinen und Fraureuther Tafelporzellans im besonderen einen Fortgang der Entwicklung und einen Aufstieg der koloristischen Ausdrucksmittel.

Die Fraureuther Tafelporzellane bekamen während und nach dem Kriege den Mut zur kräftigen opaken Farbe neben der stabilen Vornehmheit ihrer Formen, der erst ihre letzte Charakteristik bedeutet.

Das Fraureuther Tafelgeschirr, von dem unsere beifolgenden Abbildungen einige kennzeichnende Proben wiedergeben, hat sich — konform der Entwicklung der internationalen Gesellschaft und des damit verbundenen Weltmarktbedarfes — in bestem Sinne verbürgerlicht. Das Fraureuther Tafelporzellan — erlesen in der Behandlung des Scherbens, von reifster Technik der farbigen Dekoration und befruchtet von individuellstem künstlerischem Entwurfsgeschmack — entspricht dem Willen der modernen bürgerlichen internationalen Heimgestaltung, deren Kostbarkeit nicht mehr eine rein äusserliche ist, sondern deren Wert bei jedem Gegenstand in der Schönheit des Materials, der Vollendung seiner Bearbeitung, der weitgehendsten Erfüllung des Nutzzweckes und selbstverständlich auch in edler dekorativen Verarbeitung liegt. — Das Geheimnis des Erfolges des Fraureuther Tafelporzellans auf dem Weltmarkt liegt sicherlich in der Anpassung dieser Ge-

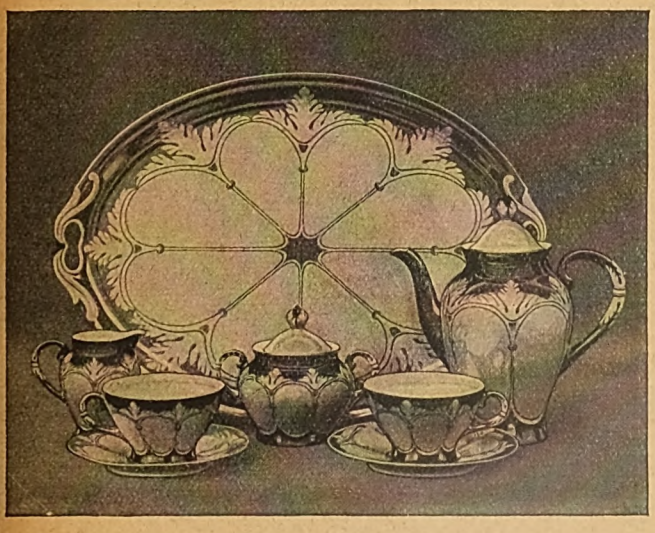


Abb. Nr. 17. Fraureuther Tafelporzellan.

Digitized by Google

schirre an die neuzeitliche Heimkunst als Ganzes begründet. In ihrem klugen Nutzstil und in der subtilen Leuchtschönheit ihrer farbigen Durchgestaltung passen sich die Fraureuther Tafelporzellane — gleichgültig ob sie jeweils zur Zierde auf Anrichte oder Vitrine aufgestellt oder ihrem Zwecke auf der festlichen Tafel eingeordnet sind — feinsinnig dem neuzeitlichen Raumbilde schmückend und hebend ein. Das Fraureuther Speiseporzellan darf auch als Sammelporzellan bestenTyps bezeichnet werden. Und da die Sammelleidenschaft für edle neuzeitliche Kunstporzellane wieder international sich zu steigern beginnt, findet der Exporteur in ihnen besonders lohnende Objekte.

Abb. Nr. 19. Fraureuther Tafelporzellan.

Auslandszugverkehr zur Leipziger Herbstmesse 1924.

Der Sonderzugverkehr zur bevorstehenden Leipziger Herbstmesse vom 31. August bis 6. September weist gegen den bisherigen eine Anzahl bedeutender Verbesserungen auf. Neben den zahlreichen Gesellschafts- und Verwaltungssonderzügen, die für das Inland vorgesehen sind, fahren für den Verkehr aus dem Auslande, der heutzutage für die deutsche Wirtschaft von besonderer Bedeutung ist, voraussichtlich sieben Gesellschaftssonderzüge des Messamts mit 33⅓ % Fahrpreisermässigung, und zwar je einer von Zürich, Prag und Kopenhagen und je zwei von Wien und Amsterdam. Der Auslandsverkehr von Italien und den österreichischen Alpenländern ist durch günstige Verbindungen an den Verkehr München—Leipzig angeschlossen. Ausserdem wird der englische Verkehr in Hoek van Holland und der Ostseeverkehr über Lübeck an den Vergünstigungen, die die Sonderzüge des Messamts bieten, teilnehmen können.

Was will der
Lebensbund?
Organisation zur Reform des Sich-Findens. Vornehm, diskret! Seit 1914 beispiellose Erfolge. — Der L.-B. ist keine gewerbl. Vermittlung, sondern löst das schwierige Problem in einer Weise, die als „überaus genial" gekennzeichnet wurde und tausendfache Anerkennungen und Empfehlungen aus allen, auch den höchsten Kreisen fand. Fordern Sie unter Eins. von 60 Pf. unsere Bundesschriften. Zusend. erfolgt sofort in neutral. Kuvert. **Verlag G. Bereiter, Emmendingen 14** (Deutschland).

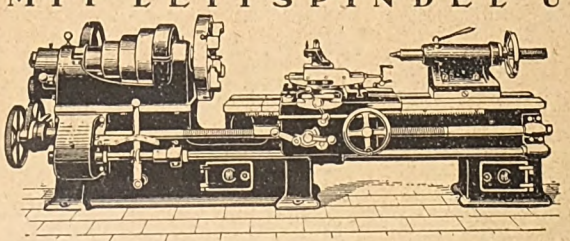
Neue Artikel in Galanteriewaren, mit echten Meermuscheln verziert, in eigenartiger Aufmachung zu sehr billigen Preisen bringt die Firma **G. Fritzmann, Lichtenfels S. 17,** Bayern. Wir verweisen auf deren Inserat im Anzeigenteil dieses Heftes.

Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg
Thüringerwald (Deutschland)
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Andrees
Allgemeiner Handatlas
neuer verbesserter Abdruck
der 8. neubearbeiteten und verbesserten Auflage
228 Haupt- und 198 Nebenkarten auf 248 Kartenseiten nebst alphabetischem Ortsnamen-Verzeichnis in besonderem Bande
Kartenband in Halbleder, Namenverzeichnis in Ganzleinen, elegant gebunden Preis ℳ 22.—
Der Atlas ist zu beziehen durch
Leipzig, Hospitalstr. 27 **Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung** Abteilung Versandbuchhandlung.

Paul Taucher (Metallwarenfabrik)
Feuerzeuge
Mustersendung: 1, 2, 3 Goldmk.
Nürnberg (Maxfeld). Gegr. 1865.

SCHNELLDREHBÄNKE
MIT LEITSPINDEL UND ZUGSPINDEL



Maschinenfabrik Kappel Akt.-Ges.
Chemnitz-Kappel
Telegramm-Adresse: Kappelwerk
Gegründet 1860 * 1500 Arbeiter
Andere Erzeugnisse: **Fräsmaschinen, Holzbearbeitungsmaschinen**

Digitized by Google

38. Jahrg. / August 1924 / 12. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

1924
UNIVERSITY OF ILLINOIS

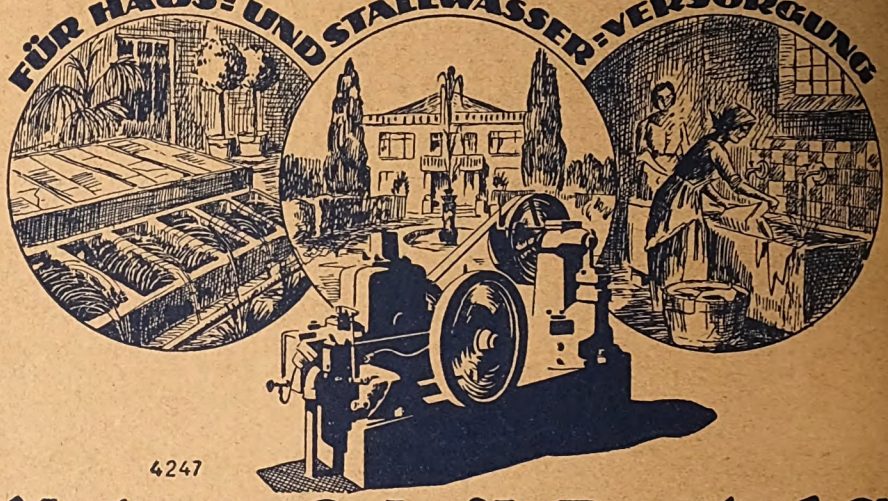
Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Auslands-Ausgabe mit Export-Anzeiger

Digitized by Google

DEUTZ
MOTOR-PUMPE

FÜR HAUS- UND STALLWASSER-VERSORGUNG



4247

Motorenfabrik Deutz A.G.
Köln-Deutz

ERAL 16/17° Sch. orthochr beste Amateur-Platte

ES-ERAL 16/17° Sch. orthochromatisch, absolut lichthoffrei

ERID 18° Sch. orthochrom. für Atelier- u. Innenaufn.

ERID-ULTRA 21° Sch. höchstempfindlich für Atelier- u. Momentaufn.

DI-ERAL f. Diapositive feinstes Korn

Urteil aus Fachkreisen:

„.... so glänzende Erfolge habe ich noch bei keiner anderen Platte erzielt. Die Weichenstimmung kam so brillant, wie sie kaum besser zu erhalten ist."

München, Dr. C. B.

★

Druckschriften franko.

ERNEMANN WERKE A.G.
DRESDEN-A 169.

Digitized by Google

XIII. Jahrg. Leipzig / August 1924 12. Heft

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

Bezugspreis des monatlich erscheinenden ***Export-Anzeigers*** *innerhalb Deutschlands bei Postüberweisung monatlich Goldmark 0,20.*
Jahresbezugspreis für Ausland und Übersee Schweizer Fr. 7.— zuzüglich Kosten für Porto und Verpackung.

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

Digitized by Google

Von den grössten bis zu den kleinsten Betrieben der metallverarbeitenden Industrie werden mit bestem Erfolg die

GEFEI-MASCHINEN

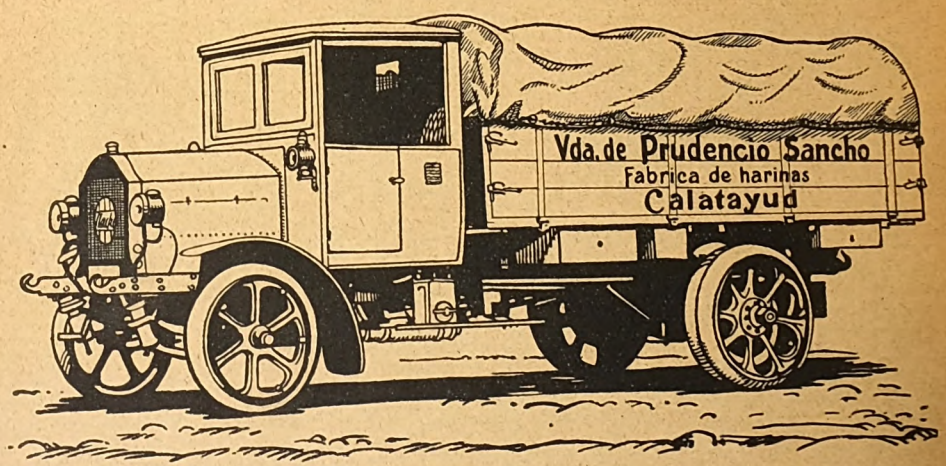
zum elektrischen Schmieden und Schweissen

verwendet.

GEFEI-Punktschweissmaschinen, Stabilmaschinen f. die Blechwaren-Industrie u. Eisenkonstruktion, Spezialmaschinen in Universalaufhängung für den Schiffbau, Reservoirbau, Brückenbau usw. (D.R.P.)
GEFEI-Nahtschweissmaschinen mit Rollenschrittverfahren (D.R.P.)
Typen: PAS für Längsnähte bis 10 mm Gesamtstärke bei Blechwaren, Fässern, Kannen usw. (D.R.P.)
Typen: PARES für Rundnähte bis 10 mm Gesamtstärke bei Blechwaren, Radiatoren, Kannen, Fässern usw. (D.R.P.)
Typen: ELTUBE für Schweissung endloser Rohre aus dem Schlitzrohr bis 2 mm Wandstärke (D.R.P.)
Typen: WASA für Längsnahtschweissungen bei schweren Stücken, Fässern, Kannen, Eiszellen usw. (D.R.P.)
GEFEI-Stumpfschweissmaschinen für Ringe, Reifen, Fassbänder, Radfelgen, Bremsdreiecke, Daumenwellen, Eisenbahnbedarf, Kettenfabrikation usw.
GEFEI-Nietwärmer (D.R.P.) mit Verdampfungskühlung, frost- und regensicher.
GEFEI-Elektro-Esse (D.R.P.) zur Erwärmung von Schmiedestücken jeder Art und Grösse.
GEFEI-Universal-Maschine (D.R.P.), einzige Kombination von Widerstands-Schweissung, Widerstands-Erwärmung und Lichtbogen-Schweissung.
GEFEI-Elektro-Flammschweisser (D.R.P.a) für Lichtbogenschweissung.

GEFEI

Gesellschaft für elektrotechnische Industrie m. b. H.
BERLIN SO. 36, Maybach-Ufer 48—51.



E. NACKE * COSWIG Sa.

Lastautomobile * Omnibusse * Lieferungswagen

mit staubsicherem, geräuschlosen Schneckenantrieb mit hohem Nutzeffekt ohne Ketten.

Digitized by Google

Cirine flüssiges **Bohner-wachs**

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänz. belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werd. entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell. Zu haben in den einschläg. Geschäften.

Fabriken **Deutschland:** Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 9, **Tschecho-Slowakei:** Jos. Lorenz & Co., G.m.b.H., Eger; **Deutsch-Oesterr.:** Oesterr. Cirine-Werke, G.m.b.H., Salzburg.

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?"

Ehret die Mark!

Soeben erschien das Sammelalbum:

Die Geldzeichen der grössten Inflation der Welt.

SAMMELMAPPE

der deutschen Reichsmarkscheine aus den Inflationsjahren 1919 bis 1923.

D. R. G. M. D. R. G. M.

Preis der Mappe mit den **Original-Scheinen** von 1 M. bis zum 1 Billionen-Schein § 4.— franco.

Eine Sammlung Reichsmarkscheine erfreut durch die Mannigfaltigkeit der Scheine gross und klein, bietet ausserdem viel des Interessanten und Wertvollen und stellt für die späteren Generationen das sprechendste Dokument der von uns durchlebten furchtbaren Zeit der Geldentwertung dar. Niemand sollte es versäumen, sich rechtzeitig in den Besitz einer solchen Sammlung zu setzen, die später noch einen hohen Wert bekommen wird.

Gleichzeitig erschien die gesetzlich geschützte Sammelmappe:

Die Briefmarken des Deutschen Reiches aus den Inflationsjahren von 1919—1923

in der in schöner Aufmachung die neuesten Briefmarken (Orig.) von 5 Pf. bis zur 50-Milliardenmarke ungebraucht enthalten sind. Preis dieser Prachtsammlung nebst dazugehöriger Mappe nur § 1.50. Preise in Goldmark.

Beide Mappen zusammen bezogen § 5.—

Nach dem Auslande nur gegen Cassa bei Bestellung.

Zu beziehen von

E. Schuster, Nürnberg, Gabelsberger Str. 62.

MAYER & CIE.

TRIEURE
GELOCHTE BLECHE
FILTERRÖHREN

KÖLN-KALK

ATLANTEN
Landkarten, Pläne
für alle Länder und in allen Sprachen
fertigt in nur hochwertiger Ausführung billig und schnell die
Geographische Anstalt von Velhagen & Klasing
LEIPZIG

Hermsdorf-Schwarz

ist das beste

Diamantschwarz.

Man achte beim Einkauf von Strümpfen, Handschuhen, Trikotagen und Garnen auf den Originalstempel:

DIAMANTSCHWARZ
GARANTIRT ECHT
Louis Hermsdorf
FÄRBER

Louis Hermsdorf, Chemnitz

Fabrikation von

Wandhaken, Reissbrettstiften, Teppichnägeln, Briefklammern, Musterklammern, Bilderösen etc. etc.

Verlangen Sie Gratis-Offerte!

A. Lindstedt, Lychen, Berliner Nordbahn.

Gegründet 1875. Ca. 200 Arbeiter.

Digitized by Google

DEUTSCHE BÜCHERSCHAU

Die
klassische deutsche
Kulturgeschichte

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Ein nationales Hausbuch wie kein andres Volk es besitzt.

Gustav Freytag
Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Erste dokumentierend
Illustrierte Ausgabe

in fünf Quartbänden mit rund zweitausend schwarzen und farbigen Bildern und Beilagen.

Inhalt. Band I: Aus dem Mittelalter. — Band II: Vom Mittelalter zur Neuzeit. — Band III Aus dem Jahrhundert der Reformation. — Band IV: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges. — Band V: Aus neuer Zeit.

Dem Schlußband wird ein ausführliches Register und Bilderverzeichnis beigegeben.

Band I und II sind erschienen, Band III—V erscheinen bis zum Herbst 1924. — Format 18×24 cm Jeder Band auf holzfreiem Papier in Ganzleinen ca. 12 Goldmark. Außerdem ist eine bibliophile Ausgabe von 300 numerierten Exemplaren auf Bütten in Vorbereitung.

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Digitized by Google

DEUTSCHE BÜCHERSCHAU

Der große Bucherfolg!

120. bis 150. Tausend.

Dr. med. Benno Koppenhagen

Aus dem Tagebuche eines Thüringer Landarztes

Einige aus den vielen glänzenden Urteilen:

„Diese heiteren Erlebnisse des Landarztes sind so erfrischend und köstlich geschrieben ... Man muß Tränen lachen!"

„Wir haben seit langem kein so köstliches Buch gelesen, bei dem wir so aus vollem Herzen gelacht haben."

„Ein erfrischend lustiges, ja von Humor und Laune sprühendes Buch, in seinem elegant-humorvollen leichten Stil, in seiner Art, mit den Dingen und den Menschen zu spielen, einzig."

Illustrierte Ausgabe
mit 20 köstlichen Bildern

Auf holzfreiem Papier in Halbleinen
gut gebunden Mk. 4.—

Vorrätig in all. Buchhandlungen od. dir. zu bezieh. durch den
DREI SONNEN VERLAG · LEIPZIG
Georgiring 3/5 · Postscheckkonto Leipzig 68544

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Meersommer

von Lely Kempin

Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin

Gebunden Goldmark 4.–

Dieses erst Weihnachten 1923 erschienene Büchlein hat bei den vielen alten Freunden der Verfasserin überraschend gute Aufnahme gefunden und hat zu diesen alten Bekannten zahlreiche neue Freunde geworben. Die Geschehnisse des Buches sind in eine feine psychologische Gestaltung gekleidet, die in der Kunst Lely Kempins ein neues Können bedeutet. Die herbe, würzige Seeluft weht durch die Erzählungen, die auf jeden einen starken, unwiderstehlichen Reiz ausüben. Etwas Beruhigendes und Versöhnendes erfüllt das Buch, dessen Bilderschmuck wieder nach künstlerischen Aufnahmen der Dichterin entstanden ist.

Sprachen aller Länder

erlernt man am besten durch die

Lehrbücher

nach der

Methode Gaspey-Otto-Sauer

Tausendfach bewährt

Man verlange ausführliche Prospekte von

Julius Groos Verlag in Heidelberg

= Versand nach allen Weltteilen =

8 Ceylon 1,25, 8 China 1,25, 6 Cypern 1,25, 96 Franz. Colonien 3,50, 9 Malay 1,50, 6 Portug.-Nyassa 1,50, 9 Straits Settlements 1,50, 30 alle Türkei 5.–, 1000 verschiedene vieler Länder 5.–, 2000 verschiedene vieler Länder 20.–. Kasse mit Auftrag. Porto extra. Preisliste gratis.

Billige Briefmarken

O. Altmann, Berlin SW. 47, Hagelbergerstr. 10c.

Technische Oberschule Hildburghausen

Staatl. höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik-Studiendauer 6 Semester-Beginn Anfang April und Oktober

Die köstlichen Erzeugnisse

Kakao, Schokolade, Pralinen

BURK & BRAUN, COTTBUS 110, Kakao- und Schokoladenfabrik

Digitized by Google

HERM. RIEMANN
CHEMNITZ-GABLENZ 57
Fahrrad- und Kraftfahrzeug-Beleuchtungen
Gegründet 1866 — HUPEN — 3 Grands Prix
Export nach allen Weltteilen

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Alben aller Art
Katalog zu Diensten
Marke Leibag
Album-Fabrik Leipziger Buchbinderei A.-G.
vorm. Gust. Fritzsche, Leipzig-R.

Armaturen f. Wasser, Gas, Dampf usw.
Spez.: Absperrschieber, Ventile, Hähne, Brunnen, Hydranten usw. Kondenstöpfe, Wasserabscheider, Wassermesser, Kesselspeisemesser, Hauptleitungsmesser für Flüssigkeiten, Gas, Luft und Dampf. Komplette Venturi-Anlagen. — Wechselstromzähler für Zwei- und Dreileiter-Anlagen.
BOPP & REUTHER,
MANNHEIM-WALDHOF. Katalog No. 51 Ks.

Badeöfen
Junkers & Co., Dessau 6.
Fabrik für Prof. Junkers Apparate zur Warmwasserversorgung und Raumheizung.

Barometer, Hygrometer, Barograph., Hygrograph., Höhenmess. u. alle and. Instrum. f. Meteorologie in höchst. Präzision. Prosp. Nr. 821.
Wilh. Lambrecht, Akt.-Ges., Fabrik wissenschaftl. Instrum., Göttingen. — Gegr. 1859.

Bernsteinwaren.
Ill. Kat. üb. Elfenb.-, Beinwar., Bijouter., Lederw., Geschenkartik. pp. kostenl. Bernstein-Spezialkatalog.
Liedke & Raeder, Königsberg i. Pr. Abt. E.

Bleistifte Kopier- u. Farbstifte.
Schwan-Bleistift-Fabrik, Nürnberg.
Schutzmarke

Briefmarken! Preisliste gratis und franko.
Carl Kreitz (gegr. 1890),
Bonn am Rhein, Martinstrasse 2.

Briefmarken An- und Verkauf
Listen auf Verlangen
Paul Kohl, A.-G., Chemnitz.

Buchbinderei-Maschinen
Spez.: Heft- und Falzmaschinen.
Gebr. Brehmer, Leipzig-Plagwitz.

Buchbinderei-Maschinen
aller Art.
Preusse & Co., A.-G., Leipzig 105.

Russische Grausamkeit einst u. jetzt.
Von B. Stern. 3. Aufl. 207 Seit. m. 12 Jll. Gmk. 5.50 frko. Inland. H. Rau, Die Grausamkeit. 4. Aufl. 277 S. m. 24 Jll. Gmk. 4.— frko. Inland. Ausführl. Verzeichn. über interessante kultur- und sittengeschichtliche, mystisch-theosoph. Werke nebst Antiquarverzeichnis versendet gratis frko.
H. Barsdorf Verlag in Berlin W. 30,
Barbarossastr. 21 II.

Bücher aller Wissensgebiete liefert schnellstens und zuverlässig bei angepassten Zahlungsbedingungen
Alexander Köhler, Dresden,
Abteilung Auslandsversand V.K.

Bücher sämtl. Literaturgebiete und in allen Sprachen liefert prompt. Interessenten wollen meinen monatlichen Anzeiger kostenlos verlangen. Rudolf Koch, Buchhandlung und Antiquariat, Leipzig 36, Nürnbergerstr.

Gute Bücher
nur liter. wertv. Werke erhalten Sie, z. T. zu bedeutend herabgesetzten Preisen bei Antiquar Müller, München 17, Amalienstraße.

Bücher aller Wissensgebiete! Kat. 460: Kulturgeschichte erschienen! Noch zu haben Kat. Russland u. Polen. Verz. m. Übersetzgs.-bibliothek griech. u. röm. Klassiker.
Heinrich Kerler, Antiquariat, Ulm a. D.

Büro-Druck-, Schneide- u. a. graph. Maschinen
Muder & Co., Leipzig

Cigaretten-Maschinen
„Triumph", „Universal" u. „UK"
Leistung bis 850 Stück pro Minute.
United Cigarette Machine Company G.m.b.H., Dresden-A. 21 X.

Druck-Farben
in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co.,
Friedrichsfelde-Berlin.

Elektromotoren
Dynamos, Bohrmaschinen, Messinstrumente, Kinematographen-Einrichtungen
Elektricitäts-Gesellschaft SIRIUS m.b.H., Leipzig.

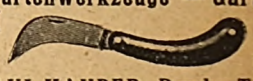
Etiketten aller Art,
fabriziert seit 1865
G. ALBRECHT LAUE, Hamburg 8 m

Fahnen, Banner u. Standarten für alle Vereine. Vereins- und Festabzeichen in Metall etc. Prosp. frei.
Neuruppiner Fahnenfabrik.

Frischhaltungsapparat „Zelho"

Patent Nr. 313331 u. viele Gebrauchsmuster. Unser Apparat ist bei richtiger Behandlung in der Konservierung, Sterilisierung, Schliessen u. Öffnen der Konservengläser unübertroffen. — Vorteile: Werterhaltung der Substanz (Vitamine). Ersparte Zeit und Heizung. Solide Preise. Alleinverkauf wird vergeben.
Alleinige Fabrikanten:
Bruno Zirrgiebel Aktiengesellschaft
Fahrzeug-Armaturen-Werke
Leipzig-Plagwitz, Nonnenstr. 25/27.

Galanteriewaren
mit echten Meermuscheln verziert, 1 Postcolli 20 verschiedene Muster 6 $ U. S. A.
Gg. Fritzmann, Lichtenfels S. 17, Bayern.

Gartenwerkzeuge — Gartengeräte.

Spritzen, Zerstäuber
Katal. frank.
PAUL HAUBER, Dresden-Tolkewitz 21.

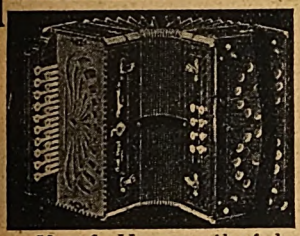
Harmoniums
Kleinste bis grösste Werke.
Spielapparate. Katalog gratis.
Aloys Maier, Fulda.
Gegründet 1846.

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Halali-Hüte
Niederlagen in allen Städten.
HALALI ges. gesch.
Halali-Compagnie m. b. H.
rankfurt a. M. 31, Moselstr. 4.

Harmonikas ★ Ia Qualität



rno Hopf, Harmonikafabrik,
Klingenthal-Sa. 5.

solierflaschen u. Gefässe
Vom Guten das Beste und preiswert.
Reelle, weitgehende Garantie
„Phönix"-Isolierflaschen-Werke
ilhelm P. A. Kramer, Leipzig-Co. 16.

Kartonnagen-Maschinen
aller Art.
reusse & Co., A.-G., Leipzig 105.

Kistenbretter
von 3 m/m Stärke an
: und fertig auf Mass und Format zugeschnitten, liefert
chard Leinbrock, Pirna-Copitz a. d. Elbe
Dampfsägewerk Brückmühle.

Krankenfahrstühle
aller Art, moderne Selbstfahrer.
stklassige Ausführungen.
issige Preise. — Illu-
ierter Katalog gratis
und franko.

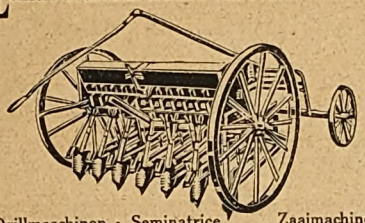
pezialfabrik Louis Krause,
Leipzig-Gohlis 61e.

unstdruckpapiere u.-kartons
Chromopapiere u. -kartons
Naturdruckpapiere
ert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
esdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabr.
rause & Baumann A.-G.,
Heidenau, Bezirk Dresden.

unsthandlung Emil Richter Dresden-A.
Gegr. 1848. Pragerstr. 13. T.-A.: Kunstrichter
Farbige Reproduktionen alter u. neuer Meister.
otographien n. Gemäld. sämtl. bekannt. Galerien.
zialbuchhandlung f. d. gesamte Kunstliteratur.

ehrmittel für sämtliche Unterrichtszwecke
richten ganzer Schulen.
ort nach allen Ländern. — Um-
greiche, auch fremdsprachige
illustrierte Kataloge.
ehler & Volckmar A.-G. & Co.,
Abteilung Lehrmittel
Leipzig, Taubchenweg 21.

Landwirtschaftliche Maschinen



Drillmaschinen · Seminatrice Zaaimachine
Ridge-Drill · Sembradora · Semoir en lignes · Hackmaschinen · Piocheuse · Chopping-machine · Hakmachines · Zappe automat. · Máquina para azadonar.
Aktiengesellschaft f. landwirtschl. Maschinen
Würzburg 10. Telegr.-Adr.: Drillbau

Lehrmittel eigener Fabrikation, bes. Erdgloben, Technol. Sammlungen, Naturwissenschaftl. Präparate u. Sammlungen, Physik. Apparate u. v. a. Katalog a. Verlangen.
Paul Räth, Lehrmittel-Werkstätten, **Leipzig,** Sidonienstr. 26.

LICHTBILDER (DIAPOSITIVE)
zur Kunst, Geschichte, Geographie, Geologie, Naturwissenschaften, Technik usw., mehr als 100000 Nummern. **E. A. Seemanns Lichtbildanstalt, Leipzig,** Sternwartenstrasse 42.

Mottenvertilgungsmittel
Globol tötet Motten
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

Ammon Gläser,
Erlbach-Vogtl. (Deutschland)
Musikinstrumenten- u. Saitenfabrik

Weltbekannt als vorzüglichste Bezugsquelle von Streich-, Blas- und Holzinstrumenten in nur anerkannt besten Ausführungen. **Spezialitäten:** Violinen, Violas, Cellis, Bässe, Mandolinen, Guitarren, Lauten und sämtliche Zubehörteile, Mund- und Ziehharmonikas.
Alleiniger Fabrikant der ges. gesch.
Bernhardt's Silber- u. Goldstahlsaiten
wie der
ges. gesch. ton- u. quintenreinen Prof Arthur Nikisch-Darmsaiten.

Musikinstrumente aller Art kaufen Sie aus erst. Hand dir. v. Fabrikort bei
Wolf & Co., Klingenthal, Sa., Nr. 520
Gross. Katal. grat. Auftr. v. 10 Gm. an i. Deutschl. portofr. Viele Taus. Anerkennungsschr. a. all. Welt.

Musikinstrumente.
Erstklassige Violinen, Guitarren, Lauten, Mandolinen und Zubehör.
Heinr. Th. Heberlein jun.
Markneukirchen i. Sa.

Nähmaschinen TITAN aller Systeme, anerkannt bestes Fabrikat.
Gustav Winselmann G. m. b. H.,
Nähmaschinenfabrik, **Altenburg 61,** Thüringen.

Nähmaschinenteile.
Spez.: Schiffchen aller Art · Fàbrica para piezas de màquinas de coser. — Espec.: Lanzaderas de toda clase.
MAX DIETZE G. m. b. H.
Dresden-A. 19.

O- u. X-Beine
Verdeckungsapparate
liefert billigst. Prosp. grat. gegen Rückporto.
GUSTAV HORN & Co.,
Magdeburg-B. 103.

Ovalrahmen in Gold verziert u. glatt — Schleifenrahmen, Bilder und Tabletts in bester Ausführung.
Ovalkunstwerke Beck & Co., Leipzig-Stött.

Papiere aller Art. Post- Schreib- Bücher- Normal- Lösch- Zeichen- Druck-Papiere. Kunstdruck-Papiere und Kartons, Elfenbeinkartons, handgeschöpfte Bütten-Papiere.
J. W. Zanders, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Papiere — Pappen — Papierwaren — Tapeten — Kohlepapiere etc.
Permanente Ausstellung, auch für Prüfungsapparate, Schreib- und Büromaschinen.
Saxonia-Papier-Aktiengesellschaft
Dresden-N., Am Markt 12.

Papiere u. Kartons für Kunstdruck
nach eigenem Verfahren, D. R. P. 279444, G. M. S. 617706, Chromo-Papiere u. Kartons fertigt **Chromo-Papier- und Karton-Fabrik vorm. Gustav Najork, A.-G., Leipzig-Plagwitz.**
Gegründet 1868.

Photo-Alben, Postkarten-Alben, Schallplatten-Alben, Gästebücher, Katalog- und Bucheinbände, Kostenanschlags- und **Diplommappen.** Einbände jeder Art. Massenauflagen. Abteilung für Handbindekunst.
Vertreter in allen Kulturstaaten gesucht.
H. Sperling, Grossbuchbinderei, Leipzig.

HÖPFNER-Pianos Flügel
BERLIN SO. 36
Fabrik seit 1880
Ueber 40000 Pianos geliefert.

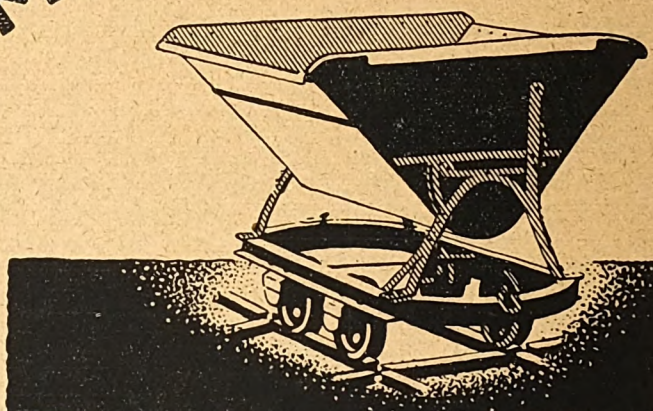
Pianos hervorragende Qualität
fertigt seit Jahren
Pianofortefabrik JOSEPH SOPH
Eisenberg i. Thür.

Pianos solides Fabrikat Klasse C
Richard Stöckel, Pianofortefabrik,
Eisenberg i. Thür.

Pianos — Flügel
Spez.: Tropensichere Ausführung
R. Weissbrod, Hofpianofortefabrik,
Eisenberg i. Thür.
Höchste Auszeichnungen.

Digitized by Google

Muldenkippwagen.



Bochumer Verein
Bochum.

DER ELEKTROMOTOR

im Dienste der Küche

Hervorragend geeignet für grössere Haushaltungen, Gutsküchen, Pensionate, Hotels, Restaurants, Kasinos, Sanatorien usw.

Spielend leichte Handhabung, grösste Leistungsfähigkeit. Der Motor kann überall aufgestellt und durch Anschluss an die Lichtleitung in Betrieb gesetzt werden. Bei sämtlichen Küchenmaschinen ist sorgfältigst darauf geachtet worden, dass jeder ohne weiteres damit hantieren kann, ohne dass irgendwelche Verletzungen zu befürchten wären. Broschüre mit genauer Beschreibung auf Anfrage.

□□

Alexanderwerk A. von der Nahmer A.-G.

REMSCHEID BERLIN S. 14

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

An unsere Leser!

In ungeahnter Weise hat sich die Zahl der Bezieher unserer Hefte im Inland wie im Ausland verstärkt, und von Monat zu Monat wächst noch immer die unabsehbare Schar neuer Freunde. Wir müssen unsere langjährigen Bezieher daher bitten, die Neubestellung für den mit dem nächsten Heft beginnenden Jahrgang sofort vorzunehmen, damit sie nicht wieder das Schicksal der Nachzügler des vorigen Winters trifft: sie konnten die ersten Hefte nicht mehr nachbeziehen, denn die Auflage war zu jedem Monatbeginn binnen wenigen Tagen vergriffen, obwohl sie ständig vermehrt wurde.

Zu Beginn des neuen Jahrgangs erscheint

ein neuer Roman von Clara Viebig:

Der einsame Mann.

Ein Werk, das diese Meisterin der Erzählungskunst auf dem Gipfel ihres Könnens zeigt: im tiefen Eindringen in das Seelenleben alter und junger Menschen. Dieser Veröffentlichung folgen im Laufe des Jahrgangs die Romane: Das Gymnasium von St. Jürgen. Von Max Dreyer. Die Söhne. Von E. von Bonin. Das mißliebige Lob. Von Jakob Schaffner. Maria Duchanin und der Weg in die Eiszeit. Von Juliane Karwath.

Zahlreiche, glänzend geschriebene Novellen anerkannter Meister und junger, neuentdeckter Begabungen vervollständigen den erzählenden Inhalt des Jahrganges.

Wissenschaftliche Beiträge gefeierter Gelehrter, Lebenserinnerungen berühmter Zeitgenossen, bildergeschmückte Abhandlungen aus allen Wissens- und Lebensgebieten, vor allen aber

Künstler-Monographien
mit originalgetreuen Wiedergaben

bieten unseren Freunden alles, was sie für Geist und Herz und Auge suchen.

Im nächsten Heft (Septemberheft) erscheint ein Aufsatz über

Emil Orlik

mit zahlreichen Bildern des Meisters, zumeist in den Farben des Originals. Dr. Paul Ferdinand Schmidt, der Dresdener Kunsthistoriker, ist der Verfasser der eingehenden Würdigung.

Der Herausgeber unserer Hefte,

Paul Oskar Höcker,

berichtet von seinen amerikanischen Eindrücken, die er auf der ersten Ausreise des Lloyddampfers „Columbus" gesammelt hat, in einer fesselnden Plauderei:

„Das Antlitz von Neuyork",

wozu eine amerikanische Künstlerin vortreffliche Federzeichnungen aus dem Weltstadtgetriebe beigesteuert hat.

Den ersten Roman der Weltliteratur, den „Goldenen Esel" des Apulejus, behandelt der Universitätsprofessor Dr. Hermann Reich in einem Aufsatz, dem seltene, zum Teil farbige Bilder antiker Kunst beigegeben sind.

Aus dem übrigen Inhalt von Heft 1 seien noch erwähnt: „Zirkus Mundi", Novelle von Horst Wolfram Geißler, „Jena", Novelle von Wilhelm Schäfer, „Weltbürgertum und Nationalbewußtsein in der deutschen Geschichte", von Professor Dr. L. Berger, „Neue Tanzkunst", von Fritz Böhme. Mit zahlreichen Abbildungen. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", Lebenserinnerungen von Rudolph Stratz. Wilhelm Hegeler: Neues vom Büchertisch. Illustrierte Rundschau, Kunstgewerbe u. v. a. m. Kunstbeilagen nach Werken von Orlik, Boehme, Pippel, Spiro, Haueisen, Bruch, Simon.

Digitized by Google

An unsere Bezieher!

Mit diesem Hefte (12) ist der XXXVIII. Jahrgang 1923/1924 abgeschlossen.

Zum Einbinden stehen die gewohnten, geschmackvollen Einbanddecken in roter Leinwand zur Verfügung. Wir bitten, sich dafür des untenstehenden Bestellzettels bedienen zu wollen.

Einbanddecken-Bestellzettel:

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung

.....

.....

zu

Velhagen & Klasings Monatsheften

XXXVIII. Jahrgang 1923/24

1 Einbanddecke zu Band I (Heft 1–6) Mk. 1.50
1 desgl. zu Band II (Heft 7–12) Mk. 1.50

(Nichtgewünschtes bitten wir durchzustreichen!)

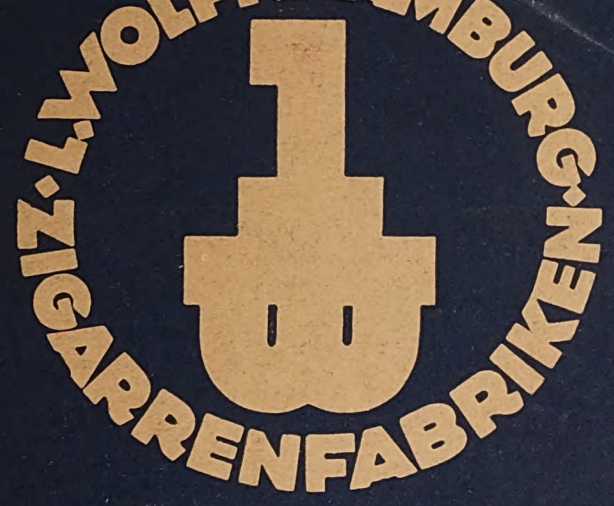
Name: .....

Wohnung: .....

Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

L. WOLFF ZIGARREN



SEIT 50 JAHREN BEVORZUGT

Wie ein altes Geschlecht
an seinem WAPPEN, so hält die
Waldorf-Astoria
unbekümmert um Mode
und Zeitströmung an ihrem
bekannten Markenzeichen
KRANZ UND KRONE
fest. - In ihm verkörpert sich
das Streben der Firma nach
HÖCHSTER QUALITÄT.

A. KUSCHE

Digitized by Google

Feurich

Flügel ★ Pianinos

LEIPZIG, COLONNADENSTR 30

LEIBNIZ-KEKS

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.-G.
HANNOVER

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109544384

Digitized by Google